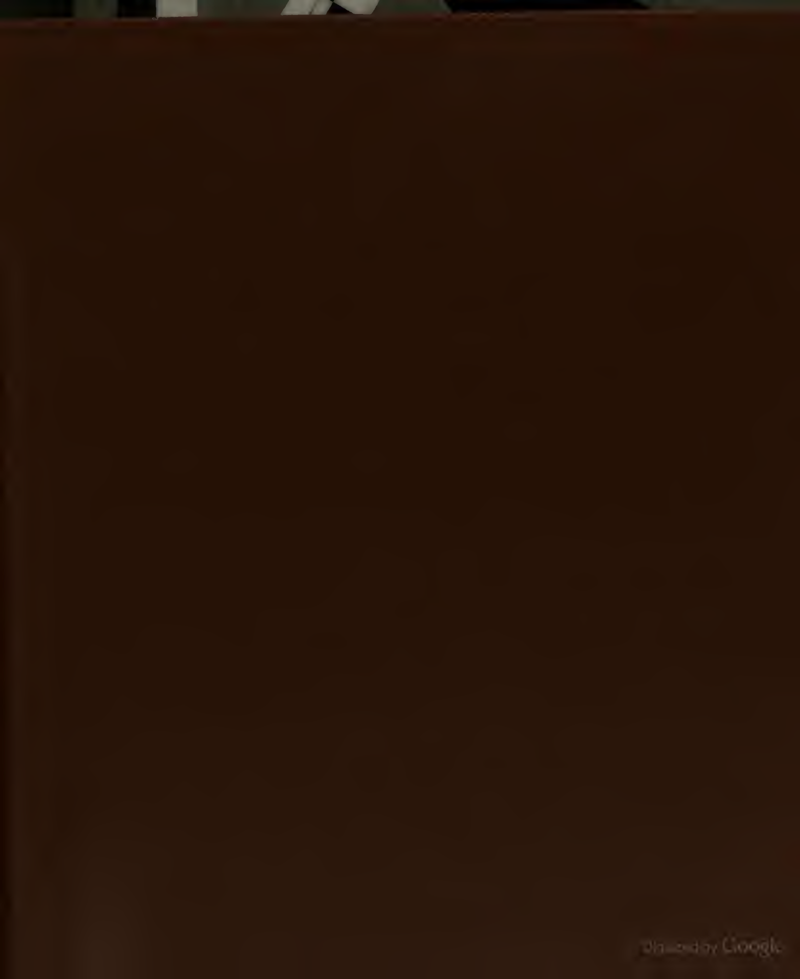
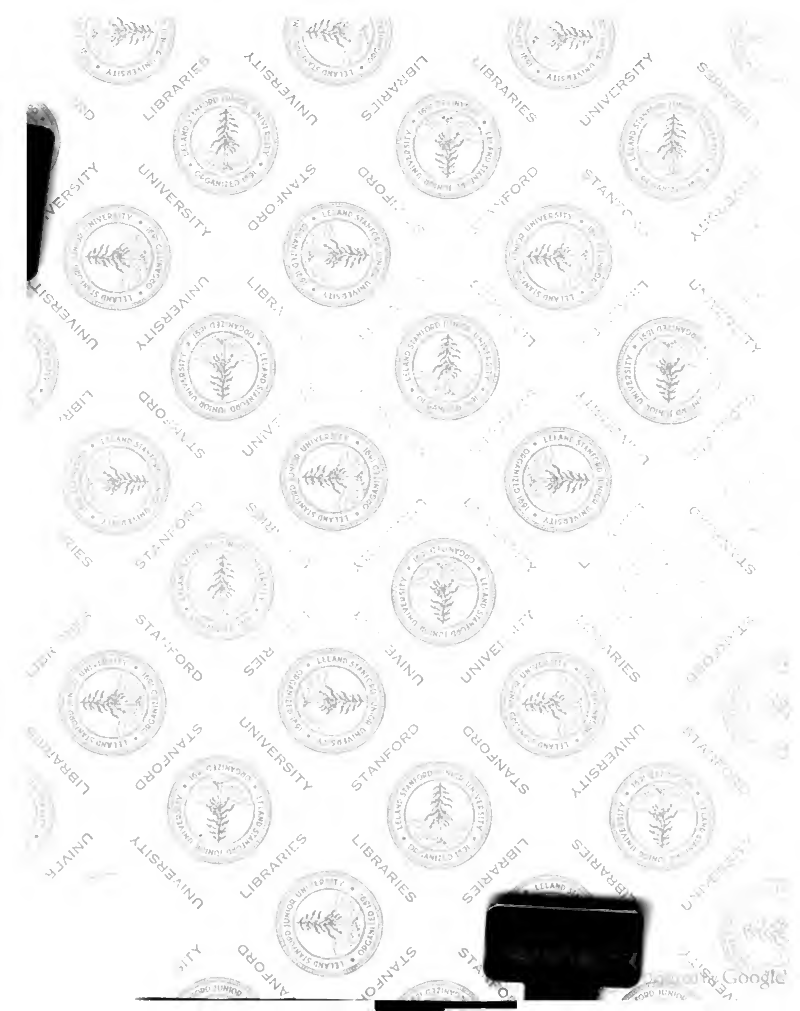
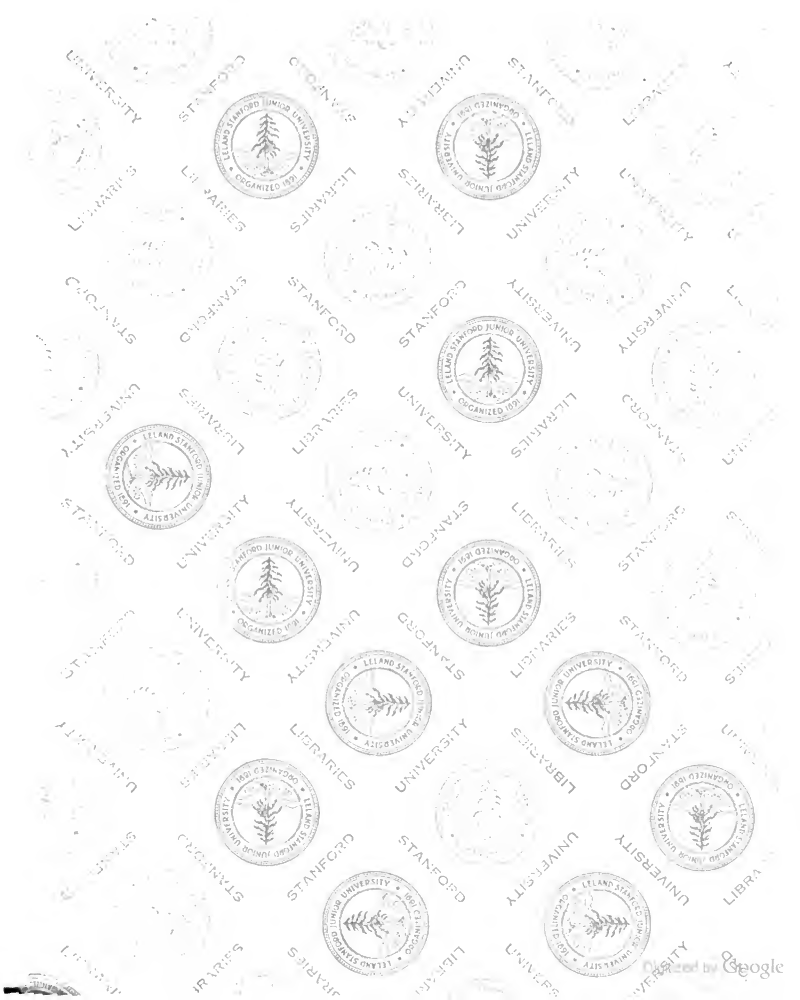



STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY
ORGANIZED 1891


STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY
ORGANIZED 1891
Digitized by Google

1830 — Juil / Septembre

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Vier und zwanzigster Jahrgang.

1830.

Juli.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1830.

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus grössern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, troß Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts" eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts" beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts" dafür fordern könnten, Anspruch machen; und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt" einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts."

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das „Kunst-" und „Literatur-Blatt", miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts", mit Einschluß des „Literatur-" und „Kunst-Blatts", würde also kosten . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-" und „Kunst-Blatts" ohne das „Morgenblatt" . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt" . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt" . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt" in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Erzählungen und Romane.

Länder- und Völkerkunde.

Reisen.

Naturgeschichtliches.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Korrespondenz.

Kunst-Blatt.

Nro. 52.

Ueber die Gruppe der Niobe und ihre ursprüngliche Aufstellung von J. M. Wagner. (Forts.) — Paris. — Warschau. — Konstantinopel.

Nro. 53.

Ueber die Gruppe der Niobe und ihre ursprüngliche Aufstellung. (Forts.) — London. — Paris.

Nro. 54.

Ueber die Gruppe der Niobe und ihre ursprüngliche Aufstellung. (Forts.) — Jean Goujon's Werke. — Nekrolog. — Bekanntmachung.

Nro. 55.

Concurs zur Verzierung des Giebelfeldes der Magdalenenkirche in Paris. — Ueber die Gruppe der Niobe und ihre ursprüngliche Aufstellung. (Forts.) — Lithographien. — Uebersetzungsanzeige.

Nro. 56.

Ueber die Gruppe der Niobe und ihre ursprüngliche Aufstellung. (Forts.)

Nro. 57.

Ueber die Gruppe der Niobe und ihre ursprüngliche Aufstellung. (Forts.) — Der Platz Ludwig XV. zu Paris.

Nro. 58.

Ueber die Gruppe der Niobe und ihre ursprüngliche Aufstellung. (Forts.) — London.

Nro. 59.

Ueber die Gruppe der Niobe und ihre ursprüngliche Aufstellung. (Forts.)

Nro. 60.

Ueber die Gruppe der Niobe und ihre ursprüngliche Aufstellung. (Forts.) — Nekrolog. — Berichtigung.

Literatur-Blatt.

Nro. 67.

Staatswissenschaften. 21) Handbuch der Finanzwissenschaft und Finanzverwaltung, von E. A. von Malchus. — Zur dritten Jubelfeier der Augsburgischen Konfession.

Nro. 68.

Schau- und Trauerspiele. 1) Theater der Hindus. Aus dem Englischen von Wilson.

Nro. 69.

Schau- und Trauerspiele. 1) Theater der Hindus. (Forts.)

Nro. 70.

Schau- und Trauerspiele. 1) Theater der Hindus. (Forts.) — 2) King Henry IV. by W. Shakespeare, von F. E. Feller.

Nro. 71.

Schau- und Trauerspiele. 3) Hernani ou l'honneur Castillan, par V. Hugo. — 4) Hernani oder die kastilianische Ehre, von V. Hugo, übersetzt von J. B. Werner.

Nro. 72.

Schau- und Trauerspiele. 5) Cromwell. par V. Hugo. — 6) Cromwell, übers. von J. B. Werner.

Nro. 73.

Schau- und Trauerspiele. 7) Don Juan und Faust, eine Tragödie von Grabbe.

Nro. 74.

Schau- und Trauerspiele. 7) Don Juan und Faust. (Forts.) — 8) Kaiser Friedrich Barbarossa, Tragödie von Grabbe.

Nro. 75.

Schau- und Trauerspiele. 8) Struensee, Trauerspiel von M. Beer. — Zeitgeschichte. Moeurs politiques au 19 siècle, par A. Dumesnil.

Nro. 76.

Geschichte. Scènes contemporaines et scènes historiques par la Vicomtesse de Chamylly. — Schau- und Trauerspiele. (Forts.) 10) Hans Sachs von Deinhardstein. — 11) Meister Pilgram, von F. Duller. — 12) Sertorius, Tragödie von Dr. Lommel. — 13) Der Türkensturm auf Marburg im Jahr 1529, von Professor Suppantschitsch.

Nro. 77.

Schau- und Trauerspiele. (Forts.) 14) Bertram. Romantisches Drama von Maturin, eingeführt durch Walter Scott und Lord Byron. Ueber zwanzigmal nach einander aufgeführt auf dem Drurylanetheater in London. Freie metrische Uebersetzung von Dr. Carl Ecken. — 15) Der treue Diener seines Herrn, Trauerspiel in fünf Aufzügen von Franz Grillparzer. — Universitätsschrift. Ueber die Abschaffung der Duelle unter den Studirenden, mit besonderer Rücksicht auf die hierauf bezüglichen Schriften der HH. Kirchenräthe Paulus und Stephani, von Dr. K. H. Scheidler.

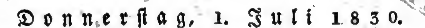
№. 156.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 1. Juli 1830.

Ein holder Zauber spielt um deine Sinnen,
Ergieß ich meinen Strom von Harmonien;
Und setz' ich meine Leiter an von Tönen,
Ich trage dich hinauf zum höchsten Schönen.

Schiller.



Bemerkungen über Tonkunst.

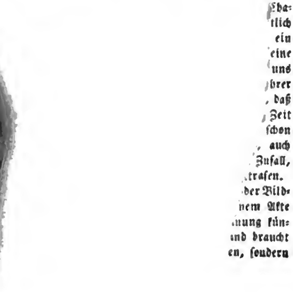
Von Ludwig Bauer.

Erster Artikel.

Alle ächten Erzeugnisse der Kunst stimmen darin überein, daß sie das Schöne darstellen. Demungeachtet werden wir uns nicht in der nämlichen Stimmung befinden, je nachdem wir ein gelungenes Gemälde betrachtet, oder ein geistreiches Gedicht durchlesen haben. Unser Geist wird jedesmal auf eine andere Weise angeregt, und auf eine andere Weise thätig seyn. Hierin liegt eine große Schwierigkeit für den Kunstphilosophen. Wir erwarten von ihm Aufschluß über unsere eigenen Empfindungen; wir verlangen, daß er den flüchtigen Zauber der Schönheit in Begriffe auflöse und auf Gesetze zurückführe. Bei diesem an sich schon verwickelten Geschäfte muß er nun noch überdieß die getheilten Interessen des Bildhauers und des Dichters, des Baumeisters und des Redners, des Malers und des Tonkünstlers immer zugleich im Auge behalten. Es ist keine leichte Aufgabe, so verschiedenartige Ansprüche gegen einander auszugleichen, und die freie Union der Künste für dieselbe Verfassung zu gewinnen. Man darf sich daher keineswegs wundern, daß diese Aufgabe noch nicht vollkommen gelöst worden ist. Nur könnte es befremden, wie man oft sogar über das Wichtigste im Allgemeinen entscheiden mochte, ohne erwogen zu haben, ob die aufgestellte Regel auf jede einzelne Kunst sich anwenden lasse. Am wenigsten hat man die Tonkunst berücksichtigt, theils, weil selten ein Philosoph zugleich Musiker ist, theils, weil die Musik die jüngste Tochter der Kunst ist; besonders aber deßwegen, weil sie sich am weitesten vom Sinne des Gesichtes entfernt. Durch diesen Sinn wird ja zuerst das ästhetische Bewußtseyn in uns geweckt; das Auge zeigt uns die Schönheit im Bilde des Menschen, von welchem selbst die ide[…]
Göttergestalt nur eine kühne Nachahmung [...]
Name des [...] ist
ständ
es,
ten
Wi
wir
der
Sir
beze
stan
Ang
und
ob sie
sicht
rakters
Vernun
wohl, n
verhält es
inne werde
Mißklan
stimmunger

gen anderer Sinne zu Hülfe nehmen. Und auch in diesem Falle hat der Sinn des Gesichtes die ersten Ansprüche. Da werden helle und runde Töne, da wird ein reinliches und fließendes Spiel von dem Tonkünstler verlangt. Schon deßwegen befindet sich die Musik den übrigen Künsten gegenüber im Nachtheile. Sie muß eine fremde Sprache reden, wenn sie ihre eigene Sache vortragen will, und an ihre Nebenbuhlerinnen appelliren, um sich gegen sie zu behaupten.

Der Baumeister und der Maler stellt unmittelbar ein sichtbares Objekt vor unser Auge. Der Dichter thut es zwar nur mittelbar, aber unterstüzt von dem ganzen Reichthum der Sprache und unter dem freiesten Spiele der Einbildungskraft. Seine Begebenheiten knüpft er an Personen, und seine Urtheile verkörpert er zu Anschauungen. Aus dem Zwange gekünstelter Sitten flüchtet er uns in die harmlose Natur, und aus den Einsamkeiten der Natur führt er uns zurück in das Gewühl der Menschenwelt. Dieß alles steht dem Tonkünstler nicht zu Gebote. Das Element, dem seine Töne entquellen, wird nicht mehr als Stoff empfunden, weil es unsichtbar ist, und selbst dieser unsichtbare Stoff wirkt nur durch seine Bewegung auf unser Gemüth. Der Spieler und sein Instrument sind als Figuren für den Effekt einer Komposition gleichgültig; in der Regel wird uns sogar ein verdecktes Orchester das erwünschteste seyn. Die ganze sichtbare Welt ist dem Musiker nur eine Fläche, über welche sich die Schwingungen seiner Töne verbreiten, und an deren Grenzen sie sich dergestalt brechen sollen, daß dadurch der höchste Wohlklang [illegible] Die Musik ist daher unter allen Künsten zur [illegible] Sobald sie nichts als [illegible] Spielerei aus- [illegible]ngen.



als
in
Cha-
tlich
ein
eine
uns
ihrer
, daß
Zeit
schon
, auch
Zufall,
trafen.
der Bild-
nem Akte
nung kün-
und braucht
en, sondern

nur darauf anzuwenden. Nicht so bei einem musikalischen Kunstwerke. Ein einzelner Ton oder ein einzelner Zusammenklang von Tönen kann uns zwar wegen seiner Reinheit gefallen, und durch seine Fülle sogar erschüttern; aber eine musikalische Schönheit begründet er nicht. Diese entsteht immer erst durch eine Aufeinanderfolge von Tönen, sie ist wesentlich durch den Wechsel, durch das Fortrücken, durch die Bewegung bedingt, oder mit andern Worten: sie kann nur in der Zeit angeschaut werden. Während also die Tonkunst die rasche Forderung des nach Totalität strebenden Verstandes für den Augenblick zurückweist und sie nur allmählig erfüllt, so schließt sie sich desto genauer dem Selbstbewußtseyn des Menschen an. Sie wendet sich geradezu und ohne alle Vermittlung an den innern Sinn, sie erscheint schon unter demselben Gesetze, an welchem die Zustände unsers Bewußtseyns abrollen. Und hiedurch hat sie sich einen bedeutenden Vortheil gesichert. Es kommt bekanntlich viel auf den ersten Eindruck an, den wir von einem Kunstwerke erhalten. Der bildende Künstler muß es darauf wagen, ob wir gerade in der rechten Stimmung vor seinem Werke erscheinen. Sobald er es enthüllt hat, haben wir auch empfunden, und zwar den Totaleindruck seiner Schöpfung. Durch Nachdenken und wiederholte Betrachtung werden wir mehr und mehr auf einzelne Züge geleitet. Wenn der erste Eindruck ein ungünstiger war, so kann zwar unser Urtheil noch die Parthei des Künstlers ergreifen, aber unsere Empfindung hat bereits ihre Stimme gegeben, und was ihr der erste Augenblick nicht geleistet hat, kann ihr kein folgender ersetzen. Der Tonkünstler ist dieser Gefahr nie, wenigstens nie in gleichem Grade ausgesezt. Nur die Wirkung der ersten Töne hängt von dem Empfindungszustande ab, der uns vor das Orchester begleitet hat; die folgenden Töne treffen schon einen veränderten Zustand, und gleichsam eine musikalische Fürsprache in unserem Gemüthe an. Je kunstgemäßer nun der Komponist seine Ideen verarbeitet hat, je mehr er im Anfang durch allmählige Entfaltung uns aufmerksam zu machen, im Verlaufe durch das Zusammentreffen musikalischer Gegensätze uns in Spannung zu setzen, und am Schlusse durch die überraschende Auflösung uns zu befriedigen wußte, desto fühlbarer wächst von Takt zu Takte seine Herrschaft in unserem Gemüthe, und desto unfehlbarer wirken die lezten entscheidenden Schläge. Grade da, wo er die heterogensten Empfindungen bekämpfen und in musikalische umschaffen mußte, feiert er seine schönsten Triumphe. Denn während der vorbereitete Zuhörer die Musik wie eine Gespielin lieb gewinnt, wird sie der unvorbereitete bewundern, weil er sich von ihr besiegt fühlt. Begeistern kann uns der Dichter, bezaubern der bildende Künstler, aber von Empfindung zu Empfindung unwiderstehlich fortreißen und im eigentlichsten Sinne des Wortes

überwältigen kann uns nur der Tonkünstler. Die Musik ist ihrem Wesen nach innig, weil sie den kürzesten Weg zu unserem Bewußtseyn einschlägt, und weil sie sich vor jeder Zerstreuung bewahrt hat. Denn unbekümmert um das bunte Treiben der sichtbaren Welt, gehorcht sie nur ihrem eigenen Gesetze, dem der Harmonie, und beschränkt sich auf die Hervorbringung des Wohlklangs als auf ihr erstes und einziges Ziel. Daher die magische Gewalt, mit welcher sie unsre Seele beschleicht, und die Schnelligkeit, mit der sie unvermerkt in alle unsere Empfindungen einströmt, und die Temperatur auch des kältesten Geistes umsezt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Ausbrüche des Aetna.

Im gegenwärtigen Augenblicke, wo der Aetna wieder so große Verwüstungen anrichtete, werden einige allgemeine Bemerkungen über denselben und eine Statistik seiner Ausbrüche nicht ohne Interesse seyn.

Lange hielt man den Aetna für den höchsten Berg in Europa, und der englische Reisende Brydone, der im Jahr 1770 schrieb, wagt nur schüchtern die Vermuthung, der Montblanc könnte doch höher seyn. Und doch ist der Aetna nur 12,000 Fuß hoch, d. h. 4000 Fuß niedriger als der Montblanc, aber er macht einen weit stärkern Eindruck auf die Einbildungskraft. Er steigt gerade aus dem Spiegel des Meeres auf und auf tausend Punkten der Küste übersieht ihn das Auge ganz. Ueberdies sind die Berge, die ihn umgeben, nicht sehr hoch, und lassen ihn durch den Kontrast eher größer, als kleiner erscheinen. Es läßt sich nichts Schöneres, nichts Imposanteres denken, als dieser ungeheure, so regelmäßig und doch so kühn gebaute Berg, den unten eine herrliche Vegetation deckt, den in der Mitte zwei Gürtel umgeben, ein Wald- und ein Schneegürtel, über welch lezterem sich das ewig rauchende Haupt erhebt; es gibt nichts Merkwürdigeres als die Berge, die er selbst erzeugt hat, die breiten schwarzen Lavaströme, die sich nach allen Seiten durch das Land ziehen. Selbst der Vesuv, gegen ihn ein wahrer Zwerg, kann keinen Begriff vom Aetna geben. Beim Vesuv geht überdieß bei den Ausbrüchen fast alles im obern Kegel vor; dieser Kegel ist gleichsam ein Gefäß, das, wenn es sich einmal durch einen Ausbruch entleert hat, sich allmählig wieder füllt, bis es überläuft und wieder geleert wird. Beim Aetna ist es ganz anders: hier berstet der obere Kegel selten; blos stärkerer Rauch und ein lauteres Getöse in der Höhe verkünden jedesmal den Ausbruch, wo er aber statt finden wird, läßt sich nie voraussagen. Plözlich öffnet sich irgendwo unten, oft sehr weit vom Kegel, die Erde und verschlingt alles, was auf ihrer Oberfläche ist. Häuser, ganze Dörfer verschwinden, und es erfolgt ein gewaltsamer Ausbruch von Feuer, Asche und Steinen. Diese häufen sich auf und bald ist ein neuer Kegelberg gebildet, der mehrere Tage lang Feuer speit. Endlich scheint der Vulkan ruhig zu werden, es wird auch wirklich stille, dies ist aber nun der furchtbarste Zeitpunkt für das Land; die geschmolzene Masse hat nicht mehr Kraft genug, sich bis zum Gipfel emporzuarbeiten, sie schafft sich unten am Fuße Luft, und nun beginnt ein dicker rother Strom sich langsam hervorzuwälzen. Für die Menschen ist dabei wenig Gefahr; denn da der Strom im Fließen beständig erkaltet, so macht er des Tags nicht leicht über eine halbe Meile; aber wehe den Feldern, wehe den Städten oder Dörfern, die auf seinem Weg liegen. Kein Hinderniß hält ihn auf, keine menschliche Gewalt vermag ihn zum Stehen zu bringen. Gewöhnlich fließt er dem Meere zu, und hier findet seine Wuth eine Schranke; aber welche Umwege macht er, bis er dahin kommt! Stößt er auf einen Hügel, so theilt er sich, kommt er an einen tiefen Grund, so breitet er sich gleich einem See aus, ehe er seinen Weg fortsezt. Diese schreckliche Wanderung dauert oft Monate lang.

Es läßt sich darnach abnehmen, welch schreckliche Spuren diese Ausbrüche rings im Lande hinterlassen müssen. Während der Vesuv allein stehen bleibt, gruppiren sich um den Aetna eine Menge Söhne, Zeugen seiner furchtbaren Macht. Während die Lava des Vesuvs über einige Thäler in der Höhe fast nicht hinaus kommt, strömt die Lava des Aetna über das tiefste Land und bedeckt die fruchtbarsten Felder. Es gibt Lavaströme, bei einer Stunde breit und dreihundert Fuß hoch. Sieht man sie von einer Höhe herab, so gleichen sie einem plötzlich erstarrten Dintengusse; stößt man auf sie, so bemerkt man hohe, ungleiche, zerklüftete, verwitterte Mauern; geht man auf ihnen, so findet man ein hartes, schwarzes, dicht mit scharfen Spitzen besäetes Gestein. Aber mit der Zeit zerfällt dieser Stein und wird nach und nach fähig, Pflanzen zu nähren; an einigen Stellen bleibt die Lava glatt und kahl, während an andern bereits kräftige Pflanzen emporsprießen. Später kommt der Mensch darüber; es werden Bäume darauf gepflanzt, Felder und Gärten angelegt und Häuser gebaut. Es läßt sich dann kein fruchtbareres Erdreich, keine herrlichere Vegetation denken. Die Laven sind in dieser Beziehung nicht alle gleich; so ist die Lava von 1669 noch schwarz und nackt, fast wie am ersten Tage; jüngere Laven dagegen bekommen schon einen Anflug von Grün. Die Lava von 1538 ist noch dürrer als die von 1669; diejenige dagegen, die vor acht bis neunhundert Jahren den Hafen des Ulysses ausfüllte und das Meer drei Meilen weit hinausdrückte, ist jezt der herrlichste, fruchtbarste Garten im Lande. Welch sonderbarer Kontrast zwischen dem ewig drohenden Berge und diesen lachenden Fluren! Ringsum Wälder von Bäumen

und Sträuchen mit glänzendem Laub von allen Schattirungen von Grün; ein dichter Pflanzenteppich über alles gebreitet, selbst über die elenden Lavamauern, mit denen Felder und Gärten eingefriedigt sind; Häuser, welche hinter des Oelbaums dunklem Grün oder aus Orangengehegen mit Blüthen und Früchten halb hervor blicken; eine herrliche, gewürzige Luft; ein schönes, kräftiges, zufriedenes Volk, und dieß alles auf einem Schlacken-, Aschen- und Lavaboden; dahinter der rauchende Gipfel des Aetna und ringsum schwarze, kahle, vulkanische Massen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

Merville. Scribe.

Von neuern Schauspielen wäre viel nachzuholen, wenn ich alles auf den Bühnen Dargestellte anführen wollte; glücklicherweise hat das Publikum selbst Mehreres sogleich verworfen, z. B. ein Stück von Merville, das schon einmal unter einem andern Titel ausgepfiffen worden war. Damals war die Hauptperson ein deutscher oder elsaßer Romantiker, welcher sich bei einer ehrsamen Pariser Familie einschleicht, die Tochter vom Hause durch sein empfindsames Romantisiren entzückt und mit ihr zulezt davonlaufen will, indeß der Vater, ein enthusiastischer Alterthumsforscher, mit einigen alten Scherben beschäftigt ist. Es kamen auch noch eine botanisirende Abentheurerin und sonstige eigene Figuren oder Karrikaturen darin vor, die das Publikum aber nichts weniger als possierlich fand und daher mit Unwillen verwarf. Merville weiß, daß daß Pariser Publikum zu viel Zerstreuung hat, um sich lange einer Sache zu erinnern. Er meinte also, wenn er sein Stück ein wenig umschmölze und ihm einen andern Titel gäbe, werde es wahrscheinlich Niemand wieder erkennen. Das Publikum war aber schlauer, es erkannte die bereits verworfenen Zerrbilder wieder und pfiff nun wieder frischweg. Vermuthlich wird der Dichter endlich das Pfeifen satt haben und sein verfehltes Stück auf immer in seinem Pulte vergraben; denn des heroischen Entschlusses, das Manuskript ins Feuer zu werfen, halte ich ihn nicht fähig. Dieser Merville hat mit einigen Stücken vielen Beifall eingeerndtet, z. B. mit seiner Famille Glinet (die man, sonderbar genug, eine Zeitlang dem König Ludwig XVIII. zuschrieb, vielleicht weil er den Wunsch geäußert hatte, man möchte ein Stück schreiben, worin das Gehässige des Partheizwistes in einer Familie lebhaft geschildert werde); „die beiden Engländer," ein altes, von Merville wieder aufgefrischtes Lustspiel, und „die erste Ehrensache" (wider das Duell) haben sich auf der Bühne mit Ruhm erhalten; wogegen andere nur eine oder zwei Darstellungen erlebt haben. Auch ein Volksmelodram von demselben, „der Galeerensklave," rührt das Publikum der Boulevardstheater gewaltig und wird oft gegeben. Mittlerweile schreibt Merville Romane und Novellen, die sich zwar geläufig lesen lassen und wahrscheinlich auch ihr Publikum haben, besonders bei den eben nicht kritischen Lesern, sonst aber keine bedeutende Stelle in der neuern französischen Literatur einnehmen. Scribe ist in der lezten Zeit keineswegs unthätig gewesen; man sollte glauben, ein Mann, der einen so ausgebreiteten Ruf hat, wie er, dessen Vaudevilles und Operetten nun schon so lange das Publikum entzücken und auf deutschen, englischen, italienischen, spanischen und vielen andern fremden Bühnen nachgeahmt werden, der, so zu sagen, der einzige beliebte Dichter dramatischer Kleinigkeiten in Europa ist, habe genug geleistet, um in der Académie française einen Platz zu verdienen. Gewiß gibt es unter den Akademikern viele, welche ihm an Talent, an geistreicher Darstellung, an Ruf nicht gleichkommen; die halbe Akademie ist im Auslande nicht so bekannt, wie er allein. Dennoch erhielt er, als neulich eine Akademikerstelle zu besetzen war, nur sehr wenige Stimmen; Ancelot, von dem zwar einige Trauerspiele mit Beifall auf den beiden Hauptbühnen gegeben worden sind, der aber doch bei weitem nicht die Originalität und den unerschöpflichen Erfindungsgeist Scribes besizt, bekam weit mehr Stimmen, und ihnen beiden ward ein Hr. Pongerville vorgezogen, dessen einziges Verdienst darin besteht, daß er Lukrez's Gedicht de natura rerum ziemlich elegant übersezt hat. Nun hatte sich freilich dieser Pongerville gewiß zwölfmal gemeldet und war eben so oft zurückgesezt worden, weshalb die Akademiker endlich wohl denken mochten, es sey Pflicht, diesen Herrn nicht länger vor der Thüre stehen zu lassen, zumal da er in einigen Journalen kräftig unterstüzt wurde. Man behauptet, Scribe habe deshalb so wenig Stimmen bekommen, erstlich, weil er sich zum erstenmale darstellte und die Herren in der Akademie gewohnt sind, sich mehrmals bitten zu lassen; zweitens, weil einige Akademiker auf das Vaudeville wenig Gewicht legen und dasselbe für eine allzu niedrige Gattung in der Literatur halten, als daß ein Vaudevilledichter Anspruch auf einen Siz in der erhabenen Gesellschaft der sogenannten vierzig Unsterblichen machen könnte; drittens, weil man Scribe eine allzu große Geldgier verwirft, weshalb er aus dem Dichten eine kaufmännische Spekulation macht, was einem Akademiker zur Unehre gereichen könnte. Das mag nun alles wahr seyn; dennoch kann nicht geläugnet werden, daß Scribe einer der geistreichsten und gefälligsten Dichter und Schriftsteller der französischen Nation ist, und wenn auch die Hälfte seiner Stücke auf Rechnung seiner Mitarbeiter käme, so bliebe ihm doch noch so viel übrig, daß er kühn einen Wettstreit mit den meisten Akademikern eingehen könnte. Deshalb werden ihm auch wahrscheinlich die Thüren der Akademie nicht ewig verschlossen bleiben, und zulezt wird die Akademie einsehen, daß, so lange ihr ein so ausgezeichneter Dichter wie Scribe fehlt, sie nicht vollständig ist. Auf dem Operntheater hat Scribe neulich das Ballet Manon Lescaut, nach einem bekannten Romane des Abbé Prévot, gegeben, mit Musik von Halevy und ältern Meistern. In diesem Ballet hat der Dichter den possierlichen Einfall gehabt, eine dramatische Darstellung gerade wie vor einem Jahrhundert zum Besten zu geben, wo der Liebesgott mit frisirten Haaren und rosenrothen Hosen auf der Bühne erschien; äußerst ergözlich sind alle die seltsamen Kostüme aus jener Zeit, und das Ballet le Triomphe de l'amour, welches die Großväter und Großmütter der jezigen Pariser entzückte, wird von dem heutigen Geschlechte herzlich belacht. Es ist dieß von Seiten des Dichters eine lustige Satire auf den verschrobenen Geschmack der Voreltern; eine Satire, in welche das Publikum von ganzer Seele einstimmt; da die Ultraparthei beständig die vergangene Zeit auf Kosten der gegenwärtigen rühmt, obschon sie in keiner Hinsicht viel taugte, so mag der freisinnige Theil des Publikums diese lebendige Satire auch wohl als eine Art von kleiner Rache ansehen und beklatschen. Genug, der Scherz Scribes hat vielen Beifall erhalten; nur findet man, daß er etwas zu lang ist. Das heutige Publikum hat nicht Geduld genug, einen ganzen Triomphe de l'amour auch nur zum Spasse mit anzusehen; eine Stunde lang über den frisirten Amour zu lachen, ist doch etwas zu ermüdend.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 52.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 157.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 2. Juli 1830.

Ewig klagen und beklagt zu werden,
Ist der Menschheit allgemeines Loos.

Schiller.

Der Brunnen.

Ich blieb des Nachts am Brunnen steh'n,
Und mußte lauschen diesem Rauschen,
Und mußte diesem Rauschen lauschen,
Und konnte nicht von dannen geh'n.

O Brünnlein, sprach ich, Alles ruht,
In Platz und Gassen schläft die Stille,
Die Menschen athmen Schlaf in Fülle;
Nur dir allein wird's nicht so gut.

Da nahm des Brünnleins Rauschen zu,
Und klang wie Lachen so vergnüglich,
Und sprach: der Menschen Ruh' ist trüglich,
Und meine Unruh', die ist Ruh.

Sieh' da, die Tropfen, ungetheilt,
Sich stets entweichen, stets erreichen,
Und sich zum Strahl des Wassers gleichen,
Der immer eilt und immer weilt.

Die Menschen weckt der Tag des Lichts —
Versezt' ich ihm — sie wirken, wandern,
Und Liebe führet eins zum andern;
Du lebst allein und weißt von nichts.

Da klang des Brünnleins Fließen mild,
Wie Weinen klang's: der Menschen Herzen
Zerreißen Lieb' und Haß in Schmerzen,
Ich bin der Lieb' und Treue Bild.

Sieh da, die Tropfen wie aus Haß
Sich suchend flieh'n, im Flieh'n sich treiben,
Nur um in Treue frei zu bleiben,
Wie Liebe liebt ohn' Unterlaß.

Doch — sprach ich — bist du leicht und schwach;
Der Menschen Leib ist fest und kräftig,
In Arbeit und Genuß geschäftig.
Da klang des Brünnleins Fall, wie Ach!

Was ist der Menschen Glück und Freud'?
Ein endend Leid, Beginn Verdrießens;
Und blüht in Fülle des Genießens
Ihr Leib, — er reift zum Sterbekleid.

Sieh! mein Erguß ohn' Ueberdruß
Muß im Vergeh'n Besteh'n erwerben;
Weil all mein Leben fließt in Sterben,
Ist all mein Sterben Lebensfluß.

Ein Morgenstrahl drang jezt herfür —
Ich sah mein bleiches Bild im Wasser,
Und schlich mich fort. Das leichte Wasser,
Das rauschet, rauschet hinter mir.

A. Schöll.

Bemerkungen über Tonkunst.

(Fortsetzung.)

Wir haben die musikalische Schönheit als das Ergebniß einer wohlklingenden Tonfolge bezeichnet. Damit ist jedoch keineswegs gemeint, als ob es hinreichend wäre, wenn je die zwei nächsten Töne sich zusammenreimen. In diesem Falle freilich hätten selbst unsere musikalischen Wagehälse gewonnenes Spiel; manche notenreiche Sonate, die höchstens als Turnübung für die Finger gelten kann, würde in den Rang eines Kunstwerks eintreten; und kaum einige der neuesten Geniestücke, worin auch die nächsten Töne nicht mehr zusammenstimmen wollen, müßten wir als unrettbar verloren geben. Allein die musikalische Schönheit herrscht nur in einer solchen Tonfolge, deren Wohlklang auf dem Ganzen beruht. Nicht genug, daß jeder einzelne Ton sich mit seinem Nachbar verträgt, muß vielmehr jede Tonreihe einen Mittelpunkt, einen bestimmten Sinn haben. Wir dürfen also auch die Töne nicht blos so auffassen, wie sie nach einander das Ohr berühren: wir müssen sie zusammenhören, und erst ihr Zusammenklang entscheidet über den Kunstwerth der Komposition. Von diesem Standpunkte aus betrachtet, werden wir manche Komposition, die uns durch ihre Neuheit bestochen hatte, als Kunstwerk aufgeben müssen. Selbst eine der gepriesensten Opern, welche allgemeine Berühmtheit erlangt hat, dürfte von diesem Schicksale nicht ausgeschlossen seyn. Sie beruht ihrem ganzen Entwurfe nach auf Gegensätzen; aber es sind die Gegensätze der Logik, nicht die der Harmonie. Am wenigsten läßt sich die Auflösung derselben rechtfertigen. Nachdem wir fast drei Akte hindurch mit tragischen Zurüstungen hingehalten und auf das Schauerlichste vorbereitet worden sind, ergibt es sich am Schlusse, daß man uns blos wegen eines verzögerten Hochzeitspasses so bange gemacht habe. Aber ein plötzlicher Freudenschrei ist nicht eben das delikateste Mittel, um uns aus einem ängstlichen Traume zu wecken, und wer unsere Erwartungen Lügen straft, hat uns nicht auf eine gefällige Weise überrascht. — Daß jede Tonreihe nach ihrem Zusammenklange aufgefaßt werden müsse, erhellt auch aus Folgendem: Der Ton der Hoboe wird uns ein anderer zu seyn scheinen, je nachdem wir zuvor eine Flöte oder eine Klarinette anspielen hörten. Eben so hat auch in einem Musikganzen kein Ton eine Geltung für sich selbst: er ist ein anderer, je nachdem er in anderer Folge erscheint; die Wirkung, welche er auf unser Gemüth äußert, ist durch die ganze Tonsäule bedingt, auf welcher er ruht. Wo sind denn nun aber alle früher erklungenen Töne, wenn der lezte erklingt? Dasselbe unsichtbare Element, welches sie geboren hatte, hat sie verschlungen; sie sind nirgends mehr vorhanden als in der Seele des Hörenden. Dort dauern ihre Schwingungen fort und verbreiten sich, von den nachfolgenden vorwärts getrieben, wie auf einer ruhigen Fläche weiter und weiter, bis sie endlich an der Rückwirkung entgegengesetzter Geistesthätigkeiten sich brechen. Das Werk des bildenden Künstlers empfinden wir nicht nur als ein Ganzes, es ist auch wirklich als ein Ganzes in der Sinnenwelt vorhanden. Die musikalische Schönheit aber existirt nur in unserer Seele. Die Sinnenwelt gibt uns Töne, und wir vernehmen Harmonien. In der Sinnenwelt löschte gleichsam der folgende Ton den vorhergehenden aus, und unsere Seele empfindet erst dann die volle Wirkung der früheren Töne, wenn sich die spätern zu ihnen gesellen. Man wende hier nicht ein, daß wir ja in der Partitur die musikalische Schönheit sichtbar und materiell vor uns haben. Die Partitur hat nur für denjenigen einen Sinn, der die vorliegende Tonschrift lesen kann, und enthält in jedem Falle nur das Zeichen der Schönheit, nicht aber diese selbst.

Sowohl hieraus, als überhaupt aus dem bisher Gesagten erhellt, daß die Musik dem größern Antheile nach geistiger Beschaffenheit ist. Ihre Wurzeln senken sich in die Materie, aber ihre Früchte reifen in der Geisterwelt. Der Dichter wendet sich bald an das Gefühl, indem er uns rührt oder begeistert; bald an den Verstand, indem er das verborgene Triebwerk der Handlungen aufdeckt; bald an den Willen, indem er ihm das Schicksal gegenüber stellt; bald an die Vernunft, indem er die höchsten Zwecke des Lebens berührt. Die Musik wirkt mit all ihrer Kraft immer nur auf Einen Punkt, auf die Empfindung. Und weil es keine Geistesthätigkeit gibt, die nicht von einem bestimmten Empfindungszustande begleitet wäre, und keinen Empfindungszustand, der sich nicht durch Musik entweder steigern oder herunterstimmen ließe, so findet sie immer einen Zugang in unser Gemüth, und eignet sich unter allen Künsten allein zur beständigen Gefährtin des Menschen. Sie gibt den erschlaffenden Nerven ihre Reizbarkeit und verblichenen Erinnerungen ihre Jugendfrische zurück. Sie leiht dem überschwänglichsten Gefühl eine faßliche Sprache, und selbst unsern Klagen einen Wohllaut. Sie stimmt im Chorale zur Andacht, und ladet als Walzer zum Reigen ein. Sie entzündet im Krieger den Muth zum Sterben, und in der Seele des Schwermüthigen neue Lebenslust. Sie begleitet als Volkslied die Sage; sie ist so alt als die Liebe und so unentbehrlich als die Hoffnung. Manchmal, wenn wir zum gestirnten Himmel aufblicken, und für das Unaussprechliche, das uns bewegt, vergeblich nach einem Ausdrucke sinnen, schlüpft uns unwillkührlich die einfache Weise eines Chorals über die Lippen, und es ist uns, als hätten wir dem Schöpfer ein wohlgefälliges Opfer dargebracht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Ausbrüche des Aetna.

(Beschluß.)

Man zählt eilf berühmte Ausbrüche des Aetna vor — und fünf-und-sechszig seit unserer Zeitrechnung. Die furchtbarsten waren der Ausbruch von 1169, wobei alle Häuser in Catanea, Lentini und Syrakus einstürzten; der von 1329, wobei aus vier ungeheuern Kratern sich zugleich vier Lavaströme ergoßen; der von 1381, der den Hafen von Catanea ausfüllte; der von 1537, mit dem ein furchtbares Erdbeben verbunden war, das ganz Sicilien und Unteritalien erschütterte; die Ausbrüche von 1634 und 1636, die zusammen nur Einen ausmachen, da achtzehn Monate lang die Lava unaufhörlich floß; der Ausbruch von 1669, wobei Catanea zum Theil verschüttet; der von 1693, durch welchen Catanea völlig zerstört wurde; der von 1766, wo sich vierzehn neue Krater auf einmal öffneten; der von 1780, welcher der Vorläufer des berühmten Erdbebens im Jahr 1783 war; die Ausbrüche von 1787, 92, 97, 98, 99, 1800, wo man, da sie so furchtbar rasch aufeinander folgten, den Untergang des ganzen Landes fürchtete; endlich die Ausbrüche von 1805, 1811 und 1819.

Unter diesen Ausbrüchen ist keiner, der nicht schreckliche Folgen hinterlassen hätte, keiner, den nicht irgend ein Umstand traurig merkwürdig machte; aber der Ausbruch von 1669 ist vielleicht der schrecklichste von allen. Bei dem wohlhabenden, volkreichen Dorfe Nicolosi öffnete sich, nachdem es zwei Tage lang finstere Nacht gewesen, und ein furchtbarer Donnerschlag, ein Erdstoß auf den andern gefolgt war, ein Schlund, aus dem ein Berg emporstieg, der jezt sogenannte Berg Monterossi. Dieser Schlund, der zu verschiedenen Malen den Platz und die Form änderte, war einmal vier Stunden lang und fünf bis sechs breit, und mehrere Tage lang warf er ungeheure Massen Asche und Sand aus. Endlich bildete sich am Fuße des neuen Berges eine breite Oeffnung — man sieht sie noch heutzutage — aus der die Lava strömte und Catanea zulief. Entsetzen ergriff die Cataneer; indessen wollten sie nicht ohne Kampf unterliegen. Als man nicht mehr daran zweifeln konnte, daß der Lavastrom sie bedrohe, rückten sie ihm entgegen und begannen mit Hacken und Spaten einen Hügel aufzuwerfen, um ihm eine andere Richtung zu geben; dann hätte aber die Lava eine andere Gegend verheert. Die Einwohner der leztern rotteten sich also auch zusammen und zogen bewaffnet aus, die Cataneer an ihrem Vorhaben zu hindern. Es kam zum Gefechte am Fuße des Feuerstroms, der indessen seinen Weg langsam, unwiderstehlich fortsezte; man schlug sich mit aller Erbitterung, zu der eine dringende Gefahr reizt. Wahrhaftig, ein einziges Schauspiel, ein beispielloser Bürgerkrieg! Die Cataneer wurden geschlagen und die Lava strömte nun ungehindert fort. Nach langen Tagen endlich kam sie vor den Mauern der Stadt an. Aber diese Mauern waren hoch und fest, und halberkaltet, hatte die Lava nicht mehr Kraft genug, sie umzustürzen. Sie schwellte sich also, stieg und stürzte sich, als sie die Höhe der Mauer erreicht hatte, als Feuercascade hinab in die Stadt. Wie oft ist dieses Catanea verwüstet und zerstört worden! Im sechszehnten Jahrhundert ergoß sich ein Lavastrom weit hinaus ins Meer, und gab der Stadt damit einen Hafendamm, den man bisher vergeblich zu errichten gestrebt hatte; im siebzehnten Jahrhundert wurde sie zum Theil begraben, ihr Hafen ausgefüllt und der Fluß, der sie bisher durchströmt hatte, abgedämmt. Und doch gibt es immer noch ein Catanea, immer und jedesmal schöner und regelmäßiger wird es wieder aufgebaut; hie und da gräbt ein Kunstkenner die Lava auf und findet, vierzig, fünfzig Fuß tief, Trümmer von Kirchen und Pallästen.

Vor der Eruption, von der im gegenwärtigen Augenblicke die Rede ist, war der Ausbruch von 1819 der lezte gutartige, d. h., nach den Sizilianern, ein solcher, der etwa nur sechs Wochen dauerte. Dieser Ausbruch fand überdies blos in den hohen, unbewohnten Regionen des Berges statt. Auf der Plateforme, auf der der große Kegel aufruht, und in der Nähe der unförmlichen Trümmer, die lächerlicherweise der Thurm des Empedocles heissen, öffnete sich ein Krater, von dem aus die Lava einem öden Thale zulief; hier bildete sie Thäler und Hügel, kam aber nicht darüber hinaus und verschonte die bewohnten Landstriche. Wie diesmal der Ausbruch ablaufen wird, erfahren wir erst in einigen Monaten; denn die Ausbrüche des Aetna währen sehr lang, und wer aus unsern Gegenden sich auf den Weg macht, wenn die erste Nachricht von einem Ausbruch anlangt, kommt immer noch zeitig genug nach Sizilien. Es ist sonderbar, daß ein so interessantes Schauspiel nicht mehr Neugierige, Gelehrte oder Ungelehrte, hinzieht. Selbst wenn der Ausbruch vorbei wäre, dürfte der Naturforscher nicht fürchten, die Reise vergeblich unternommen zu haben.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, Juni.

Statistik der Strafrechtspflege.

Zu den neuesten verdienstlichen Leistungen der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft gehört unstreitig der von ihr ausgegangene Antrieb zur Bearbeitung der Statistik der Strafrechtspflege in den Schweizerkantonen. Völlig abgesehen von den Resultaten, welche daraus für die Fortschritte der Gesezgebung in diesem Zweige der Staatsverwaltung sich ergeben müssen, hielt der sich vorzugsweise mit der öffentlichen Erziehung und dem Zustande des Armenwesens beschäftigende Verein mit Recht dafür, daß zu besserer Begründung einer richtigen Kenntniß des moralischen Zustandes der Landesbewohner die sorgfältige Benutzung auch der Strafrechtsverhältnisse wichtig seyn würde. Unter den im verflossenen Jahr an die Gesellschaft gelangten Uebersichten

verdienen die Tabellen von Genf am meisten Aufmerksamkeit, die, von einem erläuternden Bericht des Hrn. Rigaud, Kriminalgerichtspräsidenten in Genf, begleitet, nicht blos durch zweckmäßige und bequeme Fassung und Form, sondern mehr noch durch Vielfältigkeit und scharfsinnige Auswahl ihrer Rubriken dem wissenschaftlichen Statistiker werthvoll erscheinen müssen. Drei dieser Tabellen sind den Vergehen (délits et contraventions) gewidmet und enthalten 1) die systematische Aufzählung dieser Vergehen; 2) die Angaben der verhängten Strafen, und 3) ein sogenanntes moralisches Gemälde der Verurtheilten, welches eine Uebersicht der für jede Art dieser Vergehen bestraften Individuen nach Geschlecht, Alter, Beruf, Religion und Herkunft gewährt. Drei andere Blätter behandeln auf ähnliche Weise die Verhältnisse der Verbrechen (affaires criminelles), mit einer weiteren Vervollständigung, indem der Uebersicht der Verbrechen der Mittelpreis von Brod und Wein in jedem Jahr, und dem erwähnten moralischen Abriß der Grad des empfangenen Unterrichts nach den Rubriken: kein Unterricht, Elementarunterricht, höherer Unterricht — beigefügt ist. Ein siebentes Blatt gibt die Uebersicht der Rückfälle von bestraften Individuen.

Das Verzeichniß der verübten Kriminalverbrechen mit der beigefügten Anzeige des jedesmaligen Mittelpreises von Brod und Wein, bestätigt die schon oft gemachte Erfahrung der Wechselwirkung zwischen diesem Preis und der Zahl und Art der Verbrechen. Das Theuerungsjahr von 1817, wo der Mittelpreis des Brods auf eilf Sous stieg, zeigt die größte Zahl von Verbrechen in einem dreizehnjährigen Zeitraum, nämlich 56, und zwar meistens Eigenthumsverletzungen. Doch scheint diese Erfahrung ein wenig durch die beinahe gleich große, auf 53 steigende Zahl von Verbrechen geschwächt, die im Jahr 1828 verübt wurden, in welchem der Mittelpreis des Brods nur 5 Sous betrug. Zwar wird man einwenden, daß die Zeiten des allzu niedrigen Preises der Lebensmittel, wegen gleichfalls oft mangelnden Verdienstes, hinsichtlich der Zahl der Verbrechen den Theuerungsjahren beinahe gleichzukommen pflegen; dagegen aber streitet einigermaßen die geringe Zahl von 16 Kriminalverbrechen im Jahre 1822, bei einem Mittelpreis von 4 Sous. In Jahren des wohlfeilsten Weins erscheinen die meisten Verbrechen und Vergehen gegen die öffentliche Ordnung und gegen Personen.

Besonders anziehende Nachweisungen enthalten die zwei „moralischen Uebersichten." Bedeutend gering erscheint die Zahl der weiblichen Verbrecher im Verhältnisse zu den männlichen; auch zeigen sie, daß das Alter vom zwanzigsten zum dreißigsten Jahr das fruchtbarste für die Bildung zum Verbrecher ist; jüngere und ältere erscheinen in weit geringerer Anzahl. Von 302 kriminell bestraften Personen hatten 10 den höheren Unterricht, 155 den Elementarunterricht und 137 gar keinen Unterricht genossen. Das Verzeichniß der Rückfälle zeigt, daß von 24 Recidiven 14 im ersten Jahr nach der ausgestandenen ersten Strafe stattgefunden haben; ein für Gesellschaften zu Versorgung entlassener Sträflinge nicht unwichtiger Umstand, welcher mahnt, daß man vorzüglich darauf bedacht seyn müsse, den Züchtlingen wenigstens für das erste Jahr nach ihrer Entlassung Unterhalt oder Versorgung zu sichern. (Der Beschluß folgt.)

Paris, Juni.

(Fortsetzung.)

Scribe. Champein.

Für sein Lieblingstheater, das Théâtre de Madame, hat Scribe einen ganzen Roman erfunden und dramatisirt, welcher nun beständig unter großem Zulaufe gegeben wird. Das Stück heißt Philipp, nach der Hauptperson des Stücks. Philipp hat während der Revolution, als er unter den Fahnen des Vaterlandes diente, das Glück gehabt, ein Fräulein von hoher Abkunft zu beschützen und ihre Gunst zu erlangen; die Geburt eines Sohnes ist sogar die Folge der heimlichen Zuneigung des jungen, sich selbst überlassenen Fräuleins gewesen. Nach der Revolution aber kommt das Fräulein wieder zum Besitz ihres Vermögens und macht ein ansehnliches Haus in Paris. Hr. Philipp wird Majordome oder Haus-, Hof- und Küchenmeister bei der Frau vom Hause, und der junge Mann wird als ein Schützling des Fräuleins im Hause erzogen, ohne daß Jemand weiß, wer sein Vater und seine Mutter sind. Dieser junge Mann macht dumme Streiche, verliebt sich in eine Nichte des Fräuleins, will sich mit einem Nebenbuhler schlagen und setzt seine heimlichen Eltern in die größte Verlegenheit, bis zuletzt das Geheimniß seiner Geburt herausplatzen muß. Zweideutige Verhältnisse, wie das einer Demoiselle, die Mutter geworden ist und die einen Soldat republicain liebt, welcher sich hernach zum Hof- und Küchenmeister brauchen läßt, müssen auf einer französischen Bühne äußerst zart behandelt werden, wenn sich das Publikum nicht mit Widerwillen davon abwenden soll. In dieser Kunst aber ist Scribe ein Meister; was Niemanden gelingen würde, ist für ihn ein Spiel. So hat er es denn mit seiner geistreichen Darstellungsgabe dahin gebracht, daß man den ganzen Roman mit innigem Wohlbehagen darstellen sieht; es ist möglich, daß sich eine ähnliche Geschichte wirklich zugetragen hat, und obschon Einiges in dem Stücke unwahrscheinlich ist, so wird dies doch durch so manchen geistreichen Zug verdeckt, daß das zuhörende Publikum sich nicht dabei aufhält. Es ist jetzt von einer neuen Operette Scribes die Rede, wozu sein gewöhnlicher Gefährte, Auber, wieder die Musik gesetzt hat. Es hat sich seit einigen Jahren kein Tonkünstler gefunden, welcher diesen Auber von der Bühne verdrängt hätte, und es ist wirklich einiger Mangel an guten Opernkomponisten. Hätte Rossini in den letzten Jahren der großen Oper nicht ausgeholfen, so würde sie wahrscheinlich schlechte Geschäfte gemacht haben. Und jetzt, da er fort ist, rechnet man sehr auf eine neue Oper Meyerbeers, die schon seit einigen Jahren geschrieben ist und wozu Scribe und Germain Delavigne den Text verfertigt haben, unter dem Titel: Robert le diable. Es lebt in Paris ein alter Opernsetzer, Namens Champein, dessen Operetten vor vierzig Jahren vielen Beifall hatten, z. B. le Melomane, Don Quichotte, les Dettes u. a. Von diesen Opern wird höchstens eine, le Melomane, noch von Zeit zu Zeit gegeben, und der Mann hat wirklich seine Geistesprodukte überlebt. Da er nun keinen andern Gewinn hatte, als den Ertrag aus den Darstellungen seiner Operetten, so ist er in Armuth versunken, und man hat sich daher neulich genöthigt gesehen, zu seinem Besten eine Vorstellung zu geben, wobei man sich jedoch nicht die Mühe geben mochte, eine seiner veralteten Opern hervorzuziehen; es wurde von ihm auch nicht das Mindeste bei dieser Benefizvorstellung aufgeführt; vielleicht hatte man es nicht gewagt, die veralteten Stücke einer Mißbilligung preiszugeben, wodurch dem alten Manne eine harte Kränkung widerfahren wäre. Die Darstellung soll ihm eine Summe von 5000 Franken eingebracht haben. Ist es nicht zu bedauern, wenn ein Künstler, welcher in seiner blühenden Zeit durch Geistesprodukte seine Zeitgenossen ergötzte und von ihnen mit Ehren und Dank überhäuft wurde, in seinem späten Alter diese seine Schöpfungen als veraltete Stücke bei Seite legen sieht, und das Mitleid des jüngern Geschlechts anflehen muß, um sein bischen Leben zu fristen?

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 67.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 158.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 3. Juli 1830.

Der, welcher einsam duldet, duldet schwer;
Doch ist der Schmerzen Hälfte überwunden,
Wenn man des Grams Genossen aufgefunden.

Shakespeare.

Der Eulenthurm.

Novelle von Gräter *).

Vor ungefähr zehn Jahren lebte in der Stadt Schwäbisch-Hall ein Mann Namens Honig. Seine Sitten und seine Lebensweise stachen so sehr gegen die seiner Mitbürger ab, als ein neuer Lappen auf einem alten Kleide. Wenn er aber wollte, dann wußte er seinen eigenen Styl zu leben dem buntschäckigen, abgetragenen Schnitt der guten Bürger von Hall so gut anzupassen, als wären sie beide aus demselben altmodischen Zeug gewoben. Er war ungefähr fünfzig Jahr alt, stark gebaut, etwas über Mittelgröße; sein Gang war frei und aufrecht, der Ausdruck seiner Züge milde Ironie; doch die Adlernase, die hohe, vielgefurchte Stirne zeigten an, daß der, dem sie angehörten, auch anderer Gedanken fähig sey, als heitrer, und im Gegensatz zu dem halb spöttischen Lächeln des feingeschnittenen Mundes, war sein großes, scharfes, blaues Auge voll freundlichen Ernstes. Jeden Morgen mit dem Grauen des Tages, jeden Abend, Schlag neun Uhr, konnte man ihn, einen Maaßstab in der Hand, durch das alte Gelbinger Thor zu den Salzwerken wandern sehen, wo er das kleine Amt eines Zimmerwerkmeisters bekleidete. Sein Rock war gering und grob, sein dunkles, theilweise schon graues, gelocktes Haar oft unbedeckt. So ging er hin, meist einen alten Marsch pfeifend, und hinter ihm sein großer schwarzer Hund, den er Ruß nannte.

Unter den Gevatterinnen in Hall erzählte man sich mancherlei absonderliche Geschichten aus seinem frühern Leben. Er war, so sagte man, von hoher Geburt, hatte studirt und als Offizier lange Zeit im Kriege zugebracht. Daß er aber jezt so zurückgezogen in einer niedern Hütte in der Gelbinger Vorstadt wohnte, das konnten sie blos einer Grille zuschreiben; denn reich war er, daran zweifelte Niemand, der seine Mildthätigkeit und seine Sorglosigkeit in allen Geldgeschäften kannte. Einige hatten ihn im Verdacht, er treibe Magie, sie thaten daher allerlei verfängliche Fragen an ihn und gaben ihm Winke, die er jedoch größtentheils mit einem zweideutigen Lächeln beantwortete.

Einen alten Thurm an der Stadtmauer, den er gekauft und eingerichtet hatte, und den man Eulenthurm nannte, hielt man für sein Laboratorium. Dort brachte er den größten Theil seiner Feier-Stunden zu; in einem Zimmer im obersten Stocke desselben erblickte man oft bei Nacht seine Lampe, und aus dem Ofen, nahe am Eingange unten, den eine schutzlose Töpferfamilie nach dem lezten großen Brand erbaut hatte, sah man nicht selten weißen Rauch in den Abendhimmel aufsteigen. Oft auch hörte man seltsame Stimmen rings um den Thurm, wie wenn Hunde heulten und unheimliche Käuzchen krächzten, wobei denn einige schlaflose Nachbarn die Köpfe schüttelten

*) Der Verfasser, ein ausgewanderter Würtemberger, hat diese Erzählung seinen neuen Landsleuten in Nordamerika in englischer Sprache mitgetheilt.

und am andern Tage darüber geheimnißvoll flüsterten. Doch waren Honigs Sitten nicht ungesellig; eine Stunde brachte er jeden Abend regelmäßig im Bierhause in der Vorstadt, unter seinen dampfenden, aufmerksamen Nachbarn zu, wunderbare Geschichten erzählend und guten Rath ertheilend. Auch Sonntags Nachmittags, wenn er zu seinem kleinen Gemeinde-Holztheil ins Hessenthal ging, erfreute sich jeder Bauer, der des Wegs kam, seines Grußes und seiner freundlichen Anrede.

An einem solchen Abend ging er einst den Fußsteig um die Stadtmauer; die Sonne senkte sich so eben in der vollen schweigenden Schönheit eines Sabbathabends im Westen hinab, da gewahrte er an einem Haselnußstrauch, gerade vor Doktor Haspels Obstgarten, einen jungen weinenden Menschen. Als der wachsame Ruß ihn beschnüffelte, sah er empor und zeigte ein feines blasses Gesicht; blaß war es, troz der hecktischen rothen Flecke auf den Wangen und des belebenden Strahls der Abendsonne, der von seinen feuchten Augen wiederglänzte. Honig kannte ihn. Es war der arme französische Lehrjunge beim Nachbar Buchbinder. Er schritt auf ihn zu, und indem er ihm sanft das Gesicht empor hob, das von Neuem wieder in Thränen zerfloß, ließ er die Hand auf seiner Stirne ruhen und sprach: „Baptist, wie viel weinende Augen, wie Deine, glaubst Du wohl, sieht die sinkende Sonne jezt, und wie viele werden Morgen getröstet seyn, wenn sie aufgeht? wirst Du unter der Zahl seyn? Erzähle mir Deinen Kummer; so fremd bist Du nicht in dieser Stadt, daß Du nicht einen Freund hättest außer Gott, der überall ist.“

Er küßte die Stirne des traurigen Knaben, er nahm ihn bei der Hand und zog ihn sanft von dem Steine, worauf er saß. „Komm, laß uns zusammen nach Hause gehen, und laß diesen Sonntag den Geburtstag unserer Freundschaft, unseres Vertrauens seyn. Wohl mag es lang seyn, daß Du zulezt mit Jemanden zu Tische saßest, der Dich liebte. Sey mein Gast diesen Abend, und laß mich's bei Deinem Meister vertreten, daß Du heute nicht nach Hause kömmst.“

Der Knabe stand regungslos, das trübe Auge zum Boden geheftet; dann fing er an zu zittern, sein Blick wandte sich zu Honig, und mit einem Male warf er sich diesem wie krampfhaft an die Brust und schluchzte bitterlich.

Drei Jahre waren vergangen, und er hatte noch keinem befreundeten Wesen begegnet, kein Wort der Liebe gehört. Die lezten waren die seiner sterbenden Mutter. Gewiß war ihr Geist gegenwärtig, als ihr verlassenes Kind einen Freund fand. Eine Fluth von Thränen erleichterte Baptists Busen; seine Hand hatte Honigs seine fest gefaßt, so gingen sie durchs Geldinger Thor, die Mauer entlang, bis sie Honigs Garten in der Blendstadt erreicht hatten. Ein Feuer ward auf dem Heerde des Eulenthurms angezündet, und Brod, Milch, Früchte und einige andere bescheidene Vorräthe bald zum Abendmahl herbeigeschafft. Sie theilten es schweigend, ja sogar heiter. Baptists Augen leuchteten und sein Herz schlug unruhig, wie die Blätter nach einem schweren Regenschauer von den glänzenden Tropfen zittern. Als die Abendröthe erloschen war, stiegen sie zur Spitze des Thurmes hinauf. Die Nacht sah zum Fenster herein, mit tausend halboffnen Augen; Chöre von Nachtigallen sangen die Landschaft unten in Schlummer; Glocken antworteten einander in der Ferne, und mit ihren Tönen verschmolz sich die melancholische Musik des Herzens. So wurde der Gram des armen Baptist in Liebe und Vertrauen besänftigt.

(Die Fortsezung folgt.)

Bemerkungen über Tonkunst.

(Fortsezung.)

Je mehr es dem Komponisten gelingt, aus einem bestimmten harmonischen Mittelpunkte heraus zu dichten, desto mehr wird er sich den Idealen musikalischer Schönheit nähern, und desto ausschließender wird er ein Publikum im Auge haben, das nicht von Melodien gewiegt, sondern von ihrem Strome gehoben werden will. Deßwegen mußte die Musik mehrere Epochen durchlaufen, bis sich für ein solches Publikum Komponisten fanden, und für solche Komponisten sich ein Publikum gebildet hatte. Es ist noch nicht so lange her, daß Händel, den ich ein religiöses Genie nennen möchte, seinen Messias, Gluck seine Iphigenie, Mozart seinen Don Juan dichtete. Erinnern wir uns an das zulezt genannte Kunstwerk, das jeder, wenn auch nicht studirt, doch wenigstens mehr als einmal gehört hat. Hier ist alles, bis auf die unbedeutendste Melodie herab, von Einem Geiste beseelt. Der Komponist hat uns zu einem Mahle geladen, bei welchem ein Gast aus dem Todtenreiche den Vorsitz führen soll. Daher hat er selbst den Becher der Freude mit Schauer gemischt, und die lachendsten Gruppen verrathen durch ihre Hast, daß die Erinnyen in ihrem Gefolge sind. Beginnen konnte die Musik mit Kunstwerken dieser Art nicht, so wenig als die Malerey mit titianischen Gemälden. Es wird schon ein geübtes Ohr erfordert, um das harmonische Verhältniß ganzer Tonreihen herauszufinden und gleichsam in die Ferne zu hören. Der Anfänger faßt Klänge und keine Harmonie auf; was sich in seinem Ohre unmittelbar berührt, nur dieß vermag sein Gemüth zu verknüpfen. Die ersten Musikstücke bestanden daher blos in einer gedehnten Aneinanderreihung von Tönen, und man bedurfte eines gewaltigen Hebels, um sich aus diesem Zustande der Unbehülflichkeit aufzuringen. Es war ein Deutscher, welcher der Kunst diesen wich-

tigen Dienst erwies. Franko aus Köln, Zeitgenosse Kaiser Friedrichs des Ersten, wird als Begründer des Mensuralgesanges genannt. Der Gebrauch des Taktes war für die Musik gerade so entscheidend, als der Gebrauch des Kompasses für die Schiffahrt. Erst jezt, von diesem untrüglichen Führer geleitet, konnte man es versuchen, das wechselvolle Gebiet der Töne nach jeder Richtung zu durchschneiden. Setzen wir den Fall, eine lange Reihe von Gestalten bewege sich allmählig an uns vorüber. So lange uns nichts als die bloße Aufeinanderfolge derselben bemerklich wird, erhalten wir auch nur die unbestimmte Vorstellung einer beweglichen Menge. Nun aber fällt es uns auf, daß jene große Reihe aus mehreren kleinen besteht, die sich in abgemessenen Zwischenräumen folgen. Dies führt uns auf den Begriff der Ordnung, und durch diesen Begriff werden wir orientirt. Obgleich wir von unserm Standpunkte aus nicht die ganze Prozession auf einmal überschauen können, so geben uns doch mehrere gegliederte Theile ein Bild des gegliederten Ganzen. Wenden wir dies auf die Einführung des Taktes in die Musik an. Die nächste und unausbleibliche Folge davon war die, daß man nun nicht mehr blos den lezten Ton bei dem folgenden im Ohre behielt. Gerade der Anfänger — und mehr war damals der Künstler noch nicht — legt auf den ersten Ton jedes Taktes einen merklichen Nachdruck. Der so hervorgehobene Ton klingt also noch im Gehöre fort, wenn der erste Ton des folgenden Taktes angeschlagen wird. Daher faßte man von nun an die Musik nicht mehr nach einzelnen Tönen, sondern nach Takten auf. Mancher feinere Mißklang, der sich bisher in der losen Aufeinanderfolge verloren hatte, trat nun störend hervor und mußte vermieden werden. Die einzelnen Töne, welche bisher nur einander nachgerückt waren, fingen nun an, sich auf einander zu beziehen, sich in kleine Sätze zu ordnen und als Melodien zusammenzuklingen. Mit Einem Worte: das Tonmaß mußte man haben, wenn man der Töne Meister werden wollte. Dafür wurde nun aber auch der Komponist und die Musik von dem Tonmaße abhängig, jener in der Erfindung, diese in der Bewegung. Erinnern wir uns an alte Volkslieder oder ländliche Walzer. Da ist das Thema so ganz in den Takt eingeschlossen, daß es nur in ihm vernommen werden kann. Mit ihm hören wir es steigen und fallen, fortrücken und schließen. Es ist nichts als der in Tönen hergezählte Takt, und wird bei der Wiederholung unserem Ohre fast eben so peinlich als die Nachbarschaft eines nach dem Takte arbeitenden Handwerkers.

(Beschluß des ersten Artikels.)

An den Rheinfall zu Schaffhausen.

Noch hör' ich dich donnern, du schäumender Fluß,
Noch stürzt sich vor mir dein unendlicher Guß
Hoch über die zitternden Felsen herab,
Herunter ins gähnende, wirbelnde Grab,
Noch strahlt mir vom duftigen Nebel der Bogen,
Den Iris mit rosigem Finger gezogen.

Wohin denn ihr Fluthen, was seyd ihr so wild?
Seht ihr nicht dort drüben das freundliche Bild?
So schweigt doch nur einmal mit eurem Gebraus,
Sie neigt sich zum Fenster des Schlosses heraus;
Ihr nezt ihr die Locken mit stäubendem Regen,
Doch hält sie euch lächelnd das Köpfchen entgegen.

Wohin denn, ihr Fluthen? Warum denn so wild?
O seht doch da hüben das andere Bild!
So schweigt doch ihr Räder und klappert doch aus!
Sie neigt sich zum Fenster der Mühle heraus!
Ist jene das Fräulein im Schlosse dort drüben,
So ist dieß die niedliche Müllerin hüben.

Bald däucht mir die links, und bald wieder die rechts,
Die schönste des blühenden Mädchengeschlechts,
Bald zieht mich mein Herz zu dem Fräulein dahin,
Bald wieder zur reizenden Nachbarin. —
O Rheinstrom, das sind zwei gefährliche Klippen,
Mir brennen die Augen, mir brennen die Lippen. —

Die Sonne sank nieder zur kühlenden Ruh,
Die Fenster der Burg und der Mühle sind zu,
Es sprüzt mich die Welle mit neckendem Hohn,
Und eilt mit den andern dann kichernd davon;
Hell schimmert der Mond — doch mir fehlen zwei Sterne —
Den Morgen drauf war ich schon weit in der Ferne.

August Schnezler.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Beschluß.)

Neue Theaterstücke.

Vor zwei Jahren, als Gossek starb, meldete sich Champein bei der Académie des beaux arts, um statt jenes Künstlers in die Akademie aufgenommen zu werden. Die Akademie aber zog ihm den jezt so beliebten Auber vor, und der arme Champein mußte zurücktreten. Leider scheint dieser Künstler sein ganzes Feuer in der Jugend versprüht zu haben; es muß ihm nichts übrig geblieben seyn, um mit dem fortschreitenden Kunstgeschmack gleichen Schritt zu halten, und die Söhne zu ergözen, wie er die Väter ergözt hatte. Auf andern Theatern hat man in den lezten Wochen einige Sittengemälde dargestellt, z. B. auf der Opernbühne das Stück: „Meine Frau und meine Stelle;“ es ist dies ein bereits mehrmals behandelter Stoff, eine Situation, die in der wirklichen Welt

häufig vorgekommen seyn mag, nämlich ein zwischen einer hübschen Frau und einer glänzenden Stelle, zwischen der Liebe und dem Ehrgeize in die Klemme gerathener Ehemann, der zwar recht gern sieht, daß ihm seine schöne und gefällige Frau zu einem höhern Posten verhilft, der aber dieses Emporschwingen nicht auf Kosten seiner Ehre und häuslichen Ruhe erkaufen möchte; die Verlegenheit eines solchen bald verliebten, bald ehrsüchtigen, aber im Grunde doch gutmüthigen Ehemanns haben die Verfasser besagten Stückes komisch geschildert, wiewohl sie nicht die ersten sind, die ein solches Gemälde entworfen haben. Eben so hat ein Dichter, Namens Delaville, einen schon oft behandelten Stoff fürs Théâtre français aufs Neue bearbeitet. Es handelt sich hier um einen alten Ehemann, der mit einer jungen Frau vergebens nach dem häuslichen Glücke strebt. Der bejahrte Ehemann des Delaville hat dies Besondere, daß er lange Zeit als Junggeselle gelebt und sich von einer Haushälterin oder sogenannten Gouvernante hat beherrschen lassen; aus diesem eben nicht erbaulichen Verhältnisse zwischen dem Junggesellen und der Haushälterin ist eine Tochter entsprungen, welche in dem Lustspiele auch eine Rolle spielt. Um der mürrischen Laune dieser alternden Gouvernante zu entgehen, hat der Junggeselle sich in den Ehestand begeben, ohne daß er jedoch, wie es scheint, des Hauskreuzes bal los werden können. Die üble Laune nun, worin ihn die Gouvernante versezt, muß die junge Frau entgelten, und er beweist sich gegen diese eben so launisch und despotisch, als die Gouvernante gegen ihn. Dies behagte dem Publikum nicht sehr; es äußerte sich mißbilligend bei der ersten Vorstellung; jedoch hat sich das Stück bei den folgenden etwas besser ausgenommen und schleicht so hin; lange wird es aber wohl nicht auf der Bühne bleiben. Hernani wird noch immer gegeben; allein Vict. Hugo's sogenanntes Meisterstück findet zu viel klassische Feinde, und schwerlich wird sich dieser kühne Versuch, der dem französischen Geschmacke allzuwenig angepaßt ist und leider auch nicht viel Theilnahme erregt, außer bei den Ultra-Romantikern, lange auf der Bühne erhalten. Bessern Erfolg wird Dumas „Christine“ haben, obschon auch dies ein kühner Versuch ist; aber hier ist wenigstens eine kräftige, anziehende dramatische Handlung; hier ist ein wahres Trauerspiel. Im Grunde scheint Vict. Hugo ein originellerer Kopf zu seyn, als Dumas; zu einem Schauspiele mag er aber wohl etwas allzu excentrisch seyn; zum Drama ist er vielleicht nicht geboren, und durch ihn wird die der französischen Dramatik drohende Revolution wohl nicht vollendet werden. V. Hugo ist zwar ein Reformator, aber nicht von der Art, daß er die Menge mit sich fortreißen und in eine neue Welt versetzen könnte.

Dg.

Aus der Schweiz. Juni.

(Beschluß.)

Statistik der Strafrechtspflege.

Wir wollen hier noch einige vergleichende Zusammenstellungen der Genferischen Angaben mit denen aus den Kantonen Bern, Thurgau und Waadt mittheilen. Bern zählt in sechs Jahren 1287 Bestrafte, also im Jahr im Durchschnitte 214, bei einer Bevölkerung von 340.000 Einwohnern; also auf 2000 1¼ Bestrafte. Thurgau hat in zehn Jahren 209 Verurtheilte, also aufs Jahr im Durchschnitte 20, bei einer Bevölkerung von 80.000 Einwohnern; somit einen auf 4000. Waadt zeigt in sechs Jahren eine Mittelzahl von 76 jährlich Bestraften, bei einer Bevölkerung von 80.000 Einwohnern; also auf 2000 nicht ganz ein Individuum. Genf dagegen zeigt in einem Zeitraum von zehn Jahren 2150 Bestrafte, also auf ein Jahr im Durchschnitte 351, bei einer Bevölkerung von 51.000 Einwohnern; somit auf 2000 13. Dieses leztere so auffallend ungünstige Verhältniß mag nun wohl zum Theil dem größern Zusammendrang von Einwohnern, besonders der untern Klassen, in einer bevölkerten Stadt, aber ohne Zweifel vorzüglich dem Umstande zuzuschreiben seyn, daß die Genfer Tabellen nach andern Grundsäzen, als die der übrigen Kantone, und besonders viel vollständiger abgefaßt sind.

Eben so auffallende Resultate gewährt eine Vergleichung des Verhältnisses der Vergehen gegen die Personen, und derjenigen gegen das Eigenthum in den vorgedachten Kantonen. Im Kanton Bern sind in einem sechsjährigen Zeitraum von 1287 Verurtheilten 595 für Vergehen gegen Personen und 726 für Vergehen gegen das Eigenthum bestraft worden. Waadt zählt in 23 Jahren unter 1916 Verbrechen 224 gegen die Personen, und 1314 gegen das Eigenthum. Thurgau in zehn Jahren unter 189 Verbrechen 41 gegen Personen und 122 gegen das Eigenthum. Genf zeigt auf 1868 Vergehen 753 gegen Personen und 521 gegen das Eigenthum.

Wollte man nun auf diese Zahlenangaben den bekannten und oft angerufenen Grundsaz unbedingt anwenden, daß in Ländern, die auf niedriger Stufe der Civilisation stehen, die Vergehen gegen die Personen zahlreicher sind, als die gegen das Eigenthum, und umgekehrt, so würde sich wieder ein sehr ungünstiges Verhältniß für Genf ergeben. Hierbei zeigt sich wohl am ersten die Richtigkeit der von Zachariä entwickelten Bemerkung, daß solcher Unterschied allerdings zugleich auf andern Ursachen, und nicht blos auf der Verschiedenheit des Standes der Civilisation beruhe. Dazu kommt dann die einstweilen noch überhaupt vorhandene große Schwierigkeit einer auf sichern Grundlagen beruhenden Statistik der schweizerischen Strafrechtspflege. Dafür sind außer einer genauen Kenntniß der vielen verschiedenen Strafgesetzgebungen, Justizeinrichtungen und örtlichen Verhältnisse der einzelnen Kantone, vollständige, nach gleichen Grundsäzen abgefaßte Tabellen ein unerläßliches Erforderniß, indem dermalen gleiche oder gleichartige Delicte in den verschiedenen Kantonen unter verschiedene Geseze subsumirt werden und daher unter verschiedenen Rubriken erscheinen, so wie wiederum die gleiche Rubrik oder Benennung eines Delicts in den verschiedenen Kantonen ungleich verstanden wird. So lange diese also berichtigten Tabellen fehlen, müssen die Vergleichungen, aus einzelnen derselben gezogen, immerhin sehr gewagt heißen.

Sylben-Palindrom.

1. 2.

Heilsame Geistesarznei für den,
Der ihr nicht weichlich sucht zu entgehn;
Doch wer sie nicht gut zu bereiten weiß,
Der spende sie nicht! sie macht gar heiß.

Der übelberathne Nicht-Patient
Den Spender wohl einen Pfuscher nennt;
Herb schluckt er die eigne Arznei dann ein;
So möcht' ich kein Apotheker seyn.

2. 1.

Seyd Ihr auf der Karte von Afrika
Vom Institut her bewandert? „O ja!“
So sucht mir ein ungleich Dreieck drauf,
Dann habt Ihr 's Räthsel noch in den Kauf.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 159.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 5. Juli 1830.

— Dieser Boden
Ist nur ein unrein Königreich der Pest.

Méry und Barthélemy.

Sierra Leone.

Die ungeheure Sterblichkeit in den Niederlassungen auf der westlichen Küste von Afrika nimmt immer mehr die Aufmerksamkeit der englischen Nation in Anspruch. Die sehr zahlreiche, bei der Erhaltung der Sklaverei in Westindien interessirte Parthei hat einen großen Theil der Presse, und zwar von der Toryseite, bei welcher das Bestehende nothwendig immer das Beste ist, in ihrem Solde, um das Volk gegen jene, auf Betrieb der Abolitionisten (wie man die Vertheidiger der Negerbefreiung nennt) angelegten und erhaltenen Niederlassungen einzunehmen. Die Abolitionisten dagegen läugnen zwar nicht, daß die Anstalt viele Menschen kostet, sagen aber, das Klima sey nicht ungesunder als das westindische, ferner, es würde nicht so viele Menschen umbringen, wenn man so viel wie möglich Beamte und Truppen aus der schwarzen und farbigen Bevölkerung Westindiens hinschickte, und meinen, wenn man in Westindien, blos um zeitlicher Vortheile willen, jährlich so viele Tausende opfere, dürfe man doch auch um der Menschlichkeit willen etwas aufopfern. Ferner ist noch zu bemerken, daß viele, die dort sterben, blos des Handels wegen dahin gehen, wie man z. B. vor Kurzem in den Zeitungen von zwei Schiffen las, die zu Sierra Leone liegen bleiben mußten, weil die ganze Mannschaft vom Tode weggerafft worden war. Auch soll die Sterblichkeit größtentheils von dem Fieber herrühren, welches die in den engen Schiffsräumen eingezwängten Sklaven nach ihrer Befreiung durch königliche Schiffe in die Kolonie mitbringen und dort verbreiten. Die folgende Skizze von der Feder eines, allem Anscheine nach unpartheiischen brittischen Offiziers dürfte als zeitgemäß willkommen seyn.

„Den 23sten November waren wir im Angesicht der Goldküste; um drei Uhr Nachmittags erscholl es vom Mastkorbe: „Land vor uns!“ Aller Augen folgten der Richtung, und in weniger als einer Stunde zeigte sich vom Verdecke aus das Vorgebirg Sierra Leone wie eine Wolke am fernen Horizont. Das Lüftchen, welches bisher geweht, fiel, und die blauen Gewässer lagen unbeweglich. Die Dämmerung, welche zwischen den Wendekreisen so kurz ist, zerrann bald in Finsterniß. Wir lagen die ganze Nacht wie angenagelt auf einer Stelle, und am Morgen wehte nicht so viel Luft, als eine Feder hätte bewegen können; die Sonne strahlte in blendender Pracht, kein Wölkchen trübte den Himmel und die Hitze ward immer drückender; obgleich eine dicke Leinwand über das Verdeck gebreitet war, so schossen die Strahlen doch so heiß durch dieselbe, daß es mir unmöglich war, länger als ein Paar Minuten oben zu bleiben. Gegen drei Uhr erhob sich ein Seelüftchen, womit wir bis um sechs Uhr fortsegelten. Jezt trat zwar wieder Windstille ein, aber ohne die gestrige Langeweile mitzubringen; denn es kamen eine Menge Kähne mit Kroomännern an die Schiffsseite, welche ihre Dienste dem Kapitän und den Reisenden anboten. Diese Leute kommen arbeitsuchend aus einer südlich von Sierra Leone gelegenen Landschaft. Sie sind meistens groß, stark und

wohlgebaut, und thätiger und geschickter als die benachbarten Völkerschaften. Sie haben ein offenes, männliches Gesicht, eine hohe, freie Stirne, und sind nicht so schwarz als die mehr im Innern wohnenden Afrikanern, denn ihre Farbe ist meist blos dunkelbraun, ja bei manchen kupferfarbig. Sie gleichen in ihrem Wesen und ihren Sitten den Lissaboner Wasserträgern. Ihre Anhänglichkeit an ihr Vaterland ist so stark, daß sie, wenn sie in die Sklaverei geschleppt werden, sich häufig umbringen, ja, wenn sie ihren Zweck nicht anders erreichen können, sich aushungern; ist dieß auch nicht der Fall, so sind sie doch zu nichts nütze, weil sie der Freiheit nie vergessen und vor Kummer abzehren. Sie waren vor dem Jahre 1826 in ihren kleinen, aus einem ausgehöhlten Baumstamm verfertigten Canoes in Menge nach Sierra Leone gekommen; aber in jenem Jahre mußte der Statthalter viele derselben in ihr Vaterland zurückschicken, weil sie sich, vom Mangel getrieben, viele Verbrechen hatten zu Schulden kommen lassen. So vielen, als man für den Dienst der Kolonie nöthig hatte, erlaubte man zu bleiben, und diesen gab man ein numerirtes Blech, woran sie zu erkennen sind. Man bedient sich ihrer beim Laden des Teakholzes im Innern und in der Stadt; sie sind meistens ehrlich und fleißig, und halten ihr Geld zu Rathe. Sie bleiben gewöhnlich nur drei bis vier Jahre in der Kolonie, kaufen sich dann mit dem ersparten Gelde einige europäische Waaren, womit sie in ihrem Vaterlande Handel treiben und Leute von Bedeutung werden sollen. Das höchste Ziel ihrer Wünsche ist, einen Hut und eine Jacke zu besitzen, und es ist zum Lachen, wenn man sie Sonntags mit der Selbstgefälligkeit eines europäischen Stutzers mit abgetragenem Hut und Jacke und ohne weitere Bekleidung als ein Lendentuch umherstolziren sieht.

Als wir uns dem Ufer näherten, kamen uns eine Menge Böte entgegen, da seit acht Monaten kein Schiff von England hierher gekommen war, und alle Weißen begierig Nachrichten aus dem Vaterlande erwarteten. Wie schrecklich ungesund der Platz sey, war sogleich auf jedem Antlitz zu lesen; die ungesundeste Jahreszeit war eben vorüber und hatte ihre verderblichen Spuren in den langen, hagern, gelben Gesichtern zurückgelassen. Einer meiner Reisegefährten erschrack über den Anblick so sehr, daß er beschloß, mit dem ersten abgehenden Schiffe wieder wegzusegeln. Wenn die uns Besuchenden neugierig waren, so waren es die mit uns aus England zurückkehrenden Kolonisten nicht weniger, und eine ihrer ersten Fragen war: „Wer ist todt?“ Die Antwort war ein langes Verzeichniß, welche der ehemalige Statthalter, Sir Niel Campbell, eröffnete.

Freetown, die Hauptstadt von Sierra Leone, liegt an der Mündung des Mitomba oder Sierra Leone, auf der linken oder südlichen Seite des Flusses, und ist von einem Halbkreise von Bergen umgeben, die dicht am Flusse emporsteigen und fast überall bis zu den Gipfeln mit dichter Waldung bedeckt sind. Die Pflanzenwelt entfaltet hier einen ungeheuren Reichthum, und wer sich dem Orte in der trockenen Jahreszeit nähert und die prachtvolle Landschaft überschaut, sollte meinen, er betrete ein Paradies, voll Gesundheit und Leben. Aber ach! es ist ein Wolf im Schaafpelze, und wer dort zwei oder drei Jahre am Leben bleibt, darf es als ein Wunder ansehen. Die Stadt liegt am Abhange eines Berges, und das Hinaufsteigen vom Gestade ist in dem heißen Klima sehr ermüdend. Die öffentlichen Gebäuden sollen ungeheure Summen gekostet haben, und dennoch sind mehrere derselben schon wieder im Verfall. Die Kirche, ein gothisches Gebäude, von welchem im Jahre 1827 erst die nackten Wänden standen, hatte bereits 60,000 Pfund Sterling gekostet. — Die schwarze Bevölkerung der Niederlassung betrug 1826 etwas über 13,000 Seelen, wovon gegen 11,000 befreite Sklaven waren. Weiße waren im September 1827 ungefähr 370 da, wovon 232 zum Militär gehörten; die schwarzen Truppen beliefen sich auf 510 Mann.

(Der Beschluß folgt.)

Der Eulenthurm.

(Fortsetzung.)

Die Hauptsache von Baptists und seiner unglücklichen Mutter Geschichte ist Folgendes: Der Vater, ein flüchtiger irländischer Edelmann, hatte sich mit einer Französin von hoher Geburt und großem Vermögen, gegen den Willen ihrer Eltern verheirathet. Sie floh mit ihm aus der geliebten Heimath ins Waadtland, wo sie im Verborgenen lebten. Baptist ward dort geboren. Später trat der Vater, um ihren ungewissen Zustand zu verbessern, als Offizier in österreichische Dienste. Von der Armee aus sandte er gar manchen Gruß an Weib und Knaben, die er nicht wieder sah. Er fiel in der Schlacht von Aspern. Im Jahre 1810 kam Baptist mit seiner Mutter nach Hall. Sie waren eben auf der Reise nach Brüssel begriffen, wo die Arme Schutz bei einer Schwester zu finden hoffte, welche dort verheirathet war. Es war ein fröstelnder Herbstabend, als sie die alte Stadt Neuenstein, mit ihren grauen, zerbrochenen Mauern und Thürmen verlassen hatten. Der Weg dehnte sich vor ihnen in einer weiten, öden Fläche hin, gleich einer Aussicht in ein Leben ohne Hoffnung; die letzten Blätter der Pappeln an der Straße waren gelb und zitterten wie in Todesangst im rauhen Nordwind. Baptists Augen waren auf das Gesicht seiner kranken Mutter gerichtet, ihre Züge schienen ihm sonderbar verändert, verzogen, bleich, und dennoch blieb ihnen jene erhabene Ruhe, jenes — ich weiß nicht war's Stolz oder Entsagung zu nennen; ihr tiefblaues Auge, meist erstorben, glänzte

jezt auf Augenblicke in ungewöhnlichem Feuer, und auf dem blaßen Roth ihrer Lippen schwebte das Lächeln einer sterbenden Mutter; noch wußte Baptist nicht, was es war, er erfuhr es erst später. Im Wagen waren noch ein Paar ältliche Frauen, ein Jude und ein junges Mädchen. Baptist würde lezteres so wenig als die andere Gesellschaft bemerkt haben, hätte er nicht gesehen, daß des Mädchens Blicke besorgt stets auf die schwache Gestalt seiner Mutter gerichtet seyen. Die Weiber meinten, nicht Jedermann könne rückwärts in der Kutsche fahren, der Jude bot ihr, nach einigem Zaudern, seinen Siz Nr. 2 an, aber nur bis zum nächsten Dorf, fügte er hinzu. Das junge Mädchen fragte schüchtern, ob sie etwas für sie thun könne? Sie dankte ihr in gebrochenem Deutsch, und neigte dabei verbindlich den Kopf. In diesem Augenblicke wurden sie gestört; einer der Reisenden im Kabriolet verlangte, man solle einsperren, ehe es den steilen Berg nach Winkheim hinabgehe. Der betrunkene Postillon schwur, er habe den König von Baiern einen steilern Weg im Galopp hinabgefahren, und wegen einer Kutsche voll Juden und Weibern die nicht einmal deutsch könnten und kein Trinkgeld gäben, halte er sich nicht auf. Glücklicherweise, noch ehe sie den steilen Weg erreicht hatten, scheute das Handpferd, der Wagen wich gegen das Geländer, welches den Fall in den Abgrund hinderte, aber dort prallte er ab und fiel um. Deichsel und vordere Achse brachen, die Reisenden waren unverlezt, hatten aber keine andere Wahl, dem drohenden Regen zu entgehen, als zu Fuß ins nächste Dorf zu eilen. Baptists Mutter war gezwungen, einige Momente auf einem rauhen steinernen Kreuz am Wege, dem Denkmale irgend eines frühern Unfalls, auszuruhen, sammelte sich aber bald mit wunderbarer Stärke. Die andern Reisenden und der Postillon mit seinen Pferden waren vorangeeilt, blos der alte Jude blieb und das junge Mädchen, welches nicht für sich, sondern nur für die unglückliche, bleiche Fremde, Baptists Mutter, sorgte. Diese stand endlich auf und ging, durch die mitleidige Hülfe des Juden unterstüzt; den kleinen Baptist führte das artige Mädchen an der Hand. Beim erlöschenden Zwielicht erschien sie seiner fieberischen Einbildungskraft wie ein Schutzengel aus den Legenden, die ihm seine Mutter erzählte. „Mein Sohn," sprach diese, „bald wird uns Gott ans Ende unsrer Reise führen, nimm meinen Segen mit auf den Weg;" so stiegen sie den Abhang völlig hinab, indeß die Nacht einbrach, und mit ihr ein kalter, schneidender Regen. Sie mußten mehr als eine Stunde gehen und oft zurückklimmen, um den verlornen Pfad zu finden. Endlich sahen sie die Lichter des Dorfs vor sich. Sie waren zu müde, um sich deß zu freuen, blos der Jude murmelte eine Art Dankgebet. Im Wirthshaus angekommen, fanden sie alle Zimmer von den Hochzeitgästen eines Bauern aus der Nachbarschaft besezt. Der Wirth wollte solche Fremde, wie sie, deren Aeußeres nicht viel Gewinn versprach, nicht einlassen. Der Postillon erkannte seine Passagiere, er war gerade im Begriff, mit einer andern Kutsche nach Hall abzufahren, und nahm sie ein. Eine lange Stunde noch fuhren sie in den nassen Kleidern, sprachlos, vor Frost zitternd. Endlich knarrten die alten Stadtthore von Hall in den Angeln. Als der Thorwart, sich eine Pfeife Tabak von den Herrn Reisenden erbittend, die Laterne erhob, war das erste Gesicht, auf welches das Licht fiel, das Gesicht eines Todten. Baptist schrie laut auf und fiel sinnlos zu den Füßen der kalten Leiche seiner Mutter.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Juni.

Italienische Oper. Messe. Censur.

In der Zahlwoche kam die italienische Oper von Dresden hierher, um einen Cyklus von Vorstellungen zu geben. Eine Art Patriotismus, die eben nicht zu den großartigsten gehört, hat in neuerer Zeit in Dresden eine Opposition gegen dieses Kunstinstitut gebildet, und die Befürchtung, ein gleicher Sinn möchte sich auch hier theilweise finden, machte, daß die Gesellschaft Anfangs mit einiger Beklommenheit auftrat, um so mehr, da hier das öffentliche Urtheil durch keine Nebenrücksichten sich gebunden fühlt. Die Aufnahme, welche gleich die erste Vorstellung (Semiramide) fand, mußte den Ankömmlingen jedoch das Gegentheil zeigen, und daß nicht blos der Reiz der Neuheit ihnen diesen Beifall verschaffte, wies die Folge, selbst bei den verschiedenen Repetitionen, aus. Der Wunsch, die italienische Oper nächstes Jahr wieder hier zu sehen, ist sehr allgemein, um so mehr, da zugleich die Bescheidenheit dieses Künstlervereins nicht minder als seine Leistungen angesprochen hat.

Die lezte Messe war im Ganzen eine recht günstige; im Ganzen, denn im Einzelnen fanden demungeachtet mehrfache, und leider nicht unbegründete, Klagen statt. Besonders war dies der Fall bei unsern einheimischen Fabrikanten, die hinsichtlich ihrer Erzeugnisse mit England zu konkurriren haben. Das ist allerdings um so schlimmer, da durch diese Ungunst der Verhältnisse die Fabrikherren sich genöthigt sehen, auf Einschränkungen in ihrem produzirenden Personale zu denken, und dadurch wieder in dem ohnedin fast übervölkerten Gebirge eine Menge fleissiger Arbeiter in ihrer so schon prekären und dürftigen Existenz bedroht werden. Wie man versichert, haben mehrere der angesehensten Fabrikhäuser in Chemnitz gleich nach der Messe zahlreiche Reduktionen in ihrem Arbeiterpersonale vorgenommen. Auch in der Buchhändlerwelt hörte man viele Klagen, theils über die ungeheuren Remittenten, theils über langsame Zahlung. Bei der jährlich größer werdenden Ueberführung dieses Marktes — man erlaube mir diesen Ausdruck; Bücher sind ja auch eine Waare, und in neuerer Zeit häufig nichts als dies — wird man sich über die erstere Klage nicht wundern; leider vereint sich aber in Sachsen noch etwas mit diesem Umstande, was dem Gange des hiesigen Buchhandels vorzüglich schädlich zu werden droht, und die Zeit her auch bereits, namentlich den Leipziger Pressen, vielfach nachtheilig war. Ich meine unsere schon oft und auch von mir bereits in diesen Blättern besprochene Censur und die Ansichten, welche dieselbe leiten. — Von lez-

teren ist kürzlich wieder ein Beispiel gegeben worden, das wirklich niederschlagend ist. Seit einiger Zeit lebt der früher in Weimar angestellte und als Schriftsteller bekannte Regierungsrath Alex. Müller hier. Im Verlag von F. A. Brockhaus sollte von ihm mit Anfang Juli eine Zeitschrift, der canonische Wächter genannt, erscheinen. Die Ankündigungen und ein Prospektus, die Tendenz dieser Zeitschrift näher bezeichnend, werden mit Erlaubniß der Censur gedruckt; da erfolgt auf einmal, ehe noch ein Blatt von der Zeitschrift selbst da ist, ein Befehl: daß dieser canonische Wächter, „seines anstößigen Inhaltes wegen," nicht ans Licht treten und von den Leipziger Buchhändlern verbreitet werden dürfe. — Wäre Sachsen ein unter der Herrschaft ultramontaner Bischöfe stehendes Land, so möchte sich ein solches Verbot erklären lassen, denn der canonische Wächter sollte, wie in seiner Ankündigung ausdrücklich gesagt wurde, eine antijesuitische Zeitschrift werden — obschon das Verbot wegen Anstößigkeit eines Inhaltes, der noch gar nicht existirt, immer befremdlich bliebe — allein in einem rein protestantischen Lande, in der Wiege des Protestantismus, von einer protest. Behörde (das Verbot ging vom Kirchenrath in Dresden aus) den Kampf gegen Jesuitismus untersagt zu sehen, ist ein Zeichen so merkwürdiger Art, daß darüber sich wirklich Jeder wundern muß.

Zum Schluß erlaube ich mir noch auf eine literarische Erscheinung aufmerksam zu machen, von der nur eine kleine Anzahl Exemplare in den Buchhandel kommt, die aber die Beachtung der Reisenden im Harz sowohl, als aller derer verdient, welche sich für eine geistreiche und wahrhaft interessante Schilderung schöner Naturscenen sowohl, als die Ansichten eines Denkers über mehrfache Gegenstände interessiren. Das Werkchen heißt: Lettres sur Alexisbad et ses environs (Leipzig 1830). Verfasserin desselben ist die Staatsräthin von Freygang, deren treffliche Briefe über den Kaukasus und Georgien allgemein bekannt sind, und die hier in einem höchst eleganten Französisch sich über die oben erwähnten Gegenstände ausspricht. Daß ihr Gemahl, der am hiesigen Ort als kaiserlich russischer Konsul residirende Staatsrath, Ritter v. Freygang, bei dem Werk über Georgien und den Kaukasus als Autor mit Theil nahm, ist bekannt; ein Gleiches dürfte auch bei diesen Lettres sur Alexisbad der Fall seyn, die übrigens, wie ich höre, binnen Kurzem auch in deutscher Sprache erscheinen, und in dieser Ausgabe in den Buchhandel im Allgemeinen kommen werden.

Neapel, 20. März.

(Fortsetzung von Nr. 139.)

Solfatara. Puzzuoli. Bajä.

Ich war am Schlusse des lezten Briefs in meiner Beschreibung zum Agnanersee und der Hundsgrotte gelangt, und beschließe heute den Bericht über meine Wanderungen in Unteritalien.

Von der Hundsgrotte gelangt man an die wunderbare Solfatara, deren weißgelbe Felsenwand man weit im mittelländischen Meer schimmern sieht, und deren tiefer, rings von hohen Bergen umschlossener Schwefelkessel ohne Zweifel der eingestürzte Krater eines alten Vulkans ist. Der ganze Boden ist heiß; an einigen Stellen bricht der mit Schwefel und Salmiak geschwängerte Dunst brausend hervor, und die hohlklingende Kruste, auf welcher man wandelt, beweist die unterirdische Thätigkeit dieses Bodens; an andern steigt ewig Rauch auf und eine tiefe Höhle, welche man zu Schwefelschwitzbädern eingerichtet hat, hat vielen asthmatischen Leidenden wieder Gesundheit gegeben. Die Bereitung des Alauns ist hier höchst einfach, indem man irdene Gefäße, mit Wasser gefüllt, in den heißen Boden sezt und Asche hineinlegt. Von hier gelangt man in das uralte Puzzuoli am Vorsprung des Meeres, das Cicero das kleine Rom nannte, wo man noch kostbare Ueberbleibsel römischer Baukunst sieht, unter denen sich der herrliche Tempel des Jupiters Serapides auszeichnet, welchen man so leicht hätte erhalten oder herstellen können, wenn das Plünderungs- und Centralisationssystem der Alterthümer nicht so herrschend geworden wäre. Die noch stehenden drei Riesensäulen, deren früher zweiundvierzig waren, so wie das ganze Marmorparket und die herrlichen Kapitäler und sonstigen Fragmente zeigen, welch herrliches Gebäude hier gestanden hat. Die heißen Mineralquellen, welche man hier fand, dienen noch jezt zu Bädern, welche in Italien sehr berühmt sind. Der Hafen von Puzzuoli zeigt die Ueberbleibsel einer der stupendesten menschlichen Unternehmungen, indem von hier aus Caligula durch eine Brücke den ganzen 3600 Schritt langen Meerbusen bis Bajä verband, ein Werk, das nach Sueton ungeheure Summen gekostet haben soll. Das Amphitheater in Puzzuoli faßte über vierzigtausend Menschen und ist noch ziemlich erhalten. Bei jedem Schritt stößt man auf Ueberbleibsel von leider beinahe unkenntlich gewordenen alten Bauwerken. Die Wasserleitungen, der Arco felice, welcher nach Cumä führte, das Amphitheater, der Tempel Apolls, die Grotte der Sybilla cumana, so wie die Wände der Hohlwege, durch welche man geht, zeigen nur durch vorschimmernde Stücke von Mosaik, rothem Marmor und anderm kostbaren Material, was hier zu Grunde gegangen ist. Weiter rechts liegt die Stadt Linterno, wo der afrikanische Scipio ferne vom undankbaren Vaterlande den ruhigen Tod fand; links hinab gelangt man an den austerreichen See Fusaro; von da nach Bajä, auf dessen Höhen einstens die Prachtpalläste des Julius Cäsar, des Nero und der Julia Mammea, des Pompejus und Marius die schäumende See kühn überragten; nach jenem Bajä, wo der Andrang der Römer so groß war, daß man Werke im Meere aufführen mußte, um neue Wohnungen darauf zu bauen, das Horaz allen andern Orten der Welt vorzog, vor welchem Seneca warnte, wenn man seiner Leidenschaften Herr bleiben wolle, wo man noch jezt, troz des ungeheuren Verfalls, die schönen Ueberbleibsel der Tempel der Venus Genitrix, in dem man die Akustik studiren sollte, der Diana und des Merkurs findet, wo man noch weit ins Meer hinein kostbare Säulen und andere Zeichen jener Größe entdeckt, und wo man unter Nero's Pallast, tief im Felsenschooß, die berühmten Schwizbäder fand, zu deren heißer Quelle schmale Gänge führen, deren Besuch nur entschlossenen entkleideten Menschen gelingt, weil die Hitze so groß ist, daß schon mehrere Menschen ein Opfer ihrer Neugierde wurden. Allein alle historischen Erinnerungen werden auf diesem wundervollen Boden noch durch das mystische Dunkel der alten Fabelwelt verdrängt. Hier wird man begreifen, wie der Dichter der Aeneis seinen trojanischen Helden mit geographischer Gewissenhaftigkeit durch die Unterwelt geführt hat; hier hätte unser gelehrter Heyne und so viele andere Kommentatoren den sechsten Gesang Virgils studiren sollen, anstatt sich im deutschen Vaterlande um Worte und Phrasen zu bekriegen, deren Sinn so einfach und natürlich an Ort und Stelle sich enthüllt, und hier würde sich ihnen der Ungrund ihrer Behauptungen, daß die meisten dunkelscheinenden Anspielungen poetischer Lizenz zugemessen werden müssen, auf dem Spaziergange eines Tages anschaulich dargethan haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 68.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 160.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 6. Juli 1830.

Der Zauberer spielet in Tonlabyrinthen,
Wie Mädchen im Lenze mit Blumengewinden,
Mit Herzen, und führet in lieblichem Lauf
Sie unbedingt herrschend hinab und hinauf.

Seume.

Bemerkungen über Tonkunst.

Von Ludwig Bauer.

Zweiter Artikel.

Auf der im ersten Artikel bezeichneten Stufe, wo sie sich nämlich dem Takte unterworfen hatte, blieb die Musik wohl geraume Zeit stehen, und mußte sich's gefallen lassen, unter dem einförmigen Schwunge des Taktstabes ihre lieblichen Einfälle wie eine Lektion herzusagen. Daß sie jedoch ihre Freiheit nicht für immer an das Ebenmaaß verlor, dazu gab dieses selbst die erste Veranlassung. Denn weil der Takt sich nicht nach den Tönen fügte, so mußten sich die Töne nach ihm bequemen. Man brach und theilte daher die Noten auf mancherlei Weise, durch den Takt wurden die Töne berechenbar, und sogar für die Mathematik fixirt. Aus Erfahrungen bildeten sich Gesetze, aus Gesetzen erwuchs mit der Zeit eine Lehre der Musik. Dieß führte zu dem kühnen Gedanken, die Musik auch in der Anwendung als ein System von Tönen zu behandeln. Die strenge Fuge ist freilich nur ein musikalisches Rechenexempel, und widerstreitet gewissermaßen dem Zwecke der Musik, weil sie den Verstand auf Kosten des Wohlklangs befriedigt. Demungeachtet ist durch fugirte Sätze, in welchen man sich frühzeitig schon versuchte, die Entwicklung der Musik wesentlich befördert worden. Die Fuge leitete den Komponisten, ohne daß er es wollte, auf die entlegensten Tonverbindungen; sie nöthigte ihn, aus Dissonanzen, denen er nicht ausweichen konnte, vermittelst der Auflösung neue Harmonie zu schaffen. Er mußte gleich bei der Wahl seines Themas jede mögliche Umsetzung desselben ins Auge fassen, weil er sonst in der Ausführung scheitern konnte. Für den Zuhörer hatte es einen eigenen Reitz, das fliehende Thema aufmerksam zu verfolgen und unter jeder Verkleidung wieder zu erkennen. Er lernte jede Komposition als ein Ganzes betrachten, während der Komponist sich gewöhnte, die Töne in Massen zu behandeln. So wurde die Musik aus einem Sinnenkitzel ein Gegenstand der Anstrengung, und sezte sich selbst bei dem Verstande in Kredit, weil sie sich unter seine Gerichtsbarkeit begeben hatte.

Mit Hülfe der Fuge gewann man einen Reichthum von Harmonien, der die starren Grenzen des Tonmaßes an manchen Stellen überragte; zugleich flößte die wachsende Gewandtheit den Muth ein, die bisher unbedingte Herrschaft des Taktes nur noch unter Bedingungen anzuerkennen. Dahin gehört, daß man nun die Töne bald anschwellen, bald abnehmen ließ, und ihnen neben der stätigen eine wellenförmige Bewegung mittheilte; daß man durch eine anhaltende Tonverstärkung mehrere Takte vor den übrigen hervorhob, und sogar oft den Aufschwung des Taktes durch ein zwischeneinfallendes Sforzato verdeckte. Was Licht und Schatten für die Malerei, das ist die abwechselnde Stärke und Schwäche der Töne für die Musik, und gleichwie der Maler durch allmählige Annäherung Licht in Schatten und Schatten in

Licht verschmelzen kann, so verschwimmt in der Musik durch Crescendo und Decrescendo das Forte in Piano und das Piano in Forte. Noch entscheidender war es, daß man das Ebenmaß nicht mehr blos auf einzelne Takte, sondern auf ganze Tonsätze, und überhaupt im Großen anwandte. Kehren wir zu dem obigen Beispiele zurück. Eine lange Reihe von Gestalten, welche nur aus Gliedern von je zweien oder dreien besteht, wird uns durch das Einförmige ihres Anblicks bald zum Ueberdrusse werden. Ein weit interessanteres Schauspiel aber wird sie uns gewähren, wenn je vier oder acht kleinere Glieder eine größere Gruppe bilden, und jede dieser Gruppen mit den übrigen im Verhältnisse des Ebenmaßes steht. Denn die Ordnung ist nur dann peinlich, wenn sie allzuoft wiederkehrt, und dieß findet immer da statt, wo sie unter einen kleinen Maßstab fällt. Im Großen hat sie sogar etwas Begeisterndes. Nicht jeder hat die Geduld, den Organismus einer Milbe zu studiren, aber die regelmäßige Bewegung der Himmelskörper ist für jeden ein Gegenstand der Bewunderung. Man verfuhr nun nicht mehr nach einzelnen Takten, sondern faßte eine Anzahl derselben je zu Einem Tonsatze zusammen, welchem dann jedesmal ein entsprechender Tonsatz gegenübergestellt wurde. Hiedurch brachte man das Ebenmaß nicht nur unter einen größern Maßstab, sondern es mußte nun auch immer mit dem Interesse der Harmonie zusammentreffen, weil es nicht aus dem Takte, sondern aus den Ideen hervorging. Aus diesem Bestreben erklärt sich auch die zwei- oder mehrmalige Wiederholung desselben Gedankens. Er wird nämlich so oft wiederholt, bis das Ohr vollkommen befriedigt ist, und dieß ist dann der Fall, wenn zwischen dem lezten Tonsatze und den vorhergehenden das Verhältniß des Ebenmaßes hergestellt ist.

Eine Tonfolge, welche unsern Empfindungszustand blos durch das Gefühl des Wohlklangs bestimmt, nennen wir harmonisch; melodisch aber eine solche, die außer dem allgemeinen Gefühle des Wohlklangs auch noch ein bestimmtes Gefühl von Freude und Trauer, von Begeisterung oder Wehmuth, von Sehnsucht oder Zufriedenheit in uns hervorruft. Von der Harmonie fordern wir vorzugsweise Klarheit, von der Melodie Innigkeit. Die erstere leistet dann ihr Höchstes, wenn sie unter Dissonanzen den Wohlklang, und bei wechselnden Uebergängen die Klarheit behauptet. Daher neigt sie sich zur Fuge, wie die Melodie zur freien Komposition. Denn eine bestimmte Empfindung ist an bestimmte Tonverhältnisse gebunden, und wird meistens verschwinden, sobald dieselben Töne in andern Verhältnissen erscheinen. Die Harmonie wird zuweilen durch ihre Erhabenheit poetisch, nie aber sentimental. An dieser, könnte man sagen, freuen wir uns als Menschen, an jener als Individuen. Die Musik hat offenbar einen bedeutenden Fortschritt gemacht, als man anfing, Harmonie und Melodie sich gegenseitig begleiten zu lassen. Beispiele hievon finden wir in den gelungensten Kompositionen jeder Musikgattung, hauptsächlich jedoch in der Symphonie. Denn diese hat ja den Zweck, harmonische Klarheit mit melodischem Reitze zu verbinden, oder vielmehr, die Strenge der Harmonie durch den Schmelz der Melodie zu mildern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Eulenthurm.

(Fortsetzung.)

Dieß waren die Umstände, welche Baptist mit seiner todten Mutter nach Schwäbisch-Hall brachten. Honig kannte sie schon seit einigen Tagen von Rosinen, demselben freundlichen Mädchen, dessen schon als Begleiterin der Unglücklichen in dem Wagen gedacht ward; aber er bat den freundlosen Knaben, offen zu seyn und ihm seine eigenen traurigen Erinnerungen zu erzählen. Als er zur Geschichte seines Lebens in Schwäbisch-Hall kam, und von der Neugierde und dem rohen Mitleid sprach, mit welchem er in des Buchbinders Haus aufgenommen wurde, als er des gefühllosen Spotts erwähnte, mit welchem man seine Unkenntniß der Sprache und seine Religion behandelte, des Neides ferner, welcher entstand, als durch Fleiß und Aufmerksamkeit, so wie durch natürliches Geschick, der Lehrling bald seine Lehrer, die Gesellen, übertraf, da bemerkte Honig, welch peinliche Gefühle ihn bewegten. Aber Honig wußte mehr. Er hatte seit wenigen Tagen von seinem Fenster aus bemerkt, mit welch verborgener Begierde, mit welchem Erröthen der einsame Knabe in seinen kurzen Augenblicken der Muße jedes offene Fenster in dem Hause Nachbar Hornungs, des Vaters Rosinens, beobachtete, und wie er bleich ward und schüchtern sich zurückzog, wenn Rosine selbst am Thor erschien oder aus einem Fenster sah. Wäre Honig auch in den reichen und kummervollen Tiefen des menschlichen Herzens nicht genug erfahren gewesen, um zu errathen, daß Baptist alle Liebe seines verwaisten Gemüths auf das erste, einzige menschliche Wesen gewendet hatte, das ihm in diesem fremden, rauhen Land freundlich begegnet, das seine Mutter gekannt, auf welches diese gelächelt hatte, seine eigene Führerin durch Nacht und Regen, so mußte er dieß den warmen Tönen aus Baptists Flöte angehört haben, die an Sommerabenden in sanften Klagen aus seinem Dachstübchen klangen, manchen Sonntag auch von dem buschigten Hügel, dem Eulenthurm gegenüber, in brennenden Akkorden voll lyrischen Schmerzes.

Rosine Hornung war die Tochter eines ungebildeten Brauers, der schnell reich geworden war, und einer gutmüthigen, aber einfältigen Mutter. Das Bestreben ihrer

Eltern ging dahin, in ihrer Tochter alle jene Vollkommenheiten zu vereinigen, die ihnen selbst mangelten, und die man für Geld haben kann. Aber auch hier, wie so oft im Leben, brachte eine falsche Richtung in der Erziehung gerade das Gegentheil hervor. Je mehr der reiche Hornung und sein Weib ruhmrednerisch ihres Geldes erwähnten und der Kenntnisse ihrer Tochter, je mehr sie die Uebrigen verachteten, desto demüthiger ward Rosine, und es schien, als wollte sie stets durch freundliches Entgegenkommen den rohen Stolz ihrer Angehörigen entkräften. Zeugten nicht das meist gesenkte schöne Haupt, die niedergeschlagenen Augen von diesem bescheidenen Gefühle? Und wenn sie auf dem Klavier spielte, schien nicht jeder sanfte Ton zu fragen, ob er gefalle oder nicht, ob er nicht zudringlich und eitel sey? Diesem Bilde schlug das Herz Baptists mit der ganzen Kraft seines heißern elterlichen Temperaments entgegen. Es schien zu welken wie eine edle tropische Pflanze, für wärmern Sonnenstrahl bestimmt, wenn sie in den neblichten Norden und seinen traurigen Schnee versetzt wird. Er liebte sie, wie er seine Mutter liebte, und wenn er sein Ave Maria betete, so vermischten sich der heiligen Maria und Rosinens Bild. Er liebte außerdem Nichts. Ausdrücken konnte er seine Liebe nicht; kaum kannte er sie selbst, still und verzehrend wohnte sie in seiner Brust.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sierra Leone.

(Beschluß.)

Die Zeit wurde mir hier entsetzlich lang. Es ist ein ewiges Einerlei. Wem seine Gesundheit lieb ist, der muß sich von Morgens 8 bis um 5 Uhr des Abends in sein Zimmer einschließen; man hat keine Gesellschaft, als die wenigen Kameraden, die ihr Quartier zu verlassen im Stande sind, und die Unterhaltung bei Tische ist die traurigste in der Welt, denn man redet von nichts, als ewig von Krankheit und Tod. Die Bibliothek enthält das elendste Zeug, das man sich nur denken kann, und die schwüle Trübseligkeit, welche über allem brütet, lähmt den Geist für jede heilsame Aufregung. Alle denken nur an die liebe Heimath und an das böse Geschick, das sie nach dem „Todtenhause Afrikas" gesandt. Alle Soldaten sind am Heimweh krank, und die Aengstlichkeit, womit jeder dem Augenblicke entgegenschmachtet, wo er den Fuß wieder auf vaterländischen Boden setzen darf, ist nur mit den Gefühlen des armen Sünders zu vergleichen, der von Tag zu Tag seiner Begnadigung entgegenharrt.

Ein Aufenthalt von ein paar Tagen in der Stadt und ein Ritt in die Gegend überzeugen einen auch bald, daß man sich in Hinsicht der Fruchtbarkeit des Bodens geirrt hat, und daß der Anblick von der See her ein täuschender war. Der Boden ist, wenige Stellen ausgenommen, felsig und unfruchtbar. Hie und da blickt der grobe, rothe Granit aus der dünnen Erdkruste hervor. Dies ist besonders in der Stadt und am Wege nach der Kaserne auffallend, wo man in der trockenen Jahreszeit fast keine Spur von Gewächsen erblickt. Aber langes, hartes Gras schießt, wo man es Wurzel fassen läßt, während der Regenzeit und so lange der Boden noch feucht ist, in Menge auf, und nicht weit vom Fort sieht man nahe am Wege die Indigopflanze unbeachtet wachsen. Es gibt einige Orangebäume, deren Frucht ausnehmend wohlschmeckend ist. Auf den Bergen wachsen eine Menge Limonenbäume, und der Ananas gibt es so viele, und zwar von der vortrefflichsten Sorte, daß man sie zur Zeit der Reife für 1 bis 1½ Penny (3 bis 4½ kr.) auf dem Markte kauft. Auch hat man viele und gute Bananas und eine Art vortrefflichen Obstes, welches der Citrone gleicht. Vorzüglich aber baut man Reis, Cassada und Plantanen. Trauben lassen sich durch Pflege erzielen, das Produkt ist aber der Sorge und Mühe nicht werth. Tabak wollte nicht gedeihen; dagegen hat ein Pflanzer eine bedeutende Menge Ingwer gezogen, welcher dem besten westindischen nichts an Güte nachgibt. Auch Thee- und Kaffeepflanzen sieht man auf den Anhöhen, aber ihr Erzeugniß ist auf jeden Fall zu unbedeutend zur Ausfuhr, und ich weiß überhaupt nichts, das ausgeführt würde, als Holz und Palmöl.

Ich unternahm einen Ausflug in die benachbarten Dörfer. Die meisten derselben sind schlecht gebaut und auf allen Seiten mit nackten Felsen umgeben. Jedes Dorf besteht aus wenigen Hütten von Holz, Lehm oder unregelmäßigen Steinen, und mit Stroh oder Rohr gedeckt. Jede Hütte hat ein Grundstück, worauf man dann und wann Plantanen, Cassaden oder Bananas wachsen sieht; selten aber findet man einen Einwohner an irgend einer Arbeit; meistentheils liegt er in träger Ruhe in der Sonne, oder entlockt einem musikalischen Instrument, das dem Bogen eines Schulknaben gleicht, mittelst Zähnen, Lippen und Fingern grelle Töne. Die Trägheit und Undankbarkeit des befreiten Afrikaners sind sprüchwörtlich. Man kann ihn zu keiner Arbeit bewegen, die zu seiner Erhaltung nicht unumgänglich nothwendig ist, und sagt man ihm, die Engländer haben ihn befreit, sie kleiden und ernähren ihn, so antwortet er: „Ja, aber ich habe den Weißen nicht darum gebeten." Ich gewann nichts bei meiner zweitägigen Reise, als die Ueberzeugung, daß die Menschenfreundlichkeit meiner Landsleute bei diesen Elenden rein verloren ist. Die Erschöpfung beim Ritt und die heißen Dünste im Gebüsche, welches wir durchritten hatten, legten bei mir den Grund zu der Landplage, dem Fieber, wovon sich auch schon am folgenden Tage die ersten Anzeichen kund thaten.

Ein starkes Brechmittel that dem Würger Einhalt, und nach zwei Tagen hatte ich das Glück, wieder hergestellt zu seyn. Die Regenzeit kündigte sich mit einem heftigen Gewitter an, furchtbarer und erhabener, als ich je eins gesehen hatte. Erde und Himmel schienen in Feuer zu schwimmen, die Donnerschläge erschütterten den Boden, und die Gährung der Elemente riß die Schiffe von den Ankern. Der Regen fiel in Strömen, und bald war jede Rinne ein Bach. Nach Verlauf einer Stunde legte sich der Sturm, und es erfolgte Todtenstille.

Mein gutes Geschick wollte, daß ich nicht die ganze Regenzeit hier aushalten mußte; nach Verlauf eines Monats erhielt ich die erfreuliche Nachricht von meiner Versetzung in ein anderes Regiment, und nach wenigen Wochen begrüßte ich wieder die vaterländische Küste. — Aber ach! von denen, welche ich in dem Pesthause zurückgelassen, sind nur wenige noch am Leben, und diese haben vielleicht auf immer ihre Gesundheit eingebüßt, welche in Sierra Leone ein Fremdling ist.

Korrespondenz-Nachrichten.

Neapel, Ende März.

(Fortsetzung.)

Procida. Ischia. Pästum.

Es war ein herrlicher Festtagmorgen, an welchem wir von den elyseischen Feldern auf die benachbarte, reichbevölkerte Insel Procida übersezten. Da glaubten wir uns plözlich nach Griechenland versezt, als wir das ganze Volk in der Tracht dieses Landes erblickten. Es gewährte einen überraschenden Anblick, eine Kirche, die wir betraten, mit Menschen in solch fremder Tracht gefüllt zu sehen, welche um so malerischer aussieht, als beide Geschlechter hier sehr schön sind. Die rothen phrygischen Mützen der Männer und die bunten Farben der Frauen kleiden außerordentlich gut, und diese Erscheinung ist um so lieblicher, als sie, die einzige in Italien, vom griechischen Ursprung der Neapolitaner Zeugniß gibt. Wir nahmen ein Frühstück auf der schönen, über einem Felsenriff hängenden Villa des Königs, die früher ein Kastell war, und hatten hier das Vergnügen, die nationelle Tarantella tanzen zu sehen, wozu wir viele der schönsten Mädchen und junge Leute eingeladen hatten. Nachdem man die unbeschreibliche Anmuth und züchtige Grazie, mit der diese Naturmenschen ihren leidenschaftlich geliebten Tanz ausführen, gesehen, kann man an dem bacchantischen Herumrasen, mit welchem unsere Balletmeister ihn uns vorführen, kein Wohlgefallen mehr finden. Von hier steuerten wir nun auf die große, prachtvolle Insel Ischia, die sich nebst dem stolzen Capri zum Schutze des herrlichen Neapels gegen die andringende Fluth aufgethürmt hat. Weit ragt ihr gährender Epomeus über das große, stets von ihm bedrohte Eiland hinaus. Die ganze Formation dieser Insel deutet auf ihren vulkanischen Ursprung, und wenn auch gleich seit Jahrhunderten kein Ausbruch mehr statt fand, so lassen doch die überall mit Macht hervordringenden, mit Schwefel und Eisen überschwängerten heißen Quellen hinlänglich das bevorstehende Schicksal dieses schönen Landes erkennen, und was jezt heil- und rettungspendend Hunderten das Leben erhält, das wird vielleicht in kurzer Frist Tod und Vernichtung über die sorglosen Bewohner bringen. Hat man nun mit Ischia den ganzen Cyklus dieses Zauberpanoramas beschlossen, so wende man sich von der Stätte, wo Aeneas gelandet, um das größte Reich zu gründen, hinab zu den unzerstörbaren Ueberbleibseln der erhabensten Baukunst aller Zeiten, zu der prachterfüllten Posidonia der Sybariten, zu dem uralten Pästum, welches weder Sarazenen, noch Jahrtausende zu zerstören vermochten, wo man lernen kann, wie man gebaut hat und wie man bauen sollte, und dessen fast unversehrte drei Tempel die schönsten, erhabensten Momente des Alterthums in Europa sind. Obgleich sie 54 Miglien von Neapel liegen, wird doch gewiß Niemand bereuen, die zu dieser Excursion erforderlichen drei Tage geopfert zu haben, um so mehr, als man mit dem Wege nach Pästum noch manchen andern Genuß verbinden kann, welcher sonst wieder manchen besondern Tag in Anspruch nehmen würde. So besichtigten wir das in einer engen Bergschlucht kühn am Felsen hängende Benediktinerkloster St. Trinita bei dem hübschen Städtchen Cava, welches theils von den Felsen, die in und über seine Kirche hereinragen, getragen wird, theils sie selbst stüzt. Das Kloster enthält die ersten longobardischen Handschriften. Der Weg in die tiefe Schlucht hinab zu einer Tropfsteingrotte ist höchst romantisch, so wie die ganze Straße bis nach und über Salern voll Abwechslung ist. In dem freundlichen Städtchen Vietri schifften wir uns ein und machten die herrliche Fahrt nach Amalfi, welche wir Jedem, der in Neapel wohnt, dringend empfehlen. Man kann sich nichts Malerisches denken, als diese ganze Bergkette, auf welcher man bei jedem Umbug um einen der vielen Vorstöße durch einen neuen reizenden Anblick, durch ein neues, glänzendweißes Dörfchen überrascht wird. Alle diese Ortschaften, so wie Amalfi selbst, hängen auf eine unbeschreiblich pittoreske Weise an den Bergwänden umher, und das Romantische von Amalfi wird durch eine Menge dasselbe umgebender alter, zum Theil noch ziemlich fester Sarazenenschlösser und Thürme, und durch hundert natürliche Wasserfälle, welche diesen Ort zu einem der betriebsamsten in Fabriken aller Art machen, aufs Höchste gesteigert. Catel und Weller in Rom haben manche dieser schönen Parthien aufs Glücklichste dargestellt, worunter besonders die Auffassung des erstern im Mondlicht äußerst gelungen ist. Wir verließen Amalfi, welches dem Rebellen Masaniello das Leben gab, und wendeten uns nun nach dem Golfe von Salerno, dem Eden des italienischen Himmels. Allein von hier aus, besonders wenn man den Fluß Sele überschritten hat, dessen versteinernde Kraft sich an den dortigen großen Trümmern so kräftig bewiesen, nimmt die Schönheit der Gegend stets mehr ab. Sümpfe wechseln mit mühsam bebauten Feldern, und Disteln und wilde Weinreben sind an die Stelle der Rosenfelder getreten, die uns Virgil so reizend schildert. Hier liegen an der See in tiefer Stille und Einsamkeit die herrlichen griechisch dorischen Tempel, die sich als die dreitausendjährigen Reste Pästums ankündigen. Diese herrlichen Ueberbleibsel lassen sich mit dem weibischen und überfeinerten Geschmack der reichen Sybariten nicht recht vereinigen, sondern sie erscheinen im Gegentheile wie die einfachen, großartigen hindusischen Bauwerke, welche uns Daniels kühner Pinsel gemalt hat; und in des Neptuns majestätischem Riesentempel, unter diesen Ehrfurcht und Staunen gebietenden, von Menschenhänden der Gottheit errichteten Hallen fühlt man sich von den heiligen Schauern umweht, welche Michel Angelo's ewiger Dom mit seiner innern Säulenpracht uns einflößt.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 53.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 161.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 7. Juli 1830.

Zarte Seelen werden von drei Räubern angefallen: vom Volke, dessen rohe Begriffe ihren weichen Herzen nichts als Narben geben, vom Schicksale, und vom eignen Herzen.

Jean Paul.

Der Eulenthurm.

(Fortsetzung.)

Honig ahnete die ganze Gefahr und Stärke von Baptists Gefühlen, er durfte diese wunde Stelle nicht berühren. Aber er mußte, um dem armen Baptist mehr Trost zu geben, noch zweier anderer traurigen Umstände seiner trüben Lage erwähnen. „Baptist," sprach er und zog den Knaben an seine Brust, und küßte seine kalte Stirne, „Baptist, mein Sohn, hast Du mich mit allem Deinem Kummer bekannt gemacht? Vertraust Du nicht ganz auf einen alten Mann, Deinen Freund, weil Du ihn nur kurze Zeit kennst, und alle andere in dieser Gegend, beinahe alle, möcht ich sagen, so hart und ungerecht gegen Dich waren? Glaube mir, weil ich Dir's auf Manneswort betheure, ich habe nie an Deiner Unschuld gezweifelt, mein verläumdeter Freund, und mit Deiner zerbrochenen Flöte verlor ich eben so viel Freude als Du selbst. Laß mich alles genau und deutlich wissen, erkläre mir alles, was ich mir so vornherein von der Diebstahlgeschichte und der Flöte zusammenreimte. Denk, jede Bürde ist leichter, wenn zwei sie tragen."

„Jungfer — es wurde ein Buch" — fing Baptist stammelnd an, „man schickte ein Gesangbuch zu uns, um es in Sammt zu binden und in Silber zu fassen." — „Gehörte es nicht Jungfer Hornung?" fragte Honig. — „Ja," antwortete Baptist schnell, aber kaum hörbar, und stürzte an Honigs Brust, der die Schläge seines Herzens fühlen konnte. „Am letzten Sonntag hätt' ich gar so gern darin gelesen oder gebetet, das Buch sah so schön und feierlich aus; schon oft hatt' ich gedacht, wie freudig müssen glückliche Menschen beten, da fiel mir ein, ich würde wieder freudig und dankbar fühlen, wenn ich in dem schönen Buch lesen könnte. Ich nahm's mit hinauf in meine Kammer. War's gleich ein ketzerisches Buch, es konnte dennoch keine Sünde seyn, drin zu lesen; denn Jungfer Rosine las ja daraus, die so freundlich gegen meine Mutter war, und sie würde gewiß nicht böse werden, dachte ich, wenn sie mich auch lesen sähe. Ich fand eine Seite mit einem blauen Seidenfaden eingemerkt," fuhr Baptist hastig fort, „ich öffnete das Buch schnell, ich sah das Lied:

Wer nur den lieben Gott läßt walten,
Und auf ihn hoffet allezeit —

Vielleicht hab' ich geweint, oder mein Gesicht auf's Buch gedrückt," sprach Baptist erröthend; „ich hörte die Gesellen in der Kammer nebenan lachen; sie konnten durch die kleinen Ritzen in der Wand sehen. Aber gerade jezt rief mich der Meister hinunter und schickte mich in einem dringenden Geschäft zum Küster in der Altstadt. Ich hatte nicht mehr Zeit, zur Kammer zurückzugehen und das Buch an seinen Platz zu legen. Als ich nach Hause kam —" hier stand er in heftiger Bewegung von seinem Sitze auf; „war das Buch weg," sagte Honig und zog ihn freundlich wieder auf den Stuhl nieder. „Das Buch war

weg, sie sagten, ich hätte es gestohlen — o mein Vater, meine Mutter! — ich stehlen — und alle glaubten es, alle! Jungfer Rosine ist nicht in der Stadt und wird es auch glauben. Ich werde sie nicht wieder sehen, um mich von diesem Verdacht reinigen zu können." So heftig waren die Ausbrüche seines Schmerzes, daß Honig es für gefährlich hielt, ihnen geradezu mit der Nachricht zu begegnen, daß alles entdeckt und Baptists Unschuld bewiesen sey. „Und wie war's mit der Flöte?" fragte er weiter, um ihn zu zerstreuen. „Meine Flöte, meines Vaters Flöte, die sein Freund vom Schlachtfeld von Aspern zurückbrachte, ich fand sie am Boden; sie zerschlugen sie, als sie nach dem Buche suchten. Und die Gesellen lachten und sagten, es wäre für meine kranke Lunge gut, daß die Flöte zerbrochen sey." — „Ich fürchte, mein Freund, sie möchten da etwas Wahres gesprochen haben. Oft dachte ich, wenn ich Dich spielen hörte, so ein voller, und dann wieder weicher, zitternder Ton, so biegsam in Höhe und Tiefe, kann aus keiner gesunden, festen Brust kommen. Aber, Baptist, ich habe frohe Neuigkeiten für Dich!" — „Ach! sie kommen zu spät, wie sie auch seyn mögen." — „Du weißt, daß der Instrumentenmacher von Homburg hier war; er hat Deine Flöte gesehen und erklärt, er könne sie wieder herstellen, ohne daß der Ton litte, und so, daß man es kaum bemerkte." — „O mein lieber Freund, ich möchte Vater sagen," sprach der Knabe in sanfter Rührung und neigte sein Haupt in Honigs Schooß, „es ist zu spät, legt sie in mein Grab zu mir. Meine Brust brennt, ich hoffe, ich hoffe, daß ich meine Mutter recht bald wieder sehen werde; ich sehe sie jezt in allen meinen Träumen. Aber in der lezten Nacht rief sie mich bei Namen, und ich sah die Weinberge des Waadtlandes, unter deren breiten, grünen Blättern und schwellenden Trauben ich sie einst verlor, bis ich nach einiger Zeit ihr schönes mütterliches Gesicht zwischen dem Laube wieder erblickte, und sie mich rief, wie in der lezten Nacht. O Gott, wie schön war dieß Alles, und wie lange schon ist es her!"

Honig unterdrückte schwer seine eigene Rührung. „Baptist, ich habe noch bessere Zeitung, mein geliebter Freund. Was würdest Du sagen, wenn Jungfer Rosine ihr verlorenes Buch wieder gefunden hätte, wenn man entdeckt hätte, daß einer Eurer Gesellen der Dieb war, und daß Dein guter Name gerettet ist?" — „Ist's so, Jesus Maria, ihr heiligen Engel! und sie weiß es? Gott sey Dank, nun sterb ich ohne Sorgen." — „Baptist," sagte Honig, „sprich nicht vom Sterben. Hänge nicht solchen Träumereien nach. Du bist krank, gewiß, und Dein Gesicht glüht jezt im Fieber; aber Du bist jung, und Friede und Freude sind mächtige Heilmittel. Den ersten hast Du, für die leztere ist auch schon gesorgt. Einige Freunde haben es mit Deinem Meister so abgeredet, daß Deine Lehrzeit abgekürzt wird und morgen endet. Herr Kaiser, ein jüngerer Meister in der Stadt, und ein freundlicher Mann, der in Frankreich gewesen ist und Deine Sprache spricht, will Dir Arbeit geben; Deine Buchbindereien, die er sah, gefallen ihm. Da er in seinem Hause nicht Raum hat und nicht weit von mir wohnt, so magst Du in dem kleinen netten Zimmer unter mir wohnen, wenn Du willst, und an eines Freundes Tisch essen. Heute Nacht schon kannst Du in meinem Hause schlafen. Aber laß' uns hinabgehen, es wird spät und kühler, und so eine frische Sternennacht ist gesund für kranke Herzen, aber nicht für kranke Lungen." Aber Baptist stand nicht auf. „Honig," antwortete er schwach, „ich danke Euch. Es ist zu spät. Ich habe es schon Monate lang gefühlt; in den lezten Wochen sind die Fieberanfälle bei Nacht stärker geworden. Dann kam die Geschichte mit dem Buch, und meine Flöte zerbrach, ich glaube, auch mein Herz und mein Leben sind gebrochen."

(Der Beschluß folgt.)

Bemerkungen über Tonkunst.

(Fortsetzung.)

In jeder schönen Symphonie ist entweder ein harmonischer Tonsatz nach Art der Fuge durchgeführt, oder werden mehrere solche Tonsätze einander gegenüber gestellt, um bald neben einander herzulaufen, bald sich zu begegnen und zu verwickeln. In jedem Falle aber wird die Entwicklung der Harmonie zuweilen durch ein melodisches Thema unterbrochen, welches dann besonders seine Stelle findet, wenn wir eben an einem harmonischen Wendepunkte vorübergekommen sind und nun das Bedürfniß fühlen, von dem brausenden Erguß der Wohlklänge das leise Echo in unserem Herzen zu belauschen. Die vollendetste aller Symphonien ist wohl Mozarts Ouverture zur Zauberflöte. Hier tritt die Vereinigung des Harmonischen und Melodischen schon im Thema ein; denn dieses liegt genau zwischen beiden in der Mitte, und klingt uns daher bald als Harmonie, bald als Melodie entgegen. Die Art der Behandlung nähert sich der Fuge, während unser Ohr nur ein bezauberndes Spiel zu vernehmen glaubt. Diese Klänge bringen aus einer Höhe herab, wo es keine Gegensätze mehr gibt; und hiezu stimmt die Oper, auf welche wir dadurch vorbereitet werden, sie schildert nicht streitende Gefühle, sie athmet nur Liebe und Andacht, entfaltet nur jenes Eine Grundgefühl, welches uns sowohl an die Erde fesselt, als auch zum Himmel erhebt. Wir können daher das Ganze als ein Sinnbild des Einklangs, als einen Spiegel betrachten, den die Musik sich selbst vorhält. Indem man, wie oben bemerkt wurde, das Harmonische mehr und mehr mit dem Melodischen paarte, ge-

wann jedes Musikstück an Lebendigkeit und Interesse. Der Zuhörer wurde von allen Seiten gefaßt und hatte keine Muße mehr, daran zu denken, daß diese wechselvollen Tongruppen dem einförmigen Kommando des Taktes gehorchten. Zugleich vermied man immer sorgfältiger jede Härte, jeden Sprung in der Tonfolge; geschmeidig und leicht ließ man die Töne in sanft geschlängelten Linien dahinrollen, und überwölbte den steifen Entwurf mit fließenden Umrissen. Wer hat wohl je die Werke eines Haydn und Mozart studirt, ohne über die Feinheit des Gewebes zu erstaunen, mit welchem sie sowohl einzelne Takte als ganze Tonsätze zu überspinnen wußten? Hiezu kommt noch eine andere Bemerkung. Gewisse Tonsätze bewirken in der Seele dessen, der sie hört, unmittelbar die Vorstellung eines bestimmtes Gegenstandes. Ich meine hier nicht die bekannte Art, den Eindruck ganzer Musikstücke nach Anhörung derselben durch eine hinzugedachte Begebenheit oder etwas Aehnliches zu schildern. In diesem Falle schafft unsere Einbildungskraft schon mit Bewußtseyn, und manchmal geschieht es aus Ziererei, weil jeder, der im Konzerte war, das Schönste dabei gedacht haben möchte. Nein, ehe wir im Stande waren, über das Gehörte nachzudenken, steht oft vor unserer Einbildungskraft, wie hingehaucht, irgend ein einfaches, aber genau verzeichnetes Bild. Und dieß geschieht selten in Folge ganzer Musikstücke, sondern meistens an einzelnen, und gerade an solchen Stellen einer Komposition, die weniger scharf hervorstechen. Die Ursache, wie mir scheint, liegt in Folgendem: Einigen vorzüglichen Künstlern ist es gelungen, ihren Tonsätzen einen so reinen Fluß der Harmonie und eine so gefällige Klarheit mitzutheilen, daß, wenn diese kaum begonnen haben, im Gehöre schon ihr Schluß anklingt, und wir uns besinnen müssen, ob wir sie nicht früher schon einmal gehört haben. Tonsätze von dieser Art werden kaum mehr als etwas in der Zeit sich Entwickelndes empfunden, sondern beinahe mit derselben Totalität wie eine Anschauung im Raume aufgefaßt, und deßwegen werden sie auch wirklich oft von einer solchen begleitet. Wenn nun dieß der Fall ist, wenn die Musik mit solcher Einheit der Empfindung auf uns wirkt, daß wir durch das allmählig uns Mitgetheilte wie durch etwas zugleich Vorhandenes affizirt werden, so ist auch mit Sicherheit anzunehmen, daß uns dabei der Takt **nicht mehr** als solcher, nicht als ein Zeitmaß vorschweben, und im Genusse der musikalischen Schönheit **stören** könne. Und dieß ist es, was wir zu zeigen suchten. Einem geschickten Tänzer soll man es nicht ansehen, daß er zuvor des Tanzmeisters bedurft hat, und ein schöner Gedanke soll nicht im Reime, sondern der Reim im Gedanken liegen. Die Musik bezweckt den Wohlklang; dazu ist der Takt ein nothwendiges Mittel, aber immer nur ein Mittel. Er darf also nie für sich selbst, er darf nur **verhüllt im Wohlklange** erscheinen. Als eine unsichtbare Gewalt formt er die Harmonien, ohne sie zu fesseln, und während sie **seinem unerbittlichen Gesetze** folgen, müssen sie die **Leichtigkeit einer freien Bewegung beibehalten.**

Hiermit haben wir zugleich die Epochen der Musik im Allgemeinen bezeichnet. Zuerst bestand sie in einer losen Aufeinanderfolge von Tönen. Dies war ein Zustand der Ungebundenheit, und weil das Schöne erst durch Begrenzung entsteht, so gehörte sie damals noch nicht unter die Zahl der Künste. Mit Hülfe des Tonmaßes erhielt sie einen Platz, aber noch keine Stimme im Reiche der Kunst; sie stand unter der Vormundschaft der Regel. Endlich trat sie in den Zustand der Mündigkeit über, indem sie durch freiwillige Gesetzmäßigkeit jeden Zwang überflüssig machte; und dadurch erreichten ihre Leistungen die Linie des Klassischen. Denn **klassisch** ist jede Schöpfung der Kunst, welche als ein Erzeugniß **der vollkommensten Freiheit** erscheint, während sie den **strengsten Forderungen der Regel** entspricht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Zürich, Juni.

Arbeiten der naturforschenden Gesellschaft.

Es hat die Zürchersche **naturforschende Gesellschaft** unter dem Vorsitze ihres Präsidenten, des Staatsrath Usteri, den Jahresbericht ihrer Geschichte und Verhandlungen vom April 1829 bis dahin 1830 am 5. Mai angehört. Mitglieder sind in Zürich selbst 122, und aus ihren Beiträgen zunächst oder am meisten geht eine Jahreseinnahme von beiläufig 500 Louisd'or hervor, die größtentheils auf Vermehrung der Bibliothek, des zoologischen Museums, der übrigen Sammlungen und den Unterhalt des Pflanzengartens verwandt wird. Wir wollen hier nur einiger der in dem Bericht aufgezählten Arbeiten erwähnen: Die Lehre von der geographischen Länge trug in umfassenden Entwickelungen Hofrath Horner vor, und diese Arbeit wird in das physikalische Wörterbuch, dessen Mitherausgeber er ist, übergeben. Der Zürchersche, in Graubündten angesiedelte Arzt, Dr. Schränkli, sprach von der Geschichte, Vervollkommnung und Nutzbarkeit der geographisch-topographischen Reliefs, in deren Verfertigung er sich selbst geübt und mehrere technische Vortheile dafür gewonnen hat. Diese plastischen Karten eignen sich ganz vorzüglich für Gebirgsländer; verhältnißmäßig sind darum auch in der Schweiz die meisten veranstaltet worden, und wo sie, auf eigene und genaue Messungen gegründet, minder bekannte oder wichtige Theile des Hochgebirges darstellen, muß auch ihr wissenschaftlicher Werth anerkannt werden. Der tüchtige und muthige Alpenwanderer Hirzel-Escher, von dem im verflossenen Jahr ein erstes Bändchen Reiseberichte durchs Alpengebirg erschienen ist, theilte die Resultate seiner jüng-

sten Excursionen mit. Von der Seewelisalpe, hoch im Schächenthal des Kantons Uri, sezte er seinen Weg durch beinahe noch gar nicht bekannte und beschriebene, doch aber höchst merkwürdige Gegenden fort; ein Weg, welchen einzuschlagen nur sehr geübten, besonnenen und furchtlosen Bergsteigern nicht zu mißrathen ist, und bei dessen Schilderung man sich unwillkührlich gedrungen fühlt zu fragen: ob der Gewinn für die Wissenschaft die Gefahr für den, der das Wagestück ausführt, aufwiege? Von der Seewelisalpe umging der Wanderer die Windgelle in einer bedeutenden Höhe von ihrer nordwestlichen Seite nach der südlichen hin, genoß dabei reizender Ansichten des Thals und der Gebirge, und stieg alsdann in den Hintergrund des Maderaner- und Keuelenthals hinab; von hier aus besuchte er die seit ungefähr siebenzig Jahren wegen geringem Gehalt, Strengflüssigkeit des Erzes und lang anhaltender Kälte verlassenen, in der Höhe von 7600 Fuß an der Windgelle gelegenen Eisenerzgruben; mit den Angaben des Dr. Lusser zusammentreffend und zum Theil nach denselben, zählt er die Reihenfolge der Felsarten bis nahe an die höchste Kuppe der Windgelle auf. Aus dem Maderanerthal ist seit hundert Jahren kein Paß mehr nach dem Linththale gangbar; der Wanderer beschloß also, nach Graubündten auf Disentis durch das Brunithal und die sogenannte Bändnerlucke seinen Weg zu nehmen; ein Paß, der über einen von zahlreichen und breiten Spalten durchschnittenen Gletscher führt und nur selten, ja, seit vor einigen Jahren ein Mädchen in eine der Spalten stürzte, gar nicht mehr gebraucht wird. Zahlreiche Gemsen boten sich in diesen, auch von Jägern unbetretenen Gegenden in nicht großer Entfernung dem Blicke des Wanderers dar. Eine kurze Strecke jenseits der Höhe konnte der Begleiter, der bis dahin als Führer gedient, weder durch Bitten, noch Drohungen bewogen werden, weiter zu folgen, und der Reisende blieb in der unwirthbaren Höhe von ungefähr 8000 Fuß sich selbst überlassen; nach zwei Stunden gelang es ihm inzwischen, glücklich die obersten Alphütten im Kaureinthale, 5000 Fuß über Meer, zu erreichen, welches mit dem Ileins- und Roseinthale einen großen Gebirgskessel bildet, dessen Ausgang nach Disentis führt. Von hier stieg Hirzel bis in den hintersten südlichen Theil des Tavetschthales, nahe am Baduz, wo deutsche Sprache ihn wieder überraschte, und er wollte versuchen, um die Ostseite des Baduz herum, ins Canariathal hinüber nach Airolo zu gelangen. Ungünstige Witterung nöthigte ihn, über die Oberalp sich nach Urseren und auf die Gotthardtstraße zu begeben, bei deren Arbeiten er nun umständlich verweilt. Der Doktor und Oberrichter Schinz las die Erzählung seines im Sommer 1829 nach München und Stuttgart gemachten Reiseausflugs und des Besuchs der naturwissenschaftlichen Institute und Sammlungen beider Hauptstädte. Von seiner nächstens im Druck erscheinenden Schrift über das Stottern las Dr. Schultheß mehrere Bruchstücke, welche die neuerlich empfohlenen Heilmethoden würdigen und eigene damit angestellte Versuche beschreiben.

Neapel, Ende März.

(Beschluß.)

Theater. Gesellschaft.

Ich habe mich in meinem Berichte über Neapel mehr nach Außen gewendet, weil dieses bei einem hiesigen Aufenthalte die Hauptsache seyn muß. Es kann Städte geben, welche man noch schöner gelegen glauben mag, als Neapel, aber reizendere Umgebungen sucht man auf Erden vergebens. Indessen bietet Neapel auch alle Annehmlichkeiten des innern Lebens, und seine Theater wetteifern mit denen aller großen Städte. Ich verspare eine genauere Charakteristik derselben, so wie eine Schilderung des Lebens in Neapel auf andere Gelegenheit. In dem goldenen San Carlo ertönt jezt Lablaches kräftige Baßstimme, und die schöne Tosi wetteifert mit der leidenschaftlichen Boccabadati in Kraftanstrengungen. Die Fodor tritt sehr selten auf und singt meistens nur in Abendgesellschaften. Ihre Stimme soll etwas verloren haben, doch wüßte ich sie in Fülle und Pracht der Rouladen und Koloraturen, in dem so seltenen, üppigen Hervorströmen der perlenähnlich aneinander gereihten Töne mit Niemand, als der uns leider zu früh entrissenen Weßpermann zu vergleichen. Der hier lebende Donizetti schreibt viel für die hiesige Oper, die in ihrer Ausführung, so wie der Meisterschaft ihres Orchesters wohl ihren alten Ruhm behauptet. Der hier, wie in ganz Italien jezt beliebteste Kompositeur ist aber der geniale Bellini, dessen Donna Charitea, Pirata und andere herrliche Werke nun wohl längst in Deutschland bekannt seyn werden. — Die hiesige erste Gesellschaft ist eine der angenehmsten der civilisirten Welt, und obgleich nur etwa zwanzig bis dreißig eingeborne Familien daran Theil nehmen, so sind gerade durch diese Auswahl und durch Beschränkung des Cirkels die Bande desto fester geknüpft und die Verhältnisse desto angenehmer. Man findet hier ganz die Feinheit, die Leichtigkeit, die zuvorkommende Artigkeit, wie in den Pariser Gesellschaften, und wenn man auch hier die Bildungsstufe, auf der man dort steht, vergebens sucht, so ist man dafür durch wohlwollende Herzlichkeit und wahre Zuneigung hinreichend entschädigt. Denn von der furchtbaren, zerstörenden französischen Selbstsucht, von dem blos konventionellen Lebensbetrieb, der nur Interesse und Form kennt und der das Gefühl auf eine Höhe mit Stupidität stellt, weiß der Italiener zu seinem Glücke noch nichts, daher auch hier der größere gesellschaftliche Verband durch wahre Zuneigung, Freundschaft und Liebe unendlichen Reiz erhält. Ich rathe jedem Fremden, selbst wenn er sich nur wenige Zeit hier aufhält, die Gesellschaft zu besuchen. Sie wird ihn für den, wirklich jede menschliche Geduld erschöpfenden Konflikt mit dem gemeinen Volke, dessen Berührungen der Fremde nie ganz entgehen kann, entschädigen, sie wird ihm die bessern Elemente und damit zeigen, was aus dieser Nation zu machen wäre. Viele sind der Drangsale, welchen der an Reinlichkeit und Ordnung gewöhnte Tramontaner in der, dieser beiden Eigenschaften so ganz entbehrenden großen Stadt entgegentreten muß, und ich wüßte, wenn man sich hier vor Aerger nicht aufzehren will, keinen bessern Rath zu ertheilen, als sich zum unerschütterlichen Grundsaze zu machen, sich durch keine vorkommende Unverschämtheit in Harnisch bringen zu lassen, niemals dasjenige zu geben, was man fordert, zu allem Klagen und Geschrei zu lachen, gegen die Millionen Bettler Ohren und Augen zu verstopfen und mit Niemanden zu disputiren. Wer dieses Rezept gewissenhaft gebraucht, der vergißt in den ersten acht Tagen, daß er sich hier und da noch ärgern könnte, er bemerkt den Stoff zum Zorne nicht mehr, und sieht am Ende mit Bedauern auf eine Nation herab, die wirklich von der Natur zu Besserem bestimmt ist, welche aber leider durch das unglückliche System einer finstermachenden Regierung gänzlich gefesselt gehalten wird, und deren einziger geistiger Aufschwung gegenwärtig darin besteht, Mittel und Wege zu finden, die, gastfreundliche Aufnahme bei ihnen suchenden Fremden zu prellen und zu überlisten.

Beilage: Literaturblatt Nr. 69.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.



№. 162.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 8. Juli 1830.

— Ihm sank auf die Augen ein sanftbetäubender Schlummer —
Jezt, wie auf ebener Bahn vier gleichgespannete Hengste
Ungestüm sich erheben, den Weg in Eile vollendend,
Also erhob sich das Steuer des Schiffs. —
Schnell und sicheren Laufes enteilten sie.

Homer.

Erinnerungen an Adria.

Von Anastasius Grün.

Seemährchen.

Schon glänzt der Mond im Meeresplan,
Noch fern ist das Schiff vom Hafen!
Die Mitternacht bricht mählich an,
Die Passagiere schlafen.

Die Wacht am Maste schielt hinein
In Mond und Sternenkreise,
Bis überblendet vom Strahlenschein,
Das Aug' sich geschlossen leise.

Der Steuermann belauscht zu viel
Des Meeres Plätschern und Klingen,
Bis ihn die Wellen mit list'gem Spiel
In Schlummer hinübersingen.

Der Kapitän guckt auch zu tief
Ins Glas nach Ankergründen,
Bis er ganz sanft und süß entschlief,
Bevor er sie konnte finden.

Weh dir, verlassnes, armes Schiff,
Weh allen Passagieren!
Wer wird durch Sandbank, Sturm und Riff
Euch nun zum Hafen führen?

Da nahm eine lose Welle das Wort:
Ihr Schwestern, was kanns verschlagen!
Wir schieben zum Spaß am Schifflein fort,
Laßt sehn, wie weit wir's tragen.

Da dachte Boreas: Fast ist's Zeit,
Zu ruhn von dem vielen Bewegen.
Will mich einmal gemächlich breit
Zur Rast in die Segel legen.

Hei, wie das Schiff durch die Fluthen schoß,
Getrieben von Wind und Wellen!
Doch weh, nun gehts auf den Fels dort los!
Hilf Gott, nun muß es zerschellen!

Den Blinden und Lahmen im Wege pflegt,
Zu weichen ein Mann von Sitte;
So denkt der Felsen und bewegt
Zurück sich um sechs Schritte.

Vorbei das Schiff durch die Fluthen schoß,
Getrieben von Wind und Wellen;
Nun geht's grad auf den Hafen los,
Nun wird's an der Küste zerschellen!

Den Ankern ward es zeitlang fast,
Die müßig am Borde hingen,
Da sagte einer: Ihr Brüder laßt
Zum Bade ins Meer uns springen!

Gesagt, gethan! er hüpft vom Bord.
Das Volk im Schiff erwachte;
Sie liegen vor Anker mitten im Port;
Wie freundlich das Ufer lachte!

Sie stiegen an's Land, gar innigich
Entzückt von des Schiffes Führern. —
Gott wolle meine Freund' und mich
Bewahren vor solchen Führern!

Doch woll' er meinen Freunden und mir
Solche Wellen und Winde geben,
Und solche Felsen und Anker dafür,
Zur See, und auch im Leben!

Die Einsamen.

Einsam steht ein grauer Felsen,
Mitten in das Meer gesät;
Fast schon wollt' ich ihn beneiden,
Daß er einsam, fest doch steht.

Einsam auf dem grauen Felsen
Grünt ein Baum, gar stolz und kühn;
Fast schien mir sein Loos zu loben,
Daß er einsam, doch so grün.

Einsam kreist um Baum und Felsen
Eine Lerche leichtbeschwingt;
Fast wollt ich sie glücklich preisen,
Daß sie noch so fröhlich singt.

Aber Felsen, Baum und Lerche,
Nimmer preis' ich jezt euch sehr:
Denn es warf ein Stoß des Windes
Schnell den einzlen Baum ins Meer.

Müd' ins Wasser sank die Lerche,
Eh' die Schwestern sie erreicht;
Und die Fluthen unterwühlten
Selbst den Fels, den einzlen, leicht. —

Ach, da mußt' ich eurer denken,
Dichter meines Vaterland's!
Die ihr einzeln, fern den Brüdern,
Wähnt zu pflücken euren Kranz.

Gegen Nord und Süd und Osten
Steht ihr sehnend hingewandt;
Ach, doch alle mit dem Rücken
Gegen's eigne Vaterland!

Einzle Felsen nur im Meere,
Einzle Bäume seyd ihr nur,
Einzle Lerchen, einsam singend
In dem öden Luftazur.

Troz'ge Felsen, rückt zusammen!
Irre Lerchen, sammelt euch!
Stolze Bäum', umrankt, umschlinget
Euch in Zweig' und Wurzeln reich!

Mögt ihr seyn ein Wall von Felsen,
Der als Damm, gar stolz und fest,
Von dem Meere der Gemeinheit
Sich nicht unterwühlen läßt!

Mögt ihr seyn ein Wald von Bäumen,
Im Verein erst doppelt grün;
Ueber den verschlungnen Wipfeln
Rauscht der Sturm ohnmächtig hin!

Mögt ihr seyn ein Chor von Lerchen,
O dann klingt er doppelt schön,
Der Gesang von hundert Kehlen
Wirbelnd in die Sonnenhöhn!

Bemerkungen über Tonkunst.

(Fortsetzung.)

Indessen ist es Zeit, einem Einwurfe zu begegnen, der nicht nur gegen das zulezt Gesagte gerichtet, sondern scheinbar auf dasselbe begründet werden möchte. Klassische Produkte konnte die Musik erst dann hervorbringen, als sie zu ihrer vollen Freiheit gelangt war, und zu dieser gelangte sie erst durch den Gebrauch der vorhin genannten Kunstmittel. Wie kommt es nun, könnte man sagen, daß sich in einer Zeit, wo jene Kunstmittel noch nicht alle im Gebrauche, noch nicht einmal alle bekannt waren, dem ungeachtet schon viele Kompositionen auffinden lassen, deren hoher Werth jedem Vernünftigen einleuchten muß? Jomelli z. B. bediente sich meines Wissens zuerst des Crescendos, Glucks Ouverture zur Iphigenie in Aulis ist das älteste Muster einer vollendeten Symphonie. Wie kommt es, daß lange vor Jomelli und Gluck Tonstücke gesezt wurden, die durchaus vortrefflich, in mancher Hinsicht sogar unerreichbar sind? Um diesen anscheinenden Widerspruch aufzulösen, werden wir uns auf einen Unterschied berufen müssen, der sich ohne Ausnahme durch alle Gebiete der Kunst hindurch zieht. Die ideale Schönheit, die dem Künstler begeisternd vorschwebt, und aus welcher der Kunstphilosoph seine höchsten Begriffe schöpft, kann, wie jede Idee, nie vollkommen rein und nie in Einem Bilde dargestellt werden. Sie entfaltet sich daher unter einer doppelten Form der Erscheinung, und tritt bald als das Erhabene, bald als das eigentlich Schöne vor unser Auge. Und zwar ist es in der Regel die Form des Erhabenen, in welcher sie sich zuerst dem Menschen ankündigt. Die Eumeniden sind früher gedichtet worden als die Antigone, und der olympische Jupiter ist älter als der belvederische

Apoll. Die Ursache hievon liegt ziemlich nahe. Das Erhabene ist seiner Natur nach einfach, erfordert also die wenigsten Kunstmittel. Es ist ein Ausdruck der Kraft, und nicht des Reitzes. Was dem eigentlich Schönen zum Schmucke gereicht, würde uns am Erhabenen schon als Ueberladung missfallen. Dieß gilt auch im vorliegenden Falle. Jene herrlichen Kompositionen aus früherer Zeit zeichnen sich nicht sowohl durch ihre Schönheit, sondern durch ihren Ernst, durch ihre Ruhe, durch ihre Erhabenheit aus. Daß ihren Urhebern manche, erst später gebrauchte Kunstmittel abgingen, war ein günstiger Umstand für ihre Entstehung. Denn sobald wir über die Einfachheit hinaus sind, haben wir selten die Lust, und kaum je die Fähigkeit, zu ihr zurückzukehren. Als Pergolesi sein stabat mater, Sacchini seinen Oedipus dichtete, fehlte noch manche Feinheit, durch deren Anwendung man seither die Herrschaft des Taktes gemildert hat. Nichtsdestoweniger konnten jene Meister ihren Zweck erreichen. Erhabene Kompositionen bewegen sich gewöhnlich in einem langsameren Tempo, die Taktschläge folgen sich also in größeren Zwischenräumen und verhallen einzeln in unserem Ohre, ohne uns zu stören. Ueberdieß muß das Hervortreten des Taktes nicht selten dazu dienen, uns das Erhabene feierlich zu machen. „In der Musik," sagt Schiller, „wird das Feierliche durch eine langsame, gleichförmige Folge starker Töne hervorgebracht; die Stärke weckt und spannt das Gemüth, die Langsamkeit verzögert die Befriedigung, und die Gleichförmigkeit des Taktes läßt die Ungeduld gar kein Ende absehen." Obgleich nun aber die Musik ältere Meisterwerke aufzuweisen hat, welche in ihrer Erhabenheit bisher nicht einmal erreicht worden sind, so glaube ich doch die Leistungen der Mozart'schen Zeit mit Recht als eine höhere Stufe der Kunst bezeichnet zu haben; und zwar deßwegen, weil erst in dieser letzteren Epoche das eigentlich Schöne ausgebildet worden ist. Erhaben ist dasjenige, was die Sinnenwelt überragt, und daher von dem Sinn nur noch ergriffen, nicht aber umfaßt werden kann. Unsere sinnliche Natur erschrickt vor seiner Größe, während unser Wille sich angespannt, und unsere Vernunft, wie durch ein geheimes Gefühl der Verwandtschaft, sich begeistert fühlt.

(Der Beschluß folgt.)

Der Eulenthurm.

(Beschluß.)

Baptist glitt vom niedern Stuhle zu Boden. Honig, erschreckt, faßte ihn in die Arme und richtete ihn empor. „Baptist, was ist dies?" Er fühlte des Knaben Hand feucht, er zog ihn näher ans Fenster und sah im Sternenlicht, daß schwarzes Blut von seinen Lippen floß. „Und auf ihn hoffet allezeit!" — waren die letzten Worte des Sterbenden. „O Gott im Himmel!" rief Honig, „ist's wirklich zu spät? Armer Baptist!" Sein leztes schweres Athmen erstarb. Honig lud sich den kalten, starren Körper auf; Kopf und Arme hingen über seiner Schulter, mit dem linken Arme faßte er ihn um den Leib und trug ihn so die steile, enge Treppe hinab. Der Hund folgte winselnd. Bei einer der Treppenwindungen fiel Baptists Kopf plötzlich gegen Honigs seinen, und es schien diesem, als hätte er einen leisen Athemzug gehört und einen warmen Hauch an seinem Ohr gefühlt. Er zitterte beinahe vor Freude und Ueberraschung; aber das düstere Licht durch eine der Schießscharten zeigte ihm des Knaben Züge kaum mehr kenntlich, starr; sein Körper war ganz kalt, alles stille. Er trug ihn die lezten Stufen hinab. Dort brachte er ihn auf einen Sitz in der Ecke, bis er die Lampe angezündet hatte. Baptists Körper war ein wenig niedergesunken und neigte sich auf eine Seite. Sein schöner Kopf hatte ungesucht eine Stütze an dem Kasten einer alten Wanduhr gefunden, seine Arme hingen herab, seine Füße waren ausgestreckt. Vor ihm saß der Hund, leise winselnd, und wedelte mit dem Schweif. „Weg, Ruß," rief Honig, „weg Thierseele! Den ganzen Tag hast du dich neidisch und brummig gezeigt. Willst du mich lehren, mit Liebe und Freundschaft hurtig zu seyn, da der Tod so schnell die Adern einer Brust öffnet und unserer trägen Neigung spottet? Oft fiel mir dieses Knaben Gesicht auf und ich sammelte in meinem Gedächtnisse die wenigen Umstände, die ich über sein Schicksal gehört hatte; ich dachte, laß den Knaben seine edle Abkunft vergessen, lehr' ihn für sich selbst sorgen, dann wird er geschickter und reifer für Freundschaft und Vertrauen seyn. Und als Rosine mir seinen lezten Unfall erzählte — selbst das verhehlt' ich Alles noch ein paar Tage, damit Alles bereit wäre, ihn auf einmal zu überraschen. Ja — ihn zu überraschen! Wie wird Rosine diese Nachricht aufnehmen? Vielleicht hätte ich auch sein Unglück nur fruchtlos verlängert. Gott allein weiß es. — Welch schönes Menschenantlitz! Ja, ich traure um Dich, Kind des Kummers. Dir folgen keine Thränen, als meine und Rosinens. Ich traure um Dein kurzes, freudenloses Leben, um die stillen Flötentöne Deines gepeinigten Busens. Ich traure um den künftigen Mann, den Dein gedankenvolles Auge versprach, den Dein stilles Leiden verkündete, Dein schmerzvolles Abmühen mit Deiner stechenden Brust, Deine festen, dauernden Gefühle. Hätte ein Fremder Deine Phantasien auf der Flöte gehört, er hätte von Girowetz oder von Plevel gesprochen, denn von ihnen mußtest Du einige Sonnette gehört haben, oder ein Adagio Mozarts. — Hätte man entdeckt, Du seyst der verlorne Sohn eines Königs, sie würden Dein großes Herz im Leiden bewundern. Wärest Du nicht ein Katho-

lit und ein Franzose gewesen und von unbekannten Eltern, oder hätten sie von Dir in einer sentimentalen Novelle gelesen, sie würden Deine christliche Stärke bewundern, Deinen edlen Kummer und Dein allzu frühes Ende. So stirbst Du vergessen. — Wie schön ist dies Gesicht, das erst noch weinend an dem meinen lag! Jezt lehnt es an der Uhr, die ihren erbarmungslosen, regelmäßigen Gang fortschreitet. Laß mich diese Augen schliessen. Wie muß Deine Mutter Dich geliebt haben, als sie zum erstenmale sich ihr öffneten! wie muß sie Dich geliebt haben, als sie vor ihren ersterbenden Blicken in der Nacht verschwanden!" —

Honig blieb bei dem todten Knaben und schritt im kleinen Zimmer auf und ab. „Mitternacht ist vorüber," sprach er zulezt, „die Nachbarn wird's nicht ärgern, wenn sie mich zufällig arbeiten hören. Ich will ein Kreuz für sein Grab zimmern." Bald schollen Axt, Säge und Hobel durch die Nacht, während er die traurige Melodie von eines alten Pilgers Wanderlied summte.

Als der Tag anbrach, lehnte das Kreuz fertig neben der Thüre, seine Bestimmung erwartend. Honig klopfte an Meister Kilians Fenster, und benachrichtigte den erstaunten Buchbinder von seines Lehrburschen Tode. „Wollt Ihr's bei Gericht anzeigen und das Begräbniß auf morgen anrichten? Die Kosten will ich tragen."

Der Lärm des Tages begann, als wäre nichts geschehen; die Kupferschmiede hämmerten in der Vorstadt, Blech- und Grobschmiede waren an der Arbeit, die Marktleute kamen durchs Stadtthor. Honig ging allein mit seinem Maßstab, Ruß hinter ihm. Man bemerkte später blos, daß er heute nicht gepfiffen hatte und jeder Nachbar einen doppelt freundlichen Gruß erhielt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus dem Rheingau, Juni.

Der Johannisberg. Dampfschiffahrt. Kunst.

Unser Rheingau ist, seit der Fürst Metternich mit seinen beiden höchst liebenswürdigen Prinzessinnen auf dem Johannisberg weilt, wieder ein Sammelplaz der elegantesten Welt geworden. Die Chausseen sind mit Equipagen bedeckt und es kreuzen sich fortwährend vornehme und berühmte Reisende, dem Heroen der Staatskunst zu huldigen. Unter den hier Angekommenen befinden sich die Fürsten Schwarzenberg, Löwenstein, Schönburg, Salm, Esterhazi, der Duc de Caraman u. s. w.; andere Fremde von bedeutendem diplomatischen Charakter gehen ab und zu, so daß wir uns plözlich in die Kaiserstadt Wien versezt glauben. Der Fürst macht fröhliche Landpartien umher, und scheint sich dem Genuß der herrlichen Natur ganz mit dem ihm eigenen Geist und Lebendigkeit hinzugeben. Wer den Hochgefeierten sieht und hört, kann kaum glauben, daß diese heitere Stirn je von trüben Wolken umschattet war. Er hat immer ein freundliches Lächeln auf der Lippe, und ist ein so liebenswürdiger Gesellschafter, daß man vergißt, einen berühmten Piloten vor sich zu haben, der, wie keiner noch, mit scharfem Aug' und fester Hand das schwerfällige Schiff Europa durch Sturm und Nacht zum Eiland der Ruhe steuerte.

Johannisberg, die schönste unter den schönen Herrschaften des Fürsten, ist ein Göttersiz. Man behauptet, die sämmtlichen innern und äußern Anlagen, Einrichtungen und Veränderungen am Schloß hätten 200,000 fl. gekostet. — Das imposante Schloß auf einem Vorberg des Taunus, im 18ten Jahrhundert durch den Fürst Bischof von Fulda, Grafen Walderndorf, erbaut, beherrscht eine Aussicht, die mit den berühmtesten Mitteleuropas an Schönheit wetteifern kann. Der Rhein von Biberich bis Bingen mit seinen umbüschten Auen (Inseln) und Rebenufern liegt in unbeschreiblicher Anmuth da. Das hohe Taunusgebirg wirft tiefe Waldschatten auf den malerischen Hintergrund, und die blauen Gebirgsfernen nach Westen und Osten, in denen sich das Auge so gerne verliert, geben der Gegend einen Reiz, der nur gefühlt, nicht beschrieben werden kann. Der nach Süden gewendete Berg, worauf das Zauberschloß steht, trägt, wie bekannt, Reben, aus denen der treffliche Johannisberger gewonnen wird. Wie hoch die Kultur dieser Weinberge gestiegen ist, seit sie im Besiz des Fürsten sind, mag dadurch bewiesen werden, daß vor Kurzem auf zwei der besten Stücke 1822er der enorme Preis von 28,000 fl. geboten wurden. — Wie man vernimmt, wird die Schwester des Fürsten, eine Herzogin von Würtemberg, nach ihrem Aufenthalt in Mainz, wo sie bis gegen Ende dieses Monats bleibt, längere Zeit auf dem Johannisberg in Gesellschaft der beiden Prinzessinnen Metternich verweilen. Leider wird uns der Fürst schon bis zum 28. dieses Monats wieder verlassen.

Die Dampfschiffahrt, nun auch bis Mannheim eingerichtet, bringt ungemeines Leben und Regsamkeit in unsere Gegenden. Besonders werden wir immer mehr von Engländern heimgesucht, die entweder nur die zauberschnelle Spazierfahrt von London bis Mainz und zurück machen, oder in die Bäder des Taunus gehen. Die Bemühungen unserer trefflichen Regierung, den Aufenthalt in den Bädern den Fremden so angenehm als möglich zu machen, haben auch einen so glänzenden Erfolg, daß man troz des vorigen schlechten Regensommers in Wiesbaden allein fünfzehnthalbtausend Kurgäste und Durchreisende zählte.

Bei der am 1. Juni in Mainz statgehabten Kunstausstellung hat unter mehreren braven rheinischen Künstlern unser Simmler seinen ehrenvollen Ruf aufs Neue bewährt. Er gab mehrere sehr gelungene Porträts und eine treffliche große Waldlandschaft aus einer Gegend des hintern Rheingaus. Von seinen neuesten Arbeiten nächstens ein Mehreres. — Von den Quartalblättern des Vereins für Literatur und Kunst in Mainz sind die zwei ersten Hefte erschienen, und enthalten sehr gediegene Mittheilungen von den Mitgliedern des seit sieben Jahren bestehenden Vereins. Es ist ein allgemein empfundener Verlust sowohl für uns, als auch die vielen Reisenden, welche uns besuchen, daß die Gemäldegallerie des Grafen von Schönborn in Reinhardshausen, die einzige, welche wir (außer der neu angelegten öffentlichen in Wiesbaden) besizen, nicht mehr gezeigt werden darf. Der edle Graf hat sich durch die Anlegung dieser Gallerie ein so großes und allgemein anerkanntes Verdienst um die neuere Geschichte der Kunst erworben, möchte er uns doch auch den langentbehrten Anblick so herrlicher Werke mit der ihm immer eigen gewesenen Humanität wieder gestatten, möchte er uns gestatten, zu bewundern, was sein feiner Kunstsinn als das Beste und Würdigste aus den Werken jezt lebender Künstler gewählt hat, seine Sammlung zu schmücken.

A. v. St.

Beilage: Kunstblatt Nr. 54.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 163.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 9. Juli 1830.

Alsdann erst kann der Mensch sich einen Menschen nennen,
Wenn seine Lust ihn trägt, was über uns, zu kennen,
Steigt Eifers voll empor. — Mein Sinn, der steiget schon
Geflügelt in die Luft und reißet mich davon.

Opiz.

Sterne als Kometen, oder der fliegende Stern im Schwan.

Daß, seit der Kalender erfunden und gedruckt ist, der Landmann sich nicht mehr, wie zu Hesiods Zeiten, viel um den Auf- und Untergang der Sterne bekümmert — den Sternkalender hatte er damals übrigens, ohne Stempel zu bezahlen - das ist mir nicht auffallend. Ich glaubte aber mit einigem Mißbehagen zu gewahren, daß, wenn auch alle Sterne ausgelöscht würden, nicht viele sich besonders darum kümmern würden. Ich möchte etwa die Eskimos ausnehmen, die in ihren mehrmonatlichen Winternächten an diesen flimmernden Punkten sich erfreuen, sodann noch einige Dichter und Liebende, und die Philologen wegen der Erklärung der alten Schriftsteller. Ich sah mich um Trost bei den Philosophen um; darunter fand ich einen, der schien noch barbarischer zu seyn als die Eskimos, denn er weiß gar nichts zu sagen von den Sternen, und ist in die Planeten verliebt. Er meint, der Tanz der Planeten um die Sonne, mit Umsichselbstdrehen, sey Ausdruck der Lebendigkeit, und darum viel vortrefflicher, als die Ruhe des Mittelpunkts des Systems, nämlich als die Ruhe der Sonne. Mir däuchte, dieser Gelehrte sey ein umgekehrter Feueranbeter, da er die Sonne verschmähet und das Dunkle, den Planeten, verehrt. Ich mag wohl glauben, daß viele der Leser, besonders aber die Leserinnen, dem Philosophen beistimmen, daß ein Planetentanz ein sehr angenehmer Ausdruck der Lebendigkeit sey; sie werden aber wohl zugeben, daß es auf Erden noch andere gibt, also wohl auch am Himmel, und daß die bloße Bewegung, sie mag nun geschehen wie sie wolle, wenn sonst nichts dabei ist, etwas höchst Langweiliges ist. Dieser Freund der dunkeln Planeten scheint fast die ruhende Sonne für todt zu halten, und so ward mir wenig Trost für meine Sterne von der Philosophie gereicht, und ich schaute trüb in die Tiefe des Himmels. Die Todtenstille, die Todtenruhe, besonders da die herrliche Umdrehung der Himmelskugel mit ihren leuchtenden Punkten mir durch die Wissenschaft als eine Täuschung entrissen worden, versenkte mich in Trauer. Alles schien mir wie eine Leichenbegleitung, die ruhig am Grabe stand mit ihren Lichtern und Fackeln; ins Unendliche hinaus erstreckte sich der Trauerzug, immer schwächer und dämmernder und dünner wurden die Sternflämmchen in der Ferne; die Erde und die Planeten kamen mir wie große Grabstätten vor, worin die Ueberbleibsel des Kampfes zwischen dem Nichts und dem Leeren niedergelegt sind; so also, dachte ich, steht dieser Leichenzug mit gesenkten Fackeln ewig, seit dem ersten Pulsschlag eines Lebendigen, in ewiger Ruhe?

Ist nicht die Bewegung im unendlichen Raum immer ein Nichts? Immer und überall ist man ja im Mittelpunkt der unendlichen Kugel. Darum verschwindet für uns die Bewegung der Sterne und der Sonne, die ihre Planeten durch den unendlichen Raum mit sich fortreißt. In der That aber ist keine Ruhe in den Sternen. Nur der Fein-

heit der astronomischen Beobachtung wird sie, aber wohl erst nach Jahrhunderten aufgeschlossen. Das Auge wird sie nicht sehen; denn dieses sieht ja nicht einmal die Bewegung der Sterne um den Pol; man sieht sie nur nach einiger Zeit an anderm Ort angelangt und schließt daraus, daß sie sich bewegt haben. So sieht der Mensch die Eiche wachsen, weil in Jahrzehenden aus kleinem Saamen ein Bäumchen hervorgesproßt ist, und so glaubte der Philosoph, die Sonne ruhe, weil er auch das Gras nicht wachsen sieht.

Die Ordnung in diesem System von *Sternbewegungen* ist für folgende Jahrtausende ein Gegenstand der Forschung, uns sind nur einige Blicke in das Ganze gestattet. Die menschliche Erkenntniß ist gleichsam eine *Gestaltung durch Krystallisation* aus dem Flüßigen der Unwissenheit. Sie muß, wie jede Krystallisation, einen Ansatz, einen Anfangs- und Anhängepunkt haben; dieser ist für das Menschengeschlecht die Erde; von hier an schoßen die bildenden Strahlen aus zu der Sonne, zu den andern Planeten; sie reichten nach einem Zeitraum von 5000 Jahren erst bis an den Uranus. Welche lange Zeit, welches winzige Problem, welch kleiner Schritt in die Unendlichkeit hinaus! Noch 5000 Jahre, und vielleicht hat dann der forschende Strahl, das tastende Fühlhorn des Menschengeschlechts, der menschliche Geist, der sein Spinnengewebe über das Planetensystem nunmehr sicher und fest gesponnen hat, den nächsten Stern erreicht und dann erst die Thüre in den Sternhimmel geöffnet.

Und doch, ehe ihm dieß gelungen, ehe er den Maßstab an jenes für ihn in der That noch unendliche Jenseits legen kann, spricht er Träume aus, die vielleicht einst Wirklichkeit werden.

Auch ich öffne dem Leser einen Blick in den Himmel, um ihm einen Gegenstand vorzuführen, dem er seine Aufmerksamkeit nicht versagen wird.

Da wo der getheilte Strom der Milchstraße sich wieder schließt, im Sternbilde des Schwans, am linken Flügel, findet sich ein Stern sechster Größe. Er hat nicht die Ruhe eines Fixsterns; er bewegt sich, man kann seine Bewegung schon in einem Jahr gewahren; andere Fixsterne bewegen sich auch, aber man gewahrt ihre Bewegung kaum, oder mag nur nach längern oder kürzern Zwischenräumen darauf schließen. Seine Bewegung an der hohlen Himmelskugel — diese hat einen unbekannten, nur in der Phantasie festgehaltenen Durchmesser — kann man sogar mit Bewegungen in unserem Planetensysteme vergleichen. *Dieser Fixstern bewegt sich für uns in sieben Jahren so weit, als Uranus in einem Tage.* Er steuert, wie es scheint, gegen das Sternbild des Orion zu; dorthin steuern auch einige aus dem Sternbild der Kassiopea, das ihm vorangeht. Vor einigen tausend Jahren stand er im Adler, und er bleibt in seinem Laufe, wenn er ihn so fort hält, in dem Getümmel der Milchstraße.

Es war uns leicht, seinen Weg mit dem Laufe eines unserer Planeten zu vergleichen; darum müssen wir aber nicht uns rühmen wollen, daß wir vertraut mit ihm seyen. Ich könnte eben so gut sagen: wenn er 5000 Siriusweiten von uns entfernt wäre, so wäre seine Geschwindigkeit so groß als die des Lichts; ich wüßte doch nichts. Wie kindisch täuschen wir uns und glauben den Maßstab der Welt in uns zu haben, und nennen uns die kleine Welt (Mikrokosmus), weil die Sterne uns in die dunkle Kammer des Auges hereinblicken, der Mond und die Planeten, nach der Meinung der Alten, Liebe und Haß in uns erregen; wir meinen, das *unendliche Nichts* begreifen zu können, weil wir es aussprechen können, und dünken uns die Herren dieser Welt, weil wir sie in Gedanken vernichten können. Wahr ist es und unsere Stärke: *für die Zeit* haben wir den Maßstab in uns. Mit Pulsschlägen unseres Herzens, oder mit den Blicken unseres Auges, mit der Reihe unserer Gedanken und freien Bewegungen messen wir *die Zeiten* aller Lebendigen am Himmel und auf der Erde. Wir brauchen keinen andern Maßstab, um die Umdrehung eines fast unsichtbaren Thierchens im Millionenmal vergrößernden Mikroscop zu rechnen, und den Umlauf eines Trabanten. Die Ewigkeit wie die Minute erreichen wir damit. Für den *Maßstab des Raums* sind wir dagegen nicht ausgerüstet, und wenn wir im Traum oder in Gedanken unsere Arme von einem Stern zum andern ausstrecken, ist dieß eben so wirklich, als wenn wir mit dem Staub, in den unser Leib zerfällt, das Universum ausfüllen wollten.

Vielleicht führt uns eine genauere Bekanntschaft mit diesem fliegenden Stern im Flügel des Schwans zu weitern Aufschlüssen.

Dieser Stern sechster Größe, der in der Milchstraße gegen das Orionsternbild fortwandelt, von dessen Entfernung wir nichts wissen, von dem wir aber doch aussagen können, daß, wenn sich seine Bewegung gleich bliebe, er etwa in 50,000 Jahren zum Orion gelangen würde, *hat ein sehr kleines, düsteres Sternchen bei sich, das mit ihm die große Reise macht, während es um ihn wie ein Mond sich dreht;* dieß alles frei und ungestört unter den unzähligen Sternen der Milchstraße, er der schnellste unter allen. Die Astronomen haben im Verlauf der Zeiten die Bahn dieses Sternchens oder Sternplaneten-Mondes um den größern Stern berechnet. Dieß Sternchen wird etwa in 560 Jahren seinen Mittelpunkt, jenen Stern, umkreisen. Ziemlich gewiß wissen wir diese *Zeit*, obgleich noch nicht achtzig Jahre verflossen sind, daß wir von diesem Sternwesen etwas wissen. Wäre freilich Herschel nicht, so wüßten wir noch weniger.

Auf nun! Wir wollen unsere Icarusflügel ausspannen, und hinausschwingen von unserer Erdkugel in die

Milchstraße, ein Ueberbleibsel des Sonnenbrands, nach der Sage der Alten, und die Sonne aufsuchen, um die unser Stern sich bewegt, während das kleine Sternchen wie ein Mond um ihn sich dreht. Ein Schwindel wird uns ergreifen, wenn wir keinen festern Halt haben, als die Begriffe, die wir aus dem Kreise unserer Planeten und Trabantenwelt holten; wir werden herabstürzen von jenen leuchtenden Höhen in die Tiefe unseres Erdenkloßes, ohne Bewußtseyn unserer Selbst, weil wir an ein zu großes Räthsel uns gewagt. — Machen wir es uns recht deutlich, was für Gesetze in unserem Planetensystem regieren. Bei uns herrscht das Leere und das Dunkle. Der Planet ist bei uns tausend, ja zehntausend Mal unkräftiger und gehaltloser als die Sonne, um die er sich bewegt; der freie Uranus in seiner Entfernung ist noch fast 20,000 Mal unkräftiger, der nahe Merkur fast zwei Millionen Mal. Ist unser Stern, um den das kleine Sternchen wie ein Trabant sich bewegt, auch ein Planet, der um seine Sonne läuft, so können wir uns eine Sonne denken, die tausend, ja Millionen Mal mehr ist als dieser Stern, dieser leuchtende Körper, dieser Bewohner der Milchstraße. Bei uns ist ein entschiedenes Gesetz im Trabantensystem, daß der Planet mehrere hundert Millionen Mal weiter von seiner Sonne entfernt ist, ja tausend Millionen Mal, als der Trabant von ihm. Wollen wir es wagen, zweien Sternen die Distanz unseres Monds von der Erde zu geben? Dieß ist nicht möglich, wenn wir auch wollten, denn die Bahn dieses Sternchens ist uns immer noch deutlich sichtbar, und deutlicher als die Bahn der Trabanten um unsere Nachbarplaneten. Gesezt aber, unsere kühne Hypothese, in ihm einen Mond wie unsern zu sehen, wäre richtig, so hätten wir uns (wie die Berechnung ergäbe) dahin verirrt, daß wir den Stern sechster Größe näher bei uns annehmen müßten als Uranus. Einen Stern innerhalb der Grenzen unseres Planetensystems! Und welch ein langsamer Mond, der 360 Jahre zum Umlauf braucht, und so nahe seyn soll, als der unsrige bei uns; und welch noch langsamerer Stern, da er in dieser Nähe bei uns in sieben Jahren so weit kommt, als Uranus in einem Jahre!

(Der Beschluß folgt.)

Bemerkungen über Tonkunst.

(Beschluß.)

Unsere sinnliche Natur erschrickt vor dem Erhabenen. Die Kunst ist aber, wie der Mensch selbst, etwas Sinnlich-Vernünftiges, und findet daher ihre Bestimmung mehr in dem eigentlichen Schönen, das sie ganz umfassen und an welchem sie alle ihre Kräfte in gefälligem Spiele entfalten kann. Und weil wir die freie Entwicklung aller Kräfte nie als einen Durchgangspunkt, sondern immer als das Ziel des Menschen betrachten, so folgt, daß auch die Kunst da ihre höchste Stufe erreiche, wo sie am allseitigsten und am freiesten erscheint. Dies gilt insonderheit für die Musik; denn der Begriff des Wohlklangs bringt es schon mit sich, daß sie mehr als irgend eine andere Kunst für das eigentlich Schöne bestimmt sey.

Ob die Musik wohl gegenwärtig noch im Fortschreiten begriffen ist? Dies müßten wir schon aus Vernunftgründen bezweifeln, wenn auch die Erfahrung nicht dagegen spräche. Eine Kunst, die im Mittelalter ihren Ursprung genommen, die von dort an sich unaufhaltsam entwickelt, alle Stufen durchlaufen und eben erst eine Reihe vollendeter Meisterwerke ins Daseyn gerufen hat, wird gewiß endlich einmal, und wahrscheinlich eben jezt, nach ihren größten Anstrengungen, einen Stillstand machen. Ziehen wir nun noch die Erfahrung zu Rathe, so bleibt uns fast nichts anders übrig, als anzunehmen, sie sey bereits von ihrem Höhepunkte gewichen. Beiläufig muß ich hier erwähnen, daß man den Vorschlag gemacht hat, das Tonmaß aus der Musik zu verbannen. Dieser Vorschlag hat allerdings, wie jeder excentrische Gedanke, keinen bleibenden Erfolg gehabt. Indessen zeigt er uns doch die Richtung an, welche man neuerdings genommen hat. Die Musik steht im Begriff, dahin zurückzukehren, von wo sie ausgegangen ist: sie schweift ins Ungebundene über. Die Innigkeit zerfließt ins Schmachtende, das Große verliert sich ins Prächtige, das Erhabene wird schwülstig und bizarr, und die Schönheit wird zur Tändelei verklimpert. Das größte Uebel ist, daß es überall von Komponisten wimmelt. Jeder hat seine guten Freunde, die ihm zu lieb das von ihm Komponirte schön finden wollen. Durch häufige Anhörung des Mittelmäßigen verlieren wir den Geschmack am Klassischen. Gewagte Uebergänge, verschwendetes Pathos, seufzende Cavatinen, rasende Presto's bringen unsere Nerven in eine unnatürliche Schwingung, die, wenn sie sich oft wiederholt, habituell wird. Gewöhnt ans Strotzende, halten wir den reinen Satz eines Haydn für leer und dürftig. Unser überspanntes Gehör lechzt nach einer Springfluth von Crescendo's, und es muß donnern, wenn wir erschüttert werden sollen. Singen und Spielen wird zur feinen Bildung gerechnet, und daher auch von demjenigen erlernt, der keinen Sinn dafür hat. Wer bei beschränktem Talente unter so Vielen sich auszeichnen will, muß die Mode zu Hülfe nehmen und nach dem Neuesten greifen. Sollte nun dem Liebhaber nicht jede Arie gefallen, wenn er sie zum erstenmale von der Geliebten singen hört? wenn sie noch überdies mit aller der Süßigkeit überwürzt ist, die ihm seine eigenen Gedichte so schmackhaft zu machen scheint? So vertändelt das Publikum sein richtiges Urtheil; mir

dem Publikum aber wird unvermeidlich die Kunst herabgezogen. Das Bessere findet kein Ohr mehr. Der Tadler des Neuen gilt als Sonderling. Nachdem er sich lange herumgestritten hat, gibt er als der Klügere nach. Im Theater wird zwar sein Geschmack nicht befriedigt; aber desto gemächlicher kann er sich zerstreuen, und oft gerade dann am Herzlichsten lachen, wenn es rings um ihn her von Thränen regnet. Und hört er vollends einmal Parterre und Gallerie in höchster Entzückung einem tanzenden Affen Bravo rufen, so kann es nicht fehlen: sein bisheriger Groll über das Publikum wird allmählig in einen andern mildern Affekt übergehen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Juni.

Städtisches. Bettlerasyl.

Wenn mir recht ist, habe ich Ihnen voriges Jahr von dem traurigen Zustand unserer städtischen Finanzen, von unserer Schuldenlast durch unverständige Wirthschaft u. s. w. erzählt. Dies ist nun zum Ausbruch gekommen. Es liegt am Tage, unsere Schuldenlast stieg durch die Unordnung und Verschwendung der neuen Verwaltung in vier Jahren auf sechs Millionen Franken, und wir müssen alles Ernstes an deren Abtragung denken. Wie es in unsern Verwaltungszweigen zugeht, wie schamlos da gestohlen und betrogen wird, ist auch neuerdings — freilich viel zu spät — bei unserm großen Leihhaus an den Tag gekommen. Die Anzeigen waren zu dringend, als daß die Behörde nicht hätte untersuchend einschreiten sollen. Zu diesem Zweck verfügten sich zehn bis zwölf Polizeileute in die Bureaux des Leihhauses und nahmen da Alles, Bücher, Register, Magazine und Siegel in Beschlag, sogar dem Direktor der Anstalt wurde nicht gestattet, ferner zu unterzeichnen. Was bis jezt an den Tag gekommen, machte sofort die Absezung aller Beamten nöthig. Die obersten hatten am Unverschämtesten Dieberei und Unterschleif getrieben, und was am Abscheulichsten ist, besonders gegen Arme und Nothleidende, deren Nothschreie, wie sie meinten, nicht gehört werden würden, und die wirklich auch lange überhört wurden. Sie kommen bei dieser Gelegenheit um das Ihrige und haben auf keinen Ersaz zu hoffen.

Wenden wir uns von diesen Gräueln zu etwas Erfreulicherem. Lyon ist nahe daran, durch freiwillige Beiträge ein Zufluchts- und Arbeitshaus zur Abschaffung der Bettelei zu erhalten, ganz nach dem Muster des Pariser, das der edle Bellevme gegründet hat und das sein Nachfolger, der unedle Mangin, so sehr als möglich am Aufkommen hindert. Einer unserer wackersten Männer machte eigends deshalb eine Reise nach Paris und prüfte das dortige Bettlerasyl genau. Was er uns darüber mitgetheilt hat, erregt die günstigsten Erwartungen von dieser Anstalt. Man vermied dabei alles Vornehmthun und hielt sich streng an die Nothwendigkeit. Darum wurde ein altes Kloster dazu genommen und eingerichtet. Ueberall herrscht Ordnung, Reinlichkeit und Gesundheit. Die Anstalt zerfällt in zwei Hauptabtheilungen, in Interne, d. h. solche, die im Hause wohnen, und Externe, die nur den ganzen Tag da arbeiten und essen, des Abends aber in ihre Wohnungen zurückkehren. Bei der Aufnahme der erstern nimmt man es natürlich etwas genau, nicht so hinsichtlich der Externen. Ist ein Armer — beiderlei Geschlechts — vierzehn Jahr alt, so kann er ins Asyl kommen, wenn er ohne Arbeit ist und doch arbeiten will. Will er als Interner ganz darin aufgenommen seyn, so geht er zuerst zum Polizeikommissär seines Viertels und stellt ihm seine Umstände vor, worüber dieser ein Protokoll aufnimmt und demselben seine Bemerkungen über den Armen und dessen Umstände beifügt. Damit geht dieser ins Asyl. Bei der Administration des Hauses beginnt ein zweites, genaues Examen; dann entscheidet sie, ob der Arme aufgenommen werden soll, oder als Interner zurückzuweisen sey. Dies ist allerdings ein schwieriger Punkt, denn zur Aufnahme als Interne drängen sich die Armen. Wäre man aber damit nicht vorsichtig, so würde die Anstalt bald in ein Spital oder in ein Haus für Inkurable ausarten, was sie doch durchaus nicht seyn soll, wenn sie ihren Zweck nicht ganz verfehlen will. Ist aber seine Aufnahme entschieden, weil der Arme durchaus kein anderes Unterkommen hat, so wird er ins Bad gebracht. Hier untersucht ihn der Arzt, um zu sehen, ob er zur Arbeit tauglich ist und ob er keine ansteckende Krankheit hat. Ist lezteres der Fall oder wird er inkurabel befunden, so schickt man ihn in ein Hospital. Nach seiner Aufnahme bekommt er vom Haus neue Kleider und frische Wäsche; die seinigen kommen in eine Schwefelräucherkammer und werden da gereinigt, bis der Arme das Haus wieder verläßt, wo er sie zurückerhält. Hierauf geht es gleich an die Arbeit, die in zwei Hauptklassen zerfällt, in die des Hauses und die der Werkstätten. Jene ist für die Schwachen und Ungeschickten, denn sie beschränkt sich nur auf die innern Verrichtungen der Reinlichkeit, Ordnung, Küche u. s. w.; es wird da Wäsche und Kleidung ausgebessert, mit einem großen Rad Wasser geschöpft und in alle Theile des Hauses vertheilt, auch Ziegelsteine zu Cement für die Mauern zerstoßen, eine Arbeit, die selbst die Unfähigsten verrichten können. Einem solchen Arbeiter zahlt das Haus täglich 30 Centimen. Ganz anders ist es mit den Armen, die in den Werkstätten beschäftigt werden. Diese sind gar sinnreich eingerichtet; in den großen Sälen sind Werkstätten von verschiedener Art eingerichtet, Baumwollenspinnereien, Pferdehaargeflechte, Teppichwebereien, Seidenwebstühle, Werkstätten für Buchbinder, Schneider, Schuhmacher, Kupferblechzieher. Alle sind von Privatunternehmern auf ihre eigene Kosten eingerichtet, und werden nach dem Bedürfniß zahlreicher gemacht, ganz eingezogen oder durch andere ersezt. Hier beschäftigt die Administration immer hundert Arbeiter als Lehrer für die Andern, die neu ankommen; ja, wenn es an tauglichen Armen dazu fehlt, stellt sie eigene geschickte Arbeiter aus der Stadt an. Dies ist sehr weise und auf das Herbeiströmen der Armen zu gewissen Zeiten, im Winter oder in der Theurung, berechnet. Wer in diesen Werkstätten arbeitet, erhält von den Unternehmern eine Bezahlung, die mit seiner Geschicklichkeit und Thätigkeit im Verhältniß steht, aber nie weniger denn 60 Centimen betragen darf. So viel bekommt er gleich vom ersten Tage an, wenn er auch noch gar nichts versteht. Der Unternehmer verliert nichts dabei, denn zur Ausgleichung seiner Ausgabe liefern ihm später die geschickt gewordenen Arbeiter Fabrikate, deren Fertigung ihn auf dem gewöhnlichen Wege bei weitem höher zu stehen kommen würde. Bei dieser Beschäftigung der Armen ist auch noch der große Vortheil, daß sie ein Handwerk fertig lernen, welches ihnen, wenn sie wieder aus dem Asyl kommen, ehrlichen Unterhalt für ihre Zukunft gewähren kann. Zur Leitung der Arbeiter kann der Unternehmer eigene Arbeiter anstellen. Alles, was die Armen für Arbeiten im Haus und in den Werkstätten empfangen, zerfällt in drei Theile; einer gehört dem Asyl, der zweite wird für den Armen auf die Seite gelegt und dieser erhält ihn bei seinem Austritt aus dem Haus, den dritten Theil endlich empfängt er alle zehn Tage und er kann ihn verwenden, wie er will.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 70.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 164.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 10. Juli 1830.

Mort de ma vie! Dahin ist alles, alles!
Verachtung nizt und ew'ge Schande höhnend
In unsern Federbüschen. O mechante Fortune! —
Lauft nicht davon!

Shakespeare
Heinrich V.

Kriegerische Scenen.

Hanau.

„Zum Teufel mit dem Ruhm! es gibt nichts mehr zu essen in Deutschland. Mainz zu! Mainz zu!“ Seit dem Uebergang über die Elster war dieß die Losung der Banden von Flüchtlingen, die plündernd vor dem französischen Heere herzogen. Sie hatten die Gewehre weggeworfen und liefen dem Rheine zu, Bratpfannen und Kessel auf dem Rücken; man nannte sie Bratenwender. Es waren ihrer wohl gegen zwölftausend Mann, worunter viele Verwundete und Kranke, meistens Rekruten. In diesem Wirrwar von Fußgängern und Reitern von allen Regimentern vermochte man kaum noch die Uniform zu unterscheiden; einer war so schmutzig, so abgezehrt, vom Rauch der Bivouaks so schwarz als der andere, und so liefen sie auf der großen Straße in Rudeln dahin, wie Schaafe, welche der Hund hezt. Oft kam ein panischer Schreck über die ungeheure Heerde, sie sprengte rechts und links über Hecken und Graben aus einander und zerstreute sich weithin ins Land. War die Gefahr oder der Schreck vorüber, so sammelten sich die versprengten Flüchtlinge wieder in Haufen; „nach Mainz!“ hieß es, und so zogen sie wieder in Massen, ängstlich, keuchend dahin, bis der Schatten eines Kosaken sie wieder auseinanderjagte. Diese Leute hatten bei Lützen, bei Bautzen gesiegt, hatten sich unter Dresdens Wällen mit Ruhm bedeckt; aber damals ging es vorwärts; der Rückzug hatte sie demoralisirt, wie Napoleon sagte, und so war es unmöglich, sie aufzuhalten. Man schoß auf sie, wie auf den Feind, und sie liefen immer geradezu. Ich erinnere mich, daß Marschall Oudinot eines Tags ein Exempel statuiren wollte; er befahl daher, ein halbes Dutzend Flüchtlinge aufzugreifen. Man machte kurzen Prozeß mit ihnen: „Wer bist Du?“ — „Ein Bratenwender.“ — „Unverschämter! wo ist Dein Regiment?“ — „Was weiß ich!“ — „Auf die Knie nieder!“ — Einen Augenblick darauf war er erschossen. Einige hundert Bratenwender, vorwitziger als ihre Kameraden, wohnten der Exekution bei. Da sprang auf einmal einer der Verurtheilten, der schon auf den Knieen lag, auf, machte einen Luftsprung und verlor sich im Haufen; flugs packte man einen der Zuschauer und erschoß ihn an jenes Statt; als die Vorstellung zu Ende war, pfiffen die Bratenwender sie aus und sezten sich wieder in Marsch. Sie waren aber nicht immer so gut bei Laune, und dieß erfuhr der Escadronschef Rossignol. Hinter einem kleinen Dorf bei Hünefeld wollte er nebst einigen Offizieren einer ihrer Banden den Weg verlegen; mit dem Säbel in der Faust rief er ihnen zu: „Canaillen, die Ehre und der Ruhm —“ Aber man ließ ihn nicht ausreden; unter Fluchen und Lachen wurden sie von den Pferden gerissen und Alles ging über sie weg. Der Rest unseres Regiments fand seinen Anführer in diesem Zustande; man verband seine Wunden und machte ihn wieder beritten, aber von Stunde an wich der Trübsinn, der ihn früher nur zu Zeiten angewandelt, nicht mehr von ihm. Er betrachtete mit

banger Aufmerksamkeit die gelben, abgezehrten Gespenster, mit denen beide Straßenränder besäet waren und über denen Tausende von Raben kreuzten. „Ich sehe ihn doch nicht unter den Gerippen," sagte er zu mir. — „Wen, Kapitän?" — „Nun, den Dumanet, unsern höllischen Pfarrer." — Es war dieß ein armer normännischer Seminarist, den ein Befehl des Polizeiministers zum Lanzenträger umgeschaffen hatte. In seinem Seminar hatte er so ein närrisches Zeug zu Ehren des Pabsts gemacht, ich glaube eine lateinische Ode, in der er Pius VII. den regnator orbis nannte. Darüber erboste Herr von Rovigo, der jezt zwar ein römischer Fürst ist, damals aber ein wüthender Gallikaner war, und der Poet mit der Tonsur wurde zur Buße als gemeiner Soldat in unser Regiment gesteckt. Wahrlich eine harte Buße! Nicht genug, daß er von allen seinen Kameraden mißhandelt, vom schlechtesten Rekruten verhöhnt, gehänselt wurde, hatte er einen unversöhnlichen Feind am Kommandanten Rossignol.

Dieser alte republikanische Pandur war Oberoffizier seit der Schlacht von Jemmapes und hatte es mit ansehen müssen, wie seine Kameraden alle, einer um den andern, Generale, Marschälle, Könige wurden; er allein blieb Eskadronschef vor wie nach. Statt ihn zu avanciren, warf man ihm Bänder zu; er war Offizier der Ehrenlegion, Ritter der eisernen Krone und des Ordens de la Réunion, und von seinem alten Republikanismus hatte er nichts behalten als seine Ohrringe à la Dumouriez und seinen Abscheu vor den Priestern. Gott weiß, wie viele Hiebe mit der flachen Klinge er dem guten Dumanet um der Clerisey willen gab. „Ha! schlechter Priester," hieß es; „gehängt werdet ihr jezt nicht mehr, aber ich habe euch nicht vergeben!" Dumanet ertrug alles, Schimpf wie Mißhandlung, mit wahrhaft christlicher Geduld; er versah seinen Dienst immer pünktlich, bei Leipzig hatte sich keiner braver gehalten, aber seitdem war er verschwunden. „Er kommt wieder," sagte Rossignol zu wiederholten Malen, „er kommt wieder, der Rabe verfolgt mich." — „Die Todten kommen nicht wieder, Kapitän, gewiß ist er todt." — „Ich traue nicht; er kommt wieder zu meinem Unheil. Ha! ist er nicht dort?" Er wies auf einen abgemagerten, nackten, von Lanzenstichen durchbohrten Körper. Der Hufschlag unserer Pferde rüttelte den Halbtodten auf, er schleppte sich auf den Händen uns nach und schrie: „Kameraden, um Gotteswillen, einen Bissen Brod!" Einer unserer Soldaten hatte Mitleid mit ihm und drückte seinen Karabiner auf ihn ab.

Am 29ten Oktober bivouakirten wir bei einem guten Feuer. Der Kommandant Rossignol schien in tiefes Nachdenken verloren. Nach seiner Gewohnheit hatte er den Rock abgelegt, sich besser zu wärmen, und auf seiner tatowirten Brust war ein ganzes Regimentsmuseum zu sehen: ein Soldat, der seiner Geliebten eine Rose reicht, Trophäen, eine Freiheitsmütze, darunter ein Adler. An einer goldenen Kette trug er ein großes Medaillon, das er von Zeit zu Zeit mit verliebten Blicken betrachtete. Es war das Bildniß einer Frau, eine derbe Schöne mit einer großen dreifarbigen Schärpe. „Ach! Julie!" rief er, „das ist ein wahrer Emigrantenfeldzug! Mehr als das halbe Regiment, Obrist, Adler, Alles ist fort, und wir auf dem Rückzug. Was steckt man aber auch Pfarrer ins Heer? — Nun, Ihr Herrn, was sagt Ihr zu der Frau hier? Ich stand im Begriff, sie zu heirathen; sie war mit mir in Italien gewesen, im ersten Kriege gegen die Vorurtheile. Leider fiel sie auf St. Domingo sammt unserem Gepäck in einen Hinterhalt der Neger und — Was kommt denn da schon wieder?" — „Nichts, es sind blos Bratenwender; sie ziehen sich heute Abend an uns und man jagt sie mit Flintenschüssen fort. Die Kosaken treiben sie gegen uns zurück, vielleicht auch die Baiern; man sagt ja, diese Verräther wollen uns den Weg verlegen."

(Der Beschluß folgt.)

Sterne als Kometen, oder der fliegende Stern im Schwan.

(Beschluß.)

Was wäre das für ein Licht, das näher bei uns als Jupiter wäre, und doch nur ein Punkt erschiene, und in dem stärksten Fernrohr sich gleich bliebe; dieß wäre ein Räthsel, viel geheimnißvoller als das, womit wir uns beschäftigen. Noch ein Gesetz der Trabantenwelt tritt hier auf, daß der Trabant weit langsamer läuft als sein Planet. Auch diesem würde jene Hypothese von der Aehnlichkeit mit unserem Monde widersprechen.

Von der Entfernung dieses Sterns wissen wir also nichts. Ich glaube auch, daß alle unsere Bemühungen vergebens seyn werden, die Distanz der Sterne zu messen mit Lineal und Richtscheit, und denke, wir werden die Ordnung des Himmels erforschen und aus dieser endlich auf den Maßstab desselben schließen müssen. Wir haben demnach bis dahin freie Wahl und können uns nach Gefallen ausdehnen. Geben wir unserem Stern eine Siriusweite, d. h. 20,000 Uranusweiten *) von uns Entfernung; er ist dann 20,000 Mal entlegener als der lezte Planet unseres Sonnensystems, oder er ist so weit weg, als ein vierzehnter jenseits des Uranus, wenn die Planetenreihe fortgeführt wird. Dann ist das kleine Sternchen, sein Begleiter, zwei Uranusweiten von ihm entfernt, und wir haben am Himmel einen Sterntrabanten oder Mond eines Sterns, der noch zweimal so weit von seinem Centrum entfernt ist, als der Planet Uranus von seinem Centrum,

*) Der Kürze halber nehme ich eine Uranusweite zwanzig Mal so groß an, als die Entfernung der Erde von der Sonne.

der Sonne. Der Stern könnte dann auch ein Planetensystem haben, das sich so weit erstreckte wie das unsrige, er hätte seinen Merkur, und so fort bis zum Uranus; dann würde, noch einmal so weit als Uranus, eine kleine Sonne um das ganze System kreisen, gleichsam als Hüterin für diese Planeten. Sie würde zugleich als ein unendlich hellerer Mond die Nächte aller Planeten beleuchten. Der Gedanke hat nichts Widersprechendes oder Ungeheures, manchem mag er wohl sogar anziehend erscheinen; doch wir wollen sehen, wie es bei diesem Maßstab mit der Sonne sich verhält, um die unser Stern sich bewegt. Er vollendet seinen Umlauf um dieselbe in 216,000 Jahren. Wäre seine Sonne ihm und der unsrigen an Kraft gleich, so würde er 180 Uranusweiten von ihr entfernt seyn. Welche Ueberraschung! er würde seiner Sonne über 200 Mal näher als uns; der Maßstab zwischen Sternen hätte sich so sehr verkleinert? Haben wir noch Lust, die Gesetze unserer Trabantenwelt anzuwenden? der Stern ist in diesem Falle nur neunzig Mal weiter von seiner Sonne entfernt als sein begleitendes Sternchen von ihm; bei uns steigt dieß aufs Hundertmillionenfache. Kurz, wir verwickeln uns in ein Labyrinth, wenn wir die Sonnenkräfte und Trabantengesetze unserer Planetenwelt auf unsern fliegenden Stern im Schwan anwenden wollen. Würde ich diese Betrachtungen noch auf andere Sterne ausdehnen, welche gleichfalls begleitende Sternchen haben, wo die Bewegungen des Sternchens, die Distanz von seinem Stern und die Bewegung dieses leztern selbst die größte Mannigfaltigkeit zeigen, so möchte die Verwicklung vollends kein Ende nehmen.

Noch einen Versuch wollen wir machen, und den Stern uns zehn Mal näher rücken, nur 2000 Uranusweiten entfernt; wir können den Maßstab nicht viel kleiner nehmen, sonst widersprechen wir leicht den Beobachtungen der Astronomen. Das kleine Sternchen wird dann ein Trabant ungefähr in Jupitersweite; sein Centrum, unser Stern, sinkt auf eine tausendmal schwächere Kraft herab, seine Sonne, wenn sie so weit von ihm entfernt ist, als er von uns, wird Millionen Mal mächtiger als er. Die übrigen Trabantengesetze werden verzerrt und die Widersprüche bleiben. Ein vergrößerter Maßstab führt neue Räthsel herbei. — Eines wird bei den vorhergehenden Betrachtungen vielleicht willkührlich erscheinen, nämlich daß wir es gewagt haben, aus dem Lauf des Sterns in der kurzen Zeit von achtzig Jahren, d. h. blos aus dem 3000sten Theil seiner Bahn, seine ganze Umlaufszeit um seine Sonne berechnen zu wollen; es ist dieß gerade, als wenn man aus dem Lauf von zehn Tagen die Bahn des Uranus finden wollte. Dann ist noch zu bemerken, daß der Lauf des Sterns, von seinem Centralkörper (seiner Sonne) aus betrachtet, schneller oder langsamer erscheinen kann, als von unserem Standpunkt aus, daß seine wahre Umlaufszeit also viel größer oder viel kleiner seyn kann. Es mag dieß aber seyn wie es will, immer bleibt das Ungereimte in den Verhältnissen seines Trabanten zu ihm selbst und dem Wesen unserer nächsten Umgebung.

Die Freiheit der Ansicht muß uns frei machen; wir sprechen es also aus: Sterne sind freie Kometen, ihre Trabanten sind selbst Sterne, wie unser Beispiel gezeigt hat, und wie es Tausende am Himmel gibt. Sie sind eben dadurch, daß sie selbst eine Sonne sich zu ihrem Begleiter gewählt haben, keiner andern Sonne unterthan und wie ein Planet gefesselt. Wir wollen es genauer ansehen, was es heißt: Sonne ist Trabant einer Sonne. Der Trabant ist von gleicher Würde wie seine Sonne, und es gibt viele Beispiele, wo beide Sonnen einander gleich sind;[1] jede ist der Trabant der andern. Solch eine Vereinigung spielt nun ihre eigene Rolle; sie bildet die freien Wanderer am Himmel. Wir wissen nicht, welches Gesetz ihnen ihren Weg vorgezeichnet; aber das behaupten wir, das es ein höheres ist als dasjenige, welches in unserer Nähe waltet.[2] Diese Sterne sind nicht frei von der Leiblichkeit, aber sie sind erhaben über die Unersättlichkeit der Materie, alle andern an sich zu reißen, mit sich zu vereinigen; auf ihre begleitende Sonne ist alle ihre Kraft verwendet, und die zerstörende Macht der Attraction gegen andere Weltkörper ist gelöst und verschwunden. Ein solches Sonnenpaar nennt Herschel einen Doppelstern, und da er anerkennt, daß in diesem Sonnenpaare eine Sonne um die andere auch in gleichen oder ungleichen, längern oder kürzern Kometenbahnen ausschweifend laufen könne, so möchten wir einst das Schauspiel haben, daß eine solche Sonne in unser Planetensystem herabstiege, nicht feindlich, um durch ihren Drang Materie an sich zu reißen und unser System in Unordnung zu bringen, sondern friedlich, in sich selbst schon gesättigt, nur wie ein leuchtender Gedanke.

Der Leser wird bei einigem Nachdenken sich überzeugen, daß hiermit das allgemeine Weltgesetz, welches seit Newton für alle Weltkörper als wechselseitig angenommen war, aufgehoben ist. Nicht jeder Himmelskörper fühlt für den andern und will, wie man sagt, sich mit ihm vereinigen. Keine Gefahr ist da, daß einst das Weltall in einen formlosen Klumpen zusammenstürze; frei von aller äußern Störung haben sich unzählige Sonnen in Sternhaufen und Sternschwärme vereinigt; sie bleiben gesättigt in Ruhe und ewigem Sonnenschein. So zieht Gleichgesinntes sich zum Volk zusammen und hat keine Neigung zum Fremden. Der Komet fühlt die Macht seiner Sonne, seiner verwandten Planeten, aber ruhig wallt er hinaus aus dem Gebiete der Sonne in die Nähe mächtiger Sterne, und nach Jahrhunderten kehrt er wieder zurück, ungekränkt und in selbstständiger Bahn. Wie wohl könnte der Gedanke thun, in einer von Fesseln befreiten Welt zu seyn! Sollte denn auch am Himmel das Bild der Sklaverei seyn, das uns überall verfolgt?

Ehe ich von dem Leser scheide, muß ich noch einmal auf unsern fliegenden Stern im Schwan und seine Verwandten in der Milchstraße zurückkommen. Wenn wir auch mit unserer Sonne, mit jenen Sternen und wie sie uns bewegen, so ist ja all jene Bewegung nur Schein, und die Finsterniß unserer Unwissenheit wird noch dichter. Wir sind dabei in ähnlichem Falle wie mit unsern Mitplaneten; sie scheinen uns vorwärts, rückwärts zu gehen, schneller und langsamer, ja sogar stille zu stehen. — Wenn wir so schnell gingen als jener Stern, so würden wir glauben, er ruhe, weil wir von unserer eigenen Bewegung nichts gewahren; gingen wir schneller als er, würde er rückwärts zu gehen scheinen. Alles wäre maßstablos, und ein schwerer zu entwirrendes Räthsel, als das, welches uns vorhin beschäftigte. Dem Copernikus, als er sich in Gedanken auf die Sonne stellte und von da aus in die Planetenwelt schaute, verschwand die Verwicklung, die dasselbe darbot. Vielleicht wenn wir uns in Gedanken auf einen andern Stern schwingen und von da aus in die Sternenwelt schauen, dämmert uns einige Symmetrie auf.

Der Leser ist vielleicht geneigt, sich darüber künftig unterhalten zu lassen. J. W. Pfaff.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Juni.

(Fortsetzung.)

Bettlerasyl. Gefängnisse.

Die Nahrung in unserm Arbeitshaus ist einfach, aber hinreichend und gesund. Des Morgens bekommen die Armen eine geschmelzte Suppe von Knochenfleischbrühe, gegen 3 Uhr eine tüchtige Portion geschmelztes Gemüße und anderthalb Pfund Brod. Sonntags wird Fleisch gegeben. Das Getränk ist Wasser. Wein hat man für ganz unnöthig gefunden; doch kann ihn Jeder für sein Geld haben. In großen, luftigen Sälen schlafen die Männer getrennt von den Frauen; in ihnen stehen 50 bis 60 Betten aus Eisen mit einem Strohsack, einer Matraze, zwei Leintüchern und zwei Decken. Niemand ist einen Augenblick gezwungen, im Hause zu bleiben; Jedem steht es vielmehr frei, es zu verlassen, wann er will; nur muß er dann die Kleider und die Wäsche des Hauses zurückgeben, wogegen er die seinigen empfängt. So viel von den Internen. Die Anstalt der Externen ist noch von größerem Nutzen; denn jeder Arme ohne Arbeit kann ins Asyl kommen, wo er in geheizten Sälen arbeitet, genährt und bezahlt wird und am Abend wieder in seine Behausung zurückkehren kann. Dadurch kann jeder Unbemittelte und Arme mit Frau und erwachsenen Kindern seinen Unterhalt finden, wenn er arbeiten will, und wird den Seinigen dabei nicht entzogen: eine überaus schäzbare Hülfe in einem Lande, wo Handel und Industrie so große Schwankungen und Veränderungen leiden. Das Pariser Asyl ist auf dreihundert Interne und das Doppelte Externe berechnet; im Nothfall können leztere auch noch in größerer Menge aufgenommen werden. Es ist nicht zu zweifeln, daß diese Anstalt ihren Zweck erfüllen wird, weil sie die Armen und Bettler auf anständige Weise klassifizirt, die verschiedenen Kategorien nicht mit einander vermischt, sondern sorgfältig scheidet. Die Kränklichen und Schwachen kommen in die Hospitäler, die hartnäckigen Bettler werden den Gerichten zur Bestrafung übergeben, gutdenkende Unglückliche aber werden auf die beste Weise unterstüzt, sie lernen etwas, womit sie sich später fortbringen können, empfangen Nahrung, Wärmung und Kleidung und überdies noch ein kleines Stück Geld.

Unser neues Gefängniß in Perrache ist nun bald fertig. Die dafür ernannte Kommission hat eine kleine Denkschrift über die von ihr vorgenommenen Verbesserungen und über das, was in dieser Beziehung noch Gutes gewirkt werden könnte, herausgegeben. Sie ist voll richtiger Bemerkungen. Vorzüglich werden darin die Centralhäuser in und bei Paris und die Bagnos angegriffen. Die Kommission beweist, daß mit den Gefängnissen in den Departements eine sehr glückliche Veränderung vorgegangen ist, daß sich die Sterblichkeit darin erstaunlich vermindert hat, daß man da die Gefangenen in physischer und moralischer Beziehung mit Aufmerksamkeit behandelt und auf ihre Besserung bedacht ist. Hiernach ist die Kommission der Meinung, daß die korrektionell Verurtheilten in den Departementalgefängnissen bleiben sollten, weil man da mehr Acht auf sie gebe und weil sie fern von der scheußlichen moralischen Ansteckung seyen, die ihrer in den Centralgefängnissen und in den Bagnos wartet, wo sie gewöhnlich als Irrende hinein- und als vollendete Verbrecher herauskommen. Diese Maßregel wäre auch eine bedeutende Ersparniß für die Regierung; denn jeder Verurtheilte kostet sie in den Centralhäusern 40 bis 48 Centimen täglich, ungerechnet die allgemeinen Kosten der Gefängnißunterhaltung; in den Departements kommt er aber nur auf 36 C. Alles in Allem zu stehen. Aber auch die Departements würden dadurch gewinnen, denn je mehr Gefangene sind, um so wohlfeiler ist es, Einrichtungen und Werkstätten für sie anzulegen und Arbeitsmaterial anzuschaffen; überdies würden dann die Kosten für den Transport der Gefangenen in die Centralgefängnisse erspart. Gleiche Bemerkungen machte die Kommission hinsichtlich der korrektionell verurtheilten Frauen, die nach Einbrun gebracht werden. Dort, wo fast gar keine Industrie herrscht, können die Gefangenen nur spinnen; anderwärts hingegen wäre es ihnen leicht, einträglichere Arbeiten zu unternehmen und sich dadurch für die Zeit ihrer Befreiung eine Hülfsquelle zu eröffnen, die sie wenigstens gegen die erste Noth schüzt. In einer andern Denkschrift schlägt dieselbe Kommission vor, in Lyon ein Asyl für alle, nach dem Verlauf ihrer Strafe aus Gefängnissen oder Bagnen Entlassenen zu gründen. Dies ist ein Vorschlag von höchstem Interesse, dessen Ausführung beispielgebend auf ganz Frankreich wirken und einem großen Uebelstand im Lande abhelfen könnte. Uebrigens hat eine Anstalt dieser Art, welche Hr. Baboin de la Barollière nur für Frauen gegründet, schon so große Vortheile dargeboten, daß an deren Ausführbarkeit nicht im geringsten zu zweifeln wäre, brauchten wir nicht gegen 200,000 Fr. dazu. Wo aber diese bei der argen Verschuldung der Stadt hernehmen? Ja, hätten wir nicht mit 1½ Million ein neues, überflüssiges Theater bauen müssen, so könnten wir wohl für einen edlen Zweck eine schöne Summe ausgeben. Privatzusammenschüsse dürften hier schwerlich ausreichen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Palindroms in Nr. 158:

Tadel. Delta.

Charade.

Ein jeder Mensch dem, was er liebt,
Die erste und die zweite gibt.
Er folgt dem Drange der Natur;
Ein Kunststück ist das Ganze nur,
Wenn einer zierlich, tief gebückt,
Die zweite auf die erste drückt.
Ein jedes Wort klingt gut für sich,
Das Ganze Manchem widerlich.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 165.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 12. Juli 1830.

Wie der köstlichste Wein von seinem Boden Geschmack nimmt,
Saft und Farbe, so sind wir die Gewächse der Zeit.

Herder.

Betrachtungen und Skizzen.

Ueber alte und neue Geschichtschreibung, große Männer und Vaterlandsliebe.

Es gibt eine Menge Leute, vorzüglich unter den Gelehrten, denen Nichts recht ist. Sie schütteln über Alles den Kopf, reden wegwerfend über alle neuern Erscheinungen und Bestrebungen, kurz, keiner kann den Alten, Griechen wie Römern, das Wasser reichen. Das soll nämlich ein Lobspruch der Alten seyn, und es ist diese sonderbare Art der Verehrung jezt fast Sitte geworden. Ob man bei solchen Sprüchen sich viel denkt, ist eine andere Frage, und man sollte meinen, das neunzehnte Jahrhundert nach Christus habe ganz andere Zwecke, Ansichten, Lebensbedingungen, Entwicklungs- und Bildungsstufen, Nothwendigkeiten, als das neunte oder irgend ein anderes Jahrhundert vor Christus. Die Neugriechen und Neurömer würden gewiß etwas recht Erbärmliches werden, wenn sie, falls es anders möglich wäre, Altgriechen und Altrömer werden wollten; denn der Mensch *soll* vorwärts, und Augen und Beine sehen nicht nach dem Rücken. Das eigene Maaß eigener Kräfte soll jeder in sich ausbilden und in *That* ausüben, wie mit dem eigenen Kopfe denken, und wenn er dieses von den Alten lernt, hat er, meines Erachtens, nicht den schlechtesten Theil erwählt. Die Leute aber bleiben dabei: keiner kann den Alten das Wasser reichen. Je nun, wenn es *keiner* kann, so können es auch, sollte man meinen, eben diese gelehrten Leute selber nicht. Was folgt daraus? daß wir etwas geistesunkräftiger sind, oder, rund heraus gesagt, ein wenig dummer als die Alten. Viel Ehre für sie, wie man meint. Aber ich meine, ein Spitzbube lobt schlecht die Ehrlichkeit, und wenn Dummköpfe, z. B. wir, die Weisheit, z. B. die Alten preisen, so möchten diese über das Lob eher roth werden als froh; denn es ist eine Entwürdigung, keine Würdigung dessen, was die Alten waren und warum sie es waren und nicht anders seyn konnten. Herder, Lessing und so viele andere schäzten und schätzen auch die Alten; aber wer wird verlangen, daß der schon im Evangelium verdorrte Feigenbaum jezt wieder Früchte tragen soll?

Es ist gewiß nie die Absicht eines Verständigen, die Alten herunterzusetzen; denn der redliche Forscher spricht selbst über die kleinsten Erscheinungen nie ab, sondern sucht lieber ihren lebendigen Zusammenhang auf; ist doch das Bächlein für seinen Landsaum, was der Strom für das Land, das Meer für die Erde, und Groß und Klein sind Worte und Maaße, aber keine Wesenheit. Aber wird zu Viel sagen und Nichts sagen für gleich gehalten, dann möchte wohl zu viel Lob auch gar kein Lob seyn. Dazu lobt kein Verständiger eine Zeit oder ein Volk auf Kosten der andern, am wenigsten aber der Gegenwart, denn die Lobredner thäten besser, *in* und *für* die Mitzeit zu arbeiten, als zum Preise der Vorzeit wohlfeile Worte auszukramen.

Unter vielen andern Vorurtheilen hört man nun auch nicht selten eine Menge Klagen über unsere jezige Geschicht-

schreibung. Welch ein Jammer! tönt's von den gelehrten Schöppenstühlen, die doch so leicht den Jammer enden, nämlich bessere Geschichten schreiben könnten; was für Männer sind dagegen Herodotos, Thukydides, Xenophon, Sallustius, Livius, Tacitus! Allerdings wackere Männer, aber auch die ausgezeichnetsten, denen vom Lügen-Ktesias bis auf die geisteskranken und vermönchten Byzantiner keiner gleich kommt. Aber ich meine dennoch, statt zu loben (denn den Tüchtigen loben seine Werke), thäte man besser, zu untersuchen, worin und wie die Leute tüchtig waren, oder warum z. B. Herodotos, mit der perikleisch-attischen Pflanzung nach Italien gewandert, so offenbar Parthei für die Athener nimmt; warum Thukydides in der Zeit des entfesselten Pöbels seine Tafeln mit edelm Unmuthe über den tollen Volkshaufen füllt; warum der vielgereisete, lebenskluge und redliche Xenophon schlichter auftritt; wie die Zeiten und Naturen eines freisinnigen, vom Brausen zur Klarheit gekommenen Sallustius, eines tiefsinnigen Tacitus und breit herausstreichenden Livius verschieden waren; wir lernten dann wenigstens den Standpunkt kennen, von welchem, die innere Geisteskraft abgerechnet, die alten Geschichtschreiber ausgingen, und hätten mehr Einsichten und weniger Worte. Aber ist auch die Klage wahr, daß unsere Geschichtforschung hinter der der Alten zurückstehen muß? Es wäre schlimm, und achtzehn Jahrhunderte in dieser Hinsicht verloren, indem Nichtvorwärtsschreiten Rückschreiten ist.

Untersuchen wir die Klage, so wird es allgemein zugegeben, daß Griechenland und Rom sowohl in der Kunst- als Staatsentwicklung so vollendet dastehen, weil sie, so viel als dieses beim Zusammenleben der Menschen wie der Völker geschehen kann, sich gegen Außen abschlossen und aus ihrer Eigenthümlichkeit alles Fremdartige auszuscheiden sich bemühten. Kurz, der Alte bildete und behauptete einen vollendeten Gegensatz zwischen sich und seiner Mitzeit; denn er wollte nur er selbst sein und sich geachtet, d. h. geschieden wissen von allem Fremdartigen, das ihm verächtlich schien und darum nicht einmal kennenswerth. So war der Hellene nur Hellene; alles Uebrige hieß ihm Fremdling (Barbar), der, höchstens zur Knechtschaft bestimmt, keine Beachtung verdiente, ja in hellenischer Meinung nicht einmal Menschenrechte hatte; denn Mensch hieß und war ihm nur der Hellene. Von Bildung, Kunst, Höherstehen des Fremden kann nicht die Rede seyn; denn so wenig glaubte der Hellene daran, daß er sich nicht einmal die Mühe nahm, um irgend ein fremdes, geistiges Gut, fremde Sprachen, Sitten und Kunsterzeugnisse sich zu kümmern, in sofern sie nicht zu seinem eigenen Leben einen Bezug hatten oder mit ihm verflochten waren. Diesen Satz zu beweisen, wäre überflüssig, jede Zeile des Alterthums athmet diesen Geist. Auch untersuchen wir nicht, wie weit die Religion, gleich allen alten Religionen, ein örtlicher Volks- oft Stadt-Gottesdienst, darauf Einfluß hatte. Genug, kein Hellene hat sich je zu dem Begriffe der Menschheit emporgeschwungen; selbst der menschliche Sokrates und der göttliche Platon versteigen sich höchstens zu einem allgemeinen Hellenenverbande; der erdichtete Staat mit seiner waltenden Gerechtigkeit ist nur für Hellenen geschaffen und duldet keinen Fremden außer den Knechten. Allerdings herrlich für ein Volk, in sofern Vollendung nur in der Abschließung möglich ist, ob aber auch für die höhere Bestimmung der Menschheit, ist eine andere Frage. Ja wir können sagen: der Begriff Mensch, Menschheit und Menschenrecht fehlt dem Alten ganz, und nach seinen Begriffen konnte er nur Bürger, Bürgerthum und Bürgerrecht denken. Und kann Einer überhaupt anders denken als nach seinen Begriffen?

(Die Fortsetzung folgt.)

Kriegerische Scenen.

(Beschluß.)

„Die Baiern! uns den Weg verlegen!" rief der alte Soldat erröthend; „ha, das wäre ein wenig zu stark! Indessen, seit wir den verdammten Priester haben, bin ich auf Alles gefaßt. Ihr lacht? hört mich an: es ist schon gar lange her, der Kaiser war just erst Offizier, ich schon Kapitän, da zog ich mit meiner Kompagnie in Basel in der Schweiz ein. Auf der Straße sehe ich einen Pfarrer und stoße ihm ohne Weiteres meinen Säbel in den Leib. Er hatte mir nichts zu Leide gethan, kein Wort gesprochen; vielleicht war es Unrecht von mir; der Enthusiasmus damals — ihr versteht mich. Kurz, ich brachte ihn um; aber im Sterben warf der Unselige mir einen Blick zu, der zu sagen schien: Ich will mich rächen! Und wahrhaftig, überall ist er mir erschienen, und sein Erscheinen verkündete jedesmal Unglück: in Madrid vor dem Aufruhr am 2ten Mai; in Kowno, am Abend, wo der große Sturm war, und von Stunde an wußte ich — ich wollte es auch dem Kaiser sagen — daß der russische Feldzug ein schlimmes Ende nehmen würde; bei Dresden endlich führt Ihr uns eine Abtheilung Rekruten zu, und auf wen fällt mein erster Blick? auf den Menschen da, den Dumanet." Ich sah Rossignol bestürzt an; ich meinte, er sey verrückt geworden. „Wie, Kommandant, Ihr glaubt —" — „Ich glaube weder Gott noch Teufel, aber ich sage es Euch zum voraus, wenn Ihr Lust habt zu meiner Stelle, sie wird bald vakant. Ich sehe Frankreich nicht wieder; der schreckliche Priester leidet es nicht." — „Ihr habt ihn ja umgebracht und —" „Er ist's, sage ich Euch, oder sein Sohn." Auf einmal läßt er seine Pfeife fallen und bleibt erstarrt stehen. „Was ist Euch, Kommandant?" — „Seht hin! da ist er!"

Und wahrhaftig, beim Scheine des vom Regen fast erloschenen Feuers sehe ich Dumanet, ein blutiges Schnupftuch um den Kopf gewunden, sich schüchtern nähern. Seit zehn Tagen suchte uns der arme Junge; er brachte wieder den verlornen Adler des Regiments und überreichte ihn Rossignol bescheiden, ohne ein Wort zu sagen. Der Kommandant nahm sich zusammen und sprach, so wenig aufgelegt er zum Spassen war: „Also Du bringst uns den Regen mit, Herr Pfarrer! Du solltest wenigstens dieses Wasser in Wein verwandeln, wie bei der Hochzeit zu Kana.“ So sehr des Ritters Rossignol Erziehung in religiöser Hinsicht verwahrlost war, dieses Wunder, das in den bacchantischen Liedern zu des Kaisers Zeit so oft vorkam, kannte er doch. Stolz auf das Bonmot, das er von sich gegeben, kehrte er sich zu mir und sagte: „Ihr seht, Vorurtheile habe ich nicht.“ Er nahm den Adler, küßte ihn und sprach, ohne den, der ihn gerettet hatte, anzusehen: „Es ist gut, schlechter Priester; fort zu Deiner Kompagnie!“ Mit diesem Kompliment zog Dumanet ab, und Tags darauf marschirte er mit uns nach Hanau.

Schon drei Stunden hielt Rossignol in der Hanauer Schlacht mit den Trümmern seines Regiments eine Batterie. Am Ende fielen die Kugeln, die uns früher über den Köpfen weggeflogen waren, vor uns nieder und schlugen in unsere Reihen. Dumanet schlug Kreuze, wie gewöhnlich, und der Kommandant murmelte in einem fort: „O über den Priester! er bringt uns alle die Kugeln über den Hals!“ Unser kleiner Trupp hielt, den Säbel in der Scheide, lange im Kugelregen aus; aber endlich, als unsere Reihen zu sehr gelichtet wurden, riß Unordnung ein; da sprach Rossignol und zwang sich zu einem Scherze, um seinen Soldaten Muth zu machen: „Seht hin, Herr Pfarrer, parirt die Haubitze, die da herangesprungen kommt. Rasch, ein Kreuz geschlagen!“ Dumanet hatte nicht mehr Zeit dazu; bereits war er von der Haubitze getroffen. Sein Pferd scheute und bäumte sich; doch der Seminarist saß noch fest und bei jedem Sprunge seines Pferdes flatterte sein zerschmetterter Arm, wie der Wimpel seiner Lanze. Ohne ein Wort der Klage wandte er sich zu einer Ambulance, und Rossignol, ich und gar viele folgten ihm bald dahin nach. Hier wirthschaftete ein Apothekerjunge, der in den Chirurgenrock geschlüpft war, um der Conscription zu entgehen, unter einem Rudel von Verwundeten und schrie: „Ich kann nicht aller Welt die Beine abschneiden.“ Neben ihm wartete Dumanet, auf einem zerbrochenen Wagen sitzend, geduldig, bis die Reihe an ihn käme, da sah er, wie der Kommandant halbtodt von zwei Lanziers herbeigeschleppt wurde. Sogleich stand er auf, ihm Platz zu machen — hieß dieß die Höflichkeit weit treiben — und setzte sich auf einen Rain am Waldsaume. Nachdem der Chirurg aus dem Stegreif Rossignols Wunde lange untersucht, that er den Ausruf: „Ein Bein ist hin!“ — „Angenehme Zeitung! Schnell, operire mich; siehst Du, wie die Kugeln unsern Teufelspriester suchen? sie nähmen mir auch das zweite Bein weg.“ In diesem Augenblicke pfiff und rauschte es um uns, und Dumanets blutendes Haupt lag zu unsern Füßen. „Seht ihr ihn?“ rief Rossignol, „da ist er schon wieder! immer ist er da! fort mit ihm! Also sterben soll ich, Ungeheuer!“ — Er bäumte sich, als wollte er aufstehen, und sank mir in die Arme. „Ich thue Ihnen doch nicht wehe?“ sprach der Operateur, dem dicker Schweiß über die Stirne rann — er operirte einen Leichnam. Als Oberoffizier machte man Rossignol ein Grab unter einer großen, von den Kugeln zerrissenen Eiche, und da Platz war, warf man Dumanet zu ihm hinein. „Wenn sie lang genug bei einander sind,“ meinten die Lanziers, „werden sie vielleicht gute Freunde.“

Fünfzehn Jahre darauf reiste ich in Deutschland und besuchte ihr Grab. Ich erkannte die alte Eiche, die es beschattete; auf dem schwarzen Stamm sah man noch einen Adler, grob mit der Säbelspitze eingeschnitten. Bei diesem Anblick konnte ich mich einer lebhaften Rührung nicht erwehren; unwillkührlich dachte ich an Frankreichs Geschick vor und nach der Schlacht von Hanau, gedachte dessen, der weit über dem Meere den Tyrannenübermuth mit langer Marter abgebüßt, gedachte eines andern Grabes, an dem keine Thräne geweint wird. Die Pistole eines Deutschen, dachte ich, hätte hier Napoleons Leben ein Ende machen können; da hätten doch wir ihn begraben, und ein Adler bezeichnete auch sein Grab.

Vor Kurzem las man in englischen Zeitungen: „In Schottland ist ein Schiff angekommen, das Menschenknochen geladen hat; sie sind auf den Ebenen von Hanau und Leipzig ausgegraben worden. Man will Beinschwarz daraus machen.“ Armer Rossignol! er hat auf den Antillen und bei Moskau, unter den Mauern von Wien und von Madrid gefochten. Und wofür? was hat er in hundert Schlachten gewonnen? Nicht drei Fuß deutscher Erde, nicht ein wenig Ruhm, denn wer außer mir weiß jetzt vom Kapitän Rossignol? Du stürmtest die Bastille, warst bei Marengo und Austerlitz, an der Moskwa und bei Bautzen, und jetzt wichst man mit Deinem verbrannten Gebein die Stiefeln eines Glasgower oder Edinburger Dandys! Warum bist Du nicht mit den Bratenwendern gezogen!

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juni.

London nach des Königs Tod.

Nach einem zehnwöchentlichen Krankenlager starb endlich Georg IV. am 24. Juni, ohne Nachkommen, und ließ seinem Bruder als Wilhelm IV. Großbritannien und Hannover zurück. Wer das brittische Volk in seiner Eigenthümlichkeit kennen lernen will, ver-

säume ja nicht, es in Momenten zu sehen, wo es eine Familienangelegenheit gilt, denn mit einem andern Namen lassen sich solche Ereignisse, wie sie hier aufgefaßt werden, nicht belegen. Schon die Art und Weise, wie die Bulletins über das Befinden des Königs in den beiden lezten Monaten dem Publikum mitgetheilt wurden, hatte etwas Eigenthümliches. Morgens in Windsor von den beiden Leibärzten ausgefertigt, trafen sie hier um Mittag in der Amtsstube des Kammerherrn-Departements ein. Täglich um 2 Uhr Nachmittags wurden dann die Thüren des St. Jamesschlosses dem Publikum ohne Ausnahme geöffnet. Im obern Geschosse standen an beiden Seiten Hellebardiere oder die königlichen Yeomen in ihrer alterthümlichen Kleidung, während andere Hofdiener Abschriften der Bulletins in der Hand hielten und sie jedem Vorbeigehenden vorzeigten. In einem der Schloßsäle versahen zwei königliche Kammerherrn den Dienst, und hier ließen der Adel und andere Hoffähige ihre Namen zurück. Nach St. James gehen und sich nach des Königs Gesundheit erkundigen, wurde zulezt ein wahres Volksfest, und besonders war der Sonntag ein Tag der Last und Arbeit für die armen königlichen Lakayen, deren Aufgabe es war, Ordnung zu halten unter den Tausenden, die dahin strömten, sowohl des Königs Befinden zu erfahren, als einen Flügel des Schlosses in Augenschein zu nehmen, und hierauf die neuen geschmackvollen Anlagen des erst im vorigen Jahre eröffneten St. Jamespark zu besuchen. Es kann nicht geläugnet werden, daß die Theilnahme an dem Befinden des Königs allgemein war; in den zahllosen Privatvereinen und Clubbs, deren Zimmer den Mitgliedern täglich geöffnet sind, sah man die erschienenen Bulletins an den Spiegel geheftet, und jedes Gespräch zwischen Damen wie zwischen Herrn wurde immer mit den Worten eröffnet: „How is the king?“ Sogar das beliebte Wetterthema, das so vielen Stoff zu einer interessanten Unterhaltung gibt, mußte in den Hintergrund zurückweichen und spielte nur eine untergeordnete Rolle. Doch nahm man während dieses ganzen Zeitraums keine Veränderung in dem äußern Ansehen der Stadt wahr, außer in der Nähe des St. Jamespallastes in den erwähnten Nachmittagsstunden. Endlich lief am 21. Vormittags die Nachricht ein, der König sey gestorben, und in einer halben Stunde darauf war schon ganz London auf den Beinen. Das Wetter begünstigte diese plözliche Regung, da der König gerade am ersten warmen, trockenen Tage den Geist aufgab, und von einem Ende dieser ungeheuren Stadt bis zum andern waren die Straßen mit Equipagen und Fußgängern angefüllt. Die besten Telegraphen sind bei solchen Gelegenheiten die halbgeschlossenen Fenster der Kaufläden. Die Etiquette verlangt nämlich diesen Beweis der Achtung bei dem Ableben des Fürsten oder der nächsten Mitglieder der königlichen Familie, und ein Nachbar macht es sogleich dem andern nach; ein Cobbet oder Carlisle zeigen sich hierin eben so loyal, wie der Courier und die Morning-Post mit ihren schwarzen Rändern. Auch in den Häusern Aller, die durch Geburt, Amt oder Würde mit dem Hofe und der Staatsverwaltung im engern Verbande stehen, und überhaupt in den Wohnungen Aller, die einmal zum haut ton gehören wollen, sah man die Fensterladen zugezogen. Eigentlich ist dies Alles nur Modesache; Fashion, die Herrscherin der brittischen Sitten, will es einmal so. Fragen Sie mich aber, ob das Gefühl Theil an diesen und ähnlichen Trauerbezeugungen habe, so darf dieses zuverlässig mit „Nein“ beantwortet werden. Die Aeußerungen einzelner öffentlichen Blätter, besonders des sykophantischen Couriers, dürfen Sie nicht irre führen. Georg der Vierte genoß eben nicht sehr der Liebe seiner brittischen Unterthanen; ich hörte nie ein vom Herzen kommendes Lob über ihn aussprechen. Als Regent über ein konstitutionelles Land besaß er aber eine große Tugend, nämlich die, daß er seinen verantwortlichen Ministern mehr Weisheit als sich selbst zutraute, und eben so friedfertig in ihre Ansichten einging, als er im Privatleben sich eigensinnig zeigte. Nur die Marquisin von Cunningham hatte in der lezten Zeit noch einige Gewalt über seinen unbeugsamen Willen, und so sehr auch diese Frau verachtet wird, so ist doch nicht zu läugnen, daß der Einfluß, den sie auf den König hatte, bisweilen wohlthätig war. Als z. B. im vorigen Jahre der gegenwärtige König mit seiner Gemahlin sich nach Windsor begab, ihm einen Besuch abzustatten, wollte er sie ohne irgend einen Grund durchaus nicht vorlassen, und bestand darauf, allein bleiben zu wollen. Der arme Marquis war schon in der peinlichsten Verlegenheit, auf welche Weise er den königlichen Willen dem Herzoge und der Herzogin kund geben sollte, und klagte der Marquisin seine Noth. Diese begab sich sogleich zum Könige, stellte ihm das Unschickliche eines solchen Betragens vor, und ihr Einfluß verschaffte dem fürstlichen Paare den gewünschten Zutritt.

R — s.

Lyon, Juni.

(Fortsezung.)

Flußbau. Neues hydraulisches System.

Es steht uns jezt, neben einem neuen Palais de justice, das gegen fünf Millionen kosten dürfte, ein großer, unumgänglich nöthiger Flußbau bevor, der nach dem Anschlag nicht weniger denn 1½ Million Franken kosten wird. Schon lange wünschten die Anwohner der Rhone, die Einwohner der Guillotière und Lyons, daß der Fluß eingedämmt und durch Flußbaue gesichert werden möchte. Ihr Verlangen ist nur zu gut gegründet, denn die Rhone überschwemmt immer bei hohem Wasserstand die große Ebene an ihrem linken Ufer zwischen Jonage und Lyon. Außerdem droht sie vom Dorf Vaux an auf mehreren Punkten, sich ein neues Bett zu graben. Dadurch litte der beste Theil der Ebene, die Vorstadt Guillotière und Lyon selbst einen unersezlichen Schaden, denn der Strom würde die mit großen Kosten erbauten Kays, Hafen u. s. w. verlassen und unnütz machen, auf dem linken Ufer aber für mehr denn fünfzig Millionen Gründe und Häuser, unter andern sämmtliche Hospitäler von Lyon vernichten. Schon seit 1826 wurden deshalb von den Behörden Schritte gethan, die erst jezt zu einem förmlichen Beschluß und Operationsplan geführt haben. Bei der deshalb angestellten Untersuchung an Ort und Stelle fand sich, daß die Rhone seit einem Jahr sehr drohende Fortschritte gemacht hatte, um sich ein neues Bett zu bilden, und daß es die höchste Zeit ist, ihr kräftigen Einhalt zu thun.

Der kräftige, kühne Strom ist aber auch ein nüzlicher, dienstfertiger Nachbar, wenn man ihn recht zu behandeln weiß. Dies hat neuerdings der geschickte Ingenieur Aimé Bourbon recht bewiesen, denn er hat ein neues hydraulisches System erfunden, durch das die bisher so beschwerliche Schiffahrt stromaufwärts nun durch des Stromes eigene Kraft sehr leicht gemacht wird. Mehrere glückliche Versuche sind schon damit gemacht worden. Dem lezten wohnte ich selbst bei; der Strom war sehr unruhig und warf bei dem heftigen Wind hohe Wellen. Vier Kähne, die mit 12 starken Pferden bespannt waren, konnten nicht gegen den Strom fahren und mußten einen Tag lang auf dem linken Rhoneufer liegen bleiben, um die Beruhigung des Stroms abzuwarten. Bourbons Bugsiermaschine zog dagegen zwei sehr beladene Kähne fast halb so geschwind (O. 45) gegen den Strom an, als sein Lauf ist. Bei günstigerem Wetter ging es vor einigen Tagen noch schneller.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 71.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 166.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 13. Juli 1830.

Mei Bett hat ke' G'stell,
Mei G'stell hat ke' Bett,
Doch wüst ich nit enen,
Der's lustiger hett.

Goethe.

Die Gaunerkilbe (Kirchmesse) in Gersau, Kanton Schwyz.

In Gersau herrscht eine sonderbare Sitte, von deren Ursprung auch die ältesten Leute nichts zu erzählen wissen.

Am Samstag, Sonntag und Montag nach der dortigen Kirchweihe dürfen die Gauner (in Gersau Feker genannt) von der Polizei nicht weggewiesen werden; sie halten dann ihren Landtag, der sehr zahlreich besucht wird. Während diesen drei Tagen führen sich diese Leute untadelhaft auf; Streit, Zänkereien, Diebstähle, sind etwas Unerhörtes, und wenige Vereine dürfen sich rühmen, mehr Anstand, man möchte sagen mehr Würde zu beobachten. Auch in diesem Jahre erschienen die Mitglieder dieser Gesellschaft sehr zahlreich; man schäzte sie auf mehr als 200 Männer und Weiber, ohne die Kinder mitzurechnen. Schon am Freitag Abends fanden sich die Fouriere oder Quartiermeister ein, und am Samstag strömte von allen Seiten, über Berg und Thal und See dieß lustige Völklein, mit Geräthschaften aller Art und Kindern beladen, herbei und nahm Besitz von den Gaden (kleinen Hütten), Ställen und Scheunen, in welchen wahrscheinlich schon ihre Urgroßväter ihr Absteigquartier genommen hatten. Sogleich werden Küchen im Freien an Hecken, Fußwegen und Bächen aufgerichtet, Töpfe über das Feuer und die Kaffeemühlen in Bewegung gesezt. Gruppen eines Callots würdig! ein Distell oder Heß hätten sich da in kurzer Zeit eine hübsche Mappe mit Skizzen füllen, und Vogel ein Gegenstück zu seiner Kirchweihe entwerfen können. Mir fiel besonders eine recht malerische Familiengruppe auf: ein schöner kräftiger, junger Mann saß auf einem Stein, den Kopf auf die Hand gestüzt, und sah einem halben Dutzend halbnackter Kinder zu, die im Grase spielten; ein bildschönes, wohlgewachsenes Mädchen von zwanzig Jahren gab einem Kinde zu essen, während eine alte Hexe mit einem wahren Sibyllengesicht, die Kaffeemühle drehend, mit dem Mädchen keifte. Das Treiben der jungen Brut mochte ihr mißfallen.

Glückliches Gesindel! dachte ich; ein Augenblick Ruhe, und du vergissest alle Mühseligkeiten, vergissest, daß Landjäger und Bettelvögte auf dich lauern, wie die Katze auf die Mäuse; vergissest Gefängniß und Prügel, die deiner warten, und das traurige Ende, welchem nur wenige entgehen! Ich redete die Alte an und bedauerte, sie in ihrem vorgerückten Alter so vielen Mühseligkeiten preisgegeben zu sehen. Sie gestand mir aufrichtig, daß sie ihr Schicksal mit keinem andern vertauschen möchte; sie sey der freien Luft und des herumziehenden Lebens gewohnt, nur werden die Zeiten immer schlechter, man pfusche ihnen in das Handwerk und wolle keine kleinen Diebe mehr dulden; die Wohlthätigkeit nehme täglich ab. „Ich habe es ihnen (den Gaunern) oft vorhergesagt,“ sezte sie hinzu, „wenn sie aus Muthwillen beim Küchlen (Kuchenbacken) die Erlen- und Haselstauden in die Pfanne tauchten und dann ausriefen: seht, die Küchli wachsen an den

Hecken! es werde eine Zeit kommen, wo sie froh an der vergeudeten Gottesgabe wären."

Am Sonntage nach dem Gottesdienste versammelten sie sich nach alter Sitte, der Landjäger an ihrer Spitze, und zogen von Haus zu Haus, eine Kirchweihgabe zu erbetteln. Die jungen Männer und die Mädchen schlossen sich dem Zuge nicht an, nur Greise, Weiber und Kinder, die Mitleiden erregen konnten, bildeten diese Proviantkolonne. Unter ihnen bemerkte ich ein recht artiges Weibchen, mit einem hübschen Gaunerchen auf dem Rücken, der diese Lebensweise nicht recht zu behagen schien; wenn man ihr eine Gabe zukommen ließ, erröthete sie jedesmal. Ich glaubte, sie sey etwa eine zugelaufene Verunglückte, und eigentlich kein Mitglied des Vereines; aber man versicherte mich, sie sey unter den Gaunern aufgewachsen.

Nach beendigtem Umzug kehrten sie wieder in ihre Schlupfwinkel zurück; nun fing das Sieden und Braten an, und in den Scheunen wurde munter getanzt. Die ältern Männer zogen sich in einen Gaden zurück, um über die Angelegenheiten der wandernden Republik sich zu berathschlagen. Ob etwas abgeschlossen wurde, konnte ich nicht erfahren, denn sie haben den Grundsatz der Oeffentlichkeit noch nicht angenommen; er behagt verworfenen Menschen nicht, sie mögen herumziehen oder festsitzen. Am Montage hielten die Aristokraten unter ihnen, die sich vielleicht der „Stern der Gauner" nennen, einen großen Ball in einem Privathause.

Niemand würde die Leute für Gaunergesindel angesehen haben, denn sie waren reinlich und recht hübsch gekleidet, tanzten mit Anstand, und die Tafel war recht gut besezt.

Ein früherer Augenzeuge einer solchen Gaunerkilbe in Gersau erinnert sich, daß in dem Wirthshause, wo viele derselben tanzten, am Abend, als die Betglocke geläutet wurde, Alle niederknieten und der Wirth laut den Engelsgruß vorbetete, während sich alle andern ganz still hielten, was sehr rührend zu sehen war, worauf dann wieder lustig darauf los getanzt wurde.

Am Dienstag Morgens sechs Uhr zogen die meisten wieder ab, der Nachtrab segelte Abends neun Uhr aus dem friedlichen Hafen von Gersau, wo sie auch nicht den kleinsten Grund zur Beschwerde zurück ließen. Und wer von ihnen unter der Zeit nicht etwa ins Gefängniß oder ins Zuchthaus wandern muß, hofft, will's Gott, über's Jahr wieder nach dieser Freistätte zu kommen.

Betrachtungen und Skizzen.

Ueber alte und neue Geschichtschreibung, große Männer und Vaterlandsliebe.

(Fortsezung.)

War der Römer vielleicht anders als der Hellene? Nein; dieselbe Abschließung, derselbe Begriff vom Fremden. Rom ist die Welt, und der Bürger der einen Stadt Bürger und Herr der Welt, nicht aber umgekehrt. Außerhalb der Mauern gab es zwar sogenannte Freunde, aber keine Gleichberechtigten, und wie mit ihnen verfahren ward, davon sind die Bücher voll. Zwar sollte man erwarten, das Volk, dem die Menschheit zinsbar ward, hätte zuerst den Begriff von Menschenwürde und Recht in sich entwickeln müssen, und wirklich finden sich einige Weise, die es aussprachen: „Nichts Menschliches ist mir fremd;" allein erst in der Zeit der allgemeinen Dienstbarkeit, als Rom nicht mehr Rom, nämlich ein freies war, fanden im Gefühle des allgemeinen Joches solche Gedanken Raum, aber wenig Nachahmung und Beachtung. Je weiter aber Rom herrschte, um so verderblicher war der Begriff vom damaligen Menschen oder dem römischen Bürger, und wirkte schlimmer als in Hellas. Bei den Hellenen standen Sparta, Athen, Syrakus, Argos, Theben und so viele andere Städte und Staaten einander selbstständig gegenüber; jeder hielt zügelnd und gezügelt den andern im Gleichgewicht; gegenseitige Furcht und Eifersucht zwangen oft zum Maaßhalten und zu gegenseitiger Achtung; nachdem aber Rom nach der Zerstörung Karthagos seine Gegenkraft verloren, verschlang es ungehemmt alles um und neben sich, trat in seinem Uebermuthe, der bei den Hellenen sich nicht so riesenhaft ausbilden konnte, Völker und Völkerrechte in den Staub, und vernichtete jede Selbstständigkeit, endlich seine eigene.

Allein was geht dieses die Geschichtschreibung an? Wir werden es bald sehen. Der Hellene ist nur Hellene, der Römer nur Römer; beide sind unfähig, sich in andere Lagen, Völker, Sitten und Rechte zu versetzen; ja fremde, ganz abweichende religiöse Meinungen, Namen der Gottheiten u. s. w. (und wie tief wirkt gerade solcherlei auf den Unterschied der Völker!) werden von ihnen in ihre Begriffe umgedeutet und übersezt, als ob jedes Volk selbst in seinem Heiligsten sich nach ihren Begriffen bequemen und denken müsse oder auch könne. Kurz, der beste Alte war der beste Bürger seines Staates, aber eben darum auch, wenn auch nicht der größte Feind, doch der schlechteste Bürger jedes andern Staates. Wie der Mensch, so der Künstler, Dichter, Redner, so und nicht anders auch der Geschichtschreiber. Die trefflichsten hellenischen wie römischen Forscher sind nur Hellenen und Römer, und in ihres Volkes Würdigung nur trefflich. Treten sie aus dem Kreise der Häuslichkeit, um mich so auszudrücken, heraus, sollen fremde Völker nach ihrem Werthe geschäzt, in ihrer Eigenthümlichkeit erkannt werden, wie ganz anders gestaltet sich das Bild: selten klar und umfassend, gewöhnlich flach wie von Hörensagen und allgemein, meist verschroben und in schiefes Licht gestellt durch die Uebersetzung fremder Begriffe und Namen in ihre eigenen. So vielfach beschäftigt sich Herodotos mit den Persern, ja der Inhalt

seiner neun Musen ist nur der Perserkampf; aber würde sich einer getrauen, auch nur ein mittelmäßiges Bild von dem Perservolke nach diesem Schriftsteller zu entwerfen? Das ganze zweite Buch handelt von Egypten; aber gibt es uns, nebst Diodoros und Andern, etwas mehr als umgedeutete Namen und Mähren, wo nicht Mährchen, die von den Alten eben so wenig als von uns verstanden werden, wenn man nämlich sich nicht mit den Worten begnügt, sondern sie verstehen will? Von Megasthenes und Ptolemäos, Aristobulos, Nearchos bis auf Arrianos gab es eine Fluth von Schriftstellern, die über Indien geschrieben. Wissen wir etwas mehr davon, als die Namen Brachmanen, Indus, Hydaspes und einige gar zu abentheuerliche Mährchen? Doch warum in das ferne Indien ziehen? Thukydides und Xenophon waren Thrake so nahe, Ersterer sogar dort begütert; Thrake und die Länder um die Dardanellen sind der Mittelpunkt des hellenischen Handels, ja nach dem Perserkriege Athens Lebens- wie Todesquelle. Kennen wir die thrakischen Völkerschaften, so daß wir ein lebendiges Bild ihres Wirkens und Staatenbundes entwerfen könnten? Lernen wir vielleicht aus Livius etwas mehr als Oberflächliches über das merkwürdigste Volk Italiens, die Etrusker? oder auch über Großgriechenland und das alte italienische, jezt lombardische Gallien? Gewiß sind dem Forscher Cäsar, Tacitus, Ammianus Marcellinus und wer sonst ehrenwerthe Ueberreste, ja wir preisen in unserer Armuth uns glücklich, sie aus dem Sturme der Zeiten zum Ersatz besserer Quellen gerettet zu sehen. Allein lernen wir über Gallien, Britannien und Germanien, ihre Verfassung, Lebens- und Religionsweise etwas Wesentliches? Allerdings, wenn man sich mit den Namen Teutates, Merkurius, Herkules, hercynische Wälder u. s. w. zufrieden stellen läßt. Allein genug der scheinbaren Klagen. Der alte Hellene schrieb für Hellenen, der Römer für Römer und nicht für unsere Jahrhunderte. Was wir vermissen, war ihm gleichgültig, was wir finden möchten, durfte er übersehen. Nur seinem Volke wollte er verständlich werden, nur in Bezug auf sein Vaterland beachtete er das Fremde, kurz, er wollte nicht schreiben, was uns am lehrreichsten, seiner Zeit aber nutzlos schien. „Die Deutschen verehren einen Merkurius, sagt Tacitus, die Egypter eine Artemis, einen Herakles und Dionysos.“ Hellenen und Römer verstanden, was beide wollten; daß wir es aber nicht verstehen, daran konnten natürlich die guten Alten nicht denken. Ihnen genügten solche Berichte über die Fremde, und tiefer einzugehen, verschmähten sie sogar gewöhnlich die Mittel, unter denen die Kenntniß der Fremdsprachen gewiß obenan steht. Wie tüchtige Hausväter, bekümmerten sie sich nur um ihr eigenes Gehöfte, und um Fremdes nur so viel, als die Wirthschaft und Nachbarschaft nothwendig erheischten. Kann nun uns Neuere diese Einseitigkeit und Eigensucht nicht ansprechen, so müssen wir bedenken, daß sie nothwendig in ihren Ansichten, ihrem Leben, ihrer Verfassung und Religion begründet lag, und daß kein Verständiger das Unmögliche wollen kann. Ist aber alle Größe, so zu sagen, einseitig (denn Vielseitigkeit zersplittert sich, und zwar um so mehr, je größer die Kraft), so erndten wir von dieser Einseitigkeit eine andere Frucht, nämlich daß wir um so klarer in das Leben und Treiben der Alten selbst schauen, je mehr sie dieses in sich abgeschlossen und Alles auf dieses bezogen haben. Ja darin liegt die Möglichkeit, daß einige alten Geschichtforscher so vollendet darstellen konnten, wie sie gethan. Sie nur waren sich selber Zweck, und der damalige Standpunkt der Welt ließ einen solchen Zweck zu.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Strasburg, Juli.

Das Strasburger Musikfest.

Ein schon lange gehegter, mehrmals vergebens ausgesprochener Wunsch ist endlich in Erfüllung gegangen. Das erste Musikfest, von elsäßischen Musikliebhabern gebildet, hatte in Strasburg am 12. und 13. April dieses Jahres statt, und da das Interesse desselben nicht an den Augenblick gebunden ist, so berichte ich darüber, obgleich wir bereits den 5. Juli schreiben. Ein über alle Erwartung großes Gelingen krönte das Fest. Kunst, vaterländischer Sinn und Herzlichkeit feierten einen gleich hohen Triumph. Wer je mit der Organisation eines Musikfestes vertraut gewesen ist, kennt die unzähligen Schwierigkeiten, welche von einem solchen Unternehmen unzertrennlich sind; um wie viel größer mußten aber diese vollends hier seyn, wo eine getheilte Sprache fast zwei Nationen bildet und ein deutsch-fühlendes und ein französisch-denkendes Publikum in seinen Ansichten sich häufig widerstrebt. Wie Vieles mußte da geebnet werden, um ein gemeinschaftliches Wirken zu erzwecken! wie viel größer mußten ferner noch die Schwierigkeiten seyn, wenn man bedenkt, daß seit vielen Jahren die Musik hier eher rückwärts, als vorwärts schritt, daß bei dem immer größern Verfall des Theaterorchesters, bei der gänzlichen Auflösung des Liebhaberkonzertes die Kunst ihrem Verderben entgegensah und die Symptome ihres Untergangs sich vervielfältigten: Und in solch einem Augenblicke wurde ein Musikfest unternommen und gelang!

Allein gerade in Besiegung aller dieser Schwierigkeiten zeigte die Kunst ihre göttlichen Rechte und lieferte einen von den vielen Beweisen, wie das wahrhaft Schöne, Große und Gute in jedem Fache und auf jedem Boden immer mehr Wurzel fassen und die Menschheit ihrer geistigen Entwicklung näher bringen wird. Wenn es im Leben des einzelnen Menschen Momente gibt, wo sein innerer Charakter lebhafter und bestimmter sich ausdrückt, so gibt es auch in der Geschichte eines ganzen Landes solche Momente, wo sein wahrer Charakter unverkennbar sich zeigt. Wie sehr ist nicht unser Elsaß 1815 wegen seines ihm so übel angerechneten Napoleonismus im Auslande verschrieen worden, während der billiger Denkende doch leicht die Ursachen hätte finden und entschuldigen können.

welche jene Geistesstimmung damals nothwendig herbeiführten. Wenn auch die Elsäßer mit Leib und Seele Franzosen in politischer Hinsicht sind, so sind sie in ihrer Denkart und Handlungsweise beständig Deutsche geblieben und werden es immer bleiben, so lange die politische Außenwelt nicht selbst ihre ganze Lage ändern wird. Wie oft gaben nicht die Elsässer durch so Manches die überzeugendsten Beweise, daß sie ihren Nationalcharakter noch nicht verläugnet haben? Denn einzelne Entartungen dürfen nie einem ganzen Lande angerechnet werden, und wo gibt es deren nicht? Nur darf hier nie vergessen werden, in welchen Klassen sich der Charakter eines Landes am kräftigsten ausspricht. Es ist unverkennbar, daß der herrschende Geist einer Nation am bestimmtesten in den Mittelklassen sich äußert; von da geht alles Wirken aus, und die obern und untern Klassen werden immer mehr dem Einflusse dieses Standes unterworfen werden. Wie trefflich hat sich nicht in so manchen Augenblicken der Noth unsere hiesige Mittelklasse gezeigt? Alles, was mit der Philanthropie in Verbindung steht, erhält hauptsächlich durch sie Leben und Nahrung, und wie trefflich zeigte sie sich nicht auch bei diesem Musikfeste? Dem ruhigen Beobachter waren sie allerdings sehr merkwürdig die Zeichen der Zeit, welche auch hier sich äußerten. Hier, so wie überall, fühlen die Menschen immer mehr das Bedürfniß, sich zu nähern, sich einander mitzutheilen. Der Geist der Associationen hat auch hier bereits Wurzel gefaßt und wird immer kräftiger werden. Eines der dringendsten Bedürfnisse, besonders im jezigen Zustande der Gesellschaft, ist unstreitig die Kunst. Es gilt hier nicht mehr, dieselbe blos als Unterhaltungsmittel zu betrachten; eine solche Ansicht ist schon längst von allen nur einigermaßen Gebildeten aufgegeben worden. Nein, sie steht in der innigsten Verbindung mit der Geisteserhebung, darum sind auch ihre Resultate so ergreifend, so auffallend, wenn es gilt, wahre Kunst zu verbreiten. Eine zweite Bemerkung war diese: daß jedes neue Unternehmen nur ausführbar wird, wenn es sich an irgend eine Grundidee reiht. Es wäre unmöglich gewesen, mit den vorhandenen Bestandtheilen und unter den gegebenen Umständen ein Musikfest zu organisiren, wenn nicht eine solche Idee, als ächt patriotisch, sich blizesschnell allen Köpfen mitgetheilt und die Hindernisse bald besiegt hätte, welche ihr im Wege lagen.

(Die Fortsezung folgt.)

Lyon, Juni.

(Fortsezung.)

Eisenbahnen. Der Dauphin in Lyon.

Unsere Eisenbahn nach St. Etienne ist nun bald im Gang; sie geht von der Nordseite des Plazes Charles X. aus und alle benachbarten Fabrikbesizer oder Landwirthe können sie benuzen, indem sie Wege dahin führen. Unser Departement und die benachbarten haben in Frankreich den ersten Versuch mit diesen Bahnen gemacht. Nach unserer individuellen Erfahrung ist manches bestätigt, was man früher in England und in Frankreich über dieselben gesagt hat, viele Hoffnungen sind aber auch gemäßigt und beschränkt. Der Vortheil dieser Bahnen zeigt sich vorzüglich bei der Fortschaffung der Güter, welche dadurch unendlich viel leichter wird, denn bei gleicher Last verhält sich die Masse des Transports mit Einem Pferd — gleichviel mit welcher Schnelligkeit — wie 7½ zu 1. Ein Pferd kann auf einem Kanal dreimal, ja selbst viermal mehr ziehen, als es auf der Eisenbahn fortbringt, vorausgesezt, daß es nur ½ Lieue weit in einer Stunde zu ziehen braucht, denn geht es schneller, so wächst der Widerstand des Wassers, so daß bei ½ Lieue auf eine Stunde das Pferd auf dem Kanal schon eben so viel zu ziehen hat, wie auf der Eisenbahn, und daß es bei noch zunehmender Schnelligkeit auf lezterer sogar mehr fortbringen kann, als auf dem Kanal. Die Eisenbahnen haben also den Vorzug vor den Kanälen überall, wo der Handel schnellen und wohlfeilen Waarentransport verlangt; sie sind aber theurer, weil ihre Unterhaltung mit den Fortschaffungsmitteln mehr kostet, als bei Kanälen. Diese können auch in trockenen, wasserarmen Gegenden, oder in solchen vorzuziehen seyn, wo Fabriken, Mühlen, Hochöfen oder Festungen Wasser bedürfen, oder wo sumpfige Gegenden trocken gelegt werden müssen. Hingegen können sie in manchen Gegenden gar nicht gegraben werden. Viele haben sich bei uns eingebildet, mit Dampfwagen, die auf Eisenbahnen gehen, werde man auch bei uns in Einer Stunde 12 bis 14 Lieues zurücklegen; demnach werde man damit in Einer Stunde nach St. Etienne fahren oder vielleicht gar in der Folge des Morgens von Lyon abreisen, um in Paris zu schlafen. Daran haben aber Verständige gar nicht gedacht. Eine solche reißende Schnelligkeit würde bald den Wagen verderben, die Eisenschienen zerstören und eine außerordentliche Menge Brennmaterial erfordern. Unsere Dampfwagen werden nur drei bis vier Lieues in der Stunde zurücklegen, was immer aller Ehren werth ist und allen den vielen Diligencen-Unternehmern, die jezt wie Pilze aufwachsen und über einander her sind, den Muth nehmen wird, mit Pferden auf der gewöhnlichen Straße ein Gleiches zu leisten.

Die Anwesenheit des Dauphins auf seiner Hin- und Rückreise von Toulon hat hier wenig Eindruck gemacht, so viel auch darüber von einer Parthei posaunt worden ist. Man hätte sich herzlicher gefreut, ihn zu sehen, wenn er nicht von einer Menge Menschen umgeben wäre, die allen Gutdenkenden, die es mit Land und Volk wohl meinen, zuwider sind. An dem gewöhnlichen Wesen, festlichen Einholungen, Paraden, Kanonenschüssen, Musik, Beleuchtung, Bällen und schwülstigen Anreden fehlte es freilich nicht, zumal die dunkle Parthei seine Ankunft wie eine Ovation ansah. Wie ganz anders war es voriges Jahr, als Lafayette hier war! Da feierte das ganze Volk ein herzliches Fest, jezt hingegen wurde nur ein befohlener Aktus celebriet. Das hat sich der Fürst freilich nicht einfallen lassen, und seine Umgebungen werden sich gehütet haben, ihn darauf aufmerksam zu machen. Er wohnte in der Präfektur, wo er eben auch keine reine Luft eingeathmet hat. Unsere Akademie ist ihrer Mehrheit nach sehr liberal gesinnt, das hat sie vor einigen Jahren durch ihre Opposition gegen das berüchtigte Peyronnetsche Justice- und Amourgesez bewiesen. Solche Stimmung hätte aber zu einer Harangue an den Dauphin in den jezigen Umständen schlecht gepaßt, und doch wollte ihr Präsident La Prade eine solche halten. Daher hielt er einen Vortrag, den er der Akademie nicht vorher mitgetheilt und dazu ihre Zustimmung erhalten hatte, und über den die mehrsten Akademiker am folgenden Tag, als er gedruckt erschien, nicht wenig erstaunt waren. Abends war glänzende Soirée in der Präfektur, wo man dem künftigen König alle gebührende Hochachtung erwies, den Marineminister aber, der bei ihm war, überall allein stehen ließ.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 55.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 167.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 14. Juli 1830.

Was? müssen wir ins kalte Bad?

Shakespeare.

Die Linientaufe.

Eine Schiffsscene.

Eben ging die Sonne auf, und die Verdecke waren kaum gewaschen, als auch schon die rührigen Matrosen Vorbereitungen zu einer wichtigen Festlichkeit trafen; denn sie hatten Tags zuvor den Offizier von der Vormittagswache dem Kapitän die Breite zu zwanzig Minuten Nord berichten hören, und wußten, daß heute Neptun seine Aufwartung machen werde. Das kleine Boot wurde aus den Haken gehoben und auf den Gang gestellt, alle Pumpen im Schiff in Bewegung gesezt, die Speigate verstopft, daß das Wasser nicht wieder ablaufen konnte, so daß in kurzer Zeit das ganze Verdeck unter Wasser stand. Das Boot selbst war bis zum Dolbord voll, und ganz zum Gebrauch als Badwanne eingerichtet, in ihm aber eine buntfarbige Stange aufgesteckt, mit einer Aufschrift, welche answies, daß dieß Neptuns bequeme Barbierstube sey. Alles war voll Geschäftigkeit und Leben; die Zimmerleute verwandelten ein altes Kanonengestell in einen Triumphwagen, der Stückmeister bereitete Fahnen zu seiner Verzierung, sein Gehülfe war beschäftigt, die Matrosen, welche als Wallrosse auftreten sollten, anzustreichen; der Wagenlenker aber legte die Livree Neptuns an. Endlich war Alles zur Aufnahme des Königs der See bereit.

„Hallo!“ rief die Wache. „Ein fremdes Segel, Sir, gerade vor uns!“ — „Gut, Junge, kannst Du sehen, was es ist?“ — „Es sieht aus wie ein Boot, Sir!“ Unter der anscheinend lustigen Gruppe auf dem Spiegel erbleichte jezt manches Gesicht, und strafte das laute Gelächter manches Zuschauers Lügen. Der Kapitän erschien auf dem Verdeck, um den nahenden Fremden zu rekognosziren. „Hoho! das Schiff ist da!“ rief eine laute Stimme von vorne.

Ein Horn erklang, und über dem Bug erschien König Neptun sammt Gefolge. Er war in Schaaffelle gekleidet, trug einen hänfenen Bart, der bis auf die Mitte des Leibes herabhing, und hatte einen Dreizack in der Hand, an dessen Gabel ein Fisch stack. Die Prozession sezte sich in Bewegung. Voraus zog die Schiffsmusik, in festlicher, phantastischer Kleidung, und spielte Rule Britannia! aus Leibeskräften; nächst ihr folgte der Triumphwagen, mit verschiedenen Flaggen verziert; auf ihm saßen Neptun, Amphitrite und Triton, hinter ihnen kam ihr Gefolge, bestehend in dem Barbier, dem Doktor, dem Schreiber und einem Duzend buntgekleideter Halbgötter, welche als Wasserschergen figurirten. Bevor der Zug sich in Bewegung sezte, wurden alle die Unglücklichen, welche die Linie noch nicht passirt hatten, hinabgetrieben, die Gitterthüren vorn und hinten vorgelegt, und, damit keiner entrinnen konnte, Schildwachen davor gestellt. Der Prachtaufzug kam heran: Neptun sah so majestätisch aus, als Dreizack und Schaafpelze ihn nur immer machen konnten; Amphitrite war mit Hülfe rother Schminke und wergner Locken ein leibliches Conterfei der Seeunholdin; der Barbier schwang seine Messer, der Schreiber zog seine Liste hervor, und in seinem dreispitzigen Hut, seiner Perrücke, mit der Feder hinter

dem Ohr und dem Dintenfaß, das ihm vorn am Knopfloche hing, sah er äußerst klug und verständig aus; die Rosse bäumten sich wunderlich, und der Kutscher, stolz auf seine Livree und Armbänder, knallte lustig mit der Peitsche.

Der Kapitän stand zum Empfange Neptuns bereit und eröffnete ein Gespräch, welches damit endete, daß Se. Majestät ersterem zu verstehen gab, er und seine Gemahlin hätten sich bei ihrer weiten Morgenfahrt durch die Fluthen den Magen erkältet; ein Wink, den der Kellermeister des Kapitäns sogleich verstand und ihre Bedürfnisse befriedigte. Das ganze Gefolge fühlte im Augenblick dieselbe Beschwerde und bat um dieselbe Arznei. Se. Majestät reckte jezt nach des Kapitäns Küchenmeister den Dreizack aus, als wollte er ihn anspießen, in der That aber, solchem mit dem darauf gesteckten Fisch eine Zulage zu des Kapitäns Mittagsmahl zu bescheren. Während dieser Ceremonie stand die Schiffsmannschaft, mit ihren Wassereimern, nassen Kehrwischen u. s. w. bewaffnet, an der Laufplanke aufgestellt und harrte ungeduldig des Hauptspaßes. Die Musik und der Zug begannen von Neuem, lezterer kam aber nicht so bald bei der Laufplanke an, als die Prozession mit Strömen Wassers begrüßt wurde und Se. Gottheit beinah in ihrem eigenen Element erstickte. Nach diesem Willkomm verließ Neptun seinen Wagen und bestieg einen Sitz, um hier in königlichem Staate über die Operationen des Tages die Aufsicht zu führen. Der Schreiber händigte Se. Majestät die Liste ihrer Kinder ein und empfahl sie seiner besondern gütigen Aufmerksamkeit. „Saunders Quake ist der erste auf der Liste,“ sprach Neptun; „bringt ihn herauf!“ Hinweg eilten die Tritonen oder Konstabels, die bis zur Hälfte des Leibs nackt, oben phantastisch bemalt waren, auf dem Kopfe Teufelsmützen und kurze bemalte Stäbe in den Händen trugen. Die große Luckenklappe ward aufgethan und hervortrat, von zwei Tritonen geführt, der arme Saunders, mit einem Gesicht, so weiß als das Schnupftuch, welches seine Augen bedeckte, und zitternd in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Seine Quäler sezten ihn auf den Rand des kleinen Boots über der Laufplanke, und der Barbier fragte, gegen Neptun gewandt: „Ew. Gnaden erlauben, welches soll ich gebrauchen?“ Damit hielt er drei Messer hin, von denen man zwei sehr gut für Sägen von verschiedener Größe hätte halten können, das dritte aber bestand aus einem glatten, eisernen Reifstück, ohne Zähne. „Wir wollen zuerst hören, was er von sich zu sagen weiß,“ sprach Neptun. „Woher kommst Du, Saunders?“ — „Aus Schott — oh! oh!“ schrie der arme Tropf, denn der Barbier fuhr ihm mit einer wohlgefüllten Theerbürste in den Mund. „Wie lang ist es, daß Du's verlassen hast?“ Aber Saunders war gewizigt, er biß seine Zähne über einander, drückte seine Lippen zusammen und saß da, ein possierliches Bild von Furcht und verzweifelter Entschlossenheit. „Ein verschlossener Schotte, wie ich sehe,“ sprach Neptun; „seift ihn ein, daß sein Bart geschlachter wird, und lehrt ihn den Mund öffnen.“ Der Barbier seifte die Wangen seines Patienten mit Theer, schwang mit vielem Anstand sein sanftestes Messer und vollbrachte die Operation, ohne eben viel Haut wegzunehmen. Der Doktor, mit seiner Flasche Theerwasser und seiner Büchse mit unbeschreiblichen Pillen stand daneben, bereit, jedes unwillkührliche Schnappen des armen Schottländers zu benutzen. Auf ein gegebenes Zeichen ward ihm die Binde von den Augen genommen und er plötzlich rückwärts gestoßen, so daß er im Wasser sich hin und her wälzte, bis ihn eine mitleidige Hand wieder herauszog. Halb ertrunken und blind vom Salzwasser, rannte er fort wie ein Hase vor seinem Verfolger, und stolperte über ein Seil, das als Fallstrick für den Unbehutsamen über das Verdeck gespannt war, und während er so ausgestreckt lag, bekam er den Inhalt aller Wassereimer auf dem Schiffe über den Kopf. Er stand auf, rannte fort und fiel wieder. Endlich erreichte er das Vorderkastell, ergriff einen Wassereimer und eilte, sich für seinen Schrecken und seine Leiden dadurch zu trösten, daß er seinen Nachfolgern that, wie ihm selbst geschehen war.

Betrachtungen und Skizzen.

Ueber alte und neue Geschichtschreibung, große Männer und Vaterlandsliebe.

(Fortsetzung.)

Hat, fragen wir jezt, die Geschichtschreibung in unsern Tagen noch dieselbe Aufgabe zu lösen? Sind dieselben Bedingungen, Ansichten, Verhältnisse, Zwecke gegeben, so daß wir die Geschichtschreibung der Alten nachahmen können oder auch nur dürfen? Mancherlei wäre hier zu sagen; doch warum noch viele Worte, und nicht lieber gleich in den Mittelpunkt der Sache? Man halte von Religion was man wolle, so wird man eingestehen, daß sie die Grundlage der Volksbildung, aller Begriffe und aller Lebensansichten und Einrichtungen einer Nation ist, und daß mit jener auch diese sich verändern. Eben so wenig ist es zu läugnen, daß unser jetziges Europa ein christliches Europa ist. Was heißt dieses? Ein Europa, eins in der Grundansicht, die alle übrigen bedingt. Sonderbarer Gegensatz, durch welchen sofort die alte Welt der neuen schroff entgegentritt. Früher eine Menge Reiche und Völker, jedes durch Glauben vom andern getrennt, jeder Götterdienst unabhängig vom andern; jezt ein gemeinsames Band um Alle geschlungen, ein gemeinschaftlicher Lebensquell, Geistergemeinschaft und keine Verschiedenheit noch Zwiespalt den Hauptgrundsätzen nach, wenn

auch, wie bei Verwandten häufig sich findet, über Einzelnes die Meinungen uneins seyn mögen. Ganz Europa, oder vielmehr die ganze Christenheit, handelt nach demselben Geiste, und die sittliche Grundlage der verschiedenartigsten Völker und Staaten ist eine und dieselbe, eine Erscheinung, welche das Alterthum kaum als möglich denken konnte. Was ist aber der Geist des Christenthums, seine Höhe? Fast schämt man sich es zu sagen; denn obgleich von dem Heilande bis in die spätesten Zeiten alle Edeln aller Zungen dahin wirkten und wirken werden, so will dennoch die Frucht nicht recht gedeihen, eben weil wir Menschen und keine Engel sind. Der Geist des Christenthums heißt Menschheit, Menschenrecht als ewiges Sittengesetz, und Aufhebung aller Volksabgeschiedenheit in dem großen Familienvereine der Menschheit, die vor dem Höchsten gleich, weder durch Zunge, noch Standpunkt, noch sonstige Bevorrechtung ausgezeichnet ist. Duldung und Liebe ist daher die erste Pflicht, und das ganze, wenn auch selten befolgte Gesetz. Kann Wahrheit ihrem Wesen nach nie das Eigenthum einer Zunft oder eines Stammes oder Volkes seyn, und sehen wir ein Fortschreiten der Welt zum Bessern nur darin, daß die allgemein menschliche Wahrheit oder der Geist des Christenthums, nicht aber seiner Partheien, sich immer mehr ausbreite, so liegt die große Umwälzung zu Tage, welche das Christenthum und sein ausgesprochenes, ob auch noch so mangelhaft befolgtes Grundgesetz herbeiführten. An die Stelle des aufgehobenen und vereinzelten Volksthums trat ein im Geiste vereinigtes Menschenthum; Menschenrecht im höchsten Sinne an die Stelle eines örtlichen Stammrechtes. Daß diese Verwandlung in der Wirklichkeit sich nicht plötzlich, sondern nur allmählig gestalten konnte, versteht sich von selbst, und in der That glauben wir, daß die eigentlich christliche, d. h. menschliche Zeit erst da beginnt, als durch eine sonderbare Fügung des Geschickes mehrere Umstände zusammentrafen, alle Vereinzelung und Bevorrechtung aufzuheben, als die Buchdruckerpresse den Geist entfesselte, die aufgefundene neue Welt, der Welthandel und Anderes die vergangenen Jahrhunderte sammt ihrem Wollen und Wissen begrub. Reißend schnell ist seitdem die Menschheit zum Bessern fortgeschritten, und der redliche Forscher freut sich, wenn er auch hie und da Gebrechen gewahrt. Wie ist aber jezt die Welt, die christliche, beschaffen? Lebt noch ein Volk abgetrennt, wie einst in Hellas oder Rom? Oder ist auch nur eine solche Vereinzelung möglich, wie sie selbst noch im heiligen römischen Reich, dem Ueberbleibsel des heidnischen römischen Reiches, sichtbar war? Handeln, denken die Völker und Staaten noch in ihrer alten unverletzlichen Geschiedenheit? Nein, ein Volk lebt in, wie neben dem andern; der Argus der Staatsklugheit schaut mit seinen hundert Wächteraugen nach allen Seiten, selber wieder bewacht; die geistigen wie die irdischen Güter wandern von einem Ende der Erde zum andern und theilen sich mit; die Stimme des einen Welttheils widerhallt in den übrigen, und so wenig sind die Völker in ihrer Wesenheit verschieden, daß sie Künste und Wissenschaften, Erfindungen und Forschungen gefahrlos einander abborgen und benutzen; denn sie sind nur verschiedene Aeste, aus derselben Lebenswurzel und demselben Stamme aufgeschossen, nämlich dem Christenthume. Vorzüglich erfreuliche Aussicht gewährt es gerade bei den Wissenschaften, zu bemerken, wie sie die bisherige Zunfttarnkappe immer mehr fahren lassen und alles Menschliche mit gemeinsamer Liebe umfassen, komme es vom fernen Hindostan oder dem nächsten Nachbar.

Kehren wir zu dem Geschichtschreiber zurück und fragen: ist dem neuern Geschichtschreiber dieselbe Aufgabe gestellt, wie dem alten? Ich meine, eine viel höhere und schwierigere, und gerade um so viel höher, als Menschheit über Bürgerthum steht, und gerade um so viel schwieriger, als das Besondere leichter zu durchschauen ist, als das Allgemeine. Zwar kann uns auch der kleinere Kreis erfreuen, und wenn wir der Weite müde sind, flüchten wir ins engere Haus, und so kann es sich treffen, daß ein Machiavel in seinen florentinischen Geschichten oder ein Lebensbeschreiber eines einzelnen großen Mannes, eines Staates oder gar einer Stadt mit den Alten auf derselben Fährte zusammenkommt, und von ihnen allerdings viel lernen kann; aber wir fragen nochmals: ist das die Aufgabe des neuern Geschichtsforschers? Ich sage, nein. Schrieb der Alte als Bürger seines Staates, so würde der Neuere als eben solcher sehr erbärmlich schreiben; denn die Wahrheit ist an kein Volk geknüpft, sondern an die Menschheit, und wir sind allerdings Staatsbürger, aber noch was Besseres, Weltbürger. Zwar bestehen noch die alten Schranken, Sprachen trennen noch die Völker wie früher; aber trennt sich auch noch das Reich des Geistes nach Völkern, oder ist er nicht vielmehr überall verbunden für das Höchste, das heißt, das Menschliche?

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Juni.

(Beschluß.)

Der Dauphin in Lyon. Böse Zeichen der Zeit.

Vor seiner Abreise besuchte der Dauphin unsere ansehnlichsten öffentlichen und Privatanstalten. Die Gensd'armen zwangen mehrere Leute, die Hüte abzunehmen, als der Prinz vorüberfuhr; er aber ließ ihnen bedeuten, sich solcher Gewaltthätigkeiten nicht zu erlauben. Nach dem neuen Gefängnisse besah der Dauphin die interessante Werkstätte und den Bauplaz der Brüder Seguin in Perrache, wo die Eigenthümer mehrere von den Lastwagen aufgestellt hatten, die sie durch eine Dampfmaschine auf einer Eisenbahn fortschaffen lassen, die ungefähr 200 Meter lang ist und einen eben so starken

Abhang hat, als die Eisenbahn von Lyon nach St. Etienne. Zwölf Wagen wurden mit ungefähr 200 Personen besezt, so daß sie gegen 21.000 Kilogramme wogen; hierauf wurden sie durch die fortschaffende Mechanik sehr schnell und leicht auf und ab gezogen, was ein Verhältniß von beiläufig 4 Lieues auf die Stunde ergab. Diese Einrichtung wird bald auf unserer neuen Eisenbahn angewendet werden. Als die Herrschaften so staunten und gar keine Worte für ihre Verwunderung finden konnten, hätte ich ihnen sagen mögen, daß in München schon vor zehn Jahren v. Baader diese Sache besprochen und klar dargelegt habe, und daß auch später darüber Versuche angestellt worden seyen, daß wir aber in Deutschland immer beim Erfinden und Versuchen stehen bleiben, bis man uns in Frankreich und England mit unsern eigenen Erfindungen unter der Nase wegfährt. Eine der überraschendsten Erscheinungen Lyons ist unstreitig die neue Stadt, die sich auf der Halbinsel Perrache zwischen der Rhone und Saone bildet, und von der das „Ausland" voriges Jahr einen Riß gegeben hat. Dies wird unstreitig der schönste, regelmäßigste und wohlgelegenste Stadttheil, eine Industriestadt neben der Manufakturstadt. Auch der Dauphin war von ihrer herrlichen Lage überrascht. Hernach besah er noch das neue Salzmagazin, das er mit Recht für seine Bestimmung zu schön, und er hätte hinzufügen sollen, zu gesalzen fand. In der Präfektur hatte man ihn schon seit einer halben Stunde erwartet. Hier standen in zwei Reihen die siebenzig Taubstummen des Comberryschen Instituts, Knaben und Mädchen. Als endlich der Prinz kam, fielen sie nach ihrer Art über ihn her, und das hübscheste Mädchen schrieb schnell ein gedrechseltes und gefirnißtes Kompliment mit dem ultra-royalistischen Ausgang: **Vive le Roi! Vive le Dauphin! Vivent les Bourbons!** auf eine Schiefertafel, die sie dem Prinzen darreichte. Es hat mir in der Seele weh gethan, diese armen, unbefangenen, so zu sagen mit der Welt zerfallenen Geschöpfe zur Komplimentenmacherei, Schmeichelei, Speichelleckerei und in den politischen Schlamm geschleppt und Komödie spielen zu sehen.

Glauben Sie mir, wenn man die Leute gehen ließe, so hätten wir bald wieder die fürchterlichste Feudal- und Mönchszeit. Davon nur einige Proben aus der Nähe. In der Gegend von Grenoble lebt ein reicher, junger Wüstling, der Marquis B. In einem seiner Pachthöfe dient ein sehr hübsches, aber braves Bauermädchen; er stellt ihr auf alle mögliche Weise nach, bis er entdeckt, daß sie einen jungen Bauerburschen liebt. Was geschieht nun? Der Bursche geht eines Tages mit drei andern am Schloß vorüber; da fährt ihm eine Kugel durch den Oberarm, die aus der Flinte des Hrn. Marquis kommt. Der Kriminalhof von Grenoble instruirt hierauf und erkennt, daß die Sache nur vor die korrektionelle Polizei gehöre, denn es sey ja offenbar nur eine Unvorsichtigkeit und ein unglücklicher Zufall, daß der Hr. Marquis seine mit zwei Kugeln geladene Flinte auf den Tisch ans Fenster gelegt, und daß sie ein Diener aus Unvorsichtigkeit herunter geworfen habe, wo sie dann los gegangen und der Schuß zum Fenster hinaus gefahren sey, und unter drei jungen Burschen, die eine gute Strecke davon gestanden, gerade jenen getroffen habe.

Ein Herr Anton Sarres hatte eine sehr brave Tochter, die sich aber mit einem Protestanten verheirathet hatte. Als es zum Sterben kommt, wird er so gut bearbeitet, daß er seine „verworfene, ketzerische Tochter," die aber eine musterhafte und glückliche Ehe führt, enterbt und dagegen die Kongregation der Schwestern des heiligen Joseph zu Lyon zu Erben seines ganzen Vermögens einsezt. Durch eine königliche Ordonnanz vom 21. Februar d. J. wird diese Schenkung auch bestätigt, und alle geistlichen Herrn loben den christlichen Vater.

Straßburg, Juli.

(Fortsetzung.)

Das Strasburger Musikfest.

Ein neues, frisches, reges Leben zeigte sich alsobald in unserer hiesigen Musikwelt; die heterogensten Elemente traten zusammen und die Kunst zeigte auch da wieder ihren göttlichen Einfluß, indem sie theils Menschen zusammen brachte, welche sich vorher ganz fremd geblieben waren, theils unter andern das schon längst bestehende Band der Zuneigung inniger flocht. Wie wohlthätig ist es nicht für den Beobachter, wenn in einer Welt, welche man als selbstsüchtig schildert, die Opfer, welche gemeinnützige Unternehmen erheischen, immer zahlreicher werden und es sich unverkennbar zeigt, daß alles Gute und Schöne leicht Unterstützung findet, wenn es nur in einer gefälligen Form vorgetragen wird. Eine dritte auffallende Bemerkung war die Betriebsamkeit, welche Jedermann bewies, um Theil an diesem Musikfeste zu nehmen. Während zum Besuch von andern Konzerten die Zuhörer nur mit der größten Mühe zu bringen sind, so waren hier, sobald die Ankündigung und Feststellung in öffentlichen Blättern erschien, in 24 Stunden schon alle Logen bestellt und in wenigen Tagen auch alle übrigen Plätze in dem sehr geräumigen Schauspielhause, und dies zwei volle Monate vor dem Konzerte.

Friedrich Schneiders herrliches Oratorium, das Weltgericht, wurde zur Aufführung des ersten Tages bestimmt. Obgleich schon früher in der Kirche und im Konzerte Mehreres davon war gehört und gewürdigt worden, so rümpften doch Viele die Nase, wie man es nur wagen könne, ein Publikum, und vollends ein so zahlreiches, mit einem so trockenen, monotonen Konzerte zu langweilen, wie die Aufführung eines Oratoriums zu versprechen schien. Wie ganz anders war aber das Urtheil, als dieses treffliche Werk gehört wurde. Nun erkannten und fühlten erst die Meisten, was eigentlich wahre Musik sey. Einen ganz neuen, noch nie empfundenen Genuß gewährte ihnen das Zusammenwirken von beinahe 400 Executanten, worunter allein 180 Sänger waren, welche dieses herrliche Werk mit Liebe und dem schönsten Zusammenklang ausführten. Es hätte aber auch kein besseres Werk gewählt werden können, als gerade dieses, in welchem der Verfasser so schön die Klassizität der ältern Komponisten mit dem phantasiereichen Aufschwung der neuern verband. Nur ein solches Werk war fähig, den nöthigen Eifer aufrecht zu erhalten, welchen das Einstudiren erforderte. Man bedenke, daß die für die Proben bestimmte Zeit einen Raum von vollen drei Monaten einnahm und daß solche gerade die Faschingszeit in sich begriff, wo besonders die mitwirkenden Damen manches Opfer bringen mußten.

Der Freitag, 9. April, war der zum allgemeinen Eintreffen bestimmte Tag. Eine Kavalcade von ungefähr 80 Reitern nebst einer Menge Wagen, wovon einer mit vollständiger Blechmusik besezt war, holte die ankommenden Liebhaber des Oberrheins in Grafenstaden, 1½ Stunde von hier, ein. Nach dem herzlichsten Willkommen von beiden Seiten fuhr der Zug durch die zahlreiche Volksmenge, welche vor den Thoren versammelt war und alle Straßen anfüllte, nach dem Schauspielhause, wo das Quartieramt aufgeschlagen war. Einen sehr originellen Anblick gewährten die vollgepackten Diligencen und Postchaisen, welche an einem Theater anfuhren und hier ihre Ladung abgaben. Aufs Neue ertönte Musik und Vivat. Freude erfüllte alle Gemüther und unter den aufrichtigsten Herzensergießungen zertheilte sich die Menge.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 73.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 168.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 15. Juli 1830.

Wie im Reich der Lüfte
König ist der Weih,
Durch Gebirg und Klüfte
Herrscht der Schütze frei.

Schiller.

Die Gemsenjagd in den Schweizeralpen.

Ich hatte im Sommer 1821, gleich tausend Reisenden, auf den gewöhnlichen Pfaden die Schweiz bereist, und die Gemsen kannte ich nur von den Wirthstischen her. Das Jahr darauf entschloß ich mich, auch die verborgeneren, nicht am Wege liegenden Schönheiten des Gebirgslandes zu besehen, und brach mit einem Freunde nach Graubündten auf, zugleich in der Absicht, wo möglich uns den Genuß der Gemsenjagd zu verschaffen.

Das Engadin und Veltlein ist gegenwärtig der klassische Boden der Gemsenjagd; nur hier noch sind diese Thiere so zahlreich, daß der Jäger hoffen kann, für Mühe und Gefahr belohnt zu werden. Wir hatten uns einige Tage im Engadin aufgehalten und machten uns nun auf, dem berühmtesten Gemsenjäger weit und breit unsern Besuch abzustatten. Er heißt Marchietti Colani, und man erzählt sich Wunderdinge von ihm. Er hielt ein schlechtes Wirthshaus auf dem Berninaberg, am Paß, der aus dem Engadin ins Veltlein führt. So schlecht wir hier aßen und schliefen, hielten wir uns doch drei Tage auf; denn wir wußten wohl, daß wir in einem Lande waren, wo es Gemsen genug gibt, und bei dem Manne, der besser als Jemand in der Welt im Stande war, uns das Vergnügen der Jagd zu verschaffen, wenn er anders wollte. Die Vorschläge, die wir ihm deßhalb machten, schienen ihm aber nicht recht zu behagen, und er maß uns mit mißtrauischen Blicken, die erst am Tage unserer Abreise wieder freundlich wurden.

Marchietti ist kein gewöhnlicher Mensch; im Schlimmen wie im Guten steht er auffallend über seiner Umgebung. Als Jäger ist er ganz ohne Nebenbuhler. Sein Vater, ein berühmter Gemsenjäger, weihte ihn frühzeitig in die Geheimnisse seiner Kunst ein, und er schoß eine Gemse, ehe er noch zwölf Jahre alt war. In seinem ganzen Leben hat er, seiner eigenen Schätzung nach, etwa fünfhundert erlegt. Eines Tags schoß er sieben auf einmal von einer Heerde, die er in einer sackförmig geschlossenen Schlucht traf, wo sie nur dadurch entkommen konnten, daß sie gewaltsam durch den Eingang brachen, wo er sich aufgestellt hatte, was nur dreien oder vieren gelang, denen die Verzweiflung den Muth dazu gegeben hatte.

Marchietti ist etwas unter Mittelgröße, ausnehmend kräftig und gewandt. Er schießt so sicher, daß man ihn an den Preisschießen in der Nachbarschaft nicht Theil nehmen läßt. Man glaubt nicht anders, als er schieße mit verherten Kugeln, und allgemein heißt er der Herenmeister. Kein Mensch zweifelt daran, daß er sich dem Teufel verschrieben hat; aber außerdem, daß ihm der Böse hilft, hat er auch noch eine vortreffliche Doppelbüchse und ein sehr gutes Fernglas, mit dem er das Wild in der Ferne beobachtet. Da er weit von einer Stadt wohnt, so muß er alle Handwerke für sich treiben, und er bringt fast ohne Werkzeuge eine Menge Arbeiten zu Stande.

wie der beste Zimmermann oder Schlosser; von allem weiß er etwas; da er aber lediglich keine Erziehung genossen hat, so sieht man mit Bedauern, wie sich hier ein kräftiger Geist in den Banden der Unwissenheit sträubt, die er zerreißen möchte, die ihm aber zu stark sind. Leider hat er sehr heftige Leidenschaften, und von irgend einem Grundsatze, der sie im Zaume hielte, ist nicht die Rede. Lang ist das Verzeichniß von Verbrechen aller Art, die man ihm Schuld gibt. Gewiß ist es, daß er zwei Weiber und von jeder mehrere Kinder hat; noch nicht lange machte er den Versuch, ob sie nicht unter Einem Dache sich vertragen könnten; er fand aber bald, daß dieß nimmermehr angehe, und jagte eine wieder fort. Ferner ist es gewiß, daß er wenigstens Einmal einen Tyroler erschossen hat, und seine Nachbarn schreiben ihm noch ein Paar Dutzend andere Mordthaten zu, die alle ungestraft geblieben sind. Er hat ein Zimmer in seinem Hause, in welchem Flinten, Messer und andere Gegenstände von Tyroler Arbeit hängen, welche für jene Beschuldigung zu sprechen scheinen; denn nie sah man ihn etwas der Art kaufen, und daß er die Sachen geschenkt bekommen, glaubt Niemand. Indessen hat man hier wohl, wie immer, den Teufel schwärzer gemalt als er ist. Da er auf der Grenzscheide von Italien, Tyrol und Graubündten lebt, so würden die Berge umher, in denen er das Jagdrecht ausschließlich für sich in Anspruch nimmt, nie leer von streifenden Jägern, wenn er sie nicht durch den Schrecken, den er der ganzen Nachbarschaft einzuflößen gewußt hat, ferne hielte. Er weiß gar gut, in welchem Rufe er steht, und da ihm sein Verstand sagt, daß dieß seinen Absichten förderlich ist, so gibt er sich alle Mühe diesen Ruf zu erhalten. Er versicherte mich, er würde nie einen Tropfen Menschenblut um einer Gemse willen vergießen; kommt ihm aber zu Ohren, daß ein Fremder auf dem Gebiete jagt, das er einmal stillschweigend als sein Eigenthum betrachtet, so läßt er ihm sagen, wenn er sich noch einmal blicken lasse, könnte es leicht geschehen, daß man nichts mehr von ihm hörte: daher sieht man auch im wilden Gebiete, wo Marchietti haust, so selten einen Wilddieb als im sorgfältigst bewachten Park. Er schlägt die Zahl der Gemsen in seinen Bergen auf zweihundert an, die Jahr für Jahr vierzig Junge geben; etwa ebensoviele werden jährlich geschossen. Er spielt eigentlich den König in der Gegend, und ganz charakteristisch ist, daß er einmal Napoleon besuchen wollte, in dem er einen Geistesverwandten zu erkennen meinte; alles war schon zur Reise gerüstet, da erfuhr er die Niederlage in Rußland und gab seinen Plan wieder auf.

Wir begleiteten ihn zwei Mal auf die Jagd. Am ersten Tag führte er uns zu einer hohen, rings von Gletschern umgebenen Felsenmasse. Von der Spitze derselben hatten wir die herrliche Aussicht auf den Bernina, die benachbarten Berge und den ungeheuren Gletscher, der sich daran heraberstreckt. Auf dem Wege dahin fiel mein Freund in eine Eisspalte, die mit frischgefallenem Schnee bedeckt gewesen war. Ich werde nie vergessen, wie mir zu Muthe war, als auf einmal mein Gefährte verschwand und an der Stelle, wo er gestanden hatte, blos ein Alpstock auf dem Schnee lag. Rasch lief ich hinzu, verzweifelte aber daran, den Unglücklichen zu retten, denn diese Spalten sind häufig mehrere hundert Fuß tief; zu meiner unaussprechlichen Freude fand ich indessen, daß es ihm gelungen war, sich sechs bis acht Fuß unter der Oberfläche des Gletschers zu halten. Die Gletscher sind gewöhnlich nach allen Richtungen von Spalten von verschiedener Länge durchzogen, die in der Mitte breit, an beiden Enden schmal sind. Mein Freund war gerade am Ende der Spalte hineingefallen; ein Paar Schritte weiter, und es war um ihn geschehen; denn wäre er auch nicht zu todt gefallen, so hätte er vor Kälte und Hunger umkommen müssen. Er stemmte sich mit aller Kraft an die beiden Eiswände und durfte weder Hand noch Fuß rühren, wenn er nicht in den Abgrund stürzen wollte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Betrachtungen und Skizzen.

Ueber alte und neue Geschichtschreibung, große Männer und Vaterlandsliebe.

(Fortsetzung.)

Dieser Geisterbund ist ein schönerer und heiligerer, als der Fürsten- und Völkerbund neuerer Zeit, obgleich auch dieser im Alterthume nie möglich gewesen wäre, und überhaupt seines Gleichen nicht aufzuweisen hat als in den Kreuzzügen, die aber ja auch nichts anderes waren, als, nach damaligen Begriffen, Rettung der edelsten Güter der Menschheit und des Christenthums. Die Völkerstimme Europas ruft jetzt: Menschenrechte selbst dem Sklaven und Abschaffung des Sklavenhandels, mag er in den westindischen Zuckerpflanzungen oder in dem niedergetretenen Hellas seufzen. Was würde ein Alter dazu sagen, und was würde aus dem Staate eines Platon und Aristoteles werden, wenn man zu ihrer Zeit so hätte reden, so handeln wollen? Zwar sind auch zu unserer Zeit manche solcher Stimmen Nothschreie, die nicht recht von Herzen kommen, und unter der Hand spielt man der Menschheit so mit, wie man eben kann. Allein es ist schon viel, unendlich viel gewonnen, daß man vor der allgemeinen Stimme Scheu trägt und das Brandmal der Menschheit fürchtet. Nimmt man allmählig den Schein der Menschlichkeit an, so wirkt dieser fast wie Wirklichkeit; denn unmenschliche Thaten müssen dann, wo nicht vermieden, doch versteckt werden. Kurz, sonst fühlten sich Griechen und Römer als Griechen und Römer; jetzt fühlen sich auch noch Deutsche, Franzosen,

Engländer u. s. w. als solche; aber sie fühlen auch ihre gegenseitige Ehre als Menschen überhaupt, und achten und verachten sich nach den höchsten Gesetzen der Sittlichkeit, was im Alterthume nicht der Fall war. Ob sich alles dieses auf den Geschichtschreiber anwenden läßt? Wohl keine Frage. Auch an ihn macht nicht sein Volk, sondern die Menschheit gleiche Ansprüche, und ein deutscher, französischer oder sonstiger Geschichtschreiber, der engherzig sein Vaterland, wie der Hahn seinen Misthaufen ansehen würde, möchte mit Recht wohl wenig Beifall finden. Die Völker wohnen und wohnten neben einander, wie Nachbarskinder, verkehren mit einander in Liebe und Hader, handeln und wandeln, geben und nehmen, und modeln sich oft unbewußt Eines nach dem Andern um. Diese Völkerbewegungen, die wie Flußströmungen immer Ansatz nachlassen, diese Lebensregungen, Verkettungen, Verwandlungen hat der neuere Geschichtschreiber zu beachten, selbst in der alten Geschichte, die in ihrer Selbstgenügsamkeit mit ihrer Volksthümlichkeit gerade von dieser Seite ihre größten Mängel hat, während aus derselben Quelle auch ihre größten Vorzüge stammen. Ob es schwer ist, diesen Zusammenhang des Lebens, das oft so unsichtbare Fäden spinnt, klar darzustellen, und Völkerschicksale so sicher zu entwirren, als die Schicksale eines Volkes, bleibe dahingestellt; genug, alte und neue Geschichte geht von verschiedenen Standpunkten aus, und so wenig es abgetrennte Völker gibt, wie im Alterthume, eben so wenig kann es auch eine abgetrennte Geschichte der Völker in seinem Sinne geben. Ob hier nun Jedem der geschichtliche Blick gegeben ist, oder ob wir Neuere in der Sucht, Alles zu fassen, nicht vielleicht Luft fassen, und, um den Fehler der Engsichtigkeit zu vermeiden, nicht leicht in den Fehler neblichter Weitseherei verfallen, kann uns wenig kümmern; denn der Geschichtforscher scheint mir eben so wie der Dichter geboren werden zu müssen, und die denkenden Geschichtschreiber kann man auch bei den Alten an den Fingern herzählen.

Leicht könnte uns nun aber Einer den Vorwurf machen, zumal in unsrem lieben Deutschland, wo es so viel Deutschthümelei und von jeher so wenig Vaterlandsliebe gab: solche Ansicht der Geschichte zerstöre die Vaterlandsliebe, das Volksgefühl und wie sonst die Namen heißen mögen. Man könnte leicht antworten und sagen: hat es der Geschichtsforscher mit der Vaterlandsliebe oder mit der Wahrheit zu thun? Wehe seiner Wahrheitsliebe, wenn sie sich nach dieser andern Liebe bequemen muß! Aber auch hierüber einige Worte. Es ist oft bemerkt worden, daß die alten Staaten mehr große Männer und mehr Beispiele von Vaterlandsliebe aufzuweisen haben als die neuere Zeit. Es mag wahr seyn, denn kein Plutarch streicht die großen Männer mehr heraus, und wenn es auch Zeitgenossen gibt, so sind diese noch nicht durch den Rost des Alterthums heilig geworden, ihr Text ist noch nicht verstümmelt, verbessert, bekrittelt, bezweifelt, hundert Mal herausgeben, kurz, noch nicht klassisch geworden; denn die Herrn Gelehrten lieben und lesen gewöhnlich keine Zeitgenossen als sich. Aber mag es auch wahr seyn (woran kein braver Genosse seiner Zeit, besonders unserer, so vielfach bewegten, gerne glaubt), so hätte die Sache wieder ihren guten Grund. Um bei den großen Männern anzufangen, fragen wir ganz einfach: wo ist es schwerer, ein großer Mann zu seyn und sich auszuzeichnen, in Rom, Athen, Sparta, Theben? oder im preußischen, jedem andern deutschen, französischen, englischen oder gar russischen Staate? Ein Adler in der Stube ist ein gar gewaltiges Thier, in freier Luft wird er kaum bemerkt, und bleibt doch immer derselbe gewaltige Adler. Sagen wir also besser: in unsern neuern Staaten tritt der große Mensch mehr zurück, in den alten Staaten, d. i. Städten, tritt er überall vor und ins Licht, und dazu mit persönlicher Gegenwart. Was wir an großen Männern besitzen, wird die Nachwelt am Besten würdigen; was das Alterthum besaß, genoß es in der Wirklichkeit, zumal seine Verfassung eine öffentliche war. Ob es ferner leichter ist, in einer Stadt oder in einem Staate sich auszuzeichnen, alle übrigen Verhältnisse des Alterthums ungerechnet, beantwortet sich von selbst. Die alten lombardischen, die deutschen Reichsstädte hatten eben so gut ihre großen Männer und Volksführer als Griechenland und Rom, nur daß sie leider, statt gepriesen, vergessen werden; aber man setze sie in den großen Staatenverband neuerer Zeit, und sie selber verschwinden nicht nur unbeachtet, sondern sogar ihre Städte.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Straßburg, Juli.

(Beschluß.)

Das Straßburger Musikfest.

Sonntags vereinigte sich die Mehrzahl der ausübenden Dilettanten zu einem großen Bankett, welches der ungeheucheltste Frohsinn und die größte Herzlichkeit zu einem wahren Familienmahle machten. Ein Toast verdrängte den andern, und von den Gefühlen der Freude und Freundschaft beseelt, verließen die Theilnehmer sehr spät den Versammlungsort. Am andern Morgen frühe hatte die Generalversammlung aller Liebhaber und Künstler des Ober- und Niederrheins statt, um die provisorisch aufgesezten Statuten des zu bildenden elsässischen Musikvereines Punkt für Punkt durchzugehen. Abends um halb sieben Uhr begann die Aufführung des ersten Konzertes, welches das Weltgericht ganz allein ausfüllte. Einzig war die Wirkung, welche dieses herrliche Werk auf ein Publikum von beinahe 2000 Menschen hervorbrachte; einzig war aber auch der Anblick, welchen sowohl das festlich geschmückte

Publikum selbst, als die übrige Ausschmückung des Lokals dem Zuschauer gewährten. Eine solche glanzvolle Versammlung ist gerade wie ein schöner Rahmen um ein vortreffliches Gemälde und dient nur dazu, seine einzelnen Schönheiten noch mehr herauszuheben. Einen eben so glanzreichen Anblick bildete auch das sehr geschmackvoll und zweckmäßig gebaute Orchester, welches amphitheatralisch sich erhob und die ganze Bühne einnahm. An den Wänden waren sehr sinnreich die Wappen derjenigen Städte angebracht, aus welchen mitwirkende Dilettanten gegenwärtig waren. Mit Geist und Seele wurde das ganze Werk aufgeführt, mit Begeisterung aber auch von dem Publikum genossen. Wie manche interessante Aeußerung erklang nicht, wenn die Stimmen der Engel, welche mit einer Reinheit ausgeführt wurden, die bewunderungswürdig war, die Seelen der Zuhörer gleichsam zum Himmel erhoben, während die Chöre der Höllengeister und Verdammten sie mit Entsetzen erfüllten.

Entzückt verließen alle Anwesenden das Konzert, und waren schon mit dem Vorschmacke des Genusses erfüllt, welchen ihnen die Aufführung des zweiten Konzertes am folgenden Tage versprach. Auch wurde diese Erwartung in hohem Grade erfüllt. Noch nie hatte unser Publikum die Wirkung empfunden, welche ein zahlreiches, wohl eingeübtes Orchester hervorbringen kann. Die beiden Orchesterstücke, die Symphonie von Beethoven aus Ddur, welche das Konzert eröffnete, und die herrliche Ouvertüre aus Webers Oberon, am Anfange des zweiten Theiles, wurden mit einer Präcision und einem Glanze, besonders rücksichtlich der Violinen, aufgeführt, welche den Zuhörer überraschten. Er glaubte sich im Geiste nach Paris, Wien oder sonst in eine große Hauptstadt versezt. Die drei Solostücke bestanden in Variationen für die Violine, komponirt und gespielt von dem jungen talentvollen Salomon Waldteufel, einem kaum achtzehnjährigen Jünglinge, der schon auf einer außerordentlich hohen Kunststufe steht; in einem Violoncellkonzert, komponirt und vorgetragen von Musikdirektor Burgmüller in Mülhausen, und endlich in einem Konzertino für die Oboe von unserm Landsmanne Vogt, erstem Hoboisten an der königlichen Kapelle zu Paris, welchen Vaterlandsliebe bewog, unser Musikfest mitzufeiern. Wem in der musikalischen Welt ist der Ruf dieses großen Künstlers unbekannt? Noch selten hat ein Künstler so tief den Geist der Oboe, dieses von Natur ganz naiven und poetischen Instrumentes, aufgefaßt wie Vogt.

Alle Arien und isolirte Gesangstücke waren aus einem Konzerte verbannt, dessen Zweck nur gemeinschaftliches Zusammenwirken war, und nur Ensemblestücke bildeten die Vokalparthie des zweiten Konzertes. Das erste dieser Stücke war das Finale des ersten Aktes des Tancred, das zweite Chöre aus der Preciosa, mit Begleitung einer durch einen hiesigen Liebhaber arrangirten Blechmusik; das dritte und zugleich Schlußstück des ganzen Konzertes war eine zu Ehren des Elsasses gedichtete Hymne, in Musik gesezt von Hrn. Jupin, unserm verdienstvollen Violinlehrer an der vor einigen Jahren gestifteten Violinschule. Das Ganze bestand aus Chören und mehreren Sologesangstücken, mit Begleitung des vollen Orchesters. An ein Gelegenheitsstück, und vollends ein solches, welches in der größten Eile mußte verfertigt werden, darf nie der Maßstab einer strengen Kritik gelegt werden.

Ein glänzender Ball krönte am dritten Abend mit Jubel und Freude alle diese Feierlichkeiten. Er hatte ebenfalls im Schauspielhause statt, und es war allerdings kein geringes Unternehmen, in einer Nacht das ganze Orchester abzubrechen, den Ballboden einzurichten und die übrige Ausschmückung zu besorgen; auch durfte dabei keine Minute verloren werden, und die lezten Hammerschläge ertönten noch, als schon die geputzte Menge sich hereindrängte. Wie durch einen Zauberschlag war Alles umgewandelt; die Wappen zierten nun die untern Logen, eine äußerst geschmackvolle Draperie mit den Stadtfarben umgab die höheren Logen, kurz, der ganze innere Raum war mit Eleganz, Pracht und Geschmack verziert.

Die nächste Vereinigung wird wahrscheinlich in Colmar in den Pfingstfeiertagen von 1831 statt haben. Schon freut sich Alles darauf, und es ist vorauszusehen, daß die Liebe zur Kunst, welche den Oberrhein stets auszeichnete, auch dort schöne Früchte tragen wird.

Paris, Juli.

Der Prozeß wegen Couriers Ermordung.

Nun ist eben der zweite Kriminalprozeß wegen der Ermordung des berühmten Schriftstellers Paul Ludwig Courier geendigt, und auch diesmal ist Niemand als schuldig verurtheilt worden; allein die Wahrheit schimmert doch hindurch, so dunkel die Thatsachen auch dargestellt werden. Bekanntlich lebte Courier mit seiner Familie auf seinem Landgute zu Verez, von wo aus einige seiner witzigen und originellen politischen Flugschriften datirt sind. Leider lebte er mit seiner Frau, einer Tochter des bekannten Gelehrten Clavier, der auch Richter am Kassationshofe war, in keinem guten Einverständnisse. Obschon sie eine Frau von vielem Geiste ist, so scheinen ihre Neigungen sehr gemein zu seyn; Courier hatte die Ueberzeugung, daß sie heimliche Einverständnisse mit den Leuten habe, die er auf seinem Landgute besoldete; er hatte einigemal den Vorsatz geäußert, sich von ihr zu trennen und sie wegen schlechter Aufführung in ein klösterliches Haus führen zu lassen. Dies wußte die Frau und klagte darüber in heimlichen Briefen an die Leute auf dem Landgute. Hiervon sind Beweise vorhanden. Unter so bewandten Umständen nun wurde Courier eines Tages, als er seinem Förster den Auftrag ertheilt hatte, ihn in seinem Gehölze nicht weit von Verez einzuholen, in eben diesem Gehölze todt geschossen. Man fand seinen Leichnam erst am andern Tage; der Verdacht fiel natürlich auf den Förster; man zog diesen ein, und hier mögen die Richter wohl sogleich das schändliche Gewebe durchschaut und aus Rücksicht für Claviers Familie gefürchtet haben, das Geheimniß zu enthüllen. Der Förster ward vor Gericht gezogen und die Wittwe Courier bei diesem Kriminalprozesse verhört. Sie sprach mit solcher Gewandtheit, und wußte so geschickt allen Anschein von Mitschuld zu entfernen, daß die Richter sie nicht mit in den Kriminalprozeß ziehen konnten, und da auch kein Zeugniß wider den verdächtigen Förster vorhanden war, so ward dieser freigesprochen. Der Ausgang dieses Prozesses gab zu mancherlei Gerede in Frankreich Anlaß. Man äußerte die Vermuthung, die Ultraparthei habe Courier ermorden lassen, um sich eines gefährlichen Schriftstellers und Gegners zu entledigen, der dieser Parthei gewaltig viel zu schaffen machte. Die Folge hat jedoch gelehrt, daß diese Vermuthung völlig ungegründet war. Freilich stehen die beiden Partheien feindlich einander gegenüber und beschuldigen sich wechselseitig oft arger Dinge; allein zu Mordthaten ist doch keine von beiden fähig, und ihr Gefecht besteht blos in einem sehr lebhaften Federkriege und in dem Streben, einander das Staatsruder aus den Händen zu reißen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 56.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 169.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 16. Juli 1830.

— Rom in allem seinem Glanze
Ist ein Grab nur der Vergangenheit,
Leben duftet nur die frische Pflanze,
Die die grüne Stunde streut.

Schiller.

Betrachtungen und Skizzen.

Ueber alte und neue Geschichtschreibung, große Männer und Vaterlandsliebe.

(Beschluß.)

Demosthenes und Cicero regten ihr Volk auf und retteten es; wie wollte es ein zehnfacher Demosthenes jezt anfangen, wenn seine Stimme nicht reicht vom Aufgange bis zum Niedergange? Ich denke, er wird es bleiben lassen. Setze den Cäsar, der in einem Flecken lieber der Erste als zu Rom der Zweite seyn wollte, nach Frankreich, nach Paris, und er hat Mühe, Abgeordneter oder gar Minister und doch immer ein Gleicher unter Gleichen zu werden. Keineswegs sey dieß gesagt, um die Größe des Alterthums zu verunglimpfen; denn sittlich große Menschen (von Glücks-großen Menschen kann ohnehin nicht die Rede seyn) sind ehrenwerth, gleichviel, ob in der Hütte oder auf dem Throne, in Rom und Athen oder in den indischen Wüsten. Aber erforderte es schon ein großes Maaß sittlicher Kraft, um in den alten Staaten oder vielmehr Städten ausgezeichnet zu seyn, wo Alles mit den schärfsten Umrissen nahe gerückt war, ist nun nicht ein größeres Maaß nothwendig, um in unsern größern Staatsvereinen bei höhern Zwecken und zugleich Mitteln bemerkt zu werden? Von sonstigen Verhältnissen, welche die Entwicklung der Alten im Gegensatze zu unserer Zeit begünstigten, wollen wir nicht einmal reden; aber so viel ist gewiß, wie zu Rom und Athen die tüchtigen Männer ihrer untergebenen Städte (und welche Stadt und Zeit hätte nicht ihre herrlichen Kraftmänner?) nicht genannt wurden, sondern spurlos und ruhmlos untergingen, so würden Rom und Athen als Bestandtheile gegenwärtiger Staaten sich gleich andern Städten verhalten. Aber schon zu viel ist von dieser Sache geredet. Andere Ursachen, andere Wirkungen, und es ist Thorheit, fremdartige Zeiten und Menschen mit Anforderungen zu vergleichen, oder vom Kirschbaume zu verlangen, daß er Aepfel trage, oder vom Griechen und Römer, daß er ein christlich großer Mensch seyn solle und umgekehrt. Vor den großen Männern alter wie neuer Zeit wollen wir uns beugen; denn die sittliche Kraft fordert Achtung, welchen Namen sie auch trage.

Aber die Vaterlandsliebe! Auch hier scheint es mir, als ob es keines langen Streites bedürfe. Jedem Menschen, wie ich glaube, ist die Vaterlandsliebe wie Vater- und Mutterliebe angeboren; das väterliche Haus, der Ort und das Land unserer Kindheit bleiben unsre ewigen Lieblinge. Nicht blos den Schweizer zieht es mit unnennbarer Gewalt zu seinen Bergen zurück, sondern auch das flache Geburtsland, selbst die unfreundliche Wüste übt ihre Allmacht über ein wohlgeordnetes, fühlendes Herz. Von dieser Vaterlandsliebe aber, dem Kinde süßer früher Angewöhnung, mit allen Reizen jugendlicher Träume ausgeschmückt, kann hier natürlich nicht die Rede seyn; sie war und ist bei Allen gleich. Es handelt sich von jener thätigen Liebe, die wirksam überall für das Wohl der Heimath und, wo es Noth thut, sich aufopfernd, Kräfte,

Güter und Leben für das Gemeinwohl hingibt. Allein untersuchten wir diese allerdings edle Vaterlandsliebe genauer, so würde es sich bald ergeben, daß sie nicht nur mit den zartesten Gefühlen, mit dem Drange der Selbsterhaltung an unser und der Väter Daseyn geknüpft, endlich mit allen geschichtlichen und noch bestehenden Lebensverhältnissen zusammenhängt, sondern daß sie vielmehr und vorzüglich auf dem Bewußtseyn edler Pflicht beruht, das heißt auf der Erkenntniß, daß der Einzelne nichts ist als ein Glied in der Kette des Ganzen, in welcher jeder nach seiner Stellung halten und tragen muß. Es wird aber jeder leicht eingestehen, daß in der alten wie neuern Zeit der große Haufe gleichmäßig viel dachte, also diese Erkenntniß damals, wie jezt, nur in den edelsten Gemüthern wohnen konnte. Hier möchte man wieder behaupten können: es war, wie es ist, denn die Menschheit mit ihrem Guten und Schlechten bleibt sich so ziemlich gleich, und auch im Alterthume sehen wir neben der edelsten Aufopferung die niederträchtigste Feigheit und Feilheit, wie die wandelbaren Wolken des Aristophanes uns so schön belehren. Aber dennoch möchte ich behaupten: die Vaterlandsliebe tritt bei den Alten schärfer heraus als in neuerer Zeit. Worin mag also der Grund liegen? Die alten noch überlebenden Reichsstädter, wie hängen sie noch jezt an ihrem Vaterlande, oder vielmehr ihrer Vaterstadt! Und sind Athener, Römer u. s. w. etwas anderes als Reichsstädter? und ist ihre Vaterlandsliebe vielleicht etwas mehr als Vaterstadtliebe? Thrasybulos, Pelopidas, Decius mögen für mich antworten. Was der Mensch kennt und mit seinen Gefühlen, wie Kräften erreichen kann, das liebt er am stärksten. Das Haus mit Weib und Kind, die gekannte Stadt und Nachbarschaft haften darum an unserer Seele mit tausend Hacken. Im Unbekannten und Weiten verspreizt und verliert sich das Gefühl, und ein großes Vaterland, wie das römische Reich etwa, wird gewiß gleich dem lieben Herrgott am kältesten geliebt, wenn nicht andere Gefühlshebel auf andere Weise das Feuer anschüren. Für den eigenen Herd kämpft auch der Wackere am wackersten, und so möchte auch in diesem Betrachte alte und neue Zeit sich wieder gleich stehen, und der Pariser und Berliner, Wiener und Mailänder ist im Ganzen in seine Heimath eben so verliebt, als es nur ein Alter seyn konnte. Und dennoch wiederhole ich's: die Vaterlandsliebe scheint im Alterthume größer gewesen zu seyn. Wie so? Gehen wir auf unsere frühern Behauptungen zurück, und wir werden finden, daß die Sache tiefer liegt, und die Ursache weniger in uns, als in dem Wesen und in den Folgen des Christenthums zu suchen ist. Was bezweckten die Alten? Abgeschlossenes Bürgerthum. Verfassung und Religion wirkten auf dieses eine Ziel hin, der Krieg, meist zerstörender Art, sonderte nur um so schärfer, und der Handel, jezt neben der Druckerpresse das herrlichste und freundlichste Band der Völkergeselligkeit, mochte auch nicht viel näher bringen, wenigstens hat uns die Geschichte der Karthager, Tyrier, Milesier, Athener, Syrakuser keinen Beweis aufzuzeigen. Im Gegentheil, wie Spaniens Handel mit der neuen Welt die Ureinwohner vernichtete, so scheint auch Athens Handel mit Thrake, Karthagos mit Sicilien und Sardo gewirkt zu haben. Was bezweckt hingegen das Christenthum? Etwas, was einem Staate, einem Orte, einer Zeit nüzt? Nein, nur das allgemeine Sittengesetz, Menschlichkeit, in die Brust jedes Menschen gelegt, welchem Alter und welcher Zeit, welchem Staate und welcher Zunge, welchem Stande und welcher Bildung er immer angehöre. Bürgertugend war dem Alten das Preiswürdigste, wir kennen eine höhere Menschentugend, welche die bürgerliche einschließt. Heide oder Erwählter, Kind oder Gelehrter, Mittelalter oder neues Jahrhundert, Alles ist gleich vor Gott, und seinen Feinden Gutes thun, was bei den Alten Verrath am Vaterlande gewesen wäre, ist hier höchste Tugend. Zwar gibt es ein gemeinsames Vaterland, aber das ist nicht von dieser Welt, und ist es auf dieser Welt, so ist es nur in solchen Herzen, die in ihren Gedanken ein Tempel des Geistes sind und in ihren Werken Thatzeugen christlicher, d. i. menschlicher Tugend. Haben darum manche gesagt: das Christenthum wirke wenig auf die Beförderung der Vaterlandsliebe, so stimme ich leicht bei; aber ist dieß etwa ein Verlust, und werden wir nicht durch eine weit höhere Liebe schadlos gehalten? Ueberhaupt schwazt man so viel von Vaterlandsliebe; allein wird der ächt-sittliche Mensch je ein Verräther am Vaterlande werden können, der die Sache der Menschheit nicht verräth? Er wirds nie können, aber wohl ein Alcibiades und Koriolanus. Der Alte stand in seinem Staate und seiner öffentlichen Verfassung meist handelnd da, als Einzelner seiner Stellung und seines Gewichtes sich wohl bewußt; in religiöser Hinsicht war er fast nur leidendes Werkzeug hergebrachter Formen, und nur in diesen Formen bestand sein Gottesdienst. Im Christenthum ist die Sache umgekehrt. Selbst in den freiesten und öffentlichsten Verfassungen kann der Einzelne nie mit solcher Entschiedenheit und Bestimmtheit auftreten; in religiöser Hinsicht aber steht er frei und selbstständig da, obgleich die Eigensucht und falsche Gözendiener uns auch oft Aeußerlichkeiten für Religion und geweihtes Wasser für geweihte Thaten empfehlen wollen. Nimm dem alten Römer, Athener, Spartaner sein Rom, Athen, Sparta, und er ist vernichtet; mit dem Vaterlande verliert der Flüchtling nicht nur seine Bedeutung als Bürger, sondern als Mensch. Der Christ wandre ins Elend, wenn überhaupt der sittlich-kräftige Mensch ins Elend wandern kann: überall findet er ein neues Vaterland, wo Menschenwerth und Menschentugend wie in der Heimath geachtet sind. Wir könnten die Sache noch

weitläufiger auseinander setzen; doch für den Denker ist genug gesagt, und für den Nichtdenker wird keine Ewigkeit genug sagen, um ihm zu beweisen, daß es unverständig ist, von verschiedenen Zeiten, Völkern, Ländern Entwicklungen, wie von zwei verschiedenen Bäumen, dieselbe Frucht verlangen zu wollen. Grieche kann nie Römer, Römer nie Grieche, der Christ keines von beiden werden, und sie zu vergleichen oder gar über ihren Vorzug zu streiten, führt so weit, als wenn man die Palme des Morgenlandes mit der Eiche des Nordens zusammenstellt. Jedes Land und jede Zeit hat ihr Eigenthümliches, dieß Eigenthümliche zu begreifen, ist Sache des Geschichtforschers, aber ein Thor, wer unter der Linie sucht, was nur am Pole gedeiht, und umgekehrt.

Kr.

Die Gemsenjagd in den Schweizeralpen.

(Fortsetzung.)

Ich weiß nicht, ob ich und der graubündtische Jäger, den wir bei uns hatten, meinen Freund aus dieser schrecklichen Lage hätten reißen können; zum Glück aber weiß Marchietti in solchen Fällen Rath. Wir sagten ihm, was geschehen war. „Könnt ihr ihn hören?" war seine erste Frage, und als wir bejahten, fuhr er fort: „Könnt ihr ihn sehen?" — „Er ist blos ein paar Fuß weit unten." — „Gut, gut, wartet nur!" Er trat hinzu, ohne sich eben zu eilen, besichtigte die Spalte genau, hieb Kerben in das Eis und ließ sich zum Verunglückten hinab; darauf wand er ihm ein Schnupftuch um die Hände und zog ihn so leicht herauf, als wäre es ein Kind. Ich gestehe gerne, ich war noch nicht lange genug Gemsenjäger, als daß diese, wie mir schien, wunderbare Rettung mich nicht tief hätte erschüttern sollen, und dieser Unfall verdarb mir die Freude auf den ganzen Tag. Wir fuhren indessen fort zu jagen und wurden drei Gemsen ansichtig; aber Marchietti stellte uns so, daß uns keine zum Schuß kam, während es ihm leicht war, eine zu erlegen. Er entschuldigte sich damit, daß der Ort, wo die Gemsen waren, für uns nicht zugänglich gewesen sey; um ihm aber zu beweisen, daß er uns zu wenig zutraue, kletterte ich mit ihm in die Schlucht hinab, in die das Thier gestürzt war. Da hatte ich Gelegenheit, die Gewandtheit und außerordentliche Keckheit des Gemsenjägers zu bewundern. Einmal zog er seine Schuhe aus, um einen spitzen Felsen zu erklettern; nur eine Gemse hätte ihm nachklettern können.

Tags darauf gingen wir in die Berge, die sein engeres Jagdgebiet ausmachen. Die Gemse ist, wie alle Wiederkäuer, sehr lüstern nach Salz. Alle Monate legt Marchietti welches in eine Felsenspalte, und jedesmal findet er das Salz aufgeleckt und ringsum eine Menge Losung von Gemsen. Er kann darauf rechnen, daß er in der Gegend ein Paar Gemsen ansichtig wird, hütet sich aber wohl, sie hier zu schießen; er lauert auf sie weiter weg und erlegt sie ganz nach Gefallen. Wir sahen ihrer mehr denn vierzig in verschiedenen Rudeln, konnten aber nicht ein einziges Mal zum Schuß kommen, theils weil es uns unmöglich war, uns nahe genug zu schleichen, ohne sie zu verscheuchen, besonders aber, weil eine Aenderung des Wetters uns zum Rückzug nöthigte. Drei Stunden lang hatten wir ihre Bewegungen durch unsere Ferngläser beobachtet; unsere eigenen Beobachtungen und Marchiettis Bemerkungen über den Instinkt und die Lebensart der Gemsen hatten uns sehr angenehm beschäftigt, da bemerkten wir auf einmal große Bewegung unter den verschiedenen Rudeln, und nicht lange, so verließen sie den Platz, wo sie geweidet, aber bei weitem nicht so eilig, als wenn sie durch Menschen verscheucht werden. Es war herrliches Wetter, aus jenen Anzeichen aber schloß Marchietti, daß es sich ändern werde, und hieß uns nach Hause eilen; so rasch wir aber auch zuschritten, so brach doch, lange bevor wir das Wirthshaus erreichten, ein heftiges Gewitter gerade über uns aus.

So begann ich mich zum Gemsenjäger zu bilden. Im folgenden Jahr zu Anfang des Herbsts war ich wieder in der Schweiz, und mein nächster Zweck war dießmal, die große südliche Kette zwischen der Schweiz und Italien, die höchsten Alpen von Europa, wozu der Montblanc, der große Bernhard, das Matterhorn, der Monte Rosa gehören, zu besuchen, und in Chamouni hatte ich das Glück, eines Schauspiels zu genießen, das mich nicht weniger anzog als die Gemsenjagd. Gerade als ich hier war, unternahmen Doktor Clarke und Kapitän Sherwill ihre bekannte Besteigung des Montblanc, und ich begab mich auf den Breven, um aus der Ferne den Marsch der kühnen Bergsteiger zu beobachten. Ich hatte sie um sieben Uhr Morgens von Chamouni aufbrechen sehen und verfolgte nun vom Breven aus, mittelst eines Fernrohrs, ihren Marsch bis zu den Grands-Mulets, wo sie die Nacht zubrachten. Den folgenden Morgen sah ich sie ihren Weg bis auf die Spitze des Berges fortsetzen.

Ich beschloß, die ganze Kette des Montblancs zu durchwandern. Nachdem ich über den Col de Forclaz gegangen, kam ich eine Viertelstunde vom Bassin von St. Gervais zu einer sehr reinlichen Schenke. Hier verabredete ich mit zwei Jägern, Namens Jacquet, eine Gemsenjagd. Der jüngere begab sich nach Contamines, um die Vorräthe einzukaufen, deren wir bedurften, während mich der ältere auf einem langen Umweg durch die Berge zu einer Sennhütte führte.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Fortsetzung.)

Der Prozeß wegen Couriers Ermordung.

Ueber ein Jahr lang ward von der Ermordung Couriers nichts weiter gehört. Aber vor einigen Monaten gab ein ganz unerwarteter Umstand einiges Licht über die Missethäter. Eine Bauerndirne, welche mit einem Pferde durch den Wald zog, worin Courier war ermordet worden, sah ihr Pferd plötzlich sich sträuben, als sie an einen etwas offenen und lichten Ort des Waldes gekommen war, und dies veranlaßte, daß sie unwillkührlich ausrief: „Immer sträubt sich der Gaul so an dem Orte, wo ich Courier habe ermorden sehen.“ Dies wurde von Jemanden gehört und die Dirne erzählte nun, wie sie mit einem Bauernknechte sich wegen eines Liebesverständnisses in den Wald begeben habe, und wie sie, während sie daselbst versteckt waren, den Förster mit noch vier andern, die sie nannte und wovon einer bereits gestorben ist, auf Courier habe zukommen und ihn ermorden sehen. Diese Aussage wurde in kurzer Zeit ruchbar und gelangte zu den Ohren der Obrigkeit, welche gleich die Dirne verhörte und dann die drei des Mordes Beschuldigten einziehen ließ. Gegen den Förster Fremont konnte diesmal nicht gerichtlich verfahren werden, weil nach der französischen Gesetzgebung Jemand, der einmal wegen einer Beschuldigung freigesprochen worden ist, nicht wieder desselben Verbrechens halber vor Gericht gestellt werden darf. Nun ergab sich aber aus der Dirne Aussagen, daß gerade dieser Förster auf seinen Herrn einen Schuß gethan und ihn ermordet hatte, indeß die Uebrigen ihn blos zur Erde geworfen und seinen Leichnam umgekehrt hatten, um sich zu überzeugen, daß er wirklich todt sey. Der eigentliche Mörder konnte also frei umhergehen, indeß seine Helfer gefangen saßen und gerichtet werden sollten. Diesmal trieb ihn aber das Gewissen und die Aussage der Bauerndirne zu einem aufrichtigen Geständnisse seiner Mordthat; dennoch durfte er nicht wieder gerichtet werden. Entweder sind die Gesetze wirklich so abgeschmackt, daß sie in solchem Falle verbieten, den Thäter wieder vor Gericht zu stellen, oder die Richter legten die Gesetze so aus, um eine Untersuchung zu vermeiden, die auch andern Personen hätte gefährlich werden können. Genug, es wurde entschieden, der Förster Fremont könne blos als Zeuge, nicht aber als Mitschuldiger verhört werden. Mad. Courier wurde verhaftet, indem das Gericht Anzeigen wider sie gefunden haben wollte; allein acht oder vierzehn Tage darauf ward sie wieder freigelassen; es hieß, man habe keinen Beweis gefunden, daß sie mit den Verbrechern einverstanden gewesen sey. Seitdem erschien sie nicht einmal als Zeuge bei dem Prozesse, der übrigens auch nicht in ihrem Namen, sondern im Namen ihrer Kinder gegen die Mörder betrieben wurde. Einige Zeitungen versicherten sogar, sie sey nicht mehr in Frankreich. Welchen Grund hatte sie wohl, in diesem wichtigen Augenblicke ihr Vaterland zu verlassen? Ist diese Auswanderung gegründet, so ist sie wahrlich ein schlimmes Zeichen, und es hat allen Anschein, als ob man sie habe entschlüpfen lassen, mit dem Bedeuten, sie thue wohl, wenn sie sich so bald als möglich aus dem Staube mache.

(Der Beschluß folgt.)

Aus der Schweiz, Juli.

Oeffentlichkeit der Verhandlungen auf den Synoden.

Seit in fast allen Schweizerkantonen für die Verhandlungen der stellvertretenden souveränen Versammlungen, oder der sogenannten großen Räthe, die Oeffentlichkeit als Bedingung ihres wahrhaften Lebens, ihrer wohlthätigen Wirksamkeit und derjenigen Kontrolle, welche die Nation und ihre öffentliche Meinung über sie handhaben soll, gefordert und erzielt worden ist, sind nun die Vortheile dieser Oeffentlichkeit auch in andern Verhältnissen mehrfach erkannt und angesprochen worden; besonders geschieht dies in der reformirten Schweiz für jene jährlichen Versammlungen der Geistlichkeit in den Kantonen, die unter dem Namen der Synoden bekannt oder, richtiger gesprochen, unbekannt, fast durchaus in gehaltlosen Formen erstarrt waren und eben darum keine Theilnahme einflößen und von keiner solchen angeregt werden konnten. Im Lande Appenzell-Ausserroden hat der freisinnige und geachtete Pfarrer in Grub, J. Walser, zum erstenmale einen Bericht über das, was in der zu Ende Aprils in Trogen gehaltenen Synode verhandelt ward, bekannt gemacht. Einige Charakterzüge dieses Gemäldes dürften auch außer der Schweiz gerne gelesen werden. „Von nun an soll man wissen, was von uns gethan wird; der Geist der Zeit fordert Oeffentlichkeit aller, nicht nur einiger Angelegenheiten und Berathungen, die auf den Namen vaterländischer Anspruch machen wollen, und welche Gesellschaft sich deren weigern wollte, würde sich selbst das Urtheil sprechen. Zudem hat jezt eine neue Zeit für unsere Synode begonnen; wir haben neue Vorsteher in Folge einer neuen Wahlart (es ward auf die durch Verjährung bisher als verpflichtend geachtete Altersfolge verzichtet), bei der nicht die Jahre, sondern die Kräfte den Ausschlag gaben. Ein neues Leben trat auch sogleich in die Verhandlungen. Wir berietben ein im Lande aufzustellendes Examinationskollegium für Studirende und Kandidaten der Theologie. Hierüber ist zu bemerken, daß nach der Appenzellischen Synodalordnung Jeder, der sich im Lande um eine Pfründe bewerben will, gehalten ist, sich in Zürich, Bern, Basel, Schaffhausen oder St. Gallen examiniren oder, wie die Leute sagen, „aufstellen“ zu lassen, gleich als ob man im eigenen Lande nicht auch aufstellen könnte, und als ob man in jenen Städten besser als bei uns wüßte, wer und was für Appenzeller Kanzeln taugt. Hoffentlich wird es nicht mehr lange dauern, bis dieser unsern Kanton entehrende Brauch aufhört; einstweilen ist die Sache einer Kommission zur Begutachtung übertragen. — Wir schritten zur Personalcensur. Diese uralte Sitte hat heutzutage, da man von einem eigenen Gerichtsstande der Geistlichen mit Recht nichts mehr wissen will, Sinn und Bedeutung gänzlich verloren. Dennoch scheint sie neu aufleben zu wollen; warum? begreife ich nicht. Die Herren Landammänner und die übrigen Beisitzer von der Regierung mögen es unterhaltend finden, uns alljährlich einen nach dem andern die Musterung passiren zu lassen, während sie selbst dabei frei ausgehen; aber höher achten werden sie uns deshalb schwerlich, so sehr wir sie auch bei jedem aufgerufenen und nun abtretenden Amtsbruder versichern hören, er sey ein Mann ohne Makel, treu, gerecht, bieder, klug, weise, verständig, gelehrt und ein vortrefflicher Prediger. Wir glauben es ja selbst nicht immer! Unsere natürlichsten Censoren sind wohl unsere Gemeinden, unter denen wir leben und in deren Sold wir stehen; von ihnen werden wir unsere Gebrechen inne, noch ehe das Kapitel sich versammelt, und also überlasse man ihnen dieses Geschäft!“

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 73.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 170.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 17. Juli 1830.

Die Natur hat sich geändert; wie hätten die Menschen dieselben bleiben sollen.

Joh. Müller.

Das heutige und das ehemalige Klima Roms.

Wie überall in Europa, hört man auch in Rom häufige Klagen über die mit jedem Jahr zunehmende Verschlimmerung des Klimas. Der reisende Nordländer, der unter Hesperiens gepriesenem Himmel nicht selten empfindlichen Frost leidet, ist sehr häufig geneigt, diese Klagen der Römer für gerecht zu halten, wenn ihm, soweit er mit den Alten bekannt ist, nicht beifällt, daß diese viel über Kälte geklagt hätten. Daher ist schon oft die Behauptung aufgestellt worden, es sey heutzutage die mittlere Temperatur bedeutend niedriger als sie zu Anfang unserer Zeitrechnung war. Der verflossene strenge Winter hat mich auf den Gedanken gebracht, diesen Gegenstand etwas näher zu betrachten, wobei ich jedoch das ursachliche Moment ganz aus dem Spiel lasse und mich darauf beschränke, die Sitten und Gebräuche der Vorzeit, soweit sie uns bekannt sind, mit der jetzigen Welt zu vergleichen, und daraus im Allgemeinen Schlüsse auf die Temperatur beider Epochen zu ziehen.

Das heutige Klima Roms ist während der eigentlichen drei Wintermonate von der Art, daß Niemand ohne Feuer ausdauern kann; die Armen behelfen sich mit dem gehenkelten Kohlentopfe (scaldino), welchen Männer und Weiber, wo sie gehen und stehen, mit sich führen und bei der Arbeit neben sich stehen haben, um sich von Zeit zu Zeit die Hände daran zu wärmen, welchen aber die Weiber nie unter sich stellen; die Wohlhabendern halten eiserne oder kupferne Kohlenpfannen im Zimmer; eigentliche Kamine finden sich nur in den größten Pallästen und werden auch hier, bei der ungemeinen Sparsamkeit der Römer, höchst selten angezündet. Mit Einführung der Ofen wäre allen geholfen; aber dazu haben sich die Römer bis jezt noch nicht entschließen können, theils weil dieß einen solidern Bau der Wohnungen nöthig machen, theils, und insbesondere, weil ihnen die eingeschlossene Luft nicht zusagen würde. Die freie Luft von allen vier Himmelsgegenden her ist ihnen eben so nöthig, als das Athmen selbst.

Die Bekleidung der Römer ist im Winter ohnstreitig überladener als in jedem andern Lande der Erde, ausgenommen im äußersten Norden, wo man Pelzwerke trägt; aber auch dort werden Hals und Kopf weniger bedeckt als in Rom. Der Römer aus der untern Klasse trägt unter seinem Hute noch eine baumwollene Mütze; bei den höhern Ständen wird leztere durch ein schwarzes oder rothes wollenes Käppchen vertreten, welches, da es für keine Kopfbedeckung gilt, allenthalben aufgesezt wird, wo der Anstand den Hut abzunehmen gebietet, wie zum Beispiele in der Kirche, in Gesellschaft u. s. w. Die Sorgfalt für das Warmhalten des Kopfes ist hier überhaupt so allgemein, daß selbst die jüngsten Bursche das Käppchen bei sich führen, und es, während sie mit der einen Hand den Hut abnehmen, mit der andern augenblicklich an seine Stelle setzen. Aeltere Personen tragen das Käppchen sogar unter dem Hute; ja es gibt viele, welche es auch im Som-

mer nicht ablegen. Die Körperbekleidung ist dieselbe wie im übrigen Europa, doch mit dem Unterschiede, daß das wollene oder baumwollene Leibchen in Rom für unerläßlich gehalten wird, während es im Norden noch zu den Ausnahmen gehört. Was aber der hiesigen Kleidung ein Uebergewicht, im eigentlichen Verstande, über die Kleidung im ganzen übrigen Europa gibt, ist der ungemein weite und lange Mantel, in welchen sich Alle, Jung und Alt, Vornehm und Gering, Reich und Arm, sechs Monate im Jahre dergestalt einhüllen, daß kaum die Nasenspitze hervorsieht. Wohnung und Kleidung der heutigen Römer beweisen also, daß sich die Kälte bei ihnen auf eine empfindliche Weise verspüren läßt. Sehen wir jezt, wie beides vor zweitausend Jahren im alten Rom beschaffen gewesen seyn mag.

So weit sich die Privatwohnungen der alten Römer aus den wenigen Ruinen, welche davon bis auf unsere Zeiten gekommen sind, beurtheilen lassen, waren sie von einer Höhe und einem Umfange, welche die Verhältnisse der Zimmer in den älteren hiesigen Pallästen um mehr denn die Hälfte zu übersteigen scheinen. Im sechszehnten Jahrhundert ward auf dem Palatinus eine Thür aufgefunden, deren Pfosten aus salinischem Marmor vierzig römische Palmen (eine Palme ist die Spanne einer großen Mannshand) hoch waren. Die meisten Zimmer empfingen ihr Licht durch eine runde Oeffnung in der Decke, andere durch die Thür; in keinem aber findet sich die Spur eines eigentlichen Fensters; was dafür genommen wird, ist das Werk späterer Zeiten. Die nächste Vermuthung, welche sich beim Anblicke dieser Zimmer darbietet, ist, daß sie eher zur Abwehrung der Wärme als zum Schutze gegen die Kälte gedient haben mögen; man könnte sie für Sommerzimmer halten, wenn sich andere entdecken ließen, welche die Stelle von Winterzimmern vertreten haben könnten. Eine Vorkehrung, Feuer zur Erwärmung zu unterhalten, findet sich nicht; diejenigen Antiquare, welchen die Oeffnung in der Decke ein Abzugsleiter des Rauchs geschienen hat, täuschen sich auf eine gröbliche Weise, denn offenbar diente leztere dazu, wie eben gesagt, dem Zimmer Licht zu verschaffen; auch widerstrebt es dem Begriffe, welchen wir uns von der Kultur Roms unter den Kaisern machen, zu glauben, daß man sich, gleich wilden Völkern, der Unbequemlichkeit des Rauchs habe Preis geben wollen, ohne ein Mittel zur Ableitung desselben ausfindig zu machen.

Kommen wir jezt zur Kleidung der alten Römer. Diese bestand im Hause in der bis auf die Kniee herabreichenden Weste ohne Aermel. Den Gürtel trugen sie nur beim Ausgehen oder während der Arbeit, zum Schutze gegen Verletzung des Unterleibes, wie sich noch heutiges Tages unsere Handwerker auf dieselbe Weise und zu demselben Endzwecke mit einem Schurze versehen. Der Toga bedienten sie sich, wie Jedermann weiß, blos außer dem Hause. Wer diese mit unseren heutigen Mänteln vergleichen wollte, würde irren. Die Toga war ohne allen Vergleich kürzer und enger, überdem von den Hüften bis auf die Kniee herab zugenäht und nur auf der Brust offen und weit genug, um über die linke Schulter geworfen zu werden; der rechte Arm blieb frei. Das Haupt bedeckten sie mit der bekannten Filzmütze. Bei dieser Bekleidung blieben, wie man sieht, im Hause der Hals, die Arme und die Beine völlig blos, außer dem Hause hüllte die Toga, nebst dem Körper, die linke Schulter ein. Ich frage: scheint diese Kleidung, gleich der Wohnung, nicht vielmehr zur Abwehrung der Hitze, als zum Schutze gegen die Kälte zu dienen? In keinem einzigen alten Schriftsteller geschieht eines Kleidungsstückes, welches im Winter zu den obigen hinzugefügt worden wäre, Erwähnung; dagegen lassen sich eine Menge von Beweisen auffinden, daß die Bedeckung der Römer während des Winters durchaus dieselbe, wie die oben beschriebene, gewesen sey. Von vielem nur Eins. Julius Cäsar ward am 15ten März ermordet. Wir wissen aus Sueton, daß er im Augenblicke, wo er unter den Dolchen seiner Mörder fiel, über Knie und Beine die Toga zusammenschlug, um den Anstand nicht zu verletzen. Dies beweist zweierlei: daß die Römer im Winter nicht wärmer gekleidet waren als im Sommer, und daß die Toga unten bei weitem kürzer und enger war, als unsere heutigen Mäntel.

Aus der Wohnung und Kleidung der Römer läßt sich also, meiner Meinung nach, so ziemlich auf die Abwesenheit jeder positiven Kälte, das heißt, jedes eigentlichen Frostes, schließen und annehmen, daß sich die Temperatur im alten Rom stets über dem Gefrierpunkte erhalten habe.

Im Privat- und öffentlichen Leben, in den Sitten und Gebräuchen, in den Festen u. s. w. der Römer stoßen wir auf Züge und Eigenheiten, welche diese Vermuthung noch bestätigen. Den größten Theil des Tages brachten sie im Freien, meistens auf dem Forum zu, entweder weil Staatsgeschäfte sie dahin riefen, oder der Mangel an dem, was wir häusliches Leben nennen, ihnen eine Unterhaltung außer dem Hause nothwendig machte. Jezt frage ich: hätte im Winter eine Kälte von fünf und mehreren Graden unter dem Gefrierpunkte geherrscht, wäre ihnen, so leicht bekleidet, wie sie waren, ein Aufenthalt von sechs bis acht Stunden in der freien Luft möglich gewesen, besonders da sie, beim Nachhausekommen, kein geheiztes Zimmer fanden, wo sie sich, wie die Nordländer heutzutage thun, hätten wieder erwärmen können? Daß Julius Cäsar das Forum zur Abwehrung der Sonnenstrahlen mit Segeltuch überspannen ließ, lesen wir in den alten Schriftstellern; keiner aber thut der Kohlen- oder Holzfeuer Erwähnung, die er etwa hätte anzünden lassen, um seine Mitbürger vor der Kälte zu schützen; und doch mußte

ihm alles daran gelegen seyn, diese so warm als möglich zu halten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Gemsenjagd in den Schweizeralpen.

(Beschluß.)

Auf dem sehr mühseligen Marsche kam uns nicht ein einziges Stück Wild zu Gesicht. Ich aß zu Nacht und schlief in einer der Hütten; mein Bett war ein Leintuch, über frischem, duftendem Heu ausgebreitet, in der einzigen Stube der Hütte, wo auch die ganze Familie des Senners und meine Führer schliefen. Nie habe ich besser geschlafen, nie war mir wohler, als unter diesen einfachen, muntern, gefälligen Menschen. — Lange vor Sonnenaufgang waren wir auf dem Wege. Wir wurden einige Gemsen ansichtig, konnten aber nicht zum Schusse kommen, und bereits fingen wir an, am Glück des Tags zu verzweifeln, da gewahrten wir auf einmal eine Heerde von zwanzig Gemsen, die am Rande eines Gletschers weideten. Die Stelle war äußerst schwer zugänglich; jedoch erreichten wir nach einem geschickt berechneten, mühseligen Marsch, wobei uns ein Nebelregen, der unsere Bewegungen verdeckte, zu statten kam, eine Stelle, vierzig Klafter weit von der Heerde. In der heftigsten Aufregung feuerte ich meine Büchse ab, und als sich der Pulverdampf verzogen hatte, sah ich zu meiner unaussprechlichen Freude ein Thier auf dem Rücken liegen. Unmöglich läßt sich das Entzücken beschreiben, in das mich dieser Anblick versezte; ich weiß nicht mehr, was ich alles that, und fürchte, ich habe große Thorheiten begangen. Die beiden Jaquet schossen auch auf die Gemsen, die nach allen Seiten die Felsen hinauf rannten, trafen aber nicht. Meine Beute war eine männliche Gemse von fünfunddreißig Pfund. Wir gingen nun am großen Trelogletscher hin, der sich in ein tiefes Thal hinaberstreckt; er zeichnet sich durch seine Größe, seine Biegungen und die lichtblaue Farbe seiner Eispyramiden aus; es ist einer der schönsten, die ich gesehen. Der Abend war trüb und unser Nachtlager in Nant de Bournant erbärmlich; aber mein Jagdglück hatte mich so berauscht, daß ich auf nichts achtete. — Mit meinen andern Abentheuern in diesen Alpen mag ich dem Leser keine Langeweile machen, aber Jedem, der Lust hat, sich, wenn er in jene Gegend kommt, mit den Gemsen bekannt zu machen, will ich dringend meine Führer empfehlen. Es sind treffliche Jäger und höfliche, muntere Bursche.

Zum Schlusse begleiten mich wohl die Leser noch in das Macugnanathal auf der italienischen Seite des Monte Rosa, das durch seine Minen und seine schönen Frauen bekannt, und mir besonders wegen der herrlichen Aussichten und der vielen Gemsen in den Bergen lieb ist. Mein Führer war ein Italiener, Martinal, allerdings ein geschickter Jäger, der aber noch weit mehr aus sich machte, als er war; er wollte mir weißmachen, er habe 3460 Gemsen, 2000 Murmelthiere und ich weiß nicht wie viele Adler geschossen. Am ersten Tag erlaubte uns die Witterung nicht, hinauszugehen; der zweite versprach nichts Gutes, da sahen wir von dem schlechten Wirthshaus aus, in dem ich wohnte, mit unsern Ferngläsern eine Heerde Gemsen eine Stunde über uns weiden. Mehr brauchte es nicht, um uns auf die Beine zu bringen; aber an der Stelle, wo sie waren, konnten wir sie unmöglich treffen. Wir verscheuchten sie indessen vom Platze; als wir zurückkamen, wie erstaunte ich, da ich die Gemsen demselben Ort wieder zueilen sah, von dem wir sie eben verjagt hatten. Ich schoß eine an und tödtete sie mit dem zweiten Schuße, konnte ihrer aber nicht habhaft werden, da sie in eine völlig unzugängliche Felsspalte gefallen war; überdieß mahnte uns die Ave Mariaglocke, die aus dem Thal heraufschallte, an den Einbruch der Nacht.

Den folgenden Tag befanden wir uns am frühen Morgen mitten unter den Gletschern. Wir sahen mehrere Gemsen, die wir der Entfernung wegen nicht schießen konnten. Endlich wurden wir ihrer drei ansichtig, ganz oben auf einem ungeheuern, unzugänglichen Felsen. Martinal und ich stellten uns an die beiden Pässe, durch welche die Thiere auf der Flucht kommen mußten, und hießen einen Führer sich den Gemsen an der entgegengesezten Seite zeigen. Was wir vorausgesehen hatten, geschah; nicht lange, so sahen wir sie auf uns zurennen. Martinal schoß zuerst und fehlte; die Gemsen stürzten sich nun gegen eine fast senkrechte Felsenwand und erklimmten sie mit unbegreiflicher Schnelligkeit. Ich hatte bemerkt, daß die beiden ersten auf einer Felsenspitze, die auf ihrem Wege lag, Halt gemacht hatten; ich wartete nun, bis die dritte kam und schoß sie durch die Brust im Augenblick, da sie sich zeigte. Sie versuchte Anfangs noch, den andern nachzulaufen, bald aber fiel sie, wälzte sich längs des Bettes eines Bergwassers fort und wollte eben eine Stelle erreichen, wo man nicht hätte beikommen können, da hielt sie ein zweiter Schuß aus meiner Büchse auf. Auf einem Wege, wo ich hundert Mal Gefahr lief, in tiefe Abgründe zu stürzen, gelang es mir endlich, ihrer habhaft zu werden. Voll ausgelassener Freude über meine Beute, und auch, um der Mühe des Tragens überhoben zu seyn, wälzte ich das Thier an einem Abhang mit dem Fuße vor mir her, da sah ich es auf einmal verschwinden. Ich hatte ihm einen zu starken Stoß gegeben, und es war in eine zwei bis dreihundert Fuß tiefe Schlucht gefallen, aus der man es unmöglich heraufbringen konnte.

Ich glaube nicht, daß diese flüchtige Skizze meiner Jagdabentheuer in den Alpen vielen Jagdliebhabern, so

groß ihre Anzahl seyn mag, Lust machen wird, ihr Glück mit den Gemsen zu versuchen; aber den Tausenden, welche Europas Hochgebirge besuchen und nie eine Gemse zu Gesicht bekommen, möchte ich zusprechen, einmal von den betretenen Fahr- und Reitpfaden abzulenken, und in einer Natur, welche sich von der der gewöhnlichen Marschroute der Neugierigen nicht selten, und zu ihrem Vortheil unterscheidet, des einzigen Schauspiels eines Gemsenrudels zu genießen, der pfeilschnell über ein Schneefeld hinfliegt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, Juli.

(Beschluß.)

Oeffentlichkeit der Verhandlungen auf den Synoden.

„Die Synode (heißt es in dem Berichte des Pfarrers J. Walser weiter) empfing ein umständliches Schreiben von dem zu Teufen privatisirenden Altpfarrer Siegner, welcher vorstellte, daß ihm unthätig zu bleiben unmöglich sey, und deshalb ihm doch erlaubt werden möchte, an den Sonntagabenden, nach vollendetem Gottesdienst, in den Kirchen, wenn schon nicht im Kirchenrock und auf der Kanzel stehend, doch unter der Kanzel und in bürgerlicher Kleidung zur Förderung der heiligen Missions- und Bibelsache kleine Anreden an die zu halten, die ihn hören wollen. Sollten ihm die Kirchen nicht geöffnet werden, so bittet er um die Erlaubniß, in Privathäusern und Sälen derjenigen Gemeinden reden zu dürfen, deren Geistliche ihm den Zutritt gestatten wollen. Würde auch dieses abgeschlagen, so bittet er, daß doch die verehrten Herren an seine Stelle treten und mit hohem Ernst sich für die große und heilige Sache anstrengen und verwenden möchten. Zuletzt widerlegt er die Einwürfe, die gegen sein Vornehmen erhoben werden möchten, und schließt mit den Worten: „Verehrungswürdige Väter und Hirten des theuren Vaterlandes! erhören Sie doch meine dringend ehrerbietigen Bitten. Seyen Sie mir doch barmherzige Samariter! machen Sie doch, daß ich wieder leben und den Herrn loben, und für den Mann Alles thun dürfe, der Alles für uns that. O wie will ich dann meine Trübsale segnen und mit dem äußerlich gemeinsten Loose zufrieden seyn!“ — Pfarrer Siegner, der seit einer langen Reihe von Jahren aus der Synode weggeblieben ist, dachte sich bei seinem Schreiben vermuthlich noch die gute alte Zeit derselben, wo man die Geistlichen unsers Landes fragen mußte: ob es erlaubt sey, die Theologie zu studiren? eine Buchdruckerei zu errichten? und dergleichen mehr; sonst würde es ihm nicht eingefallen seyn, uns zu fragen: ob er mit denjenigen von der Missions- und Bibelsache reden dürfe, die ihn hören wollen; vielmehr würde er gedacht haben: was geht doch die Geistlichen an, von was ich rede oder nicht rede? Sie sind ja nicht die Gesetzgeber und auch nicht die Richter im Staate; ist es ihnen erlaubt, bei gastlichem Mahle auf Landes Kosten von ihren Sachen zu reden, so wird es mir auch erlaubt seyn, von dem zu reden, was meine Seele bewegt, ohne daß es das Land etwas kostet. Ein Herrschaftsrecht der Geistlichen über Reden und Meinen paßt zu einer Demokratie wie eine Faust auf ein Auge, und wäre von allem Heillosen sicher das Heilloseste; sollte auch die ganze Fluth der Baseler Missionäes und Baseler Traktatenfabrikanten gegen uns im Andrang seyn, es wäre dies gegen jenes nur ein geringes Uebel. Die Synode erklärte, nicht eintreten zu wollen.“ Dies mag genügen; wir wollten nur einige Charakterzüge der Synode von Appenzell ausheben.

Paris, Juli.

(Beschluß.)

Der Prozeß wegen Couriers Ermordung.

Der zweite Kriminalprozeß wegen Couriers Ermordung begann nun vor dem Gerichte zu Tours. Der Förster Fremont erschien mit verstörtem Gesichte, als ein von Gewissensbissen gefolterter und allgemein verhaßter Mann, und wiederholte sein Geständniß. Auch die Bauerndirne wiederholte nochmals ihre Aussagen. Der Bauernknecht, der mit ihr im Holze gewesen seyn sollte, läugnete aber Alles schlechtweg: er sey mit der Dirne niemals im Walde gewesen, er habe nichts gesehen und wisse von nichts. Auch die Beschuldigten läugneten ihre That. Die geschwornen Männer befanden sich in nicht geringer Verlegenheit. Der wahre Mörder war frei und konnte nicht bestraft werden; die Strafbarkeit der Andern beruhte blos auf der Aussage einer Dirne von übelm Rufe und von beschränktem Verstande. Bei diesem Zustande der Dinge mochte es ihrem Gewissen zuwider seyn, die drei Beschuldigten als strafbar anzuerkennen. Sie sprachen sie also frei. Nach zwei Kriminalprozessen hat die Gerechtigkeit ein schreckliches Verbrechen noch nicht ahnden können! Das Auffallendste bei diesem Kriminalprozesse war wohl der klägliche Zustand des Försters Fremont. Da Jedermann ihn nun als einen Mörder kennt und flieht, so befindet sich der Elende in einer Lage wie etwa jene, denen ehemals Feuer und Wasser untersagt wurde. Jeder Schritt ruft ihm sein Verbrechen ins Gedächtniß zurück. Die Zeitungen haben angekündigt, er sey einige Tage nach dem Prozesse an einem Blutflusse gestorben. Dies wäre möglich. Es scheint, man hatte doch einigermaßen Mittel gefunden, ihm beizukommen. Die Kinder des Ermordeten hatten nämlich von ihm vor Gericht bürgerliche Genugthuung verlangt und es hieß, das Gericht habe ihn zur Erlegung einer Summe von 10 000 Franken verurtheilt. Ich begreife aber nicht recht, wie dies möglich gewesen ist; denn wenn das Gesetz verbietet, Jemand zweimal wegen desselben Verbrechens zu belangen, so geschieht dies doch wohl, weil vorausgesetzt wird, er sey das erstemal mit hinlänglichem Grunde als unschuldig freigesprochen worden. Wie kann er dann aber in der Folge zu einer Entschädigung in Geld angehalten werden, indeß sein Verbrechen selbst ungestraft bleibt? Ich fürchte, in dieser wichtigen Angelegenheit haben die Richter nicht ganz ihre Schuldigkeit gethan.

Dg.

Auflösung der Charade in Nr. 164:

Handkuß.

Sylben-Palindrom.

1. 2.

Es ist von großem Werth im Kriege,
Dem Feldherrn zeigt es die rechten Züge;
Auch üben's Minister und kluge Frauen,
Daß wir nicht zu tief in die Karte schauen.

2. 1.

Die erste Sylbe voraus der zweiten,
Wird es gleichförmigen Gang bedeuten;
Doch wird sich der Gang nach der Uhr mit nichten,
Wohl aber die Uhr nach dem Gang sich richten.

J. G. M.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 171.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 19. Juli 1830.

— An lustigem
Gefäd', an Spinnweb' hänget der Zeitvertreib.

Klopstock.

Ueber den Verfall des französischen Theaters.

Daß das Theater gegenwärtig und seit längerer Zeit in ganz Europa im Verfall ist, läugnet Niemand mehr, und über den kläglichen Zustand der deutschen Theater ist in diesen Blättern schon manches Wort gesprochen worden. Hören wir einmal zur Abwechslung, wie sich ein Franzose jene Erscheinung in seinem Vaterlande erklärt; vielleicht gibt uns dieß auch über die Krankheit unserer Schaubühne einige Aufklärung. Denn sonderbar! erst seit wir das Deutschthum proklamirt haben und uns schämen, öffentlich etwas den Franzosen nachzuahmen, ist es der Mühe werth, etwas von ihnen zu lernen. Der Franzose sieht den Grund des Verfalls des französischen Theaters vorzüglich in dem Umstande, daß die Nation, in Folge der Revolution, aus einer frivolen und flatterhaften, eine denkende und politische geworden ist. Wenn dieß nicht ganz unrichtig ist, so leidet vielleicht unser Theater auch etwas an den Nachwehen der Revolution, wie unsere Staatskörper, um am Ende sind wir politischer, als wir wissen.

* * *

Es ist schon vielfältig ausgeführt worden, warum Griechenland so viele dramatische Meisterwerke hervorgebracht hat, warum es den Römern nie damit gelingen wollte, warum Corneille und Racine, troß ihres Genies, Paris nicht zu der Kunsthöhe erheben konnten, auf der einst Athen stand. Die Dichter Griechenlands sangen von ihren Helden und Göttern vor einem zahllosen Volke; jene Heldensagen lebten warm und kräftig in dem Gemüthe und der Phantasie jedes Griechen, sie waren der Kern, an den sich ihr ganzes politisches Leben schloß. Die lateinischen Tragiker führten einer kalten, ungläubigen Menge unbekannte Helden vor und Götter, an die Niemand mehr glaubte; der Herr der Welt unterhielt sich darum auch bald besser bei Thierhetze und Fechterspiel als vor der ernsten tragischen Bühne. Corneille und Racine fehlte Athens glückliche Freiheit, und es standen ihnen keine nationellen Stoffe zu Gebot, oder sie meinten dieß doch. Aber unter Ludwigs XIV. despotischer Regierung drängte man sich in die Schauspielhäuser; ja, die leidenschaftliche Vorliebe für das Theater erhielt sich im Publikum während des ganzen achtzehnten Jahrhunderts; und jetzt, da wir freier, reicher, damit, sollte man meinen, vergnügungssüchtiger geworden sind, stehen die Schauspielhäuser leer. Gewöhnlich sieht man den Grund dieser Veränderung in den geringen Fähigkeiten der Schauspieler; offenbar aber ist der Verfall der Poesie und der Schauspielkunst nicht die Ursache, sondern die Folge jener merkwürdigen Erscheinung. Wären Schauspiele ein wirkliches Volksbedürfniß, so ständen gar bald Männer von Genie auf, die Meisterwerke dichteten, und Talmas, die sie spielten. Die ganze Geschichte beweist es: nie sind der Völker wahre Bedürfnisse unbefriedigt geblieben. Es fehlt uns gegenwärtig nicht an Köpfen; im Gegentheil, überall beklagt man sich über die zu große Konkurrenz; das Bedürfniß schafft Talente in

Menge überall, in allen Fächern. Wie viele, wie große Feldherrn lieferte Frankreich aus seinen Provinzen allen, als Frankreich Schlachten gewinnen mußte. Fand sich doch sogar ein Napoleon, der Mann des Geschicks, der die Revolution beendigen sollte. Wir haben gegenwärtig keine Talma, keine Corneille, weil wir der Talma und der Corneille entrathen können. Bedarf ihrer einmal das Volk, so werden die rechten Männer nicht lange auf sich warten lassen. Man lernte gar bald, Zucker aus Runkelrüben machen, als unsere Kolonien uns keinen mehr schicken konnten. Es war dieß wohl ein kitzlichteres Ding, als ein Trauerspiel zu machen, und hätten die Engländer nicht unsere Häfen blokirt, so äßen wir noch heute lauter Rohrzucker. Wo sind aber heutzutage die Leute, die das Theater leidenschaftlich lieben? Man hat zu Hause keine Langeweile mehr; die Winterabende verstreichen einem gar angenehm am Kamin, warum soll man da weit laufen und doch nicht mehr Spaß haben? Man ziehe von dem Theaterpublikum die neugierigen Fremden, die Weiber und Zierbengel, die hingehen, um sich sehen zu lassen, die Leute ab, die umsonst hineinkommen, und man wird sich überzeugen, wie wenig Theil die Masse der Bevölkerung an diesen Spielen nimmt, die keine Volksbelustigung mehr sind und gleich weit außerhalb der Moral, wie der Literatur liegen.

Es gibt ein unfehlbares Mittel, die Schauspielhäuser wieder zu füllen, aber nur ein einziges: man darf nur die Zeitungen unterdrücken und die Lesekabinette schließen. Die Theaterdirektoren mögen dieß wünschen, es kann sogar seyn, daß sie nicht die einzigen sind; aber alles wohl bedacht, dürfte dieß nicht ganz thunlich seyn. Die Presse ist heutzutage die wahre Speise für die Neugierde des Volks. Sie führt uns jeden Tag das ernsteste und anziehenste aller Dramen vor Augen. Bei ihr sind alle unsere Gedanken, alle unsere Wünsche, alle unsere Besorgnisse. Wir haben nicht Zeit, uns für eingebildete Leiden zu interessiren, während die wichtigsten Interessen eines Jeden in Gefahr sind. Frankreich war vor der Revolution zur völligen Nichtigkeit, zur größten geistigen Leerheit verurtheilt; zu sprechen wußte man nichts, als von Tanz und Hofgeschichten; war es da zu verwundern, daß ein neues Werk oder eine erste Vorstellung im Theater großen Lärm machte? War dieß nicht das Wichtigste, was sich ereignen konnte? Ein Mann hatte ein ernstes oder unterhaltendes Thema in seinem Kopfe verarbeitet, und er theilte nun dem Publikum alle seine Ideen mit; man konnte kritisiren, applaudiren, sich seine Empfindungen mittheilen. Was brauchte es mehr, um ganz Paris auf die Beine zu bringen? Ist es dagegen zu verwundern, daß man gegenwärtig, wo so viele Ideen die öffentliche Meinung beschäftigen, kaum darauf achtet, wann der Theaterzettel ein neues Stück ankündigt? Die Umwälzung, welche die Sitten erlitten haben, ist also nur eine Folge der großen politischen Umwälzung.

(Der Beschluß folgt.)

Das heutige und das ehemalige Klima Roms.

(Fortsetzung.)

Man wende nicht ein, die Römer seyen abgehärtet genug gewesen, um eine Kälte von ein Paar Graden ohne Beschwerde ertragen zu können. Denn im Gegentheile scheinen sie sehr empfindlich dafür gewesen zu seyn. Martial nennt das heutige Tivoli gelidum Tibur, und macht sich über diejenigen lustig, welche blos der Mode wegen dort und in Präneste Landhäuser anlegten und dem dasigen kalten und steinigen Boden eine Fruchtbarkeit abzugewinnen suchten, welche, wie er behauptet, gegen seine Natur sey. Tivoli ist aber heutzutage nicht kälter und nicht wärmer als die umliegende Gegend; nur wird es durch seine nach Nordost gekehrte Lage gegen die sengenden Sonnenstrahlen der drei Sommermonate geschützt. Aus diesem Grunde zogen schon zu Augusts Zeiten einige Römer nach der Mode Tivoli der übrigen Gegend vor; andern dagegen (und zu diesen mag der Epigrammatiker gehört haben) schien schon seine gemäßigte Temperatur zu kühl.

So viel ich beim flüchtigen Durchblättern der Komiker, das heißt, des Plautus und Terenz, abnehmen können, ist wohl hin und wieder von großer Hitze, aber nie von großer Kälte die Rede; dagegen finden sich im Livius mehrere Stellen, welche der leztern in den bestimmtesten Ausdrücken Erwähnung thun: dieser Historiker gedenkt eines Jahrs, wo auf dem albanischen Berge (im engern Sinne genommen, der höchsten Spitze derjenigen Kette, welche im Allgemeinen mit demselben Namen bezeichnet ward, jezt Monte Cavo genannt) eine solche Menge Schnees gefallen sey, daß man die latiarischen Feste nicht habe feiern können, und eines andern, wo die Tiber zugefroren gewesen sey. Wenn von der einen Seite diese beiden Beispiele von Kälte gegen meine Vermuthung, daß das Klima Roms vor ungefähr zweitausend Jahren milder gewesen sey als heutzutage, zu sprechen scheinen, so lassen sich von der andern gerade aus ihnen, wenigstens aus dem Schnee auf dem albanischen Berge, Beweise für dieselbe ableiten. Ich löse dieses scheinbare Räthsel. In welchem Monate des Jahres die latiarischen Feste auch gefeiert worden seyn mögen (im Augenblicke, wo ich dieses schreibe, bin ich nicht im Stande, mir bestimmte Auskunft darüber zu verschaffen), so beweist doch der von Livius angeführte Umstand des gefallenen Schnees, daß diese Feste im Winter stattgefunden haben müssen. Die latiarischen Feste (Feriae Jovis Latialis) waren, ihrem Ursprunge nach, bürgerlich-politisch-religiöse Versamm-

lungen aller Völker Latiums, bestimmt, leztere in einen gemeinschaftlichen Bund zu vereinigen, ihnen ein gemeinschaftliches Interesse einzuflößen und, wie widerstrebend auch die einzelnen Theile seyn mochten, ein zusammenhängendes Ganze daraus zu bilden. In dem Ende wurden im Tempel des latiarischen Jupiter Sühnopfer gebracht, Streitigkeiten geschlichtet, Feindschaften ausgeglichen und Versprechungen künftiger Verträglichkeit abgelegt; es schien eine einzige große Familie zu seyn, welche, nachdem für eine gewisse Zeit der Unfriede in ihr geherrscht, ein allgemeines Versöhnungsfest feierte. Daß auch bürgerliche Geschäfte abgethan, Gastfreundschaften eingegangen und Käufe und Verkäufe geschlossen wurden, ist um so eher zu vermuthen, als von der einen Seite die Gelegenheit, sich hier auf einem Punkte zusammenzufinden, und von der andern die Schwierigkeit des Reisens in der damaligen Zeit dazu einluden. Diese Feste dauerten drei, nach andern Schriftstellern gar acht Tage. Häuser standen oben auf dem Berge nicht; man mußte also unter Zelten schlafen. Da nun die Feste im Winter gefeiert wurden, so frage ich, ob die Menschen oben auf dem Berge hätten ausdauern können, wenn das Klima damals nicht milder gewesen wäre als heutzutage, um so mehr, da bei der beträchtlichen Höhe desselben (mehr denn zweitausend Fuß über der Meeresfläche) oben die Luft unverhältnißmäßig rauher als in der Ebene seyn mußte.

Aus dem bürgerlichen Leben der Römer kann hier noch ein Zug nachgeholt werden, der zur Unterstützung meiner Vermuthung von Wichtigkeit ist. Bekanntlich war es unter ihnen das Zeichen der Knechtschaft, mit bloßem Kopfe zu gehen;*) folglich trugen die Sklaven weder Hut, noch Mütze, noch sonst eine Bedeckung. Das wäre ihnen, da sie meistens im Freien zubringen mußten, bei positiver Kälte ohne Nachtheil nicht möglich gewesen, und ihre Herrn waren im Allgemeinen zu besorgt für sie, um sie ungesunden Einflüssen auszusetzen.

Alle bisher angeführten Umstände lassen also auf die Abwesenheit des eigentlichen Frostes schließen und blos eine gewisse Kühle voraussetzen, welche sich immer noch um mehrere Grade über dem Gefrierpunkte erhalten haben kann. Aber selbst eine solche milde Witterung mußte den Römern, welche im Sommer an eine starke Hitze gewöhnt waren, beschwerlich fallen. Es läßt sich vernünftigerweise annehmen, daß sie sich dagegen zu schützen gesucht haben. Dieß geschah vermittelst der Holzfeuer, welche man Fokus nannte. Es entsteht jezt die Frage: gab es irgendwo im Hause einen allgemeinen Fokus, an welchem sich die ganze Familie erwärmte, oder hatten die Mitglieder derselben jedes in seinem Zimmer einen besondern? Daß lezteres nicht der Fall seyn konnte, haben wir oben gesehen. Es gab also einen gemeinschaftlichen Fokus für das ganze Haus. Dieser brannte an einem Orte, wo der Rauch nicht beschwerlich fallen konnte, nämlich im Atrium, und ward hier von einem Sklaven unterhalten, der Fokarius hieß. Das Atrium diente der Familie zum allgemeinen Versammlungsorte, zum Empfangzimmer, ja selbst zur Küche; hier war der große Herd, auf welchem die Hausgötter und die Bilder der Vorfahren standen, neben denen man also Suppe kochte und den Braten wendete, und die deshalb dergestalt vom Rauche zu leiden hatten, daß sie von mehreren Schriftstellern fumosi genannt werden, so wie der Ort selbst von seiner schwarzen Farbe den Namen atrium führte. Das Atrium war oben mit einem Segel überspannt (laqueatum), welches aufgezogen wurde, sobald man Feuer auf dem Herde anzündete. Die elegante Welt von heutzutage wird es vielleicht anstößig finden, daß die Römer ihre Assembleen in der Küche hielten; aber die Sache ist einmal so, und die Küche ist noch heutiges Tages in Italien das Wohn-, Eß- und Empfangzimmer der mittlern und untern Klassen.

(Der Beschluß folgt.)

*) Aus diesem Grunde, und dies ist ein sehr charakteristischer Zug, nimmt noch heutzutage die mittlere und untere Klasse der Römer nur mit dem äußersten Widerwillen den Hut ab, selbst in den Zimmern der Vornehmen. Dasselbe ist seit der Revolution in Frankreich der Fall gewesen; noch vor fünfundzwanzig Jahren trat kein Handwerker unbedeckten Hauptes ins Zimmer seiner Kunden. In Frankreich wird sich vielleicht mit dem Andenken an die genossene Afterfreiheit jene Sitte nach und nach verlieren, während ihr die Römer, bei jedem Schritte auf Trümmer ihrer alten republikanischen Größe stoßend, wahrscheinlich noch für längere Zeit zugethan bleiben dürften.

Morgen.

Die Nacht stumm auf der Erde lag,
In Osten dämmernd kaum der Tag,
Mit kaltem Hauch, mit Wolken dicht,
Und weit, so weit kein einzig Licht!

Die Welt noch ohne Sorge schlief,
Mir ward so bang im Herzen tief.
Ich fragte wohl in stillem Graus:
„Ist's wahr, daß dort ein Vaterhaus?

Daß, wenn der Leib hat ausgelebt,
Der Geist auf leichten Schwingen schwebt,
Licht, fessellos, den Engeln gleich,
Hinüber in ein freies Reich?“

Und wie ich sinn' und bangend steh',
Und mir im Herzen wird so weh,
Kein Wort des Trostes zu mir dringt,
Nicht eine Thräne los sich ringt:

Da starrt' ich in die Ferne hin,
Das Auge düster, wie der Sinn.
O könnt' es, dacht' ich, alsogleich
Zum Tod sich schließen matt und bleich!

Und sieh! es trieb aus diesem Grau'n
Fast unbewußt mich, aufzuschau'n.
O Wunder! licht im Sonnenstrahl
Erglänzt auf einmal Berg und Thal.

Und was ich durch die ganze Nacht
Mit langem Grübeln nicht erdacht,
Sinkt leis mir nun, wie Traum erblüht,
Als Strahl des Glaubens ins Gemüth.

Reinhold Köstlin.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juli.

Proklamation Wilhelms IV.

Unser neue König, Wilhelm der Vierte, erwirbt sich schon durch manchen einfachen, seiner offenen Natur angemessenen Zug die Art von Volksliebe, die so wesentlich das Glück des Fürsten und seiner Bürger befestigt. Vor einigen Tagen fand seine Proklamirung als König unter den gewöhnlichen Feierlichkeiten an mehreren Orten Londons statt. Bevor der Zug der Herolde vom St. Jamesschlosse sich in Bewegung sezte, mußte auch nach alter Sitte in Gegenwart des neuen Fürsten die Proklamirungsakte vom Wappenkönige im Schloßhofe selbst abgelesen werden. Schon früh Morgens war St. James mit Zuschauern angefüllt, da fiel es einem Hofmanne, Gott weiß aus welchen Spleen, ein, die zahlreiche Menge aus dem ohnehin kleinen Hofe weisen und die Thore schließen zu lassen. John Bull, sonst keineswegs so zahm, hat so viel Achtung für seine Fürstenfamilie, daß es sich im Umkreise der königlichen Wohnung solche Mandements by Authority mit vieler Gemüthlichkeit gefallen läßt. Endlich kam der Augenblick, wo die Proklamation beginnen sollte. Der König erschien auf dem Balkon, umgeben von allen männlichen Mitgliedern seines Hauses, dem Herzoge von Wellington und andern Großen; Alles war da, der Wappenkönig, zum Ablesen bereit, die Wappenherolde, die gepanzerten Ritter, ein Piquet der Garde, aber etwas fehlte – das Volk. Kaum bemerkte der König dies, als er einen Lord verwundert fragte: „Where is the people?“ (Wo ist das Volk?) und als dieser gar die Antwort gab, man habe sich dessen Gegenwart höflichst verbeten, da kannte der Unwille des Monarchen keine Grenzen; er gab Befehl, unverzüglich das Schloßthor zu öffnen; John Bull (worunter man in Westend sich immer sehr wohlgekleidete Personen aus den Mittelklassen denken muß) stürzte hinein, und ein dreimaliges Hurrah zeigte dem neuen Monarchen, daß sein Volk ihn verstand. Gleich darauf begann der King of Arms sein Geschäft, und der Zug sezte sich nun nach der City in Bewegung, an deren Grenze, von der Westminsterseite her, Temple Bar bekanntlich nach altem Brauche mit hölzernem Bretterwerk verschlossen und dem königlichen Herolde nicht eher geöffnet wird, als bis vom Lord Mayor die Erlaubniß hiezu ertheilt worden ist; ein Spielwerk zwar, ein Ueberbleibsel einer längst vergangenen Zeit, aber eine um so ehrwürdigere Reliquie, weil sie in lebendiger Darstellung an die uralte Vorsicht der freien Städte gegen die Feudalmacht erinnert. Sämmtliche hier anwesende Mitglieder des Geheimenrathes, Richter, Peers und Parlamentsglieder hatten schon vor der Proklamirung den Huldigungseid geleistet. Vom Militär hört man dergleichen gar nicht, und hierin unterscheidet sich England auch wieder wesentlich von fast allen erblichen Monarchien Europas. Man weiß hier in solchen Fällen nichts von der Aengstlichkeit, womit man in andern europäischen Hauptstädten die Beeidigung des Militärs als erstes und wesentlichstes Erforderniß betrachtet, als ob das neue erbliche, rechtmäßige Oberhaupt eines Reiches sich vor seinem Volke zu fürchten hätte! Aber freilich kennt auch das englische Gesez kein stehendes Heer im Sinne des übrigen Europas; nach der bill of rights ist die Anwerbung und Unterhaltung eines Soldaten im Frieden ohne Einwilligung des Parlaments gesezwidrig, und bis auf den heutigen Tag würde das brittische Heer ohne jene alljährlich erneuerte Einwilligung der Volksrepräsentanten von selbst als aufgelöst betrachtet seyn und kein Bürger zu seinem Unterhalte Steuern zahlen. Aus diesem Grunde steht das hiesige Heer in einem ganz andern Verhältnisse zu der vollziehenden Gewalt und dem Volke, als in andern Ländern. Dagegen wird die Seemacht als die natürliche Schutzwehr des Landes betrachtet, als das Palladium der Nation. Daß das Land einmal wieder einen Blue jacket King erhalten hat, was seit dem bigotten Jakob dem Zweiten nicht der Fall war, macht unsern gegenwärtigen König Wilhelm zum Abgott der Seeleute. Von seiner zarten Jugend an zum Seedienste erzogen, hat er seinem Stande fortwährend seine ganze Thätigkeit gewidmet, wo er sie nämlich äußern konnte und durfte; denn man wollte den königlichen Prinzen nie einer Verantwortlichkeit als Befehlshaber einer Flotte aussetzen. Hier mag auch nicht die unrechte Stelle seyn, die eigentliche Ursache zu erwähnen, welche seine frühere Spannung mit dem Herzoge von Wellington und die Niederlegung seiner Stelle als Großadmiral veranlaßte. Er war mit dem tapfern Sir Edward Codrington, dem bekannten Züchtiger der Osmanlis, sehr vertraut, und dieser äußerte ihm in einem seiner Briefe, daß eine kleine Verstärkung seiner Flotte im mittelländischen Meere wünschenswerth sey. Der Herzog, welcher sich gerade als Großadmiral auf einer Inspektionsreise in den Kriegshäfen befand, gab sogleich den Befehl zur Ausrüstung zweier Linienschiffe, die seinem Freunde Ned (Edward) Sukkurs bringen sollten. Den Herrn Diplomaten kann aber selten etwas verschwiegen bleiben. Fürst Polignac, damals noch Ambassadeur am hiesigen Hofe, von dieser neuen Ausrüstung durch irgend einen politischen Spion in Kenntniß gesezt, verfügte sich zu Lord Aberdeen und wünschte die Ursache dieser Verstärkung der brittischen Flotte im Mittelmeere zu wissen. Die Antwort des Ministers war, Se. Exzellenz wisse mehr, als er und seine Kollegen; endlich ergab es sich, daß Se. königl. Hoheit, ganz im Charakter des Seemanns, die Ausrüstung vorläufig auf sich genommen hatte, in der Ueberzeugung, daß die großmüthigen und hochherzigen Minister gar keinen Anstand nehmen werden, seinem Freunde Ned aus reiner Liebe ein Paar Dreidecker mehr zuzuschicken. Es kam zu Erörterungen, der Herzog von Wellington, ein ganz eigener erster Lord der Schazkammer, verweigerte mehreren Geldanweisungen seine Sanktion, und der Prinz legte zum Leidwesen der ganzen Marine seine Stelle nieder. Offenherzigkeit und Freimuth in Sprache und Handlungsweise sind überhaupt eigenthümliche Tugenden der Seeleute, die bei uns Landmännern (im Sinne des englischen Wortes Landsman) nur ausnahmsweise vorkommen, und die Verhandlungen der Seehelden auf Stationen, wo sie auch die diplomatische Feder schärfen müssen, werden scherzhaft Quarterdeck Diplomacy genannt.

R – s.

Beilage: Literaturblatt Nr. 74.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 172.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 20. Juli 1830.



Wem das Herz ruhig selig schlägt, der sucht in der unsichtbaren Kirche keine sichtbare; der ganze Tempel der Natur ist der Tempel der Liebe, und überall stehen Altäre und Kanzeln.

Jean Paul.

Sonntagsfeier auf den Alpen.

Im Thale drunten schallt Geläute,
Viel Hirten wallen nah und fern:
Gar heiter winkt das Kirchlein heute,
Gar festlich strahlt der Tag des Herrn!

Ich bin allein auf diesen Triften;
Kein Lied ertönet, fromm und zart,
Kein Priester mir aus heil'gen Schriften
Die Wunder Gottes offenbart.

Doch hör' ich nicht ein fernes Rauschen,
Wie feierlichen Orgelton? —
Darf ich den Geisterchören lauschen,
Bin ich so nah dem Himmel schon?

Der Waldstrom ist's, der mit Geplätscher
Herabstürzt von der Felsenwand,
Und mahnend steht vor ihm der Gletscher
In seinem weißen Chorgewand.

Du Riese stolz! ich wank' und klimme
Zu dir hinan mit scheuem Fuß . . .
Ich höre deine Priesterstimme,
Verstehe deinen ernsten Gruß!

Lichtstrahlen flimmern und umziehen
Die Krone dir mit goldnem Glanz:
Ich liege betend auf den Knieen
Vor deiner heiligen Monstranz!

Mir ist, als hör' ich fromme Sagen,
Und mich umfängt ein Heiligthum;
Die Flur hat vor mir aufgeschlagen
Ihr Blumenevangelium.

Da rufen leis mir aus dem Moose
Viel tausend Alpenröslein zart,
Und künden, wie in ihrem Schooße
Der Himmel still sich offenbart.

In deiner Blumen tiefem Grunde
Les' ich mit Lust, du reiche Trift!
O Dank für deine frohe Kunde,
Für deine friedevolle Schrift!

Du lehrest mich in bunten Zügen:
„Der Vater hat die Kinder lieb!“
Ich glaube dir, du kannst nicht lügen,
Dieweil der Herr dich selber schrieb.

Wie ist mir wohl in meinem Sinne,
Wie legt so mild sich aller Schmerz!
Voll Bruderlieb' und Gottesminne,
So frisch und selig schlägt mein Herz!

Im Thale drunten läutet wieder
Das helle Glöcklein feierlich,
Verklungen sind die frommen Lieder,
Es öffnet leis die Pforte sich.

Und aus dem engen Kirchlein treten
Die Hirten alle still heraus,
Derweil ich feiernd, in Gebeten,
Gekniet im weiten Gotteshaus.

Ich wandle rasch zum Thale nieder,
Ein innig Sehnen hebt die Brust:
Ich muß hinab! — o drückt mich wieder
Ans Bruderherz mit frommer Lust!

Adolph Stöber.

Das heutige und das ehemalige Klima Roms.

(Beschluß.)

Aus dem Umstande, daß die Foci der Römer im Atrium unterhalten wurden, läßt sich abnehmen, daß die Kälte zur damaligen Zeit nicht eben streng gewesen seyn müsse. Denn das Atrium hatte wahrscheinlich, wenn wir die verschiedenen Zwecke erwägen, zu welchem es diente, einen großen Umfang; überdem war es durch keine Thür verschlossen, sondern mit einem Vorhange versehen, den ein Sklave, Atriensis genannt, auf- und zuzog; natürlich mußte das Zelt, mit welchem das Atrium überspannt war, wann das Feuer brannte, wo nicht ganz, doch zum Theil geöffnet werden. Da auch die Thüre, welche ins Innere des Hauses führte, nicht verschlossen war (noch heutiges Tages, obgleich bei vermehrter Rauhheit des Klimas, stehen Winter und Sommer alle Thüren und Fenster in Rom offen), so herrschte dort vermuthlich ein so arger Luftzug, daß, wäre noch ein eigentlicher Frost hinzu gekommen, keines Bleibens darin gewesen wäre.

Ich wiederhole also, was ich schon oben gesagt habe: meiner Meinung nach ist das Klima Roms seit zweitausend Jahren bedeutend rauher geworden. Aber nicht allein über Rom, sondern über die ganze gemäßigte Zone Europas scheint sich diese Veränderung erstreckt, die kalte dagegen eine Milderung erfahren zu haben. Diese Veränderung des Klimas auf der nördlichen Halbkugel Europas scheint übrigens nicht arithmetisch, sondern sogar mathematisch fortgeschritten zu seyn. Davon zeugt, meiner Meinung nach, unter anderm die Bauart der Häuser aus dem fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderte, wie sie noch heutiges Tages in den großen Städten Italiens, besonders in Rom und Venedig gefunden werden, auf das Unwidersprechlichste; und haben hier auch die Zimmer nicht eben die Höhe und den Umfang der Gemächer im kaiserlichen Pallaste auf dem palatinischen Berge; so ist doch erstere (von fünf-und-zwanzig bis dreißig Fuß) noch immer so bedeutend, daß selbst geborne Römer im Winter mit Widerwillen darin zu leben anfangen. Ich machte einst einem römischen Großen über die grandiose Bauart seines Pallastes mein Kompliment; was er erwiederte, war eben nicht schmeichelhaft für das Andenken desjenigen seiner Vorfahren, welcher denselben erbaut hatte. Er schloß mit den Worten, „E se fosse solamente abitabile!“ (wenn er wenigstens bewohnbar wäre!) Interessant ist, daß, je älter die Palläste sind, sie desto höhere Stockwerke haben. Bis in die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts trifft man immer nur zwei, von da an aber meistens drei Stockwerke; außerdem befinden sich noch zwischen dem Erdgeschosse und dem ersten Stockwerke, oder zwischen diesem und dem zweiten, sogenannte Mezzaninen und über dem dritten Stockwerke Mansarden. Nehmen sich die ältern Palläste, z. B. die Palläste Giraud von Bramante, Sciarra von Vignola u. s. w., wie olympische Götterwohnungen aus, so sehen die aus der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, an ihrer Spitze besonders der Pallast Chigi, wie Kasernen aus.

Neben den Beweisen aus dem bürgerlichen und öffentlichen Leben und aus der Bauart der Häuser der alten Römer, welche ich oben zur Unterstützung meiner Vermuthung angeführt habe, hätte ich leicht noch mehrere aus dem Thier- und Pflanzenreiche anführen können.

Schließlich nur ein Paar Worte vom Wein. In den Dichtern wird häufig, neben den kampanischen Weinen, auch der römischen gedacht, und von einer Art der leztern bemerkt, daß sie ein Alter von vier Jahren erreicht haben müsse, um gut zu seyn. Heutzutage dürfte selbst die beste Gattung der römischen Weine keinen Vergleich mit einem nur etwas im Rufe stehenden ausländischen Wein aushalten. Horaz (in der zwei-und-zwanzigsten Ode des ersten Buchs) ladt seinen Gönner Mäcenas auf einen Becher Sabiner Wein ein, den er selbst auf Flaschen gefüllt und versiegelt zu haben versichert; er bittet ihn, damit zufrieden zu seyn, weil er ihm weder Falerner noch Formianer vorsetzen könne. Aus dieser Stelle sieht man, daß man den Sabiner Wein damals nicht allein aufzubewahren pflegte, sondern daß er auch gut genug war, um einem an die besten ausländischen Weine gewöhnten Gaumen vorgesezt zu werden. Heutzutage wiederfährt die Ehre des Versiegelns selbst dem besten Civita Lavinia oder Genzano nicht, und die Sabiner Weine, von welchen kein einziger Namen hat, hält man für so schlecht, daß sie entweder gar nicht nach Rom gelangen und an Ort und Stelle getrunken werden müssen, oder höchstens, ihres geringen Preises wegen, den hiesigen Gastwirthen zur Verfälschung der bessern Sorten dienen. Aber auch die Falerner Weine, so wie überhaupt alle übrigen des glücklichen Campaniens, sind aus der Reihe der berühmten Weine verschwunden und keine einzige gelangt davon ins Ausland.

Es würde mich freuen, wenn Physiker von Profession, durch diese meine Bemerkungen aufmerksam gemacht, den Gegenstand einer eigentlichen wissenschaftlichen Beleuchtung unterwerfen, besonders wenn sie, worauf es hier allein ankömmt, was aber allerdings sehr schwer seyn wird, versuchen wollten, den mittlern Wärmegrad der lezten acht-

zehn Jahrhunderte so viel möglich zu bestimmen. Daß es in Italien Jahre gegeben haben mag, wo die Kälte stärker als gewöhnlich gewesen ist (ich selbst habe davon zwei Beispiele angeführt), beweist nichts, als daß jede Regel ihre Ausnahmen leidet und daß es atmosphärische Bedingungen geben kann, welche selbst in den wärmsten Ländern Frost erzeugen.

Ueber den Verfall des französischen Theaters.

(Beschluß.)

Sonst war die Freiheit nirgends als auf der Bühne, wenn anders der gute Wille des Herrn einen etwas freisinnigen Spruch durchgeben ließ, aus dem dann der gesunde Menschensinn der Zuschauer die Nutzanwendung zog. Jezt, mittelst der Freiheit der periodischen Presse, denkt jeder mit Allen, und ohne über die Thürschwelle zu kommen, befindet man sich in fortwährendem Verkehr mit dem ganzen Lande. Jener kleinlichen Bühnenpublicität, jener in Vorsicht gehüllten Kritiken bedarf es also nicht mehr; erschallt ja Tag für Tag die Stimme der öffentlichen Meinung laut über ganz Frankreich. Dieß ist der Grund, warum weder Klassiker, noch Romantiker jene Vorliebe für die Bühne wieder wecken können, die im Schooße der politischen Langeweile erwuchs und die ein ernsterer Sinn dem lebenden Geschlechte völlig entfremdet hat.

Um sich unmittelbar von der Richtigkeit dieser Bemerkungen zu überzeugen, braucht man nur die Einnahme der verschiedenen Pariser Theater zu vergleichen. Man würde sogleich finden, daß diejenigen Bühnen, auf welchen die vornehmsten Werke der dramatischen Literatur aufgeführt werden, diejenigen also, denen die besten Schriftsteller ihre Werke anbieten, gerade tiefer gesunken sind als die andern. Also der aufgeklärte Theil des Publikums bleibt aus dem Theater weg; nicht als ob die Kultur Rückschritte gemacht hätte, sondern weil die geistigen Bedürfnisse andere geworden sind. Würde Tag für Tag in allen Schauspielhäusern eine Sitzung der Deputirtenkammer vorgestellt, wäre nie Platz genug für die Neugierigen. Es ist dieß einmal der Lebensinhalt des Jahrhunderts, er reißt alle Geister in seinen Kreis, und für das Theater bleibt nichts übrig als die Launen einer flüchtigen Neugier. So war es sonst nicht; sonst gab es nichts Interessanteres auf der Welt als die Bühne, vor der man sich versammelte, um in Gesellschaft zu denken. Heutzutage drängt sich die Menge hie und da nur noch zum Vaudeville, zum Melodram und zur Oper. Ins Vaudeville geht man, wenn man gerne lachen und sich zerstreuen möchte; das Melodram der Boulevards ist doch wohl nicht für die gebildeten Klassen der Hauptstadt bestimmt, und in der Oper finden sich bekanntlich Zuschauer ein, denen auf der Welt nichts an Poesie und dramatischer Kunst liegt.

Zur Zeit, als die Zeitungen dem Publikum Dinge vorsagten, die es nicht wissen mochte, als nämlich die Censur sich Mühe gab, sie so nichtsbedeutend zu machen, als die Gazette de France vor der Revolution war, da strömte wieder die Menge eifrig in die Theater, da suchte sie, indem sie begierig Anspielungen aufgriff und den Sinn der Worte drehte und wendete, zwischen vier Mauern und ein wenig laut, vor zwölf-, vierzehnhundert Zeugen auszusprechen, was die Censur jeden Tag die periodische Presse nicht sagen ließ. Damals standen alle Theater ganz vortrefflich. Das Odeon und das Théâtre français konnten sicher auf eine Einnahme von 4000 Fr. rechnen, so oft man Tartüffe gab. Das Haus war gedrängt voll Leuten, die sich eingefunden hatten, um den berühmten Vers: Nous vivons sous un prince, ennemi de la fraude, viermal zu beklatschen. Gegenwärtig ließe sich nicht Ein Bravo hören; die öffentliche Meinung ist anderswo beschäftigt, als im Theater, und äußert sich ganz anders, als durch Anspielungen.

Seit die Theater in Verfall gerathen, hat man sich vielfältig nach Gegenmitteln umgesehen. Man hätte sich aber wohl viele Mühe erspart, wenn man bedacht hätte, daß dieses Sinken der Bühnenkunst, so verdrießlich es für Schriftsteller, Schauspieler und Direktoren seyn mag, ein Uebel ist, das dem Publikum keinen großen Kummer macht, und für dessen Heilung es sich daher nicht sehr interessiren wird. Noch einmal, wenn man die Zeitungen unterdrückte, wenn man Mittel und Wege fände, das Publikum davon abzugewöhnen, so wäre der Geschmack am Schauspiel mit einemmal wieder da. Aber dieses Mittel ist etwas heroisch, und ich zweifle, ob Jemand Muth genug hat, es anzuwenden.

Die dramatische Literatur kann sich, wie jede andere, nur unter einem freien Volk entwickeln. Kommt es nun bei uns einmal so weit, daß das Theater so frei wird als die Presse, dürfen einmal politische Dramen aufgeführt werden, so ist nicht zu zweifeln, daß das Volk die großartigen, mächtigen Leidenschaften, die in der Wirklichkeit, ohne theatralische Illusion, alle Gemüther so lebhaft anziehen, mit Interesse auch auf der Bühne sich wird entwickeln sehen. Doch dahin haben wir noch weit. Noch nicht lange hat die Censur nach fünfzig Vorstellungen die Entdeckung gemacht, daß es gefährlich seyn möchte, das Publikum die drei kleinen Miniaturbilder sehen zu lassen, welche Scribe ganz unschuldig unter dem pompösen Titel: Avant, Pendant et Après ausgestellt hatte. Wie wird es gehen, wenn einmal der Mann auftritt, der im Stande ist, dieses Gemälde im Großen auszuführen?

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

Ein seltsamer Mord.

Vor einigen Wochen, als ich durch die St. Margaretenstraße in der Vorstadt St. Germain ging, stand eine Menge Menschen vor den Läden und mitten auf der Gasse; alle schienen in banger Erwartung auf etwas zu harren, das vorüberziehen sollte. Da nun am Ende dieser Straße das

Militärgefängniß steht, das ehemals das Gefängniß der alten Abtei St. Germain war und als solches noch zwei kleine gothische Thürmchen, sonst aber ein ziemlich neues Ansehen hat, so errieth ich bald, daß hier ein Gefangener vorbeigeführt werden sollte, um seine Strafe zu erleiden. Am Morgen hatten die Zeitungen angekündigt, daß das militärische Revisionsgericht die Appellation des zum Tode verurtheilten Soldaten Debuire verworfen habe. Es dauerte wenige Minuten, so kam der Zug vorüber. Voran einige Gensd'armen zu Pferde, dann eine Kompagnie Soldaten zu Fuße mit der Trommel, dann der Miethwagen, dessen Kutscher vielleicht an demselben Tage ein Liebespaar zur Trauung oder eine Gesellschaft ins Schauspiel führte; aus dem Kutschenfenster sah der Verurtheilte, ein dreißigjähriger Mann, ganz unbefangen heraus, als ob ihn die Sache gar nicht anginge; zur Seite saß ein Geistlicher, der aber, wie gewöhnlich bei den Verurtheilten in Paris, wenig Gehör fand, und vielleicht auch nichts weiter that, als für den armen Sünder beten; hinterdrein wieder eine Kompagnie zu Fuß und einige Gensd'armen zu Pferde. Der Zug ging ziemlich schnell vorüber, nach der Grenelle-Ebene außerhalb der Stadt, und in wenigen Minuten hatte sich die Menge verlaufen; die Straße hatte wieder ihr gewöhnliches Ansehen, und am folgenden Tage meldeten die Zeitungen, der Soldat Debuire habe standhaft die ihm zuerkannte Todesstrafe des Erschießens erlitten, und habe Wort gehalten, indem er zuvor zu den Soldaten gesagt: „Ihr sollt sehen, daß ich den Tod nicht fürchte!“ Weiter war von diesem Menschen keine Rede mehr. Indessen ist sein Verbrechen doch von der Art, daß die Geschichte desselben die Aufmerksamkeit der Psychologen auf sich zu ziehen verdient; vielleicht liegt auch eine Lehre für die Obrigkeit darin. Der Soldat Debuire war aus dem nördlichen Frankreich gebürtig, und hatte sich ziemlich jung an eines Andern Stelle zum Kriegsdienste einschreiben lassen. Er hatte sich immer gut aufgeführt, und daher die Achtung seines Sergeanten erworben, der ihm, da Debuire etwas schwach war, den Kriegsdienst erleichterte und ihm ruhige und nicht ermüdende Geschäfte auftrug. Als dieser Sergeant in der Folge in eine besser besoldete Kompagnie der Pariser Garnison versezt wurde, zog er auch seinen Schützling Debuire in dieselbe und fuhr fort, sich desselben anzunehmen. Derselbe Sergeant hielt übrigens sehr auf Mannszucht und bestrafte die kleinen Vergehen und Nachlässigkeiten im Kriegsdienste mit kurzem Arreste, wie er dazu berechtigt war. Da sich vor nicht gar langer Zeit auch Debuire eines solchen Vergehens schuldig gemacht hatte, schonte er seinen jungen Schützling nicht und erkannte ihm einen viertägigen Arrest zu. Im französischen Dienste ist eine solche Strafe äußerst leicht, da sie mit keiner körperlichen Züchtigung verbunden ist und nur in dem Verbote besteht, das Arrestzimmer zu verlassen. Von diesem Tage an faßte aber Debuire einen bittern Groll gegen seinen Wohlthäter und beschloß, sich an ihm zu rächen. Dazu kam, daß einer seiner Mitsoldaten, der im Hospitale seitdem gestorben ist, auf dem Krankenbette im Gespräche mit ihm gesagt hatte: „Dieser Sergeant wird der Kompagnie sehr zu schaffen machen.“ Mehr bedurfte es nicht, um Debuire zur Ermordung seines Wohlthäters zu verleiten. Um sich eine Waffe zu verschaffen, die ihm als Mordwerkzeug dienen könne, wollte er einmal wieder auf die Wache ziehen, obschon ihn der Sergeant dieser Last wegen seiner Schwäche überhoben hatte; als er am Abende als Schildwache ausstand, zog er eine Patrone aus der Patrontasche und legte eine leere Patrone an die Stelle, damit man beim Untersuchen den Mangel nicht bemerken möchte. Als er nun wieder in seiner Kaserne ist und sich Abends zu Bette legt, hat er das geladene Gewehr neben sich, und sobald der Sergeant hereintritt, um seine gewöhnliche Untersuchung in den Schlafzimmern anzustellen, legt Debuire leise das Gewehr auf ihn an und erschießt ihn; die Kugel verwundet außerdem noch den hinter dem Sergeanten gehenden Korporal am Arm, so daß dieser hernach hat abgenommen werden müssen. Alle Anwesenden erstarren vor Entsetzen, da man nicht weiß, wo der Schuß hergekommen ist. Debuire aber ruft in seinem Bette: „Kameraden, ihr braucht nicht zu suchen, ich habe den Sergeanten erschossen.“ Man ergreift ihn und führt ihn ins Gefängniß; hier sagt er noch die gräßlichen Worte: „Ich möchte das Blut des abscheulichen Sergeanten trinken!“ und da er bemerkt, daß die Soldaten vor ihm schaudern, sezt er ganz ruhig hinzu: „Fürchtet euch nicht, euch will ich ja nicht zu Leibe.“ Im Verhöre vor Gericht gestand er die That ganz ruhig ein, und wußte keinen Grund zu seiner Vertheidigung oder Rechtfertigung anzuführen. Sein Gesicht blieb ganz ruhig, und nie hätte man in dieser Physiognomie die Züge eines Mörders gefunden. Der ihm beigegebene Advokat wußte sich auch anders nicht zu helfen, als daß er eine Monomanie, eine Geistesverwirrung vorschützte, in Folge welcher der junge Soldat unwillkührlich gehandelt habe. Da dies aber leider die gewöhnliche Ausflucht aller Sachwalter ist, welche mit einem augenscheinlichen und vom Thäter nicht geläugneten Verbrechen zu thun haben, so gaben die Richter seinen Gründen kein Gehör und verurtheilten den Mörder nach den Gesetzen zum Tode, und dieses Urtheil wurde dann vom Revisionsgerichte bestätigt. Die Richter haben gewiß die Ueberzeugung, daß sie nach Recht und Billigkeit geurtheilt haben; zudem ist die Meinung, daß das vergossene Blut auch wieder das Blut des Thäters fordere, bei den europäischen Völkern so stark eingewurzelt, daß man es sich gar nicht einfallen läßt, es könne anders seyn. Was war aber im Grunde die That dieses jungen Soldaten anders als eine Geistesverirrung? Hätte er das kochende Blut eines beleidigten Arabers, oder den Jähzorn eines cholerischen Temperaments gehabt, so ließe sich das Verbrechen aus seinem Charakter oder aus Nationallastern und Gesinnungen erklären; allein er war ein stiller und sonst sanfter Mensch mit ziemlich offenem Gemüthe; von Rachsucht und Jähzorn hatte man keine Spur an ihm bemerkt. Bei solchen Vorfällen und bei Menschen, die ihr Jugendleben in der Verborgenheit zugebracht haben, bekümmert man sich wenig um die Geschichte der vergangenen Zeit. Vielleicht hätte man in der Jugendgeschichte dieses Mörders irgend einen äussern Vorfall entdeckt, der in seinem an sich schwachen Geiste eine Verwirrung hervorgebracht hatte, obschon sich diese Verwirrung nur bei einer einzigen Veranlassung zeigte. Vielleicht gehörte er auch zu denjenigen geistesschwachen Menschen, bei denen ein unglücklicher Gedanke, wenn er sich einmal in ihrem Kopfe eingenistet hat, sich beständig weiter eingräbt und ihnen keine Ruhe läßt, bis dieser Gedanke endlich zur That geworden ist. Hätte dieser Mensch eine bessere Erziehung in der Jugend erhalten, so würden vielleicht andere und bessere Gedanken den heillosen Vorsatz verdrängt, oder ihm das Abscheuliche desselben begreiflich gemacht haben. Deshalb bemerkte ich oben, daß die Obrigkeit aus dieser traurigen Begebenheit eine Lehre zu ziehen habe. Thäte sie mehr, um die moralische Erziehung des Volkes zu befördern, unterstützte sie die edeln Menschenfreunde, welche leichte und bequeme Unterrichtsweisen zu verbreiten suchen, und legte ihnen keine Hindernisse in den Weg, so würde es wahrscheinlicherweise der Debuire weniger geben, und sie würde nicht in die beklagenswerthe Nothwendigkeit versezt seyn, einem Menschen das Leben zu nehmen, weil er mit seinem beschränkten Verstande den Anschlag zu einem unsinnigen Morde ausgebrütet hatte.

Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 57.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 173.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 21. Juli 1830.

Jede zarte Blume der Bekanntschaft
Pflanzet schon der Trennung Dorn ins Herz.

Herder.

Meine Geschichtsforschung in B.

Eine Erzählung.

Ein gelehrter Zweck hielt mich einige Monate in B fest. — Es ist ein eigen Ding für einen Fremden, sich die Zeit unter Menschen zu vertreiben, die er wahrscheinlich in seinem Leben nicht wieder sehen wird; es liegt nicht in der Natur des tiefer fühlenden Mannes, nur in der Gegenwart zu leben, auch die lockerste Verbindung wird mit dem Gedanken eines künftigen Fortführens derselben angeknüpft, und nur dieser Gedanke kann ihr Reiz verleihen. Sechs Monate unter Menschen zuzubringen, ohne den Wunsch zu fassen, ihnen einmal im Leben wieder zu begegnen, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Und doch, wie unsicher ist dieses Wiederbegegnen! das sagt uns die Vernunft; darum sträuben wir uns gegen jedes innigere Gefühl, das sie uns einzuflößen beginnen; darum scheuen wir uns, unserem Herzen eine Stimme zu gönnen in den Unterredungen mit ihnen. Aber was ist ein Leben, wo das Herz stumm seyn muß, welches Interesse hat eine Gesellschaft für uns, die uns je gleichgültiger, je zuträglicher ist? und darum, meine ich, ist es ein eigen Ding, sich die Zeit an einem fremden Orte angenehm zu vertreiben.

Anfangs ließ ich mich in kein Haus einführen, aß an table d'hôte, frühstückte im Kaffeehaus, und dachte überhaupt: was willst du dich mit den Menschen hier einlassen, was gehen sie dich an? Nun ja, sie gingen mich auch nichts an, aber das war's eben, was ich nach vier langen Wochen nicht mehr ertragen konnte. Nun nahm ich mir vor: eine oder zwei Familien willst du doch besuchen und dich um die übrigen nicht bekümmern. Also nahm ich meine Brieftasche heraus, machte die Augen fest zu und zog auf's Gerathewohl eins meiner Empfehlungsschreiben hervor; es war adressirt an den Herrn Rath Z. Ich fragte den Marqueur: wo wohnt der Rath Z? Der Mensch starrte mich verwundert an. Seit vier Wochen hatte ich nach Niemanden gefragt, er konnte es daher wohl nicht begreifen, was ich jezt auf einmal bei dem Rath Z wollte; doch endlich bezeichnete er mir dessen Wohnung. Um zwölf Uhr sezte ich meinen neuen Hut auf und machte mich auf den Weg. Ich wurde in ein großes, etwas dunkles Zimmer geführt und gebeten, zu warten, der Herr Rath sey ausgegangen, aber die Frau Räthin werde sogleich erscheinen. Ich sezte mich hin, wartete etwas lange, endlich kam die Frau Räthin, noch eine Stecknadel an dem eben umgenommenen reinen Halskragen befestigend, und mit tausend Entschuldigungen, daß ich hätte warten müssen, „mit wem sie denn das Vergnügen habe u. s. w." Ich zeigte meinen Empfehlungsbrief und nannte meinen Namen. „Ach, der Herr Direktor L.," viele Freude, daß ich endlich gekommen sey; wäre ja schon vier Wochen hier; würde sich gefreut haben mich eher zu sehen, ich müsse doch noch ein wenig Frühstück haben, und mit diesen Worten eilte sie zu einem großen Wandschrank, öffnete ihn und langte daraus allerlei Eßwaaren hervor. Mir schauderte, die Speisekammer im Zimmer! Nun konnte ich mir den pot-pourri Geruch

erklären, der mich wie ein unheimlicher Geist umgeben hatte. Ich trank ein Glas Madeira, bedauerte, den Herrn Rath nicht abwarten zu können, und empfahl mich.

Mit geschlossenen Augen ziehst du nun kein Empfehlungsschreiben mehr heraus, dachte ich mir, blätterte dann unter den meinigen und entschloß mich endlich, meinen Weg zunächst nach dem Hause des Präsidenten Reiner einzuschlagen. Hier war es anders als bei Rath Z. Ein allerliebstes junges Mädchen kam mir an der Thüre entgegen, sagte mir, der Vater sey zu Hause, und führte mich in ein niedliches Zimmer, mit einer übermäßigen Menge von Kupferstichen, meist Bildnissen der interessantesten Zeitgenossen, ausgeschmückt.

Auf dem Sopha saß eine Frau von etwa vierzig Jahren und neben ihr die ältere Schwester meiner allerliebsten Thürsteherin, dieser an Schönheit weit nachstehend, aber einnehmend von Gestalt. Die jüngste ging, ihren Vater zu rufen, und mir ward freundlich ein Stuhl geboten. Der Vater kam, mein Brief wurde gelesen und ich gebeten, bei der Familie aus und ein zu gehen, wann ich wollte, und gleich den heutigen Abend — es war schon sechs Uhr — bei ihnen zu bleiben, ich würde einige ihrer Freunde kennen lernen. Ich blieb, weil es mir unter diesen Menschen behaglich war, und weil ich seit ein Paar Monaten keine Familie gesehen hatte.

Die ältere Tochter hieß Sophie, die jüngere Marie. Diese zog mich Anfangs besonders an; es war ein lieblich Kind, mit großen schönen Augen und noch zurückgestrichenem Haar, welches, wie ihr ganzes Wesen, zu sagen schien: ich bin eben erst herangewachsen. Fräulein Sophie war ruhig, und mit ihrer reinen Stirne, einem etwas unregelmäßigen Stumpfnäschen und etwas zu großem Munde, nur hübsch durch den milden und nachdenklichen Ausdruck, der darauf deutete, daß sie schon länger erwachsen war, als ihre Schwester. Sie blieb in ihrer ruhigen, ungetrübten Grazie, als nach und nach mehrere Fremde eintraten, während Fräulein Marie mit deren Namen mich bekannt machte, und mir zugleich eine kurze, schelmische Charakteristik jedes Einzelnen zeichnete. Hinter Fräulein Sophiens Stuhl stand ein Mann von etwa dreißig Jahren, gesetzten, fast kalten Ansehens, der dem Fräulein bei dem Geschäfte des Theeeinschenkens so unverwandt auf die hübschen weißen Hände sah, daß ich Fräulein Marie zuflüsterte: „ist das ein berühmter Anatom, der die Hand dort so eifrig studirt? denn er sieht mir so ernsthaft aus, daß ich nicht glauben kann, eine hübsche Mädchenhand könne ein anderes als ein wissenschaftliches Interesse für ihn haben.“ — „Ich habe doch nie bemerkt,“ sagte Marie lächelnd, „daß er andere als Sophiens Hände studirt hätte.“ Ganz zuletzt trat noch ein schöner junger Mann in Jagduniform lebhaft in das Zimmer. Ich neigte mich wieder zu meiner jungen Nachbarin Ohr: „Wer ist das?“ — „Auch ein Anatom,“ antwortete sie hocherröthend und schnell aufspringend, um ein Geschäft am andern Ende des Zimmers zu besorgen. Sie mochte wohl recht haben, denn mein junger Jägersmann warf einen flüchtigen Blick auf die Gesellschaft, und schnell orientirt, redete er gerade diejenigen Bekannten an, die den Weg nach dem Theetisch versperrten, und kam so mit guter Manier ganz in die Nähe derjenigen, die daran präsidirte. Das ist eine kuriose Stadt, dachte ich mir, an der hübschen und wahrhaftig allerliebsten Marie gehen sie vorüber, und die Sophie scheint sie behert zu haben. Nun, ich will meiner Geschichte einmal vorgreifen und gestehen, daß ich später auch gewöhnlich am Theetisch zu finden war. Aber so viel ist gewiß, was sie da heute festhielt, konnte ich nicht ergründen, denn Sophie that nichts als Thee einschenken, oder diese und jene Anrede der sie Umgebenden einfach erwiedern. Der Präsident schlug vor, einen Akt aus Wallenstein zu lesen.

Die Rolle des Max wurde dem jungen Forstmeister von Brand, so hieß nämlich mein Grünrock, die des Wallenstein dem ernsten Anatomen, dem Professor Tyrulf, und die Rolle der Thekla einer jungen fremden Frau aus der Gesellschaft übertragen. Wir alle hörten mit Aufmerksamkeit der vollendeten Scene zu; ich nahm mir vor, Fräulein Sophie etwas zu beobachten, um wo möglich zu ergründen, welchen von den beiden offenbaren Anbetern sie denn eigentlich anbete, und verlor daher keine ihrer Mienen. Mit ganz ruhigem Gesichte hatte sie dem Anfang der Vorlesung zugehört; als aber die herzergreifende Scene kam, in welcher Wallenstein den Max bittet, zu bleiben, horchte sie jedem Worte Wallensteins mit so lebendiger Theilnahme in ihren Zügen, daß sie fast schön ward. Aha! dachte ich mir, Wallenstein ist es. Bald aber glaubte ich wieder mich geirrt zu haben, denn je weiter die Scene vorrückte, je ergriffener ward sie, und als Max sich an Thekla wendet, um ihre Meinung zu erfragen, war des Mädchens Auge so thränenvoll und sprechend auf Max gerichtet, daß ich mir dachte: armer Wallenstein, auch diese Blume fällt hinweg aus deinem Leben.

Der Abend verging angenehm und ich fand mich in einem gebildeten, gemüthvollen Kreise, den ich mir vornahm, recht oft zu besuchen; so kam es auch, und noch mehr, als ich mir gedacht hatte, denn nach kurzer Zeit war ich täglicher Gast in des Präsidenten Hause, und widmete ihm und seiner Familie fast alle Zeit, die mir der Zweck meines Hierseyns übrig ließ. Ich will dem Leser auch die Verhältnisse des mir bald so befreundeten Hauses mittheilen, wie ich selbst sie nach und nach erfuhr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gesellschaftlicher Zustand zu Port-au-Prince, der Hauptstadt von Haiti (nach Mackenzie).

Die Einwohner der Republik Haiti theilen sich in drei Hauptklassen: einige wenige Weiße, Kauf- und Handelsleute, jede Schattirung zwischen Weißen und Schwarzen, und Neger. Die Schwarzen sind am zahlreichsten, die Gemischten stehen in der Mitte. Die ersten beiden theilen sich wieder nach ihrem ursprünglichen Vaterlande ab. Der Verfassung nach wird jeder, welches Stammes oder welcher Race er seyn möge, wenn er sich ein Jahr lang auf der Insel aufgehalten hat, Bürger derselben, und in der Praxis ist ein so langer Aufenthalt dazu nicht einmal erforderlich. Deßwegen befinden sich denn auch hier eine Menge Indier, Afrikaner und deren Nachkommen, die, mit ihrer Lage zu Hause unzufrieden, sich hierher ziehen, besonders in die Hauptstadt; die Regierung behauptet, ungeachtet der Mannigfaltigkeit dieser Bestandtheile seyen alle alten Vorurtheile in Hinsicht auf Blut, Farbe und ursprüngliches Vaterland durch die allgemeine Vaterlandsliebe verwischt. Wie wenig aber dieß der Fall ist, bezeugen eine Menge Thatsachen, und vor allen der noch immer bestehende 38ste Artikel der Verfassungsurkunde, welchen die Häupter der Regierung dem öffentlichen Vorurtheil zu Liebe beibehalten zu müssen scheinen, der Artikel, welcher allen Weißen das Bürgerrecht verweigert. „Aucun blanc“ heißt es, „quelle que soit sa nation, ne pourra mettre le pied sur ce territoire à titre de maître ou de propriétaire.“

So viel ich bemerken konnte, findet durchaus keine Abstufung im gesellschaftlichen Zustande statt. Der Präsident steht an der Spitze und das Militär folgt nach der gewöhnlichen Rangordnung. Nur Aemter und Geld geben ein Ansehen, aber eine höhere, mittlere und untere Klasse besteht darum nicht, und der Vornehmste und Reichste geht, ohne sich dadurch herabgesezt zu glauben, mit dem Niedrigsten und Aermsten um. Manche haben behauptet, die gemischte Race bilde die Aristokratie und die Neger müßten sich als gemeine Arbeiter behelfen. Dies scheint jedoch ein zu allgemeines Urtheil; die erstern bekleiden freilich die meisten höhern Aemter, und zwar wohl deswegen, weil sie besser erzogen sind, aber doch gibt es auch sehr viele Beispiele von Schwarzen, die, selbst ohne irgend eine Erziehung genossen zu haben, zu hohen Aemtern gelangen. Am meisten begünstigt diese Gleichheit wohl der Umstand, daß jeder Beamte Handel treibt, denn Gelderwerb gilt für das Höchste im Leben. Unter den Handwerkern, Knechten und Dienstboten gibt es Leute von allen Farben, und manche, jedoch nicht eben viele, der bessern und geschicktern sind eingeborne Haitier. Viele sind aus den Vereinigten Staaten von Amerika hierher gewandert, und diese taugen selten viel, weil in der Regel nur die nichtswürdigsten Schwarze und Mischlinge in der Hoffnung, hier ein Utopien des Müßiggangs zu finden, hierher kommen.

Trägheit und Müßiggang ist überhaupt das allgemeine Laster, und die folgende charakteristische Anekdote kann in diesem Punkt für eine Abhandlung gelten. Ein Engländer schickte einen Mann mit einer Bestellung aus, welche Eile erforderte. Er erwartete die Rückkehr des Boten mit Ungeduld. Endlich kam derselbe wie eine Schnecke angekrochen. „Vite! vite!“ rief man ihm zu; aber der Kerl kroch nur noch langsamer. „Warum lauft Ihr denn nicht, mein Freund?“ fragte man ihn, als er endlich an Ort und Stelle gekommen war. „Hier zu Lande läuft man nicht,“ war die ruhige Antwort, womit der Mann ohne allen Scherz den allgemein herrschenden Grundsatz aussprach. Man kann sich von der Wahrheit dieses Grundsatzes zu jeder Stunde des Tages überzeugen, und die Art und Weise, wie Männer und Frauen unter dem Schatten der vor ihren Häusern ausgespannten Tücher ihre Zeit hinbringen, macht es erklärlich, weswegen man den Schildwachen Stühle sezt. Aber diese Trägheit beschränkt sich nicht nur auf die Menschen; selbst Hunde und Schweine schleichen umher, wie man es nirgends sieht, und sind zum Erbarmen elend und mager. Die Ausländer sind Kaufleute, und meistentheils Engländer, Franzosen, Deutsche und Nordamerikaner, welche einander meistens ohne Rückhalt besuchen. Man frühstückt gewöhnlich um 12 Uhr und ißt um 7 Uhr zu Mittag, oder, wie die Eingebornen richtiger sprechen, zu Nacht. Das größte Uebel bei dem späten Frühstücken ist, daß man Wein und geistige Getränke dabei genießt, und diese zuweilen im Uebermaaß. Doch ist es eine so beliebte Mahlzeit, daß Fremde sowohl als Eingeborne, die niemals zum Abendessen einladen, oft einer Gesellschaft von 50 bis 60 Personen ein Gabelfrühstück geben.

Ueber den Umgang der Eingebornen unter sich weiß ich nichts zu sagen. Fremde werden selten oder nie von ihnen eingeladen; ich glaube aber nicht, daß diese Ungeselligkeit von Mangel an Gastfreiheit herrührt, sondern vom Mangel an Mitteln.

Die Tänze bei den zahlreichen öffentlichen Bällen sind meistens europäisch, außer einem, le carabinier genannt, welcher der Insel eigenthümlich seyn soll. Die Weiber kleiden sich bei diesen Gelegenheiten nach europäischer Weise, bis auf den Kopfputz, welcher in einer Art von Turban aus einem Madrastuche besteht, und, außer daß er etwas zu hoch ist, recht gut läßt. Will aber eine Frauensperson nicht tanzen, so sezt sie einen weißen Turban auf, und diese Friedensflagge wird immer ge-

achtet; Musik und Erfrischungen sind meist erbärmlich. Dann und wann gibt es Privatkonzerte, welche nicht übel seyn sollen, indem viele der Musiker, geborne Haitier, in Europa als Hautboisten gedient haben. Die allgemeine Trägheit des Volkes, welche den Staat zu Grunde zu richten droht, machte bald nach Vertreibung oder Ermordung der europäischen Eigenthümer den Code rural nothwendig, welcher die Grundbesitzer und ihre Knechte mit fast eben so viel Strenge und Grausamkeit zur Arbeit treibt, als man nur je Sklaven treiben konnte, dessen Bestehen aber so lange von den amis des noirs in England geläugnet worden ist. Dennoch soll der Ackerbau im ganzen Lande in entsetzlichem Verfall seyn, so daß die Insel, welche sonst so viel Zucker lieferte, fast nichts mehr auszuführen hat. Die größte Vernachlässigung herrscht indessen in der Nähe der Hauptstadt. Die angebauten Stellen sind sehr selten, und bei dem außerordentlich schnellen Wachsthume in diesem Himmelsstriche ist, wenn eine Stelle vernachläßigt worden, in so kurzer Zeit jede Spur von Anbau verwischt, daß man an einem Orte, wo vor etwa dreißig Jahren eine der reichsten Zuckerpflanzungen in der Welt stand, einen hohen Wald von Kampeschen- und Akazienbäumen erblickt. Unter andern sind den Bauern die Nachttänze untersagt, außer an dem Abende vor einem Feiertage; ich wurde aber während meines Aufenthaltes zu Port-au-Prince wöchentlich wenigstens drei Mal durch den Lärm dieser Tänze im Schlafe gestört, die noch dazu beim Kapitän der Feldpolizei stattfanden, der bei der Gelegenheit seinen Gästen ihre überflüßige Baarschaft im rouge-et-noir abzunehmen wußte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

Theater.

Es ist ein matter, grauer Sommer. Kaum haben wir noch ein Paar ganz heitere Tage gehabt und neben den Regenwolken und kalten Winden, welche den Horizont nicht verlassen wollen, eine niederdrückende Schwüle. Diese für Geselligkeit, Theater und Kunstleben trostlose Zeit hat endlich bewirkt, daß die sonst ununterbrochenen Konzertgenüsse einmal ruhen. Doch auch das Theater ist fast wie ausgestorben. Auf beiden Bühnen gibt es keine Oper, kein Drama, ja nicht einmal eine Lieblingsschauspielerin, welche das Theaterpublikum anzöge und aus der Apathie aufrüttelte. Nur das französische Theater wurde eigentlich, was man nennt, besucht, der Grund liegt aber nur in den herabgesezten Preisen und dem Abonnement. Hier gab die berühmte Jenny Vertpré vom Théâtre de Madame zu Paris einen Cyklus von Gastrollen. Die Darstellerin gefiel, sie erndtete in gewissen Rollen auch wohl Bewunderung ein (ihre Kunst wenigstens); man konnte indessen in ihrem Spiel nichts von dem finden, was hinreißt und die empfänglichen, entzündbaren Herzen unserer Theatergänger in gewohnte Flammen sezt. Der ihr gewordene Beifall war vielleicht das rechte Maaß, aber wir können nun einmal nicht Maaß halten, werden wir einmal aufgerüttelt aus dem Phlegma. Das berühmte Effektstück der Romantiker auf dem Théâtre français, „Heinrich der Dritte und sein Hof“ ist, nach einer Robertschen Bearbeitung auf der Hofbühne aufgeführt, die einzige bemerkenswerthe Neuigkeit derselben, denn Grillparzers „Ottokar“ kann füglich nicht dahin gerechnet werden, wenn er gleich erst vor einigen Wochen hier zum erstenmal gegeben wurde. Er ist kaum einmal wiederholt worden, und es spricht Niemand davon. Dies ist nun wohl mit Heinrich dem Dritten nicht der Fall, er wird häufiger wiederholt werden, aber selbst die gräßlichen Effektscenen erregen keine Theilnahme. Um den Kräften der Schauspieler einmal eine andere Aufgabe zu stellen, als Raupachsche Tragödien, in denen ihre geistige Muskelkraft anfängt steif zu werden, mag die Einbürgerung der fremden Tragödie zu billigen seyn, aber ihr ästhetisches Verdienst berechtigt sie nicht dazu. Hr. Robert hat hie und da nachgeholfen. — Die Schröder gastirt — vor leeren Bänken, transit gloria mundi! Nichtsdestoweniger hieße es ungerecht seyn, zu sagen: ihre Kunst sey mit ihrem bezaubernden Rufe untergegangen. In Rollen, die ihre Persönlichkeit ganz ausfüllt, wie z. B. Medea, ist sie noch groß. Ebenso befriedigt sie im deklamatorischen Vortrage, z. B. der Glocke, und eine in der Ankündigung etwas sonderbare Vorstellung: „Gemüthsbewegungen, von Mad. Schröder, mimisch-plastisch dargestellt,“ fand den Beifall der Kritik, nur wünschte man die Darstellerin zu den meisten dieser Gemüthsbewegungen jünger. Weniger sprach sie in der Braut von Messina an; hier bemerkte man Verzerrungen, ein theatralisches Auftragen in den Affekten, das nicht mit der Schönheit und Wahrheit der dramatischen Kunst stimmte, und selbst vom Publikum herausgefühlt wurde. Zum Besten ihrer Kunst und vielleicht ihrer selbst sey es gewünscht, daß die ausgezeichnete Schauspielerin ihr herumwanderndes Leben verlasse und sich wieder irgendwo fixire. Noch fehlt ihr nicht die Kraft, um den Ruf wieder zu bewähren, der keine Gabe des Zufalls war.

Die Königsstädtische Bühne geht, wenn auch nicht ihrem Untergange, doch einem Zustande gänzlicher Auflösung entgegen. Zwar geschieht etwas für die Oper, und es ist ein ganz leidliches Personale zusammengekommen, dessen Matadore, Mlle. Vio, Hr. Spitzeder und Forti, sämmtlich Wienerischen Ursprungs, nicht allein dastehen, aber der Zauber des Neuen und des ganz Ausgezeichneten fehlt auch diesem Vereine. Weit schlimmer ist es mit dem Schauspiel bestellt. Das Repertoire, früher nur aus Angelyschen Stücken komponirt, enthält jezt fast nichts als Wiener Lustspiele und Zauberpossen. Dies wäre an sich keine Verschlimmerung, aber jede einseitige Richtung bringt das Theater herunter, dem es überdies an einer ein- und umsichtigen Leitung fehlt. Die Wiener Stücke haben ihren Werth, sind aber doch etwas Fremdes. Alle, die früher für dieses Theater Stücke lieferten und sich dafür interessirten, weil man es als ein vaterländisches Institut betrachtete, haben sich davon unter der jetzigen Leitung zurückgezogen. Den empfindlichsten Verlust hat das Theater vor wenigen Tagen durch den Abgang der ehemaligen Dlle. Holzbecher, jetzigen Frau v. Holtei, erlitten, welche mit ihrem Gatten zu einem ehrenvollen, ihrem Talente angemessenern Wirkungskreise bei der neuen Hofbühne in Darmstadt Berlin verlassen hat.

(Der Beschluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 174.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 22. Juli 1830.

Im tiefsten Staube wälzte dich der Spott;
Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen.

Schiller.

J. J. Rousseau und Voltaire.

Betrachten wir die neuere französische Literatur, die seit fünf Jahren in allen Fächern einen bedeutenden und selbstständigen Aufschwung genommen hat, so finden wir nicht nur die parlamentarische Beredtsamkeit und die Geschichte, so wie die dramatische und lyrische Dichtung in mächtigem Aufstreben, wir gewahren auch, wie überhaupt Ernst, Einfachheit und Besonnenheit in der sich umgestaltenden Nation, einen würdigern Geist in der neuen Schule, der hier und da etwas Selbstlob wohl zu verzeihen ist, so wenig sie dessen von Nöthen hat. Wie ganz anders stellt sich in dieser Beziehung die französische Literatur in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, in jenem schändlichen Siècle de Louis XV. dar, wo sich die d'Alembert, Diderot, Grimm, Marmontel, Voltaire, Labarpe, Holbach und seine Coterie mit einer Menge schlechter Weiber in Erbärmlichkeiten aller Art, in Falschheit, Hinterlist, heimlicher Verfolgungssucht, in Neid und Klatschereien, in sittlicher Verworfenheit und Lasterhaftigkeit überboten und darin noch einen Stolz suchten! Anders stehen jezt Chateaubriand, Lamartine, Viktor Hugo, Delavigne u. s. w. da. Ihr Leben ist so einfach und rein wie ihr literarisches Wirken. Was sie arbeiten, ist blos Schöpfung ihres Genies, ohne allen weitern Einfluß. Sehen sie wirklich, wie man ihnen vorwirft, nebst ihrer sich im Globe aussprechenden Schule mit einigem Stolz auf jene elende Zeit, ihre Richtung, ihr Treiben und ihre Verfechter herab, so ist es ihnen nicht zu verdenken.

Mitten unter jenen, auch einst bei uns in Deutschland und an den ersten Höfen Europas hochgehaltenen sogenannten Schöngeistern stand ein Mann, dem wohl mancher Vorwurf gemacht werden kann, der aber nie zu der Erbärmlichkeit seiner literarischen Zeitgenossen herabgesunken ist, den Alle lästerten und traten, der aber nie wieder gelästert und getreten hat, wiewohl er höher stand als alle andern. Dieser Mann war J. J. Rousseau. Um ihn bewegte sich feindselig die ganze damalige literarische Welt.

Ein Rückblick auf jene Zeit, mit Zusammenfassung des Charakteristischen, dürfte in unsern Tagen nicht ohne Interesse seyn, zumal in dieser Beziehung seit zehn Jahren vieles klar geworden ist, was früher in Dunkel gehüllt war, z. B. Rousseaus Verhältniß zu David Hume und sein Aufenthalt in England. Franzosen und Deutsche stehen jezt durch eigenes Verdienst, durch Würdigkeit und Reinigung hoch genug, um sich zu freuen, daß das Vergangene vergangen, und daß im Anwehen des Weltgeistes vieles besser in beiden Ländern geworden ist. Bei dieser Darstellung nehmen wir Rousseau als Mittelpunkt an und betrachten seine literarischen Zeitgenossen, einen nach dem Andern, jedoch nur in nächster Beziehung zu ihm, zu seinem feurigen Streben, zu seinem, der ganzen Menschheit liebevoll zugewendeten und hingegebenen Herzen. Für dießmal stellen wir ihn mit Voltaire zusammen.

Der unbemittelte Rousseau unterzeichnete für Voltaires

Statue, für das Denkmal „des Mannes, der nach seiner Meinung allen, die ihm nahe kämen, den Weg zum Ruhme zeigte, des berühmten Mannes, der, wenn er gewollt hätte, die Bewunderung der ganzen Welt verdiente, der dem Menschengeschlechte einen großen Dienst erweisen und auf der glänzendsten Bahn wandeln könnte, die jemals ein Wissenschaftsmann durchlaufen, des Mannes endlich, den Rousseau wie seinen Meister ehrte, und dem er sein eigenes kleines Talent verdanken zu müssen glaubte." Was that dagegen Voltaire? Er schimpfte, schalt und tobte unaufhörlich in seinen Schriften gegen Rousseau, öfter und heftiger noch als die d'Alembert, Diderot, Grimm und Marmontel. Bald aber war die Reizbarkeit seiner Nerven, die ihn immer beherrschte, bald seine üble Laune, Neid und unbändiger Zorn daran Schuld, doch nie reiflich überdachte und berechnete Kombination, nie versteckte, im Dunkeln schleichende Feindseligkeit, die langsam und besonnen ihre Angriffsmittel vorbereitet und für günstige Gelegenheit zurecht legt. Voltaire stand in keiner Verbindung mit Rousseau, es ist nicht einmal ausgemacht, ob sie sich je gesehen haben. Sein feindseliges Benehmen war wenigstens nicht, wie bei den andern, Folge bübischer Freundschaft und hinterlistigen Vertrauens. Er hörte blos auf anderer Reden und Schelten, besonders auf das d'Alemberts. Liest man in den Schriften jener Zeit, wo Rousseau Greuel und Unthaten Schuld gegeben werden, so ist immer von „bewiesenen Thatsachen" und von „unzähligen Beweisen seiner Undankbarkeit" die Rede. Wo sind diese Thatsachen und diese Beweise? Nirgends. Nicht ein einziges Faktum ist in dieser Beziehung vorhanden; alles beruht auf vagen Allgemeinheiten und Deklamationen, wiewohl jene Masse von Beweisen und Thatsachen alle von Rousseaus genauesten Freunden kommen sollten. Voltaire, der gewiß nicht zu ihnen gehörte, und den Genfer nicht einmal kannte, machte sich doch kein Gewissen daraus, gegen ihn die Waffen zu gebrauchen, mit denen er so meisterlich umzugehen verstand und die damals in Frankreich eine so große Bedeutung hatten — Witz und Lächerlichmachen. So schrieb er am 29ten August 1757 an d'Alembert: „Schreiben Sie mir doch, wenn Sie einen Augenblick übrig haben, wie sich Rousseaus Denkorgane befinden, und ob er immer noch an der Zirbeldrüse leidet. Gibt es einen unwiderlichen Beweis gegen die Unsterblichkeit der Seele, so ist es gewiß diese Gehirnkrankheit. Man hat einen Fluß in der Seele wie in den Zähnen." Dieses Flusses ungeachtet, schrieb Rousseau damals gerade seine Nouvelle Heloïse, beendigte seinen Contrat social, und bereitete seinen Emile vor. Der Stachel des Witzes und des Lächerlichen stumpft sich schnell ab, wenn er nur eine Einzelnheit betrifft. Daher half es Voltairen nicht lange, von der Sauvagerie oder der Wildheit des Verfassers des Emile zu sprechen und ihm ein Erziehungssystem aufzubürden, wonach er die Menschen in die Wälder zurückweisen wollte, um da von Eicheln zu leben und auf allen Vieren zu gehen. Von alle dem stand im Emile nichts, und man kam dem Witz bald auf die Schliche. Die sogenannten Freunde des „Wilden" machten es ganz anders. Sie nahmen mit anscheinendem Wohlwollen die feine Verläumdung zu Hülfe, die mit einem leise hingeworfenen Wort, mit einer Miene spricht, und der Wirkung gewiß seyn kann. Voltaire wiederholte nur mit seinem Witz, was ihm jene vorsagten und erfanden. Er schrieb Grobheiten mit gemeinen Ausfällen gegen Rousseau, die oft auch nicht einmal das geringe Verdienst des Witzes hatten, z. B. in seiner elenden guerre de Genève. Entschuldigen wir aber noch Ironie, Sarkasmen und sogar Grobheiten so leidenschaftlicher Schriftsteller, wie Voltaire. Leidenschaft ist auf jeden Fall eine schlechte Entschuldigung, aber es ist doch eine; denn es läßt sich wenigstens annehmen, daß bei ihren Aeußerungen keine Ueberlegung voraus ging. In einem historischen Werke aber, wo alles reiflich überdacht und abgewogen werden muß, ist Leidenschaft und gallige Gehäßigkeit unerträglich. Was sagen wir nun zu Stellen, wie die in dem Precis du siècle de Louis XV.: „Es hat Narren gegeben, die behaupteten, man dürfe seiner Arbeit nicht froh werden. Die Menschen seyen nicht nur einander gleich, sie hätten auch dadurch, daß sie sich gleichen, die Ordnung der Natur umgekehrt; der Mensch sey dazu geboren, wie ein wildes Thier zu leben, die Biber, die Bienen und Ameisen handelten gegen die ewigen Gesetze, weil sie in Republiken lebten. Dieß sind Tollheiten, die ins Narrenhaus gehören. Sie konnten daher auch nur einige Zeit Mode bleiben, wie die Affen, die man auf Jahrmärkten tanzen läßt. Ein wilder Marktschreier trieb sie aber in seiner Verrücktheit, in einem neuen Erziehungsprojekt, so weit, daß 2c." Wer sollte glauben, daß hier vom Verfasser des Emile die Rede sey? Solche Angriffe tragen jedoch in sich selbst ihre Widerlegung. Sie sind schmutzige Ausflüsse eines wilden, leidenschaftlichen Charakters, im Grunde aber doch noch weniger verächtlich als die hinterlistigen Beschuldigungen, halblauten Andeutungen, Winke und dergleichen, welche sich Grimm, d'Alembert und Marmontel gegen Rousseau erlaubt haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Meine Geschichtsforschung in B.

(Fortsetzung.)

Der Präsident Reiner war ein inniger Freund des Obersten von Brand, des Vaters des jungen Forstmannes, der uns schon vorgeführt worden ist. Als dieser, im Alter eines rüstigen Mannes, starb, ernannte er den Freund zum Vormund seines einzigen Sohnes Friederich und

zum Verwalter seines beträchtlichen Vermögens. Der damals sechszehnjährige Jüngling kam in das Haus des Präsidenten und ward als Sohn von ihm erzogen und geliebt. Sophie war damals zehn, Marie sechs Jahr alt. Von dem Augenblick seines Eintritts in die Familie, war Friedrich der Ritter der kleinen Sophie, und sie war ihm mit kindlicher Freundschaft zugethan. Er half ihr bei ihren Spielen und sie leistete ihm alle kleinen Dienste, die in ihrer Macht standen. Der Präsident hatte keine Söhne, und alle Liebe, mit der ihr kleines Herz einen Bruder hätte umfassen können, war Friedrich gewidmet; er wußte das auch sehr wohl, und fing frühe an, eifersüchtig auf diesen Vorzug zu seyn. So wuchsen die beiden jungen Leute in enger, treuer Freundschaft heran. Friedrich sezte seine Studien als Forstmann eifrig fort, und erhielt bald eine Anstellung, die ihm die doppelte Freude gewährte, sich selbstständig zu wissen und in der Stadt bleiben zu können, die seine Sophie bewohnte. Des Präsidenten Haus war gastlich, angenehm und besucht. Unter den Besuchenden zeichnete sich bald der Professor Torulf aus. So stumm und anscheinend kalt er auch in der gewöhnlichen Unterredung war, so geistreich und hinreißend konnte er seyn, wenn sein Gemüth von dem Gegenstande ergriffen war, den er behandelte. Man entdeckte bald ein schönes Talent zum Vorlesen in ihm, eben so verschieden von jenem übertriebenen deklamatorischen Vortrage, der früher als höchst kunstvoll angestaunt worden, als von der monotonen Art, die in neuerer Zeit als ein vortheilhafter (wenigstens ein bequemer) Gegensatz zu der vorhergehenden bewundert worden ist. Er las mit tiefer, voller Stimme, mit Würde und Gefühl, jedem Worte seinen richtigen Ton gebend und den Zuhörer jede Schönheit empfinden lassend, ohne sie durch zu lebhaftes eigenes Gefühl zu seiner subjektiven Aeußerung umzugestalten oder gar durch affektirten Schwulst zu verunstalten. Auch Friedrich las gut, ungeregelter, feuriger, aber voll Wahrheit und Gefühl. Bald war es klar, daß kein Gegenstand in des Präsidenten Hause Torulfs Gemüth mehr ansprach, als Sophie, und doch machte sie ihn nicht geistreich und hinreißend, sondern stumm und oft düster. Das war allen offenbar, nur dem jungen Brand nicht; der fand, daß der Professor in Sophiens Gegenwart noch viel zu lebhaft war, und da er dieß eines Tages gar zu deutlich zu bemerken glaubte, entschloß er sich kurz und gut, und hielt bei dem Vater förmlich um Sophiens Hand an. Der Vater sagte: „rede mit ihr, mein theurer Friedrich, meinen und der Mutter Segen hast du.“ Friedrich klopfte mit pochendem Herzen an ihre Thüre. Sie ging ihm freundlich entgegen, reichte ihm unbefangen die Hand, und ließ es geschehen, daß er diese mit Innigkeit an seine Lippen drückte. Er sagte ihr darauf den ganzen Zweck seines Besuches mit aller Leidenschaft, mit allem Feuer seiner Seele. Stumm, und ohne ihn zu unterbrechen, horchte sie seinen Worten, dann erwiederte sie bewegt, aber doch ruhig: „Friedrich, ich habe Sie so herzlich lieb, aber wie könnte ich Ihre Frau werden? wir sind ja immer Geschwister gewesen.“ — „Ich nie,“ fiel ihr Friedrich lebhaft ins Wort. „Nein, nein,“ sagte Sophie, den Blick zur Erde gesenkt, „Sie können es noch nicht einmal wissen, ob Sie mich wahrhaft lieben; Sie haben mich ja immer ununterbrochen gesehen, und Niemanden so viel, als mich; ach, ich gäbe Alles darum, Sie glücklich machen zu können; aber es ist mir nie eingefallen, daß es so seyn sollte. Es kann auch nicht seyn; gehen Sie ein und aus bei uns, wie immer, aber denken Sie daran nicht mehr.“

Friedrich ging sehr bestürzt aus dem Zimmer und klagte dem Vater sein Leid. Dieser meinte, er solle der Tochter nur Zeit lassen, es habe sie zu sehr überrascht. So befolgte er denn den Rath seiner Freundin, ging ein und aus wie zuvor, aber immer und immer stieß er auf den Professor, sobald er sich Sophien nahte, und war seiner Eifersucht kaum Herr, wenn sie mit diesem wie mit allen Andern freundlich sprach. Und doch konnte er dem Torulf nicht gram seyn, denn er war ein edler, ruhiger und gehaltener Mann, so daß Friedrich sich es oft gar nicht denken konnte, daß derselbe wirklich in Sophie verliebt seyn könne. Eines Tages saß Sophie mit ihrem Vater allein im Zimmer; sie hatte ihn einer Unpäßlichkeit wegen nicht verlassen wollen, während Mutter und Schwester ausgegangen waren, ein wenig Luft zu schöpfen. Torulf kam eben, den Präsidenten zu besuchen, als dieser, in dringenden Geschäften abgerufen, das Zimmer verlassen mußte. Sophie nöthigte den Gast, sich zu setzen. Das Anfangs unbedeutende Gespräch wandte sich zufällig auf Shakespeare, dessen Schönheiten das sonst so empfängliche Mädchen bisher nie in vollem Maße genießen konnte, weil des Dichters Geist dem ihrigen allzu fremd schien. Torulf war ein leidenschaftlicher Verehrer des großen Britten, und mit allem Feuer, das ihn beleben konnte, begann er, dessen Vertheidigung zu übernehmen. Sophie hörte ihm still zu, allmählig entsank die Arbeit ihren Händen und sie sah den Sprechenden bewundernd an. Plötzlich schwieg er, von dem Ausdruck ihres seelenvollen Gesichtes betroffen, und wußte nicht mehr, wo er stehen geblieben war. „O fahren Sie fort,“ sagte sie, „ich könnte Ihnen mein Leben lang zuhören.“ Er aber ergriff ihre Hand, die auf dem Tische lag, drückte seine heiße Stirne lange darauf, und als er sich wieder aufrichtete, war sein Gesicht mit dunklem Roth überzogen. Schnell stand er auf, und eben so schnell verließ er das Zimmer. Sophie stützte den Kopf nachdenklich in ihre Hand, und so fand sie der Vater noch, als er wiederkam.

Friedrich hatte unterdessen verschiedentlich versucht, einen stillschweigenden Brautstand zwischen sich und So-

phien anzuknüpfen; aber auch die kleinste Freiheit, die er sich erlaubte, wurde mit freundlichem Ernst zurückgewiesen. Und doch hieß es in der ganzen Stadt, die beiden jungen Leute seyen versprochen, und hatte auch Friedrich kein Wort, keine Andeutung sich vorzuwerfen, wodurch dieses Gerücht entstanden seyn konnte, so gab doch schon das innigere Verhältniß zum Hause des Präsidenten, in dem er stand, Ursache genug, um ein Ding, das so genügsam ist, als ein Stadtgeschwätz, nicht Hungers sterben zu lassen.

So standen die Sachen ungefähr, als ich in des Präsidenten Hause ein täglicher Gast wurde. Marie war meine Freundin, und durch sie erfuhr ich alle die kleinen Geheimnisse dieser Familie. Am Ende ihrer vertrauten Mittheilungen pflegte sie wohl zu sagen: „Ich weiß gar nicht, wie die Sophie den Friedrich ausschlagen kann; aber,“ sezte sie einstens, ihr selbst unbewußt, seufzend hinzu, „sie hat ihn ja noch nicht ausgeschlagen; Papa sagt, sie habe sich nur noch nicht erklärt.“ — „Und woher, liebes Kind,“ sagte ich ihr eines Tages, „woher wissen Sie denn die Geschichte von der begeisterten Vertheidigung des Shakespeare?“ — „Die hat mir Sophie gleich nachher erzählt.“ Dann, dachte ich, liebt sie ihn nicht, sonst hätte sie's für sich behalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

(Beschluß.)

Theater.

Auch Herr von Holtei gehörte dem Königsstädtischen Theater durch seine leichte, wohlgefällige dramatische Thätigkeit an. Die Dichter in Deutschland sind selten, welche wie er den Moment zu erfassen und dem Gelegenheitsstücke, wie dem Gelegenheitsgedichte einen poetischen Werth unterzulegen wissen. Die Blüthezeit des Theaters war während Holteis Theilnahme für dasselbe, und es war ein Fehler der drei Direktionen, die aufeinander folgten, einem so talentvollen und mit der Technik des Theaterwesens vertrauten Manne nicht mehr Einfluß zu geben. Es ist ein trauriger Rest Politik aus dem modernen Bürgerthum, den Sachverständigen nicht zu trauen und, aus Mißtrauen gegen die Männer vom Fach, die Sache selbst anzugreifen und zu verderben. Es rächt sich auf gleiche Weise, wenn der Hof und die Kammerherren, oder Schneider und Handschuhmacher am Theater regieren wollen. Hr. v. Holtei hat manche Fehler, und bei einem etwas fastidiösen, lebendigen Charakter hätte er nicht unumschränkt einer Bühne vorstehen dürfen; unter allen denen, welche man zur Leitung dieses Theaters berief, war er indessen ohne Frage der geeignetste. Bei einem wohlfundirten Theater, wie das Darmstädter es zu werden verspricht, kann seine Thätigkeit von der besten Wirkung seyn, obschon sein Talent zur zweckmäßigsten Entwickelung eine große Stadt fordert.

Die allgemeine Sommererschlaffung hat sich selbst, wie es scheint, über den bitter geführten Pietistenstreit verbreitet. Man glaubte Wunder, was nach den Auftritten in Halle, nach den Kreuz- und Querangriffen der hiesigen evangelischen Kirchenzeitung und den Broschüren und Traktätlein pro und contra daraus werden dürfte, allein es scheint nichts zu werden. Das Publikum liest und spricht nicht mehr davon. Eine eben erschienene geistreiche Schrift: die Höllenstrafe der Frömmler, zwei Supplementgesänge zur Danteschen Hölle, voll scharfer Blicke und mit einer herben Geißel, ist kaum, nachdem ihr Verfasser, ein ausgezeichneter Staatsbeamter und ebenso ehrenwerth bekannter Uebersetzer und Dichter, genannt worden, ins eigentliche Publikum gekommen. Auch die Zwistigkeiten über das neue Gesangbuch scheinen sich auszugleichen. Damit sey nicht das Prognostikon gestellt, daß es so bleiben wird; es ist nur ein Zeichen der allgemeinen Apathie, die für den Augenblick die lebendigere Streitlust überwältigt hat. — Das dreihundertjährige Erinnerungsfest der Uebergabe der Augsburgischen Konfession bewegte am 25. dieses Monats auf eigenthümliche Weise unsere Stadt. Doch blieb es auch dabei mehr bei Veranstaltungen von oben, und die Theilnahme war nicht die allgemeine, populäre, wie bei dem Reformationsfeste; gefühlt und gebilligt wurde jedoch von allen Seiten das, was geschah. Schon am frühen Morgen verkündeten Musikchöre von allen Kirchthürmen herab den hochfeierlichen, wirkungsreichen Tag, alle Kirchen waren eröffnet und gefüllt, manche überfüllt, und der Dom sah gewissermaßen die Vertretung der ganzen Monarchie in der Person unsers verehrten Königs, des ganzen Hofes, der Staatsbeamten, Gelehrten von der Universität und des Militärs in seiner Mitte. Dem schloß sich die akademische Feier im Universitätsgebäude an, wo Gesang mit bezugreichen Reden wechselte. Feierliche Doctorkreationen ausgezeichneter Männer wurden nach altbergebrachter Weise vorgenommen. Sollte man aber glauben, was versichert wird, daß ein Mitglied einer Fakultät, welche nicht die theologische ist, sich der Erkrung eines hohen Staatsbeamten zum Doktor widersezt habe, weil der Beamte nicht Christ in dem Sinne der Erwählten sey! Die Universität Oxford wurde einst von Jakob dem Zweiten aufgefordert, einem Katholiken einen ihrer Grade zu ertheilen, was sie aber ablehnte, worauf von des Königs Seite ihr entgegnet wurde, daß sie vor einem Jahre doch kein Bedenken getragen habe, dem mohamedanischen Sekretär des marokkanischen Gesandten den Doktorhut aufzusetzen. Die Universität hatte zwar in dem speziellen Falle Recht; bei der Gelegenheit wurde aber zur Genüge erörtert, daß Doktorendiplome, honoris causa ertheilt, nichts mit Kirche und Religion zu thun haben. Es gibt jüdische Doktoren in drei Fakultäten, und Niemand hat daran Anstoß genommen. Wir wollen deshalb auch den Widerspruch für ein muthwilliges Gerücht halten.

Indem ich dies niederschreibe, verbreitet sich die betrübende Nachricht vom plötzlichen Tode unsers Staats- und Finanzministers, Hrn. v. Motz. Das Ausland hat seine Verdienste um die Herstellung unserer Finanzen und des preußischen Kredits schon zu würdigen gewußt. Er war der erste Finanzminister, der in einer absoluten Monarchie ein Budget publizirte. Hoffentlich ist unser Kredit fest genug, um nicht von eines Mannes Leben abzuhängen. — Ein anderes Unglück bedrohte vor einigen Tagen unser Land. Die Sträflinge des Spandauer Zuchthauses, wie man sagt neunhundert an der Zahl, benuzten den Spandauer Markt, um auszubrechen. Schon war das Leben eines Inspektors bedroht, schon stand die wilde Rotte mit den Steinen des entpflasterten Hofes bewaffnet, als die Energie der Militärbehörden Stadt und Land vom Ausbruch dieser entzügelten Horden rettete. Schon hatten sie den Angeber ihres Komplottes ermordet, die Aufforderung, sich zu ergeben, verlacht, als eine scharfe Salve, in Folge deren viele Bösewichter das Leben verloren, sie zur Unterwerfung brachte.

Beilage: Kunstblatt Nr. 58.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 175.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 23. Juli 1830.

Alle das Steigen
Von Herzen zu Herzen,
Ach wie so eigen
Schaffet das Schmerzen!

Goethe.

Der Glückliche.

Kennst du ein Schwert, das keinen trifft,
Und dennoch Wunden schlägt,
Getränkt mit unheilbarem Gift,
Das kalt um's Herz sich legt?

Ist auch der Pfeil dir nicht bekannt?
Vom Bogen fährt er nie,
Und spaltet doch des Herzens Wand,
Daß es blutet spät und früh?

Sahst du wohl je ein flammend Licht,
Das, kalt wie nordisch Eis,
Das Blut vereiset, bitter sticht,
Von Wärme selbst nichts weiß?

Warst du noch nimmer sterbenskrank,
Obgleich von Leib gesund?
Trankst du noch nie den Todestrank,
Ob du auch lebst zur Stund?

Hast Wunden du noch nie gefühlt,
Die nie dein Aug' erschaut?
Ein Eis, was brennt, ein Feu'r, was kühlt,
Ein Glück, daß es dir graut?

Dann, Glücklicher, entfliehe nur!
Die Liebe kennst du nicht.
Doch achtsam hüte deine Spur!
Denn sie hält schnell Gericht.

Kreuser.

J. J. Rousseau und Voltaire.

(Fortsetzung.)

Grimm behauptete, und viele seiner Zeitgenossen haben es ihm nachgesagt, Voltaire werde immer gelesen werde, Rousseau hingegen werde in Vergessenheit kommen; diese Voraussagung ist bisher nicht eingetroffen. Keiner von beiden Schriftstellern wird in Vergessenheit gerathen, und darüber kann man sich nur freuen. Schon jezt aber zeigt sich, daß verhältnißmäßig viel mehr von Voltaires Schriften als verschossen und abgestanden auf die Seite gelegt wird, denn von den Rousseau'schen. Alles, was blos zum Lachen und Lächerlichmachen geschrieben ist, hat nur momentanen Werth, und wird altbacken, wenn der Augenblick vorüber gegangen, für den es geschrieben wurde und wo es in Frankreich Wunder gewirkt haben kann. Vieles von Voltaires Schriften gehört in diese Kategorie. So schlagend und hinreißend es zu seiner Zeit war, so unbedeutend erscheint es jezt. Ganz anders ist es mit Rousseau: was er gedacht, gefühlt und geschrieben, ist für alle Zeiten, denn, wiewohl man ihm Schuld gab, er wolle die Menschen wieder in Wälder und Höhlen zurückweisen, seine größern Werke athmen nichts als den glühenden Wunsch, die menschliche Gesellschaft und die Menschen glücklich und menschlich zu machen. Daher ist es denn auch gekommen, daß eine gerechtere Nachwelt Rousseau immer neben Voltaire stellt.

Beide Männer haben einiges mit einander gemein,

sind aber in den mehrsten Beziehungen sehr verschieden. Keine andere Literatur hat einen Schriftsteller aufzuweisen, der über so vielerlei geschrieben, wie Voltaire. Ob gründlich, ob oberflächlich, ob mit Belegen und Unpartheilichkeit, oder blos mit Witz und mit der Waffe der Lächerlichkeit, dieß war ihm ganz einerlei. Ganz anders war es mit Rousseau. In keinem seiner Werke ist Tiefe und Begeisterung für die Wahrheit zu verkennen. Voltaire spricht immer leicht und anmuthig, selbst über die schwierigsten und abstraktesten Dinge. Bei Rousseau entfalten sich die größten und tiefsten Ideen aus den unbedeutendsten Gegenständen. Beide Männer hatten bei so verschiedenen Mitteln, auf so verschiedenen Wegen doch denselben Zweck, das Glück der Menschheit. Voltaire greift alles an, was ihr schaden kann, den Despotismus, den Fanatismus, den Aberglauben und die Eroberungssucht, aber nur niederreißen ist seine Sache. Rousseau hingegen lebt und spricht für Alles, was der Menschheit nützen kann, er will gründen und aufbauen. So stellte er für die Erziehung und für den bürgerlichen Verein ganz neue Ideen, eine ganz neue Schöpfung auf. Voltaire und Rousseau sind genial in ihren Schriften. Beide fühlen lebhaft den Jammer und das Unglück ihrer Zeit und den niedrigen Stand der Menschheit, die ihnen so sehr am Herzen liegt, beide erheben sich zu den ewigen Grundsätzen der Wahrheit und des Rechts, an denen das Glück der Menschen an diamantnen Ketten liegt. Aber wie gesagt, Voltaire erschüttert Alles, reißt nur nieder, Rousseau hingegen baut Neues und Herrliches auf, und steht dadurch als Pförtner einer neuen Zeit, als Baumeister einer neuen Heimath da. In der Bekämpfung ihrer Feinde sind beide merkwürdig, gehen aber auch darin ganz verschiedene Wege. Voltaire greift seine Widersacher mit einem Haufen Flug- und Streitschriften, mit Wortspielen, Epigrammen, beißendem Witz, Diatriben, besonders aber mit der leichten Waffe des Lächerlichen an, die er so meisterlich zu handhaben wußte. So greift er den Fanatismus an, neckt und sticht ihn von allen Seiten und schlägt ihn endlich in die Flucht. Ganz anders benimmt sich Rousseau. Er verschmäht alle die Waffen des Witzes, Spotts und des Lächerlichen. Muthig und stark durch eigene Kraft, geht er blos mit den Waffen des Verstandes auf das Ungethüm zu, packt es bei den Hörnern und wirft es zu Boden. Als Voltaire und Rousseau in Streit mit einander lagen, zeigte dieser, daß man dem Gespenste des Lächerlichen dadurch trotzen könne, daß man nichts darauf gibt. Er selbst aber hat nie falsche Hiebe geführt, ist nie hinterlistig und giftig geworden, sondern ging seinem Gegner immer gerade und offen zu Leib.

Aber Rousseau und Voltaire haben sich auch vergriffen und geirrt, jeder auf verschiedenem Weg. Bei diesem litt das Genie unter der Jagd nach Witz, umgekehrt war es bei jenem, denn sein Genie erdrückte seinen Witz. Der größte Vorwurf, den man Rousseau machen kann, trifft wohl seine Behauptung über den Nachtheil der Wissenschaften. Er selbst aber widerlegte sie am bündigsten durch sich selbst, durch den trefflichen Gebrauch, den er zum Wohl und Glück der Menschheit, zur Verbreitung der Tugend und guten Sitten davon gemacht hat. Voltaire hingegen spricht immer von dem beglückenden Einfluß der Wissenschaften; gibt es aber einen guten Beleg zu Rousseaus System, so wäre es der nachtheilige und verwerfliche Gebrauch, den Voltaire sein Leben lang von ihnen gemacht hat. Beider Philosophie umfaßt und durchdringt alle Verhältnisse des menschlichen Lebens. Bei Voltaire spricht die Philosophie der Glücklichen; Jean Jacques hingegen steht bei denen, welche am meisten Trost brauchen, bei den Unglücklichen, und er weint mit ihnen. Es findet sich gar oft, daß Voltaires Heiterkeit den Denkenden und Fühlenden traurig macht, Rousseaus Schmerz aber tröstet und ermuthigt. Dieß kömmt daher: Voltaire zeigt uns nur immer Vergnügen und Freuden, die wir schon zum Ueberdruß genossen haben, oder die wir nicht erreichen können, er nimmt uns dagegen welche, und das sind gerade die besten, ohne etwas anderes Erfreuliches an ihre Stelle zu setzen. Dadurch macht er seine Leser oft mißvergnügt mit der Welt, mit sich selbst und mit dem Autor. Rousseau hingegen zerstört freilich die erkünstelten und gesuchten Vergnügungen der Gesellschaft, er bietet uns dagegen bessere und edlere an, die Vergnügen und Freuden der Natur.

(Der Beschluß folgt.)

Meine Geschichtsforschung in B.

(Fortsetzung.)

Nach einem langweiligen Geschäftsnachmittage ging ich eines Abends in das Haus meiner Freunde und fand, außer der Familie, wie gewöhnlich Brand und Tyrulf. und noch ein Paar Fremde. Das Gespräch drehte sich fröhlich um Vergangenheit und Gegenwart, und wer unbefangenen Herzens war, der mußte sich erfreuen in dem Kreise dieser lieben Menschen. Friedrich saß neben Sophie, und die Gesellschaft merkte es kaum, daß sie ihm ihre spitze Scheere und ein anderes Instrument ihres Arbeitkästchens gab, um eine verbogene Stelle an ersterer gerade zu biegen. Plötzlich gab er einen Laut des Schmerzes von sich. Die Spitze war abgesprungen und ihm ins Auge geflogen. Alles sprang erschrocken auf. Der Präsident gab Befehl, einen Arzt zu holen; doch ehe dieser vollführt werden konnte, kam Sophie, die augenblicklich und unbemerkt hinweggeeilt war, schon wieder zurück, und zwar mit ihres Vaters großem Magnet, den sie mit zitternder Hand an das verlezte, mit Mühe geöffnete Auge hielt. Die Stahlspitze

blieb hängen; die Hülfe war schnell und schmerzlos, und dankbar küßte ihr Friedrich die Hand, während sie die seinige mit ihren beiden ergriff und mit der zärtlichsten Theilnahme ausrief: „lieber, lieber Brand, wie leid thut es mir, ich allein war Schuld daran!" Brand vergaß alle Menschen, die um ihn herumstanden, hielt ihre Hände fest und sah ihr entzückt ins Auge. Das ihrige durchflog schnell das Zimmer, und eben so schnell zum Gefühl ihrer Lage zurückgebracht, machte sie sich los und nahm ruhig, doch hocherröthend, ihren vorigen Platz wieder ein. Dieser Vorfall, dachte ich, vergönnte uns doch einmal einen gründlichen Blick in das unergründliche Herz. Doch sie blieb nicht gar lange mehr auf ihrem Platze, sondern machte sich etwas zu thun und näherte sich dem Professor, der, wie eine Salzsäule, noch immer in derselben Stellung beharrte, in welcher er bei der Herbeischaffung des Magnets sich befunden. „Wollen Sie uns nicht etwas vorlesen, lieber Herr Professor?" sagte sie mit sanftem, fast schüchternem Tone. „Thut mir leid," antwortete er trocken, „mir ist nicht wohl, ich kann wirklich nicht lesen, ich fühle einen Druck in mir, als hätte ich einen Magnetstein verschluckt." Schnell ging sie auf ihren Platz zurück.

Ich verlor nichts von diesem kleinen Auftritt, und fand, daß Torulf eine Art von Wehrwolf sey, weil er das sanfte Mädchen so abfertigen mochte, deren einziges Verbrechen darin bestand, daß sie, wie wir Alle, den jungen Brand liebenswürdiger fand als ihn. Das gute Vernehmen zwischen den beiden Nebenbuhlern hatte seit jenem Tage eine Störung erlitten. Torulf war sichtlich abstoßend gegen Friedrich, dieser hingegen freundlicher als sonst. Das war natürlich, Glück stimmt milder als Unglück.

Die ersten Tage des Frühlings brachten neues Leben in die Natur und in uns alle. Dies machte mich geneigt, Sophien zu tadeln, denn es verdroß mich, daß sie nicht endlich den guten Brand für seine Treue belohnte; aber sie blieb sich so gleich in ihrem Benehmen, daß mir wenig Hoffnung blieb, diesen Trotzkopf so bald bekehrt zu sehen. Eine Begebenheit, die uns manchen Tag zu sprechen gab, schien jedoch meine Wünsche zu begünstigen.

Wir machten eine Spazierfahrt, an welcher außer der Familie des Präsidenten nur Brand und ich Theil nahmen. Die beiden alten Leute fuhren in einer kleinen Kalesche, wir Andern in einem viersitzigen Wagen. Ein schönes Thal zu unsern Füßen reizte uns Junge, (ach Gott, ich vergesse immer, daß ich schon nahe an den Funfzigen stehe!) den Weg zu Fuß fortzusetzen. Wir stiegen also aus und gingen den geraden Fußpfad hinab, die Fahrstraße abkürzend, welche in abwechselnden Windungen sich ins Thal senkte. Plötzlich hörten wir ein entsetzliches Angstgeschrei und sahen den Wagen über uns dicht am Abhange von den wildgewordenen Pferden fortgerissen. Mit einem Sprunge war Friedrich oben, fiel den scheuen Thieren in den Zügel und brachte sie, einige Schritte fortgeschleift, durch seine Kraft und Geschicklichkeit wieder zum Stehen. Die armen Mädchen waren todtenbleich und regungslos vor Schrecken; erst als sie sahen, wie der kühne junge Mann sich wieder hervorarbeitete, während ich, der ihm nachgelaufen, die Pferde hielt, und wir die Eltern beide unversehrt aus dem Wagen stiegen, konnten sie sich von der Stelle bewegen. Nun gab es eine rührende Scene der Freude und des Dankes, dessen Gegenstand der Retter ihrer Eltern. Beide Mädchen lagen an seinem Halse und er war selig, wenn auch bleich und an mehreren Stellen verletzt, besonders am rechten Fuße, der von einem der Pferde getreten war. Der Präsident und seine Frau drangen in Friedrich, in ihr Haus einzukehren und dort seine Genesung abzuwarten, damit ihre Pflege sein Krankenlager versüßen könne. Er nahm den Antrag dankbar an, und langsam ging unser Zug nun wieder nach Hause zurück.

Sophie hatte während der lezten Verhandlungen mit gefalteten Händen zum Himmel emporgesehen, als legte sie ein heiliges Gelübde ab, und war dann beruhigter zur Einrichtung des Wagens für den Kranken geschritten. Marie aber hatte ihn unter lautem Weinen angesehen und ihre Eltern viel leidenschaftlicher als sonst umarmt.

Nun folgte eine schöne Zeit für Brand, obwohl sein Fuß stark gequetscht war, und er sein Lager auf dem Sopha lange nicht verlassen durfte. Alle Glieder der Familie wetteiferten in der zartesten Pflege für ihn, und er war jezt der unbestrittene Sieger, was mich recht herzlich erfreute, wiewohl es mich andererseits doch innig rührte, als am Tage nach diesem Zufalle Torulf in das Zimmer trat, sich dem Patienten nähernd, dessen Hand ergriff und mit bewegter Stimme zu ihm sagte: „Sie haben sich ein schönes Recht auf die Dankbarkeit dieses Hauses erworben; möge sie Ihnen werden nach Ihren besten Wünschen." Mit Sophie, die am Lager des Kranken saß, sprach er gar nicht; allein beim Abschiede drückte er, wie zum Zeichen der Entsagung, einen sanften Kuß auf ihre Hand. Sie wendete mir den Rücken zu, während dies geschah; ich hätte ihr gern ins Gesicht gesehen. Nach vierzehn Tagen durfte Friedrich wieder aufstehen, und gleich darauf bezog er auch seine Wohnung wieder. Die Wunde heilte schnell, aber die Dankbarkeit der Familie blieb und erneuerte sich täglich. Nur eine kleine mädchenhafte Scheu schien noch Friedrichs Wünschen entgegenzustehen, denn Sophie behandelte ihn mit unverkennbarer Zärtlichkeit, und gegen Torulf, der nur selten mehr in das Haus kam, war sie sichtlich kälter. Torulfs Liebe aber schien mir nun leidenschaftlicher als vorher, obgleich er sich enge Schranken gesezt hatte. Kein bitteres Wort entfuhr ihm mehr gegen Friedrich; er sprach, wie zuvor, wenig, aber milder und freundlicher, als er sonst gethan. Mit

Sophien unterhielt er sich fast nie. streifte er jedoch von ungefähr zu ihr Gewand, traf ihn unerwartet der Ton ihrer Stimme, so erbebte er fast merklich und war oft so ergriffen, daß er sich mit Anstrengung wieder sammeln mußte. Kurz, ich fing an, ihn recht lieb zu gewinnen, und bedauerte nur, daß er es nicht über sich gewinnen konnte, ein Haus zu meiden, wo für ihn kein Glück mehr blühte, denn Sophie verstummte, ja sie schien erkaltet und unbehaglich, so wie er ins Zimmer trat.

Jezt, da Friedrich so offenbar im Vortheile war, fing ich allmählig an, mich für seinen Nebenbuhler mehr und mehr zu interessiren.

Der schöne Frühling und das Grün waren wieder zurückgekehrt, und alles flog aus zu größern Landpartien in die schönen Umgebungen der Stadt. Auch der Präsident lud zwanzig bis dreißig seiner Bekannten zu einer solchen ein, und an einem schönen Junimorgen bestiegen wir alle ein großes, sicheres Boot, um eine Meile weit auf der lieblichen Meeresbucht zu segeln und dann in einem, von hohen Buchen beschatteten öffentlichen Garten ein einfaches Mittagsmahl einzunehmen. Die Hinfahrt war köstlich; ich saß zwischen meinen beiden Lieblingen, Sophie und Marie, Friedrich uns gegenüber, und Tyrulf starrte in die Weite, wozu er durch seinen Platz am Steuer auch gewissermaßen berechtigt war.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juli.

Wilhelm IV. und Georg IV.

Der Tod Georgs IV. hat allen Dingen bei uns eine neue Gestalt gegeben. Der neue König hat sich zwar seit vielen Jahren wenig im Publikum gezeigt, außer wenn er bei irgend einem zur Unterstüzung einer wohlthätigen Anstalt gehaltenen Gastmahle den Vorsiz führte, war aber dennoch nicht unbeliebt. Sein Wesen ist frei und männlich, ja wohl etwas barsch, aber, wie man versichert, ist er sehr geneigt, sich von seiner klugen, edlen Gemahlin lenken zu lassen. Gleich bei seiner Thronbesteigung gab er einen Beweis von Rücksicht für das Volk, indem er den gewöhnlichen Befehl, wornach bis nach dem Begräbniß des verewigten Monarchen alle Schauspielhäuser geschlossen werden, widerrufen ließ und blos auf vier Tage beschränkte. Auch hat er, der Bequemlichkeit der Bürger zu Liebe, den Befehl zur Oeffnung eines neuen Eingangs in den St. Jamespark gegeben, um welchen man unter der vorigen Regierung selbst im Parlamente vergebens angehalten hatte. Dabei läßt er sich gern öffentlich sehen, lebt mit allen seinen Verwandten in liebevoller Einigkeit, und wenn er nur, bei dem jezigen bedrängten Zustand des Landes, keine Neigung zur Verschwendung blicken läßt, so wird er gewiß sehr populär werden. Georg IV., welcher zu Windsor starb, wird auch dort am 13. in der Familiengruft beigesezt werden, wozu man jezt Anstalten trifft, so wie zur vorhergehenden zweitägigen feierlichen Ausstellung der Leiche. Die Kramladen, welche sogleich geschlossen wurden, sind es noch und die Nation ist in Trauerkleidern, aber dennoch blickt alles mehr mit Hoffnung nach der aufgehenden Sonne, als mit Trauer nach der untergegangenen. Wie auf einen Zauberschlag war alles Volk schwarz gekleidet, da wegen des längst vorauszusehenden Todes des Königs sich Jedermann mit Schwarz versehen hatte, und zwar aus Oekonomie, weil es Herkommen ist, daß die Schneider sechs Wochen lang nach dem Tode eines Mitgliedes der königlichen Familie den doppelten Arbeitslohn für schwarze Kleider fordern, und überhaupt alles Schwarze theurer wird; die schwarzen Seidenzeuge haben längst um 1 Schilling die Yard aufgeschlagen.

In dem königlichen Haushalt haben mehrere Veränderungen stattgefunden, und obgleich der Marquis von Cunningham, dessen Gemahlin so lange Georgs IV. Haushälterin gewesen und deren Familie mit Ehrenstellen, Geschenken und Einkünften aller Art überhäuft worden war, seiner Aemter noch nicht enthoben ist, so zweifelt doch die Nation nicht daran, daß dies geschehen wird, und die Karrikaturenzeichner haben die öffentliche Meinung bereits mannigfaltig ausgesprochen. Auch der König geht bei diesen Wizspielen nicht leer aus. Bald sieht man ihn als Will, den Fährmann, der mit seiner Schönen im Boot dem Herzog von Wellington befiehlt, sein Boot ungeschoren zu lassen; bald als Mauthsoldaten, der sich nach den Schleichhändlern umsieht; bald nimmt er als Kapitän Clarence von dem Schiffe British Constitution Besiz; bald steht er nebst dem Herzoge von Cumberland vor dem als Wirth gekleideten John Bull, dem a cracked sovereign (ein Souverän mit einem Hieb) lieber ist, als ein base sovereign (ein falscher).

Der Schuz, den Georg IV. Künsten und Gewerben angedeihen ließ, seine Milde gegen Nothleidende, seine Leutseligkeit bei öffentlichen Gelegenheiten, aber besonders seine Selbstverläugnung, die seine Persönlichkeit nie mit den Staatsangelegenheiten in Widerspruch kommen ließ, machten ihn bei Hohen und Niedern beliebt, so oft auch die Nation während seiner Regierung den Kopf geschüttelt hatte. Er würde noch populärer gewesen seyn, wenn er sich öfter seinen Unterthanen gezeigt hätte; aber seine Corpulenz und zunehmende Altersschwächen machten ihn von Jahr zu Jahr ungeneigter, sich sehen zu lassen. Zuerst in seinem Pallaste zu Brighton und in den lezten Jahren in der sogenannten Loge, einem im Windsorpark gelegenen Lustschlosse, eingeschlossen, beschränkte er sich auf die Gesellschaft einiger wenigen befreundeten Hausgenossen, von denen jedoch Niemand zu seiner Familie gehörte. Dann und wann gab er dort seinen Ministern und auch andern Standespersonen große Gastmahle, aber diese wurden immer seltener. Während der Parlamentsizungen kam er auf einige Zeit in die Stadt, hielt ein Paar Cour-Tage und ging ein- oder zweimal im Staat in jedes der beiden großen Schauspielhäuser. Dies geschah noch im vorigen Jahre, obgleich er schon längst sich der Pflicht begeben, das Parlament persönlich zu eröffnen und zu vertagen. Ein Hang, der ihn bis an sein Ende nicht verlassen zu haben scheint, ist die Lust zum Bauen und Verzieren, oder vielmehr zum Niederreißen und Umändern. Dies hat John Bull oft Anlaß zur Klage gegeben, und war die ewige Plage seiner Minister, die zu allen möglichen Erfindungen ihre Zuflucht nehmen mußten, um diese Sucht zu befriedigen. Noch ist Vieles hierüber im Dunkeln; aber schon die öffentlich hiezu verwilligten Summen waren groß genug, um den prächtigsten Pallast damit zu erbauen, den England je gesehen.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 75.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 176.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 24. Juli 1830.

— Irre Zweifel, ungestüm Verzagen,
Und bange Schau'r und blasse Schüchternheit!

Shakespeare.

Meine Geschichtsforschung in B.

(Fortsetzung.)

Am Ufer erwarteten uns alle Genüsse einer harmlosen Freude in Gottes schöner Schöpfung. Selbst unser armer Tyrulf wurde heiter und aufgeregt. Wir gingen auf einem Damme, längs einem breiten Wassergraben hin. Eine der jungen Damen warf einen Veilchenstrauß, woran sie einen kleinen Stein befestigt hatte, über den Graben und rief in lauter Fröhlichkeit:

Wer mir die Blumen kann wieder zeigen,
Der mag sie behalten, sie sind sein eigen.

Alle jungen Leute schickten sich sofort an, hinüber zu springen; aber da nur eine Stelle sich zu diesem Zwecke eignete, so ward beschlossen, daß ein regelmäßiges Springen nach dem köstlichen Preise veranstaltet werden sollte. Der Unglückliche, der nicht hinüber kam, sah freilich nur ein feuchtes Grab für seine Wünsche und seinen Ruhm. Auch Tyrulf wollte sich in den Haufen der Springenden stellen, als eine leise Berührung am Arm ihn zurückhielt. Er wandte sich um, und sah Sophie hinter sich stehen, die aber schon den Fuß zum Weiterschreiten erhoben hatte. Augenblicklich verließ er den Kreis der lustigen Jugend, um ihr zu folgen. Sie bog um eine Ecke, als wolle sie ihm entfliehen, aber schnell holte er sie ein und fragte: „Fräulein Sophie, warum hielten Sie mich zurück?“ — „Was hätte ein Professor der Staatswissenschaften wohl für eine Ehre davon gehabt, hinüber zu springen?“ war ihre Antwort; „und wie fatal wäre es für Sie gewesen, hineinzufallen! man hätte Sie doch nur ausgelacht.“ — „Sophie,“ erwiederte er, „es standen ihrer zehn da, die hineinfallen konnten, warum hielten Sie gerade mich zurück?“ Sie schwieg einen Augenblick, dann sagte sie: „und wenn ich nun gerade Sie ungern ausgelacht sehen wollte, wäre denn das etwas so besonderes?“

Sie waren weiter gegangen und standen jetzt am Eingang eines Gartenhäuschens. Der Spaziergang, die Fröhlichkeit, in die er unvermerkt gerathen war, die plötzliche Ueberraschung bei Sophiens unerwartetem Zeichen der Theilnahme, alles dieß hatte Tyrulf seine gewöhnliche Selbstbeherrschung geraubt; er war seiner nicht mehr mächtig, zog das bestürzte Mädchen rasch in das Häuschen hinein, warf sich ihr zu Füßen und stammelte, am ganzen Körper bebend und fast keiner Worte mächtig, das Geständniß, daß er sie lange, lange schon unaussprechlich liebe, daß er sie um Erbarmung anflehe, daß er nicht leben könne ohne sie. Sophie saß da, schmerzlich bewegt, und konnte lange keine Sylbe hervorbringen. Endlich sprach sie: „Nein, es kann nicht seyn — Friedrich — erlassen Sie mir, lieber Tyrulf, jede weitere Erklärung.“ Und diese zu geben, wäre sie auch gar nicht im Stande gewesen, denn Thränen erstickten ihre Stimme und raubten ihr auf geraume Zeit die Sprache. Tyrulf erholte sich zuerst wieder. „So ist denn Alles aus!“ sprach er; „ich wußte es wohl, warum konnte ich nicht schweigen, wie bisher! Aber sagen Sie mir eins; lieben Sie Brand?“ Sie schwieg. „Also

ja; noch eins muß ich bitten: wenn Sie einem Manne Ihre Hand zusagen wollen, lassen Sie mich's nur durch Sie selbst erfahren, versprechen Sie mir das?" — „Gewiß," sagte sie feierlich. Sie standen noch eine Weile einander stumm gegenüber, dann hob Sophie an: „Lassen Sie uns ins Freie gehen, hier kann ichs nicht mehr aushalten;" und schweigend gingen sie hinaus, er um seine liebste, beste Hoffnung gebracht, und sie nicht fröhlicheren Herzens als er. Für uns andere wurde indessen der Spaziergang nicht gestört und erst in späterer Zeit erfuhr ich den Auftritt, der sich im abgelegenen Gartenhäuschen ereignet hatte.

Friedrich war den Rückkehrenden freudig entgegengesprungen und hatte, ihre Stimmung nicht bemerkend, Sophien den Strauß überreicht, den er als der beste Springer erobert hatte. Torulf, der mit festgeschlossenem Munde daneben stand, entschuldigte seine Stimmung, die freilich auffallen mußte, mit heftigen Kopfschmerzen. Bei seiner ungewöhnlichen Blässe zweifelte keiner an der Wahrheit dieser Entschuldigung; man bedauerte ihn und fuhr übrigens frohen Muthes nach Hause. Nicht lang darauf führte des Vaters Geburtstag die Freude in verjüngter Gestalt in das Haus zurück. Es sollten Tableaux ausgeführt werden, da der Alte diese Ergötzung vor allen liebte. Sophie, die ein schönes Talent für Malerei mit Fleiß ausgebildet hatte, übernahm die Anordnung des Ganzen. — Einige Scenen aus den Retzischen Umrissen zu Goethes Faust wurden nach kurzer Ueberlegung gewählt. Diese vortrefflichen Skizzen waren erst vor Kurzem erschienen und dem Vater noch gar nicht bekannt.

Marie war ein liebliches Gretchen, wie sie in ihrer Unschuld dargestellt ist, und weiter sollten auch die Tableaux nicht fortgeführt werden. Aber es fehlte an Faust. Die alte Präsidentin meinte: „Kinder, ich weiß einen trefflichen Faust, wir wollen Torulf bitten, die Rolle zu übernehmen." Aber Sophie entgegnete, flüchtig erröthend: „Er ist so lange nicht im Hause gewesen, wer weiß, ob er Lust hat, wieder zu kommen, wir wollen ihn doch nicht dazu zwingen." Die Mutter gab ihr Recht und schlug den Herrn von Brand vor. „Nein," erwiederte Sophie, „Friedrich muß zusehen, auf sein Urtheil freue ich mich besonders; er meint immer, mit den Tableaux wäre es doch eigentlich nichts, man müßte ewig und ewig warten, um endlich einen flüchtigen Genuß zu erhaschen, den die ängstlich gezwungene Stellung der Handelnden, oder vielmehr Leidenden, einem noch verkümmere. Aber diese Tableaux," setzte sie scherzend hinzu, „soll er in seinem Leben nicht vergessen." Das gute Kind wußte nicht, wie prophetisch sie sprach.

(Die Fortsetzung folgt.)

J. J. Rousseau und Voltaire.

(Beschluß.)

Voltaire hing den Großen, Vornehmen und Reichen an, suchte ihren Umgang und schmeichelte ihnen, Rousseau hingegen war ihnen abgeneigt, hielt aber die Niedern und Unglücklichen sehr werth. Diese ganz verschiedene Richtung zeigt sich auch in ihrem Streben, das religiöse Leben anders zu gestalten. Voltaire, der immer die Religion mit ihren Dienern verwechselte, ließ von Anfang seiner schriftstellerischen Laufbahn bis an ihr Ende seinen Zorn an der niedern Geistlichkeit, an Bettelmönchen, an kleinen Theologen und Pfarrern aus, aber bei den Bischöffen, Kardinälen und Fürsten ist er ein gehorsamer, unterthäniger Diener, und hütet sich wohl, ein Wort gegen sie zu sagen. Im Gegentheil, er eignet ihnen in Unterthänigkeit Schriften zu und streut ihnen unaufhörlich Weihrauch, den sie in Gnaden annehmen. Wie ganz anders Rousseau! Seine Verehrung zollt er einem armen Landpfarrer, der ihm in seiner Demuth und ächt christlichen Wirksamkeit das Muster der Geistlichen scheint, er ehrt den niedern, aber getreuen Arbeiter im Weinberg des Herrn, und eifert nur gegen die, welche ohne Arbeit, Mühe und Sorge seinen Wein trinken.

Indessen fehlte es doch dem reichen Voltaire nicht an Mitgefühl; vielen Unglücklichen hat er mit Geld, mit gutem Rath, mit seinem Ansehen und mit seiner Feder geholfen; er stattete die Urenkelin Corneilles aus, und machte überhaupt einen guten Gebrauch von seinem bedeutenden, aber nicht auf ehrenvollem Weg erworbenen Vermögen. Viel höher steht aber auch in dieser Beziehung Rousseau: er hatte kein Vermögen und schlug die ihm von Königen und Fürsten angebotenen Pensionen aus, weil er lieber frei und unabhängig von dem Fleiß seiner Hände leben, als andern, und zumal Vornehmen, etwas zu verdanken haben wollte. Diese Vermögenslosigkeit hinderte ihn jedoch nicht, im Stillen viel Gutes zu thun und von seinem kleinen Erwerb den edelsten Gebrauch zu machen.

Der Ruf beider Männer ist universel und sie haben darin viel Aehnlichkeit mit einander. Der von Voltaire ist vielleicht ausgebreiteter, Rousseaus Ruf aber ist tiefer, denn er greift inniger in die neue Gestaltung der Gesellschaft ein, die großen Theils sein Werk ist. Jenes klare Darstellung und Sprache machte, daß ihn Alle, auch die Niedrigsten, verstanden; deßhalb war er allgemein gekannt und geliebt in Paris, und wenn er ausfuhr, so umgaben tausend Menschen seine Kutsche, und als er krank war, so bekümmerte man sich in allen Gäßchen und elenden Häusern, wie in den Pallästen der Großen um ihn; Packknechten und Kohlenträgern lag seine Gesundheit am Herzen. Ganz anders war es mit Rousseau. Das Volk hatte nicht Gemüth und Phantasie genug, um seine Schriften ganz zu verstehen; daher kannte es ihn wenig, und beleidigte ihn sogar einmal auf der Straße, weil es dazu von andern angereizt war. Und

doch dachte Jean Jacques immer nur auf des Volkes Glück, Voltaire hingegen arbeitete mehr für sein Vergnügen und seine unbegränzte Eitelkeit. Die Mittelklasse der Franzosen, die von Reichthum und Armuth gleich weit entfernt ist, überhäufte Voltairen mit unsäglichem Lob und Preis; damit trug sie nur die Schuld der Dankbarkeit gegen ihn ab, denn er hatte Klassen und Stände gelobt und allen klug geschmeichelt, die eine literarische Reputation machen können. Rousseau hingegen hatte sie alle getadelt, Journalisten, Schauspieler, Künstler, die für den Luxus arbeiten, Aerzte, Financiers, Buchhändler, Musiker und alle Literatur- und Wissenschaftsleute. Demungeachtet hatte er Freunde in allen den Ständen, von denen er nachtheilig sprach; Voltaire hingegen, der ihnen hofirend so viel um den Bart gegangen, hatte keine Freunde, sondern nur Anhänger und Bewunderer. Dieß ist auch ganz natürlich. Rousseau trat als Kämpfer für die natürlichen Menschenrechte auf, Voltaire nur für die Rechte der Gesellschaft. Es gibt aber glücklicherweise nur wenige Menschen, die nicht manchmal die Stimme der Natur vernehmen und es gern hören, wenn ein Herz zu dem ihrigen spricht. So mancher lebt lange im Strudel und im Treiben der Welt und der Menschen; früh oder spät aber wird er unzufrieden mit ihnen und kehrt geheilt in sich selbst zurück. Dann verzeiht er Rousseau gern alles Ueble, was er bisweilen mit Uebertreibung von den Menschen gesagt hat, denn daraus geht doch hervor, wie lieb er sie hatte, und wie sehr ihm ihr Glück am Herzen lag. Diejenigen freilich, welche so hoch stehen und so unglücklich sind, daß sie nie in die niedern und wahren Lebensverhältnisse eingehen, sind ganz und ausschließlich für Voltaire. Deßhalb ist er auch von den Großen mit Lob, Schmeicheleien und Geschenken überhäuft worden, denn darin wetteiferten Fürsten und Könige mit dem Pabst. Kaiserin Katharina von Rußland ließ ihm eine Statue errichten. Der König von Preußen zog ihn sogar zu sich und überschüttete ihn mit Komplimenten in Prosa und schlechten Versen. Rousseau hingegen ist von beiden hohen Häuptern das Gegentheil widerfahren, sie verspotteten ihn und suchten ihn lächerlich zu machen. Nur eine Auszeichnung ließ ihm ein König widerfahren. Stanislaus der Wohlthätige, König von Polen, griff zur Feder, um ihn zu widerlegen. Dieß scheint mir mehr Ehre, als was Voltaire geschah. Denn es ist gewiß ehrenvoller, einen König zum Gegner und Rival, als zum Patron zu haben, wenn es sich von Menschenglück handelt. Ueberdieß haben Gottlob die Könige nicht über geistiges Verdienst zu entscheiden, nur die Nachwelt urtheilt darüber, und diese Nachwelt tadelt Friedrich II. und Katharinen von Rußland.

Der Geist des Unglaubens zeigt sich nicht überall gleich bei Voltaire. Oft zerstört er mit einer Hand, was die andere aufgebaut hat. Das ist bei ihm nicht Widerspruch und Inkonsequenz, sondern lediglich Autoreitelkeit; er will damit seine Geschicklichkeit in Darstellung aller Meinungen zeigen. Rousseau hingegen, den der Streit der Philosophen und die Gelehrtensysteme irre machten, sagte sich, wie Schiller, von aller Religion los, aus Religion, und verwarf alles Menschenzeugniß als Menschenwerk. Er schlug sich aber mit vollem Herzen zur christlichen Religion wegen des erhabenen Charakters ihrer Moral und wegen des göttlichen Sinnes, den ihr Stifter ausgesprochen hat. Wie ganz anders war dies bei Voltaire! Ihm war alle Religion ein leerer, unreiner Schall, und alles Höhere im Menschen eine Lächerlichkeit. Dadurch nahm er vielen seiner schwachen Zeitgenossen den Glauben an Unsterblichkeit, ohne ihnen etwas anderes dafür zu geben, als dialektischen Dunst. Rousseau hingegen spricht immer mit Begeisterung und Liebe von der Vorsehung. Dies gibt seinen Schriften einen unaussprechlichen Reiz und den unverkennbaren Stempel der Tugend.

Voltaire erwarb sich ein bedeutendes Vermögen auf sehr unreinem Wege, durch seinen Antheil an Kriegslieferungen. Rousseau mußte Tag und Nacht arbeiten, um unabhängig von aller Gnade und Gunst leben zu können, und da er in seinem Alter nicht mehr genug erwerben konnte, so mußte er nothgedrungen im 66sten Jahre von guten Menschen ein Asyl annehmen. Jener war in Paris geboren, dessen toller, schlammiger Strudel ihm über Alles ging, suchte aber bei Genf ländliche Ruhe. Rousseau hatte Genf zur Vaterstadt, das Landleben ging ihm jedoch über Alles, demungeachtet glaubte er nur mitten in Paris Unabhängigkeit zu finden.

Auch Mirabeau hat die beiden Zeitgenossen und Nebenbuhler mit einander verglichen, und sagt in dieser Beziehung zwar mit großer Schärfe, aber mit Ueberschätzung von Voltaire's poetischem und dramatischem Talent: „Voltaire, den sein eigenes Genie über allen Neid stellte, scheute sich doch nicht, den würdigsten Mann zu beleidigen und zu verhöhnen, Rousseau'n, der immer nur Lob über ihn ausgesprochen hatte, der unglücklich, arm und verfolgt war, dessen Feder sich nicht mit denselben Gegenständen beschäftigte, der aber in dem, was er schrieb, Voltaire'n überlegen war. Voltaire, der durch so Vieles unsterblich ist, der mehr als irgend ein Mann die Bewunderung und die Verachtung der Menschen verdient, steht als Dramatiker im ersten Rang, ist überall ein grosser Dichter und in der Geschichte des Menschen eine Wundererscheinung. Dagegen erscheint er in seinen historischen und philosophischen Werken oft nur als schöner Geist. Rousseau hingegen, der sich durch seine Sitten und durch seinen edlen, unbeugsamen Muth auszeichnet, und der in allen seinen Schriften als Gott der Beredsamkeit dasteht, führt uns zur Achtung der Tugend und des Menschenwerths, und niemals hat sein Talent, wie so häufig bei Voltaire geschah, der Schmeichelei oder der Satire gedient."

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

Die deutsche Oper. Mad. Schröder-Devrient.

Als ich das leztemal von der deutschen Oper in Paris sprach, äußerte ich die Besorgniß, es werde der deutschen Truppe diesmal nicht so gut gehen, wie im vorigen Jahre, wofern ihr nicht ein Zuwachs von einigen der ausgezeichnetsten Sänger und Sängerinnen Deutschlands zu Theil werde. Die Ankunft einer einzigen Sängerin, der Madame Schröder-Devrient, hat sie aus aller Verlegenheit gerissen und ihren Darstellungen einen neuen Schwung gegeben, so daß die Truppe diesmal weit mehr Aufsehen in Paris erregt, und die deutsche dramatische Musik viel größern Beifall erhalten hat, als das erstemal. Mad. Schröder-Devrient ist vom Pariser Publikum als eine der größten Opersängerinnen anerkannt worden, die je in Paris aufgetreten sind, und sie hat zuerst den Franzosen gezeigt, was eine vollendete deutsche Schauspielerin vermag. Ueber ihr Talent sind alle Stimmen einig, und ich habe auch nicht eine einzige Theaterkritik gesehen, welche ihr nicht Gerechtigkeit hätte widerfahren lassen. Nur hat man bemerkt, daß sie besser die ernsthafte, leidenschaftliche Musik singt, als die anmuthige und graziöse. Mit einer so vortrefflichen Sängerin und mit einem Tenor, wie Haitzinger, nebst einigen andern auch nicht unbedeutenden Talenten, konnte die Oper nun bestehen und zwar auf eine glänzende Art, besonders da die deutschen Chöre den Parisern etwas ganz Vortreffliches dünken. Hier bestehen die Chöre aus Leuten, welche ein wenig Musik gelernt haben, meistens aber nicht den mindesten Geschmack besitzen, den Tag hindurch ein anderes Geschäft treiben und nur Abends in der Oper zu ihrem zweiten Handwerke sich vereinigen. Wenn diese Leute einen Chor lange einstudirt haben, singen sie ihn nicht übel weg; denn wenn in einem Chore nur die ersten richtig und im Takte singen, so ist es den andern etwas Leichtes, wie Schafe zu folgen. Bei den Chören der deutschen Oper bemerkt man aber gleich, daß die Leute ein musikalisches Ohr und, was noch mehr ist, auch musikalisches Gefühl haben. Da geht alles von der Seele, als ob die Leute zum Singen geboren wären und in ihrem Leben nichts anders gethan hätten, als chorweise zu singen. So etwas gefällt den Parisern außerordentlich; es entzückt sie, einen belebten Chor zu sehen, statt eines mechanisch singenden Haufens; die Chöre tragen daher viel zur guten Aufnahme der deutschen Opernmusik bei. Der Freischütz und Fidelio bekamen ein neues Ansehen, als Madame Schröder-Devrient darin auftrat. Erst jezt konnten die Pariser die Vortrefflichkeit dieser beiden Opern recht genießen. Die Meistersängerin führte ihnen auch Weigl's „Schweizerfamilie" und C. Kreutzers „Cordelia" vor; allein alles ihres Talentes ungeachtet, wollte die, ihnen übrigens schon durch Nachahmungen bekannte Musik den Parisern nicht behagen; erstere fanden sie zu seicht, leztere nicht kräftig genug für eine monologische Oper; diese Stücke wurden bei Seite gelegt. Pixis Bibiana, deren Text für den abgeschmacktesten aller Theatertexte in den hiesigen Theaterkritiken erklärt wurde, erhielt zwei Vorstellungen und wurde dann ebenfalls bei Seite gelegt.

(Der Beschluß folgt.)

London, Juli.

(Fortsetzung.)

Bauten Georgs IV. Verfall der Wissenschaften.

Leider ist das meiste Geld verschleudert worden und wir haben fast nichts dafür aufzuweisen: Carlton-Haus ist nicht mehr vorhanden, und der Pavillon zu Brighton wird, wenn man ihn nicht verfallen läßt oder niederreißt, nur noch als ein Raritätenkasten erhalten werden. Der St. Jamespallast sieht noch immer wie eine Kaserne aus und das Gebäude, welches man im St. Jamespark an die Stelle von Buckingham-Haus erbaut hat, steht vielen Landsitzen unserer Edelleute nach; die Lodge zu Windsor ist prachtvoll und bequem im Innern, aber unansehnlich im Aeußern. Nur das auf den Pallast zu Windsor verwendete Geld kann nicht als weggeworfen betrachtet werden, indem man sich nicht erlaubte, an diesem alten Nationalgebäude etwas zu verändern, und sich darauf beschränkte, es auszubessern und nach dem alten Plane zu erweitern. Se. Maj. hat in seinen Häusern viele kostbare neue und alte Kunstwerke gesammelt, die, wie man vermuthet, zum Theil dazu bestimmt sind, dereinst in öffentlichen Anstalten den Kunstsinn der Nation fördern zu helfen; auch meinen Einige, der König habe große Summen erspart und dieselben gleichfalls zu Kunstzwecken bestimmt.

Ein merkwürdiges Buch von dem in der wissenschaftlichen Welt wohlbekannten Babbage ist so eben unter dem Titel erschienen: Reflections on the decline of Science in England, and on some of its causes. Wie stolz auch England auf seine technischen Fertigkeiten und die Fähigkeit seiner Mechaniker im Erfinden und Verbessern aller Arten von Maschinen seyn darf, eine Fertigkeit, welche unstreitig eine Frucht der Aufmunterung ist, welche gegenwärtig alles Praktische bei uns findet, so gesteht doch Jeder, der nur einigermaßen mit den Fortschritten der Wissenschaften in Frankreich und Deutschland bekannt ist, daß England in allen Fächern derselben zurücksteht. Indessen war es Babbage vorbehalten, diese unangenehme Wahrheit der Nation öffentlich ins Gesicht zu sagen, und zugleich die Ursachen dieser Erscheinung in dem Vaterlande der Newton, Hunter, Davy u. s. w. mit furchtloser Gewissenhaftigkeit auseinander zu setzen. Diese Ursachen sind nach ihm die schlechte wissenschaftliche Erziehung der Jugend, der Mangel an öffentlicher Aufmunterung ausgezeichneter wissenschaftlicher Männer, und der üble Einfluß der Gesellschaft, welche, in der Absicht gegründet, die Wissenschaft zu fördern, sie vernachlässigt und verkehrt. Auf den Universitäten wird außer den Brodwissenschaften nur wenig Wissenschaftliches gelehrt, man nimmt keine Rücksicht auf die besondern Fähigkeiten der Studirenden, und was man von ihnen zum Promoviren verlangt, ist so wenig, daß die Aristokratie keine hohe Meinung von den Wissenschaften bekommen konnte, weswegen kein Großer im Lande als ihr Beschützer auftritt. Es gibt in England weder Aemter noch Ehrenstellen für den rein wissenschaftlichen Mann von hohem Talent, während der Aerzte, der Geistlichen, besonders aber der Rechtsgelehrten Rang, Reichthum und Ehre warten. Da auch die öffentliche Meinung dafür nicht entschädigt, so ist es natürlich, daß alle Männer, welche Kraft in sich fühlen, sich blos den Brodstudien ergeben, und die Wissenschaft höchstens als eine Art von Liebhaberei treiben.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Palindroms in Nr. 170:

Taktik. Tiktak.

Logogryph.

Mit a ist's überall beliebt,
Wo Jugend Lust und Spiele liebt;
Mit e ist seine Kunst bekannt,
's ist ein Schulmeister aus Engelland;
Mit i kommt's häufig ins Parlament;
Mit o kocht's Schwefel, der heilt, nicht brennt;
Mit u, den Burschen, stark und dumm,
Macht sein Taufname zum Publikum.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 177.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 26. Juli 1830.

Der Mensch legt Kleider und Gewohnheit ab,
Verändert Sprache, Sitte, Meinungen,
Wie sie der Zeiten rastlos gehnder Schritt
Ihm aufdringt, wie die große Mutter ihm
In ihrem Schooße bildet Herz und Haupt.

Herder.

Die Abendgesellschaft (Wetscherinka) *).

Ein russisches Sittengemälde.

Ich hielt mich vor mehreren Jahren auf einer Reise zu Petrosawodsk, der Hauptstadt des Olonezkischen Gouvernements am Onegasee, einige Zeit auf. Eines Tags, während eines Mittagsmahles bei dem hiesigen Hauptarzte, ward viel über die Unverträglichkeit und Prozeßsucht der olonezkischen Bauern unter einander gesprochen, und ein jeder der Anwesenden hatte mehrere Beispiele davon aufzuzählen. „Das mag wohl seyn," sagte der Doktor, „aber dagegen hat unser Städtchen ein Beispiel von Familieneintracht aufzuweisen, wie wohl selten eins irgendwo zu finden seyn möchte. Die drei Brüder G**, hiesige Kaufleute, bewohnen schon seit vielen Jahren Ein Haus, und zwar so, daß ihre Schlafzimmer an einander stoßen und daß ihr Gastzimmer, ihr Speisesaal, ihre Küche und die ganze Wirthschaft gemeinschaftlich sind. Obgleich in ihrem Alter, ihrer Kleidung, ihren Sitten u. s. w. eine große Verschiedenheit stattfindet, so herrscht doch unter den Brüdern, und was wohl noch mehr sagen will, unter den drei Schwägerinnen, eine wirklich musterhafte Freundschaft und Eintracht. Die beiden ältern Brüder, alte, ächte Russen, haben den jüngern im hiesigen Gymnasium allerlei lernen lassen, was wohl sonst unter dieser Klasse, hier zu Lande, nicht gewöhnlich ist, haben ihn dann auf einige Zeit nach Petersburg geschickt, damit er sich etwas in der feinern Welt umsehe, und nach seiner Rückkehr vor einem Jahre verheirathet. Heute ist der Namenstag der jungen Frau, der Abends durch eine Wetscherinka gefeiert wird; ich bin dazu eingeladen, es wird dort, nach hiesiger Weise, hoch hergehen und mancherlei zu beobachten geben. Sie sollten auch mit hingehen." Ich fand es doch sonderbar, so in ein mir ganz unbekanntes Haus hinein zu fallen, ohne eingeladen zu seyn; doch der Doktor erinnerte mich an die hier noch nicht entartete, ächte altrussische Gastfreundschaft, nach deren Grundsätzen ich als Fremder und Reisender, von ihm eingeführt, gewiß ein willkommener Gast seyn würde. Ich ließ mich gern überreden, prägte meinem Gedächtnisse die sechs Doppelnamen der drei Wirthspaare sorgfältig ein, und um sechs Uhr (hier die bon ton Stunde) machten wir uns auf den Weg.

Gleich in der Vorstube, wo um eine blankgescheuerte große Theemaschine einige junge Mädchen, Verwandte des Hauses, mit Theebrauen beschäftigt waren, empfing mich die hübsche junge Hausfrau und bot mir zum Willkommen ein großes Glas Wein an, wobei sie sowohl als ihr Mann mich ganz geläufig bei meinem Vor- und Zunamen nannten und mich freundlich einluden, näher zu treten und an ihrer Fröhlichkeit Theil zu nehmen.

*) Wir entnehmen diese lebendige Schilderung russischer Sitten den seit einiger Zeit zu Petersburg erscheinenden „russischen Miscellen zur genaueren Kenntniß Rußlands und seiner Bewohner; herausgegeben von Georg Engelhardt." einer sehr interessanten Zeitschrift, die auch in Deutschland mehr verbreitet zu seyn verdiente.

Ich trat in den Saal und wurde dort eben so freundlich von den beiden ältern Brüdern und ihren Frauen empfangen; nur fügten sie, nach altem Brauch, zu den gewöhnlichen Bewillkommungsreden noch große Danksagungen für die Freude und die Ehre hinzu, die ich ihnen durch meinen Besuch erwiesen hätte. Die beiden alten Damen begleiteten dieß mit einer zahllosen Menge tiefer Bücklinge, bei denen ich nicht genug die ins Unendliche gehende Biegsamkeit ihrer Rückenwirbel bewundern konnte. Während dieser Operation, die ziemlich lange dauerte, hatte ich Zeit, das Kostüm meiner drei gastfreundlichen Ehepaare etwas zu betrachten, welches eine recht anschauliche Stufenleiter der seit den lezten dreißig oder vierzig Jahren mit der Nationalkleidung vorgenommenen Modernisirungen darstellte. — Der heutige Festgeber und seine junge Frau waren in russischer Zwittertracht; er zwar noch im Kaftan und (wie mir schien, der eleganten Form wegen, etwas gestuztem) Barte; aber der Rock hatte zwei Reihen besponnener flacher Knöpfe nebst einem stehenden Kragen, und um den Hals bauschten ein Paar Arschinen feinen Nesseltuchs; von dem stark parfümirten, dünnen gelbseidenen Schnupftuch guckte ein Zipfel neugierig aus der Tasche hinten im Rockschooße hervor, um anzuzeigen, daß sein Herr wohl wisse, wo man in Petersburg die Schnupftücher hinsteckt; die junge Frau im sauber ausgenähten rosenrothen Mousselinkleide, und mit einem blauseidenen, golddurchwirkten Tuche um den Kopf; dabei schön weiß und roth geschminkt und mit einem Paar gewaltig großer brillantener Ohrgehänge geziert; in den mit zitronengelben Handschuhen bekleideten Händen wurde ein battistenes Tüchelchen geknetet. — Der zweite Bruder hatte zwar auch einen schon etwas verdeutschten Rock, doch ohne Kragen und nur mit einer Reihe seidener Knöpfe an der rechten Seite herab; statt der lästigen Kravatte, umgab den Hals ein derbes rothseidenes Tuch, mit einem tüchtigen Knoten vorne. Auch stack das blau und roth quadrirte baumwollene Schnupftuch noch nach der Väter Sitte im Busen. Seine Hausehre war in ziemlich reinem Nationalkostüme, an dem mir der aus unzähligen kleinen Perlen zusammengereihte Kopfputz mit der über die Stirn herabhängenden, auch aus solchen Perlen geklöppelten, beinah handbreiten Kante, besonders gefiel; ein Paar atlassene, reich gestickte Petersburger Schuhe ohne Absätze, und ein gewaltig großer neapolitanischer Fächer mit einem feuerspeienden Vesuv darauf deuteten schon auf eine kleine Anwandlung zum Modernisiren. — Endlich das dritte Paar; er, ein ehrwürdiger Alter mit kahlem Kopfe, greisem Barte und bloßem Halse; im ächt russischen Hemde mit dem kugelförmigen Knöpfchen und einem seidenen Kuschak, der ihm den lang heruntergehenden Kaftan fest um den Leib hielt; sie, eine mit tausend kleinen Runzeln im Gesichte gezierte Matrone, in dem in steifen runden Falten bauschenden Rocke aus schwerem, großblumigem Stoffe, mit breiten goldenen Tressen, und dem ganz niedrig und dicht um den Kopf gebundenen seidenen Tuche; statt der Schuhe hatte sie, wie sichs gebührt, Pantoffeln ohne Hinterstücke, aber dagegen mit recht hohen spitzigen Absätzen, und troz der Hitze in den Zimmern, ein kleines Müffchen, welches durchaus zum völligen Staate gehört.

So verschieden diese drei Ehepaare in Kleidung, Kenntniß des Welttones u. s. w. waren, eben so verschieden war auch die Einrichtung und das Ameublement ihrer drei Schlafzimmer, aus denen man ziemlich genau die Epoche der Verheirathung eines jeden herausrechnen konnte. — Das Schlafzimmer der jungen Eheleute, welches zunächst an das gemeinschaftliche Gastzimmer stößt, ist im neuesten Geschmack: ein stark geschweiftes Mahagoni Ehebett von der neuesten Form, mit geschnizten und vergoldeten Verzierungen und Füßen; ein großer goldener Vogel an der Decke hält die mit breiten, goldgelben Franzen eingefaßte hochrothe seidene Gardine, die, in ihrem zierlichen Wurfe, nichts von der Eleganz der mit Spitzen reich besezten Mousselindecke und Kissen verbirgt. Ein großer Toilettspiegel à la Psyché, mit ein Paar Bronzearmleuchtern, bietet der Besitzerin beim Auflegen der weißen und rothen Schminke seinen guten Rath dar, und ein kleines vergoldetes Heiligenbild ist, als Barometer der steigenden Aufklärung und sinkenden Religiosität, hoch oben in den Winkel hinter der Thüre verwiesen, um den Effekt der in zierlichen Rahmen an den Wänden herumhängenden bunten englischen Kupferstiche nicht zu stören.

(Die Fortsezung folgt.)

Meine Geschichtsforschung in B.

(Fortsezung.)

„Nun aber, wer ist unser Faust?“ fragte die Mutter. „Ei, was suchen wir lange,“ rief Sophie fröhlich aus, „da sizt er ja bei uns und macht bei unsern Konferenzen ein so weises Gesicht, daß wir's uns nicht besser wünschen können.“ Ich sträubte mich bescheiden und meinte, ich sey zu alt. Die Lampen, entgegnete sie, und das Costum würden mich gar leicht um zehn Jahre verjüngen; so könne ich denn für einige und dreißig gelten, und in dem Alter, schloß sie lächelnd, seyen die Männer noch am erträglichsten. Kurz ich ward zum Faust bestimmt, und meine liebe Marie zu meinem Gretchen. Die Leute nahmen gar keine Rücksicht darauf, daß ein vierzigjähriges Herz noch immer aus brennbaren Stoffen besteht u. s. w. Alle dergleichen Redensarten halfen mir nichts, ich mußte mein Herz wappnen. — „Und,“ fragte ich, „wer wollen Sie denn seyn, meine liebe Sophie? Sie werden doch bei des Vaters Fest auch eine Rolle spielen?“ — „Ja, wenn es der Mutter recht ist, so möchte

ich mich anziehen, wie Angelika Kaufmann in dem Bilde, das sie von sich selbst gemalt hat, und dann die Deutung der Gemälde übernehmen." So ward es denn beschlossen. Der Tag kam heran, und nur wenige Freunde wurden als Zuschauer gebeten. Der kleine Cirkel war versammelt, der Vorhang flog zur Seite, und Sophie, in hellgrünem Gewande, mit ihren braunen Locken unter dem weißen Schleier, saß sinnig und ernst, wie eine begeisterte Malerin, ihrer Staffelei gegenüber. Sie sprach einige zarte Worte über ihre Kunst, über deren Zweck, das Leben edler Menschen zu verschönern; erwähnte dann, wie sie ihre besten Stücke gesammelt habe, um ihrem Freunde den ersten Besuch, den er ihr als gekrönten Künstlerin in ihrer Werkstatt machen wolle, zum Freudenfeste zu gestalten, und sprach mit weicherer Stimme zum Schluß noch einige, an den beglückten Vater selbst gerichtete Worte. Dann zog sie im Hintergrunde des kleinen Theaters einen zweiten Vorhang hinweg, und meine Wenigkeit saß da als Faust, in tiefen Studien versenkt. Sie hatten mich vortrefflich drapirt, gut beleuchtet, und ich hätte mir's nicht träumen lassen, daß ich in meinen alten Tagen noch eine so glänzende Erscheinung machen würde. Aber leider wurden meine glücklichen Erfolge durch die Fortsetzung gar sehr verdunkelt, denn des Beifalls war kein Ende, als das liebliche Gretchen, schön und unschuldig wie ein Engel, und noch ein wenig schnippisch obendrein, mir gegenüber stand und meine keck angebotene Begleitung zurückwieß. Angelika fügte ihren Bildern die kaum nöthige Erklärung hinzu, doch mit so wohlklingender Stimme und so sinnvollen Worten, die sie stets mit einer Anspielung auf den Vater beschloß, daß das hübsche Fest doch dadurch erst seine rechte Bedeutung erhielt. Es kam denn auch endlich zum Schluß, so gerne die Zuschauer die liebliche Unterhaltung verlängert hätten, und nun muß ich sagen, daß der Herr Forstmeister v. Brand an diesem Abend mehr Kunstsinn verrieth, als ich ihm jemals zugetraut hatte; denn er nahm ein so lebhaftes Interesse an dem allerliebsten Gretchenbilde, welches nun aus dem Rahmen getreten war, daß er die Malerin wirklich etwas darüber zu vergessen schien. Diese war mit Zärtlichkeit um ihren Vater beschäftigt, vergaß jedoch nicht, mehr als einmal die Frage an Friedrich zu richten, wie es mit seiner Abneigung gegen die Tableaux gehe? Aber das liebe Kind hatte ihn wohl nur zu radikal davon geheilt, denn wahrlich, von diesem Tage an schien er erst bemerkt zu haben, daß Mariechen nun völlig erwachsen und eine ganz ausgezeichnet hübsche Jungfrau geworden sey. Er war voll Achtung, Freundschaft und Aufmerksamkeit für Sophie, aber die jüngere Schwester beschäftigte ihn nicht minder. Jene schien mir diese Veränderung auch gar bald wahrzunehmen, denn sie verfiel zusehends in Schwermuth, und wenn Friedrich recht angelegentlich mit Marie sprach, ruhte ihr Auge wie träumend und oft voll sanften Schmerzes auf ihnen. Sie war immer still gewesen, jetzt wurde sie wortkarg; sie scherzte selten mehr und nahm nur zur Erheiterung ihrer Eltern Theil am Gespräch.

Einst wollte ich des Nachmittags zu ungewöhnlicher Stunde zum Präsidenten gehen; ich fand das erste Zimmer leer und im zweiten, dessen Thüre nur halb geschlossen war, Sophie, in die Ecke eines Divans zurückgelehnt, die Augen mit der linken Hand bedeckend, ohne jedoch die hervorquellenden Thränen mit derselben ganz verbergen zu können. Ich betrachtete sie eine Weile, betrübt und schweigend; dann trat ich näher und sagte leise: „Liebe Sophie, was ist Ihnen?" — Sie erschrak ein wenig, als sie mich aber erkannte; reichte sie mir ohne aufzustehen die Hand und schluchzte kaum vernehmbar: „Ach, ich bin nun so verlassen!" — „Armes, liebes Kind," erwiederte ich mit herzlicher Theilnahme; „aber warum haben Sie ihn auch so laufen lassen, warum griffen Sie nicht zu?" — „Ach ich fürchte," sagte sie wie träumend, „es ist nun zu spät." — „Das fürchte ich selbst," war meine wenig tröstliche Antwort. „Lieber Herr Direktor," fuhr sie aufstehend fort, „ich habe mich Ihnen recht schwach gezeigt; ich bin sonst kein weinerlich Ding und habe schon manchen Kampf gekämpft; lassen Sie uns nie mehr davon sprechen." Ich that, was sie verlangte, und suchte ein anderes Gespräch anzuknüpfen. In meinem Sinne aber ärgerte ich mich über den bösen Brand, daß er mir nun Sophie bei Seite ließ, wie es mich früher verdroß, daß er Marie nicht vorzog. Ich weiß nicht, was das war; ich habe doch sonst in meinem Leben keinen solchen Widerspruchsgeist in mir bemerkt, aber mit den Menschen hier ging es mir besonders, sie konnten es mir nie recht machen. Uebrigens hatte ich noch mehr auf der Seele, was mich betrübte. Meine Geschäfte gingen zu Ende und ich sah den Augenblick nicht mehr fern, der mich von den mir so theuer gewordenen Menschen trennen sollte; und wie sollte ich sie verlassen? Die arme Sophie, so lange angebetet und verehrt, nun ausgestochen von der jüngern schönern Schwester, die, das mußte ich mir gestehen, im Ganzen besser für den Springinsfeld paßte; aber daß es Sophie so tief fühlte, daß ihre Wangen täglich blässer wurden! Ach ich hätte sie herzlich gern selbst genommen, wenn das sie hätte trösten können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Beschluß.)

Deutsche Oper.

Webers Oberon wurde nun von der deutschen Oper vorgenommen, und obwohl das Stück hier nicht mit der Pracht

gegeben wird, wie es in London Anfangs aufgeführt wurde, so erkannten doch die Pariser gleich das Gepräge des musikalischen Genies wieder, und Oberon erhielt den rauschendsten Beifall. Zulezt wurde noch F. Ries „Räuberbraut“ zur Benefizvorstellung der Mad. Fischer vorgestellt, aber so verunstaltet und man kann sagen verhunzt, daß die Franzosen vom Texte und von der Musik wenig begreifen konnten. Die deutschen Schauspieler haben sich hier an dem Tonsetzer gröblich versündigt. Auch Mad. Fischer, welche doch in diesem Stücke glänzen wollte, sang sehr mittelmäßig und konnte nie den rechten Ton treffen. Die „Räuberbraut“ ist ihr übel bekommen, und sie hat selbst Sorge getragen, den Tonsetzer zu rächen. Im vorigen Jahre war diese Sängerin die Prima Donna der Truppe, und erhielt ziemlich vielen Beifall; allein sobald dieses Jahr die Schröder-Devrient erschien, war die arme Fischer ausgestochen, und man will bemerkt haben, daß sie, statt zu gewinnen, in ihrem Gesange verloren hat, so daß sie jezt oft mittelmäßig erscheint. Einige Theaterkritiker meinen, es sey etwas Verdruß über den rauschenden Beifall, welcher der gefeierten Schröder gezollt wird, dabei mit im Spiele. Ganz anders sah die Benefizvorstellung aus, welche Madame Schröder-Devrient für sich eingerichtet hatte. Sie gab den zweiten Aufzug der Spontinischen „Vestalin,“ das heißt den besten Theil dieser Oper, welche die Pariser zuweilen auch an der großen französischen Oper aufführen sehen. Diesen Aufzug sang sie auf eine unübertreffliche Weise; zwar machte der Muthwille des Parterre, welches sich über den Licinius und mehr noch über den erbärmlichen Cinna lustig machte, sie etwas irre; sie mochte an solche Lustigkeit in Deutschland nicht gewöhnt worden seyn; doch faßte sie sich, und es lief Alles gut ab. Im Fidelio sang sie besser als je, und zur Abwechselung wurde zwischen den beiden Opern Holbeins Lustspiel: „Liebe kann Alles“ gegeben, und zwar sehr gut, da Mad. Haizinger die Hauptrolle trefflich darstellte. Die Franzosen erkannten in dem Stücke denselben Vorwurf, wie in dem französischen Lustspiele la jeune femme colère wieder, und begriffen das Minenspiel der Mad. Haizinger sehr wohl, wenn sie auch sonst von dem deutschen Texte wenig verstanden. Diese ganze Vorstellung hatte so wohl gefallen, daß sie das nächstemal wiederholt werden mußte. Mad. Schröder-Devrient wurde hervorgerufen und bekam der Kronen eine Menge. Das Publikum hat sogleich gedacht, der Beitritt einer so vortrefflichen Sängerin würde für die französ. Oper ein großer Gewinn seyn, und in den Zeitungen ist vorgeschlagen worden, man solle darnach trachten, sie in Paris zu behalten. Ja sogar den gesammten deutschen Chor rieth man der Operndirektion, zu miethen oder anzukaufen. Von diesen Vorschlägen ist aber keiner ins Werk gesezt worden. Natürlich müßten die Leute so gut französisch können als deutsch, um auf der Bühne der französ. Oper aufzutreten. Wahrscheinlich wird nun Haizinger auch seine Benefizvorstellung bekommen, und dann wird es mit dem Spiele der deutschen Truppe zu Ende gehen. Eine italienische Komödientruppe ist bereits bestellt, um ihre Stelle einzunehmen. Etwas ist den Franzosen an den deutschen Sängern noch besonders aufgefallen, nämlich die Fähigkeit, eine Menge Töne durchzusingen, ohne die geringste Schwierigkeit des Athmens; dies hat man vorzüglich bei Haizinger bemerkt, der seine Töne so leicht gibt und so lange und rein anhält, als ob es Orgeltöne wären. Schon bei der Dlle. Sontag war diese Eigenheit, die sich mit den zarten Kehlen der Pariser Sängerinnen nicht verträgt, aufgefallen; aber bei Haizinger war dieselbe noch weit mehr vorherrschend; daher auch ein Tageblatt, der Universel, scherzend sagt, er habe gehört, Dlle. Sontag sey in einem Athemzuge von Paris nach Berlin gefahren; er glaube zwar, sie habe auf dem Wege mit dem Athem etwas nachgeholt; aber Haizinger brauche dies wohl nicht, und er werde gewiß von Paris nach Hause nur einmal zu athmen brauchen.

D g.

London, Juli.

(Beschluß.)

Verfall der Wissenschaften.

Die Oekonomisten behaupten zwar, es sey nicht Sache der Regierungen, Erfindungen zu belohnen, indem das Publikum ja von selbst das wahrhaft Nützliche ergreife; aber dies läßt sich nur aufs Praktische anwenden; diesem aber muß, wenn es nicht einseitig und oft irrig werden soll, die Theorie häufig den Weg bahnen, und wann findet der bloße Theoretiker beim Publikum Belohnung? Da dieses nun von jeder von den Männern der Wissenschaft erkannt worden ist, so haben sich dieselben von Zeit zu Zeit zu Gesellschaften vereinigt, um aus ihrer Mitte die Unterstützung zu gewähren, welche das Publikum versagt. Diese Vereine aber haben alle den Zweck verfehlt, vor allen die berühmte königliche Gesellschaft, welche Babbage als eine Feindin der Wissenschaften darstellt. Um Mitglied derselben zu werden, bedarf es einiger guten Empfehlungen und fünfzig Pfund Sterling als Eintrittsgebühr. Da nun eine solche Summe für den Gelehrten oft bedeutend ist, so läßt sich denken, daß die meisten Mitglieder Männer sind, deren Hauptverdienst darin besteht, daß sie reich genug waren, um einen leeren Titel zu kaufen. Die Register werden nachlässig geführt und, wie B. gezeigt hat, gelegentlich verfälscht. Die Gesellschaft hat nur wenige Aemter, und diese werden auf ein Paar Personen gehäuft; die Gelder werden unnütz verschwendet, die Denkmünzen gegen die Statuten vertheilt, die sich die Gesellschaft selbst gegeben, die Vorlesungen sind unbefriedigend, kurz Alles verräth Unwissenheit und Eigennutz, der wohl nirgends in der Welt mit mehr Schamlosigkeit zur Schau getragen wird, als in England; Alles, so gut auch die Absicht der Stifter seyn mochte, verwandelt sich hier in sogenannte Jobs, und wenn auch zufällig allgemeiner Nutzen aus einer Anstalt entspringt, so bleibt solcher doch immer dem persönlichen untergeordnet. Die Ursache hievon ist sichtbar die allzu hohe Achtung, die man hier dem Reichthum zollt, was die Menschen zu den niedrigsten Handlungen verführt, weil sie wohl wissen, daß ein großes Haus, ein guter Tisch, Livree-Bediente, Kutschen und Pferde eine Menge kleinen Sünden decken. Ferner sind die Reichen, welche ihr Vermögen oder ihr Stand über die Versuchung erheben würde, zu bequem, um sich mit Geschäften zu befassen, und die hohen Namen, die man an der Spitze jeder Anstalt sieht, scheinen zu nichts zu dienen, als daß einige unbekannte Spekulanten sich unter dem Schutze derselben mästen können. Als Beleg theile ich noch folgende Anekdote aus besagtem Werke mit: Vor einigen Jahren erfuhr ein Mitglied der königlichen Gesellschaft zufällig, daß in einer Trödelbude in der Themsestraße eine große Menge Bände von den Beobachtungen von Greenwich, die auf herrlichem Papier, mit breitem Rand, ohne alle Rücksicht auf Sparsamkeit gedruckt sind, als Makulatur zu verkaufen seyen. Er fragte nach und fand, daß noch 2½ Tonnen (25 Centner) zu verkaufen und bereits eben so viel abgesezt worden seyen. Der Handelsmann sagte, er bekomme 4 Pence (12 kr.) für das Pfund, und das Papier sey trefflich zu Bristol Mappe. Wenn der königliche Astronom (ein Beamter der königlichen Gesellschaft) ein Recht auf diese Bücher hat, so ist dies wohl die außerordentlichste Weise, einen Beamten zu besolden, die noch ersonnen worden.

Beilage: Literaturblatt Nr. 76.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 178.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 27. Juli 1830.



— Großer Dinge werd' ich inne. —
Ja Wunder sind's der süßen Minne,
Die Minne hat der Wunder viel.

Uhland.

Meine Geschichtsforschung in B.

(Fortsetzung.)

Um einen Mann war es Sophie nicht zu thun, ach nein! sie wollte nur den, den sie liebte, und warum hatte sie den nicht? — Ja, wie die Mädchen sind! weil sie seine Treue und die Aechtheit seiner Liebe so lange hatte prüfen wollen, bis am Probirstein selbst das Beste sich abschliff und auch die lang bewährte Treue nicht mehr Stich hielt. Und kann ich's ihm verdenken? Zwei Jahr hält sie ihn hin, führt ihn fast ein Bischen bei der Nase herum; er sieht das niedliche Mariechen täglich, die sich inzwischen zum Sterben in ihn verliebt, und — nun die Fortsetzung weiß man ja. Und ich, ich mußte scheiden, mit schwerem Herzen; aber es half nichts, die Abschiedsstunde kam heran. Den jungen Leuten gab ich beim Lebewohl auf eine zarte Weise zu verstehen, daß ich etwas von ihren Herzensgeheimnissen ergründet habe, und fühlte mich recht scharfsichtig, als sie beide nicht wußten, was sie antworten sollten. Den Eltern sagte ich die herzlichsten Worte des Dankes, und Sophien — der sagte ich nichts, aber meine Augen waren trüb und naß, als ich ihr die Hand gedrückt hatte.

Drei Monate waren vergangen, als ich Briefe aus B. erhielt, deren Inhalt ich dem Leser nicht vorenthalten will. Aber die Briefe selbst theile ich nicht mit, die fallen gleich mit der Thüre ins Haus. Besser scheint es mir, meine Erzählung geregelten Schrittes fortlaufen zu lassen.

Eines Tages, es mochten schon Wochen seit meiner Abreise vergangen seyn, nahm die gute Präsidentin ihre Tochter Sophie recht liebend in die Arme und sagte ihr: „Mein Kind, vertraue mir, was Dir fehlt, ach, hättest Du es längst gethan!“ Unter tausend Thränen erzählte nun Sophie die ganze Geschichte ihres Herzens, und schloß mit den Worten: „daß ich nicht längst gesprochen habe, geschah nur, weil ich fürchtete, die Liebe meiner Eltern würde mich hindern, auszuführen, was ich für meine Pflicht hielt, und jetzt, seitdem ich verlassen bin, hielt mich die Scham zurück.“ — „Kind, Kind!“ sagte die Mutter in vorwurfsvollem Tone, „wie kannst Du von verlassen sprechen? konnte er denn anders handeln? Ich will schon das Lächeln auf Deine Wangen zurücklocken.“ — Tags darauf ward der Bediente in die Stadt geschickt, mit dem Auftrag, den Herrn Professor Tyrulf zu einem freundschaftlichen Mittagessen bei dem Herrn Präsidenten einzuladen. Der Professor nahm die Einladung an.

Für Sophie war der nächste Morgen eine qualvolle Zeit. Sie ging unschlüssig auf und ab, nahm ein Gebetbuch zur Hand, las ein Paar Seiten und legte es seufzend wieder hin; sie versuchte zu arbeiten, aber sie fühlte jede Ader pochen und legte die Hände wieder in den Schooß. Endlich schlug die Thurmuhr drei und bald darauf trat Professor Tyrulf, fast zugleich mit dem Forstmeister in

das Haus. Dieser grüßte freundlich, wie immer, jener, wenn nicht kalt, doch fremd. Man ging zu Tische, und ein fast unheimlich abgebrochenes Gespräch ließ das gastliche Haus des Präsidenten an diesem Tage nicht wieder erkennen. Friedrich zwar scherzte in gewohnter Heiterkeit mit Marie und mit Sophie, doch zulezt nur mit Marie, weil sie allein in einer entsprechenden Stimmung war. So stand man endlich auf, nicht heiterer gelaunt, als man sich gesezt hatte. Nach Tische forderte der Präsident die Gäste auf, mit den Seinigen einen kleinen Spaziergang zu machen, während dessen er selbst seine Mittagsruhe zu halten wünschte.

Friedrich ging mit den beiden Mädchen voran, die Mutter und Tyrulf folgten langsamer nach. Es war ein schöner Herbstnachmittag, das Wasser blau, die Bäume noch voll belaubt, doch zum Theil schon braun und roth gefärbt und von der Früchte Last gebeugt.

Vor einem kleinen Hügel angelangt, auf dessen Höhe ein niedlicher Pavillion stand, in welchem man Erfrischungen mancher Art erhalten konnte, äußerte die Präsidentin den Wunsch, den Kaffee hier unter den Bäumen zu trinken. Während die andern eine schattige Bank suchten, die zugleich eine freie Aussicht in die freundliche Umgegend gewährte, eilte Sophie, das Nöthige zu bestellen, und war recht innig froh, ein Geschäft zu finden, das sie auf kurze Zeit von dem drückenden Gefühle befreien sollte, welches jezt in der Gesellschaft des Mannes, dem sie einst so theuer gewesen war, sich ihrer bemächtigte. Ein bequemer Fahrweg lief in ein Paar Krümmungen den Hügel hinan; Sophie aber wählte den steilern, kürzeren Fußpfad. Kaum hatte sie ein Stückchen hinter sich, als sie bemerkte, daß die abgefallenen Blätter den Weg schon sehr schlüpfrig gemacht hatten; sie schämte sich jedoch, wieder umzukehren, und mühte sich, vorwärts zu kommen, allein nach wenigen Schritten glitt sie wieder zurück und konnte sich kaum auf den Füßen erhalten. Als Tyrulf dieß gewahrte, flog er mit Blitzesschnelle ihr nach, um sie an seinem Arme hinaufzuführen. Ohne ein Wort zu sprechen, kamen sie in das Haus, wo Sophie die erforderlichen Bestellungen machte und sich dann auf eine Bank niederließ, weil ihre innere Unruhe es ihr unmöglich machte, gleich wieder zurückzukehren. Tyrulf stand vor ihr, das Auge sprachlos auf sie geheftet. Endlich nahm sie, wohl fühlend, daß von diesem Augenblicke das Glück ihres Lebens abhänge, ihre ganze Kraft zusammen und sprach in ziemlich ruhigem Tone: „Wir haben uns lange nicht gesehen.“ — „Seit dem 9ten Mai nicht,“ fiel er ihr rasch ins Wort und sezte bedeutungsvoll hinzu: „seit jener Landparthie nicht, bei welcher ich nicht nach dem Ziele springen durfte.“

(Der Beschluß folgt.)

Die Abendgesellschaft (Wetscherinka).

(Fortsetzung.)

In dem anstoßenden Schlafzimmer des seit etwa fünfzehn Jahren verheiratheten Bruders steht ein hohes, vierecktiges, schon ganz dunkelbraun gewordenes Bettgestell, mit Pfosten und Himmel. Die schweren, grünstoffenen Vorhänge sind mit einem sogenannten Agrement besezt, und sorgfältig mit Schnüren und Trodbeln an die Pfosten angedrückt, damit die quadrirt gesteppte, steife atlassene Decke sichtbar werde. — Zwischen den Fenstern steht ein sogenannter Putztisch, ubórnoj stol, mit feinem Nesseltuche überzogen und einer ähnlichen Gardine über dem, in einen schweren silbernen Rahmen eingefaßten ovalen Spiegel; vor demselben ein silbernes Waschbecken, ein Paar dergleichen Leuchter und allerlei ehemalige Toilettengeräthschaften, die aber, allem Anscheine nach, jezt nur noch Schaugerichte sind. — Dem Bette gerade gegenüber hängt ein sehr großes Heiligenbild, dessen steife, alte Malerei ganz seltsam gegen den Reichthum der aus Silber, Gold und allerlei funkelnden Steinen bestehenden Einfassung absticht. Die davor hängende Krystallampe war, vielleicht des Balles *) halber, nicht angezündet, aber ein grosser Oelfleck auf dem Fußboden, gerade unter derselben, bewies klar, daß hier gewöhnlich Ueberfluß an Oel herrschen muß.

Das dritte und lezte Schlafzimmer endlich hat sich ziemlich rein russisch erhalten: dicht neben der les'hánka **) steht ein spitz nach oben zulaufendes Zeltbette, mit dicken steifen Vorhängen von dunkelgrünem, gewässertem, wollenem Moor, welche durch kleine, eiergelbe Schleifchen von oben bis unten zusammengezogen, weder Luft noch Licht in dieses vierzigjährige Ehestandsfutteral hinein lassen. Neben dem Bette lag, über die Lehne des hohen alten Stuhles geworfen, der mit leichtem Pelzwerk gefütterte seidene Schlafrock (tulúp) des Alten, und an der andern Seite zeigten sich, bescheiden unter der Bettgardine hervorguckend, ein Paar antike, reichgestickte sammtene Pantoffeln seiner Ehehälfte, vielleicht noch ihre Brautpantoffeln, die zu diesem Ehrentage hervorgeholt waren. Ein kleiner erblindeter Spiegel, in der dunkelsten Ecke aufgehängt, beweist, daß die Bewohner des Zimmers seiner nicht mehr viel bedürfen; dagegen aber steht in der

*) Ball nennen die Russen jede Gesellschaft, wo ein Paar Lichter mehr als gewöhnlich angezündet sind, und wo einige Tassen Thee mehr getrunken werden als sonst.

**) Die les'hánka, eine Art von Ofenbank aus Kacheln oder Ziegeln, in der Länge eines Menschen, und an dem einen Ende mit einer schrägen Erhöhung für den Kopf, darf in dem Wohnzimmer eines alten russischen Kaufmanns nicht fehlen. Da die Heizung in der Lesbanka selbst ist, so wird diese beinahe glühend heiß; das hindert aber die Leutchen nicht, mit großem Wohlbehagen darauf zu liegen oder zu sitzen.

obern Ecke ein großer Mahagoni Kiwot, von oben bis unten mit den reichsten Heiligenbildern angefüllt, vor denen, troß dem Balle, eine Lampe brennt.

Die Frauen hatten sich, wie gewöhnlich, abgesondert von den Männern, in dem Gastzimmer um einen großen runden Tisch gelagert, der mit einer ungeheuren Menge in Zucker eingekochter Beeren*), getrockneter Feigen, Datteln, Rosinen, Mandeln, allerlei Pfefferkuchen, in Wasser geweichten Brußnika und Moroshka, allerlei Zuckerbackwerk und hauptsächlich mit Nüssen verschiedener Gattung besezt war. Diese leztern sind ein ganz unerläßliches Requisit jeder Gesellschaft, jeder Lustbarkeit des Russen, und dürfen dabei nie fehlen. Auf allen Jahrmärkten, bei den Eisbergen in der Maßlániza (Butterwoche, Karneval), und um die Schaukeln zu Ostern sieht man ganze Berge von Nüssen, die immer Abnehmer finden, und wo nur eine Volksversammlung Statt gehabt hat, da ist gewiß der ganze Platz mit Nußschaalen dicht bedeckt. Die Nüsse sind eben so national als der Branntwein. Die Erwachsenen fordern für irgend eine Dienstleistung ein Trinkgeld, na wódku, und die kleinen Bursche und Mädchen bitten sich statt dessen etwas na oréchi, zu Nüssen aus.

Die Unterhaltung in dem Cirkel der ältern Damen war sehr belebt, aber nicht allgemein, denn immer unterhielten sich nur die nächsten Nachbarinnen halb laut mit einander, so daß das Knacken der Nüsse durchaus vorherrschend war, und nur von Zeit zu Zeit durch das mit vielen Bücklingen begleitete Nöthigen einer der drei Wirthinnen unterbrochen wurde, die unaufhörlich mit den Tellern und Schaalen herum gingen, aus welchen mit dem gemeinschaftlichen, auf jeder Schaale befindlichen Löffel gegessen wurde. Das Nußknacken beim traulichen Plaudern ist so sehr eingewurzeltes Bedürfniß, daß mehrere der alten Matronen, die zwar der äußern Figur nach sich ganz füglich zu Nußknackern eigneten, aber leider schon längst die dazu erforderlichen Zähne eingebüßt hatten, sich doch die unschuldige, freundliche Reminiscenz aus der Jugendzeit erlaubten, ein Nüßchen in den Mund zu nehmen, als könnte es dort noch geknackt werden.

In dem ersten Schlafzimmer saß längs den Wänden eine Reihe von achtzehn jungen Mädchen, größtentheils in Sarafane gekleidet, die man, aus einer kleinen Entfernung angesehen, für ein Wachsfigurenkabinet hätte halten können. Schön gepuzt und gemalt saßen sie, wie leblos, jede mit einem Tuche in der Hand, stumm und starr da; selten nur wisperte hier und da eine ihrer Nachbarin gleichsam verstohlen etwas zu, und nur wenn irgend ein neuer Gast ins Zimmer trat, zeigte sich unter ihnen eine Art von Leben; wie durch einen elektrischen Schlag geweckt, erhoben sich dann alle achtzehn Wachsbilder, um mit dem Obertheile ihres Körpers herabwärts einen rechten Winkel gegen den Untertheil zu bilden; diese geometrische Uebung heißt poklón, der Gruß. Gewöhnlich folgen auf den ersten tiefen Bückling noch ein paar leichtere bückende Bewegungen, gleichsam um allmählig wieder in die vorige Steifheit zurück zu gelangen. Auch hier gab es wohl Nüsse, aber weit weniger als in dem vorigen Zimmer, da die Sittsamkeit von den jungen Mädchen fordert, daß sie nur nach langem und vielem Nöthigen etwas von Eßwaare mit den Fingerspitzen und mit dem Lippenrand berühren.

Es ist jammerschade, daß Steifheit hier zum guten Ton unter den jungen Mädchen zu gehören scheint, und daß die heillose weiße und rothe Schminke so allgemein ist, selbst unter den jüngsten, die ohne dieselbe gewiß weit liebenswürdiger wären. Ein hochrother oder himmelblauer Sarafan, mit gefalteten Mousselinärmeln, und das prächtige, aus lauter feinen Perlen und allerlei Steinen bestehende Stirnband müßten bei einem lebendigen Wesen einen allerliebsten Effekt machen, besonders wenn die jungen Mädchen mit etwas Grazie den, leider fast ganz aus der Mode gekommenen herrlichen Nationaltanz ausführten. Da würden sich Kleidung und Figur ausnehmen; jezt sieht man nur hölzerne, weiß und roth gemalte Drahtpuppen, über welche die schönen Sachen gehängt sind. Uebrigens ist diese Steifheit, wie es scheint, nur konventionell in großen Gesellschaften, denn ich habe mehrere derselben jungen Frauenzimmer im kleinen häuslichen Cirkel gesehen, wo sie, sich ihrem natürlichen Charakter überlassend, lebendig, unterhaltend und liebenswürdig waren.

Der Saal, den die Männer einnahmen, bot auch ein seltsames Gemische von alter und neuer Zeit dar. Da hingen an der Wand ein paar große steife und schon ganz schwarz gewordene Porträts Peters I. und seiner Gemahlin, in antiken, geschnörkelten Rahmen, an denen noch hin und wieder etwas von der ehemaligen Vergoldung hervorblinkte, neben ein paar schönen Spiegeln in Mahagonirahmen mit Bronzeleisten; in der einen Ecke stand in hohem, schwarz lackirtem Kasten mit chinesischen Figuren eine alte Wanduhr, die mit ihrem knarrenden Pendel und ihrem heisern Glockenspiel ein ächter Repräsentant der alten Zeit war. In der zweiten Ecke war eine Büste Kaiser Alexanders auf einem zierlichen marmornen Fußgestelle befindlich, und dieser gegenüber ein dunkelbrauner, inwendig hellbraun angestrichener Eckschrank mit Glasthüren, hinter welchen allerlei Tassen, Gläser, bunte kleine Porzellanpuppen und einiges altes Silbergeräth zu sehen war. Die Einschnitte vorne in den Brettern, welche sonst immer dazu dienen, die silbernen Löffel hinein zu hängen,

*) Warénja, Eingekochtes, mit welchem großer Luxus getrieben wird. Es gibt dieser Confitüren wohl an vierzig verschiedene Gattungen, von welchen viele mit drei, vier und fünf Rubel bezahlt werden.

waren leer, so wie überhaupt der Schrank, wie es schien, einen großen Theil seines Inhalts zum heutigen Feste hergegeben hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Gießen, Juli.

Städtisches. Umgebungen. Das Zuchthaus Marienschloß.

Man gewahrt nicht ohne Vergnügen die Thätigkeit, mit welcher in neuerer Zeit an der Erweiterung und Verschönerung dieser Stadt gearbeitet wird. In der Stadt selbst, so wie an dem nördlichen Ende derselben sind in den lezten Jahren viele freundliche Wohnungen entstanden, und an dem Südende bilden sich nach einem umsichtig entworfenen Plane neue Straßen und Gruppen von Gebäuden, welche sich durch Eleganz und eine reizende, gesunde Lage auszeichnen. Besonders gewährt hier das neue Universitätsgebäude, in welchem die Bibliothek, das Kunst- und naturhistorische Museum u. s. w. sich befinden, einen imposanten Anblick. Hinsichtlich des geselligen Lebens zeichnet sich Gießen vor den meisten ähnlichen Orten sehr vortheilhaft aus. In dem Klubb findet man die interessantesten Tageblätter und Zeitschriften, und vereinigt sich daselbst zu Spiel und Unterhaltung. Auf den Bällen und Casinos erfreut ein reicher Blüthenflor junger Schönen das Auge. Die musikalische Gesellschaft hat durch die Thätigkeit einiger Sachkundigen, welche sich dieser Anstalt annahmen, einen neuen Schwung erhalten. Lesegesellschaften, in welchen man die ausgezeichnetsten Erzeugnisse der deutschen und französischen Litteratur findet, geben die vielseitigste Anregung. Die Zahl der Studirenden vermehrt sich von Jahr zu Jahr, und man lobt allgemein den Fleiß und das gesittete Benehmen der Studenten. Die akademischen Institute erfreuen sich einer gedeihlichen Pflege, und die Staatsregierung bietet alle Mittel auf, die Universität zu heben, die bestehenden Einrichtungen den Forderungen der Zeit anzupassen und neue ins Leben zu rufen. So sieht man mit allgemeiner Freude ein neues Klinikum, die katholisch-theologische Fakultät, deren Wirksamkeit mit dem nächsten Semester beginnen wird, u. a. ins Leben treten. — Die Umgebungen von Gießen bieten eine Menge einladender Punkte, wo man an Sonn- und Feiertagen Gesellschaften aller Art versammelt findet. Die Ruinen von Gleiberg, Vetzberg, Stauffenberg, die Badenburg, Schiffenberg werden, der schönen Aussicht wegen, welche sie gewähren, zahlreich besucht. Zu entfernteren Ausflügen eignen sich Hohen-Solms, die herrlichen Ruinen des berühmten Münzenbergs und Wetzlar, wohin ein überaus lieblicher Weg die Lahn entlang führt, der das schöne Dörfchen Garbenheim (aus Werthers Leiden unter dem Namen Wahlheim bekannt) durchschneidet. Wetzlar selbst ist nun öde und todt; aber die Erinnerung dessen, was es war, die Spuren ehemaligen Glanzes und die prächtigen Umgebungen der Stadt, für Empfindsame wohl auch manches durch Goethe's Werk heilig gewordene Plätzchen ziehen den Wanderer an und fesseln sein Interesse. In vielfacher Hinsicht möchte aber ein Ausflug nach Marienschloß der anziehendste seyn. Da unsers Wissens das größere Publikum noch keine ausführliche Nachricht über diesen Ort erhalten hat, und besondere Umstände mir eine detaillirtere Ansicht desselben möglich machten, als sie flüchtigen Reisenden werden kann, so will ich eine nähere Schilderung versuchen. Marienschloß liegt auf einer leichten Erhöhung an der Wetter, vier Stunden südlich von Gießen und eine kleine Stunde östlich von dem Städtchen Butzbach, das die Heerstraße nach Frankfurt durchschneidet. Die älteren Gebäude gehörten einer Cistercienser Nonnenabtei an, welche in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts gestiftet wurde. Man glaubt, daß das älteste Schloß von Rockenburg hier gestanden habe, und daß das Kloster auf den Ruinen desselben gebaut, zu Ehren Mariens geweiht und so Marienschloß genannt worden sey. 1803 wurde das Kloster aufgehoben und 1810 zu einem Zucht- und Besserungshaus eingerichtet. Der großherzoglich hessische Regierungspräsident, Freiherr von Stein, hat die oberste Leitung dieser Anstalt. In der Gesellschaft dieses trefflichen Staatsbeamten besuchte ich Marienschloß. Wir durchwanderten die Zimmer und Säle, wo man Professionisten aller Art nach ihren Befähigungen beschäftigt. Eine gesunde Luft durchweht diese Räume; überall herrscht die größte Reinlichkeit; überall bezeigten sich die Gefangenen auf die Frage des Hrn. v. Stein, ob sie über Essen u. dgl. keine Klage hätten, sehr zufrieden; die Wäsche ist reinlich, die Kleidung gesund und einfach, die Kost, welche wir versuchten, verhältnißmäßig reichlich und nahrhaft, das Brod trefflich. In die Direktion der Anstalt theilen sich zwei Männer, welche für dieses mühselige, aber in seinen Früchten auch reich lohnende Amt ganz geschaffen sind, Major Krauß und Kommerzienrath Funk. Die Ordnung, die Thätigkeit, die Freude an der Arbeit und an dem Erfolge der Bemühungen, denen zufolge die Gefangenen nach vollendeter Strafzeit als nützliche Glieder der bürgerlichen Gesellschaft in die Welt zurückzukehren überall Hoffnung geben, benehmen diesem Aufenthalte und diesem Menschenkreise all das Abstoßende und Unheimliche, dessen man sich an ähnlichen Orten selten entschlägt. Nur die Zuchthäuser von Lausanne und Genf und einige ähnliche Anstalten in London und Amerika zeigen diese Zweckmäßigkeit der Einrichtung, diese Verschmelzung von Ernst und schonender Menschlichkeit, diese Weisheit in Leitung und Anordnung des Details. — Die Kleidung ist bequem und gesund. Beim Eintritt in das Haus erhält jeder Sträfling das doppelfarbige (schwarz und gestreifte) Wamms und die eben so geschiedenen Beinkleider. Musterhaftes Betragen und Fleiß veranlassen den Regierungspräsidenten, diese mit der gestreiften Kleidung zu vertauschen; ein noch höherer Grad von Belohnung besteht in der Kleidung von einfachem blauem Tuche, welches diejenigen Sträflinge tragen, denen man die Aufsicht in den Sälen anvertraut. Nachmittags war die Stunde anberaumt, wo jeder Sträfling vor Hrn. v. Stein seine Wünsche und Beschwerden vorbringen konnte. Beschwerden hörte ich nicht, wohl aber wünschten viele, die doppelfarbige Kleidung ablegen zu dürfen; wenn die vorliegenden Zeugnisse dies gestatteten, so wurde es zugestanden, und ich sah die Freude in den Gesichtern dieser armen Menschen leuchten, die so gewissermaßen eine höhere Stufe ihrer Existenz betraten. Während wir uns zu einem Spaziergang bereiteten, kam ein allerhöchstes Rescript an, wodurch ein auf Lebensdauer in das Zuchthaus verurtheilter junger Mensch seine Freiheit erhielt. Der Bursche hatte mich schon am Morgen interessirt. Ein offenes Gesicht, ein freier Blick, eine schöne Haltung und das beste Zeugniß empfahlen ihn sehr. Er saß seit sieben Jahren wegen Theilnahme an einer Rauferei, wobei durch ihn ein Soldat gefallen seyn sollte. Man denke sich die Freude dieses Menschen, als ihm Hr. v. Stein, nachdem er auf das Zarteste vorbereitet worden, sein Glück verkündigte. Er sank auf die Knie und war lange keines Wortes mächtig; endlich ergoß sich sein Dank in Thränen. Alles in dem Gebäude theilte die Freude des guten Menschen, der am folgenden Tag, mit neuen Kleidern und Reisegeld versorgt, in seine Heimath zurückkehrte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 59.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 179.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 28. Juli 1830.

Was singt, das trägt nur vom Verlangen
Und von der Sehnsucht nur die Spur,
Vom Glück noch keine Saiten klangen.

Lamartine.

Aus der Dichterwelt.

An der Wiege.

In der Wiege liegt der Knabe,
Wie ein stilles Engelbild,
Von des Schlummers süßer Labe
Ist sein blaues Aug' umhüllt.

Sorgsam bei dem holden Kleinen
Sizt die Mutter, jung und schön,
Doch ihr Auge schien dem Weinen
Manchmal nicht zu widerstehn.

Aber in der Ecke sinnend
Steht der Vater, stumm und still,
Manches im Gemüth beginnend,
Was er bald vollenden will.

Lieder nach der alten Weise,
Sie beleben seinen Sinn,
Und betrachtend tritt er leise
Vor den kleinen Schläfer hin:

„Segenvoller Himmelsfrieden,
Der dein frommes Auge deckt,
Sey er einst dir auch beschieden,
Wenn der Lärm der Welt dich weckt."

„Frieden, wie ihn Seelen fühlen,
Die im heißen Lebensstreit
Wie in leichten Liebesspielen
Ihre Reinheit nie entweiht;"

„Frieden, den ein Mann empfunden,
Der sein rechtes Ziel gewann;
Frieden, den ich nie gefunden
Und wohl nimmer finden kann."

„Mag der Himmel dir ersetzen
Alles, was er mir geraubt,
Und mit seinen besten Schätzen
Segnen dein unschuldig Haupt."

„Aber ewig vorenthalten
Sey dir, was er mir verlieh,
Dieses eigene Gestalten,
Diese Gluth der Phantasie;"

„Diese sengend heiße Flamme,
Die die Seele mir zerstört,
Die, gebannt vom Erdendamme,
Nur nach Himmlischem begehrt."

„Bleibe fremd dir dieses Streben,
Dieser räthselhafte Drang,
Fremde Seelen zu erheben,
Was noch keinem ganz gelang."

„Schwer ist's, Seelen sich gewinnen,
Schwerer noch, verstanden seyn:
Denn die Kunst impft das Beginnen,
Doch nicht die Vollendung ein.“

„Herr, der mir du zu vererben
Diese Qual beschlossen hast,
Wolle nicht mein Kind verderben
Durch so sehnsuchtschwere Last!“

„Laß Ein Opfer dir genügen,
Das sich auserkor dein Blick,
Lächle diesen Unschuldzügen
Gnadenvoll ein bessres Glück!“

Als das Wort verklang, erwachte
Leis' der Knab' aus seinem Schlaf,
Und sein heitres Auge lachte
Fröhlich beiden, die es traf.

Sorgsam nimmt die junge, schöne
Mutter ihn auf ihren Schoos,
Und es ringt sich eine Thräne
Ihrem blauen Auge los.

Manfred.

Meine Geschichtsforschung in B.

(Beschluß.)

„Tyrulf,“ erwiederte Sophie mit zitternder Stimme, „erinnern Sie sich des Tages noch? “Er sah sie unverwandt an, ohne zu antworten. Den Blick verstehend, oder sich deutend, fuhr sie fort: „Ach ich meine nicht, ob der Tag und was an demselben vorging, noch in Ihrem Gedächtnisse lebt, ich meinte vielmehr: sind Sie noch derselbe, der Sie damals waren?“ Gedämpft und leise, doch mit sicherer Ruhe sagte er: „derselbe.“ — „Erinnern Sie sich auch des Versprechens noch, das Sie mir in jenem Augenblicke abverlangten?“ fragte sie weiter, eben so leise. „Ja,“ fuhr er rasch auf, „aber ich erlasse es Ihnen, ich will nichts wissen, gar nichts, das werde ich immer früh genug erfahren.“ Nun war die Verzagtheit, die Ungewißheit, mit der Sophie bisher gesprochen hatte, verschwunden, sie fühlte sich noch geliebt, feurig und treu, wie je. „Nein,“ sagte sie, „mein Tyrulf! Sie erfahren es nie früh genug; ich habe gewählt!“ Und ihre Augen strahlten ihm, wie zwei Sonnen. Ein fast kaltes „wen?“ war seine ganze Erwiederung; sie aber ergriff seine beiden Hände, sah ihm liebevoll ins Auge und sprach: „Sie, Tyrulf, Sie!“ Wer vermag die Freude des lange Gequälten, des jetzt plötzlich so Beglückten auszusprechen? Lange hielt er sie in seinen Armen, an seinem Herzen und dachte nicht daran, zu fragen: „warum damals nicht, warum jetzt?“ Sanft entwand sie sich seiner Umarmung mit den Worten: „Lassen Sie uns einen Gang durch's Gehölz machen, ich habe Ihnen noch vieles zu erzählen.“ Sie gingen erst eine Weile und ließen ihren Gefühlen Zeit, sich zu beruhigen, so schreibt Sophie, aber ich muß gestehen, dießmal kann ich ihr nicht glauben, sie hatten gewiß anderes zu thun, ehe sie zum ruhigen Erzählen kam; der Inhalt der Erzählung war folgender: „Sie wissen es ja, Friedrich Brand war mein theurer, mein bester Jugendfreund gewesen, er hatte mich geliebt, als ich noch Kind war und liebte mich fortwährend mit Leidenschaft. Wie eine hoffnungslose Liebe in diesem lebhaften Gemüthe so lange fortdauern konnte, das begreife ich nicht, es war aber so. Er ließ nicht von derselben, obgleich er wohl wußte, daß ich sein loderndes Feuer nur mit schwesterlichen Gefühlen erwiedern konnte. So war es, als ich Sie kennen lernte, und ich kannte Sie nicht lange, als ich schon alle Gefühle, die Friedrich so oft mit Ungestüm für sich verlangt hatte, für Sie in meinem Herzen erwachen fühlte. (Hier z. B. ward die ruhige Erzählung vermuthlich eine Weile unterbrochen). Aber den mir so theuern Friedrich dieß merken zu lassen, das konnte ich nicht übers Herz bringen. Immer hoffte ich, ein anderer Gegenstand sollte mich bei ihm ersetzen, allein es blieb beim Alten. Um diese Zeit rettete er mit eigener Gefahr das Leben meiner Eltern, und in dem Augenblicke, da ich ihn blaß und blutig unter den Pferden sich hervorwinden sah, legte ich mir das Gelübde auf, dieses treue Herz nie zu betrüben. Tags darauf besuchten Sie uns; Sie waren so theilnehmend, ich las es in Ihren Mienen und hätte Ihnen um den Hals fallen mögen, aber ich durfte nicht. Nun komme ich auf den schwersten Tag meines Lebens, an dem ich den Mann meiner Liebe hätte mein nennen können und ihn von mir weisen mußte; Friedrich wäre damals in Verzweiflung gerathen, wenn ich mein Herz Ihnen gegeben hätte. Ich bin immer ein wahrhaftes Mädchen gewesen, ohne Arglist, ohne Verstellung, aber die Trostlosigkeit meiner Lage ließ mich doch einen kleinen Kunstgriff gebrauchen. Ich suchte nämlich Friedrichs Aufmerksamkeit auf meine Schwester zu leiten, die ihn längst schon liebte. An meines Vaters Geburtstage, mit Hülfe der Tableaux, ist es mir gelungen. Hier haben Sie die kurze Geschichte meines Herzens; das Weitere ist Ihnen bekannt. Noch hat es sich Friedrich nicht gestanden, daß Mariens Bild das meine in ihm verdrängt habe, aber es ist so, und er wird es jezt mit Fassung hören, daß ich ihm entrissen bin, er weiß ja, wo er Trost suchen und finden kann.“

Tyrulf hörte der Erzählung seiner Geliebten mit Entzücken zu, und als sie endlich zu der Bank gelangten, wo die andern saßen, war der Kaffee längst kalt. Die Präsidentin sah ihnen mit mütterlicher Liebe und Ungeduld entgegen, die freudestrahlenden Gesichter sagten ihr alles.

Friedrich warf ein Paar forschende Blicke auf das Paar, das Arm in Arm vor ihnen stand, und eine dunkle Röthe überflog sein Gesicht. Marie zitterte, als sie diese Aufwallung sah; aber Sophie nahm ihn sanft bei der Hand und sagte freundlich: „Friedrich, es war so gewiß besser."

Und nun muß ich schließen, lieber Leser, denn ich habe noch alle Hände voll zu thun, weil ich morgen nach B. reise, um bei der Hochzeitfeier der beiden Schwestern Sophie und Marie zu tanzen, als wäre ich erst zwanzig Jahre alt.

Die Abendgesellschaft (Wetscherinka).

(Fortsetzung.)

Nicht weit von dem beschriebenen Eckschrank stand ein großer viereckiger Tisch, mit einer rothen Serviette bedeckt, auf welcher die Stadt Jaroslaw abgebildet war. Dieser Tisch der reichlich mit allen zum Punschbrauen erforderlichen Materialien besezt war, ist hier für die Männer eine eben so unerläßliche Bedingung einer jeden Abendversammlung, als es die Näschereien für die Frauen sind; er wird überall gleich nach eingenommenem Thee herbeigetragen, und ist der Hauptsammelplatz der Gäste, die theils sitzend, theils stehend und ab- und zugehend, sich mit allerlei Gesprächen über ihre Angelegenheiten unterhalten. Endlich stand ein Bostontisch da, an welchem der Vicegouverneur mit zwei der hier dienenden Beamten und einem Petersburger Kaufmanne eine Partie machte. Die hiesigen Kaufleute, wie überhaupt die Russen aus der niedern Klasse, halten nicht viel auf das Kartenspiel; außer Petersburg, und vielleicht Moskau, sieht man selten einen ächten Russen am Kartentisch, und ein kartès'hnik, Spieler, steht bei ihnen in üblem Rufe. Dagegen spielen sie gern und leidenschaftlich auf dem Damenbrette, mit welchem man auch in der Residenz die Kaufleute vor ihren Buden immer beschäftigt sieht.

Obgleich in dem Saale wohl vierzig Menschen beisammen seyn mochten, und obgleich die geleerten Rum- und Arrakflaschen fleißig durch frische ersezt wurden, so ging doch alles sehr still und ruhig her; das Gespräch war fast durchgehends nur halblaut, auch wurde es nie allgemein, sondern beschränkte sich immer nur auf die nächsten Nachbarn, so daß ich, als Fremder, nicht füglich Theil daran nehmen konnte. Mir fiel ein alter Graukopf auf, der ziemlich verlassen da saß, und weder an den Gesprächen noch an dem Punsch Antheil zu nehmen schien; ich erkundigte mich nach ihm und erfuhr von meinem Mentor, dem Doktor, er sey ein Abkömmling der Obel'nye krestjane, Freibauern, deren es mehrere in diesem Gouvernement gibt, und ein sehr wohlhabender Kaufmann. „Plaudern Sie mit dem alten Manne," sezte der Doktor hinzu, „es wird Sie nicht reuen; es ist ein gescheuter Kopf und rein russisch, aber verstecken Sie Ihre Tabaksdose, denn er ist ein Altgläubiger *)."

Ich sezte mich zu ihm, und um ihm Rede abzugewinnen, that ich, als wüßte ich nichts von ihm, und brachte die Muthmaßung vor, er müsse auch wohl, wie ich, kein Hiesiger seyn, weil er so wenig Antheil an der Gesellschaft nehme. „O nein, lieber Herr, war die Antwort, ich bin nie von hier fort gewesen, aber eben dadurch bin ich hier den Meisten fremd; die Leutchen sind alle Petersburger geworden, und dünken sich Wunder wie klug und aufgeklärt, weil sie aus des Vaters Kaftan einen Sertuk (Ueberrock) gemacht haben, und sich seiner Sitten und seines Bartes schämen. Sieh' sie nur an, besonders das junge Volk; statt in die Badstube zu gehen und sich ordentlich zu baden, salben und waschen sie sich mit Gott weiß was für französischem Spiritus, daß man sie schon von weitem riecht, wie unsere Apotheke, wenn im Sommer die Fenster offen sind; in die Stube treten sie, ohne sich zu kreuzen, scharren mit den Füßen, statt einen ordentlichen Poklòn (Gruß) zu machen, wissen nur von Petersburg und dem dortigen ausländischen Wesen zu schwatzen, und blähen sich in ihrer Dummheit wie ein Knecht, der sich einmal auf des Herrn Stuhl gesezt hat und meint, nun sey er was recht's geworden. Unsere Väter machten's nicht so, die waren und blieben Russen." — „Aber Väterchen, unterbrach ich ihn, die Ausländer haben uns doch manches Gute gelehrt, das unsere Väter nicht kannten, und vieles Nützliche." — „Ja, das ist nicht zu läugnen, die Deutschen sind unsere Lehrmeister gewesen, lohn's ihnen Gott! und gehn uns immer noch mit gutem Beispiele vor; 's ist nicht ihre Schuld, daß wir's leichter finden, ihnen im nutzlosen Aeußern, im Plunder nachzuahmen, statt das gründliche Gute von ihnen zu lernen. Wenn unser junges Volk den Deutschen Gewissenhaftigkeit in Erfüllung seiner Pflichten, Ordnung in seiner Wirthschaft, Zuverlässigkeit in seinen Geschäften ablernen wollte, so wär's gewiß gut, denn darin können die Deutschen wohl unsere Meister seyn; aber gerade das ist uns zu schwer, wir mögen immer gern nur die obern Spitzen von Allem abnehmen, uns nur an die Außenseite halten, und meinen, es sey genug, wenn's

*) Alle Altgläubigen insgesammt haben einen Abscheu vor dem Tabak, den sie Bogomérskoja Travà, ruchloses, Gott mißfälliges Gras, und Wawilònskoje Sèlje, Babylonisches Kraut, nennen. Wenn ein Durchreisender, dem sie es nicht füglich verbieten können, in ihrer Stube geraucht hat, so wird dieselbe drei Tage nach einander gewaschen und unaufhörlich mit Weihrauch geräuchert; die Gefäße, deren er sich bedient hat, werden vernichtet, oder wenigstens ganz abgesondert weggestellt, um vielleicht ein andermal in ähnlichem Falle gebraucht zu werden.

nur so aussieht, als hätten wir unsere Pflicht gethan, ohne in das Innere, in den wahren Geist der Sache einzudringen."

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Giessen, Juli.

(Fortsetzung.)

Selbstbiographie des Gauners Mosche Nudel.

Am nächsten Morgen wohnten wir dem Gottesdienste im Zuchthause zu Marienschloß bei, wo einige passende Lieder von den Sträflingen gesungen wurden — ein ergreifender Choral! — worauf der Geistliche eine eben so herzliche, als erbauende Rede hielt. — Bevor wir diesen Ort verließen, hatten wir noch eine Unterredung mit einem Straßenräuber, der Löwenkopf genannt, einem Juden, der in Gesellschaft des berüchtigten Gauners und Abentheurers, Mosche Nudel, manche Gaunereien verübt hatte und bei einem gewaltsamen Einbruch am Rhein ertappt und festgesezt worden war. Er erzählte uns vieles Anziehende von diesem Gauner, der vor Kurzem erst zu Marienschloß gestorben ist. Nach der Aussage dieses Joseph Isaak, vulgo Löwenkopf, war der Vater des Mosche Nudel zu Amsterdam auf Lebenszeit gefangen gesezt worden, hatte sich, dem Gefängniß entsprungen, an Damian Hessel angeschlossen und war zu Toulon mit seinem Sohne Samuel auf vierundzwanzig Jahre an die Galeere geschmiedet worden; seine Mutter zog mit den Kindern auf den Märkten umher, und Mosche Nudel zeigte schon früh die größte Verschlagenheit in der Ausführung kleiner Diebstähle u. s. w. Je mehr Löwenkopf uns von diesem Gauner erzählte, um so begieriger wurde ich, mich genauer über die Lebensgeschichte dieses „Ritters der Nacht" zu unterrichten; ich hörte jedoch von allen Seiten, daß er nie vor Gericht irgend eine Auskunft über sich gegeben, vielmehr durch die widersprechendsten Aussagen ein absichtliches Dunkel über seine Herkunft, seinen eigentlichen Namen und sein Leben verbreitet habe. Die Zuschriften des Staatsprokurators von dem Kreisgerichte zu Mainz an die Direktion der Anstalt zu Marienschloß gewährten keine andere Auskunft, als daß er ein äußerst gefährlicher, unter mancherlei Namen bekannter Räuber sey, der in vielen Gegenden Deutschlands eine Menge Verbrechen verübt und häufig als Anführer an der Spize einer Bande von meist jüdischen Räubern gestanden habe; daß er oft verhaftet und in Untersuchung gewesen, stets aber Mittel gefunden habe, zu entweichen; weder sein Geburtsort, noch sein Alter könnten ausgemittelt werden, doch scheine er ein Vierziger zu seyn; man müsse ihn mit aller Wachsamkeit behandeln, die ein so verschmizter Mensch nur irgend nothwendig machen könne, damit er nicht entspringe oder von seinen Verbündeten entführt werde. Ich war daher erfreut, zu hören, daß dieser Gauner an seinem Todestage vor dem Geistlichen des Ortes und dem Kommerzienrath Funk ein vollständiges Bekenntniß abgelegt habe und daß dieses zu Papier gebracht worden sey. Dieses merkwürdige Aktenstück liegt vor mir und die Leser werden mir es Dank wissen, wenn ich es hier ganz vollständig und unverändert mittheile.

„Ich heiße Moses Isaak und bin zu Körbke bei Arnsburg im ehemaligen Herzogthum Westphalen im Jahr 1788 geboren. Meine Eltern habe ich nicht gekannt. Ich wurde von der berüchtigten Familie Nudel, welche auf dem Lande umherzog, als Kind angenommen und bekam von derselben den Namen Mosche Nudel, unter welchem ich allgemein figurirte; mein eigentlicher Name aber ist Moses Isaak und unter diesem habe ich mich in Willebadessen, vier Stunden von Paderborn, sieben Monate aufgehalten. Auf welche Weise ich zu der Familie Nudel gekommen bin, ist mir unbekannt. Unter ihr brachte ich meine frühere Jugend mit kleinen Diebstählen auf den Märkten zu und blieb bei ihr, bis sie mit der Bande des Damian Hessel zu Mainz arretirt wurde. Zu dieser Zeit (1808) kam ich zu Trier, wo ich als Beutelschneider festgesezt wurde, in die Gesellschaft eines gewissen Matthäus Munge, vom Hundsrücken, mit welchem ich schon früher Marktdiebstähle begangen hatte. Munge arbeitete sich durch, ich aber wurde von dem Gerichte zu Trier nach einer zehnwöchigen Untersuchung zu einer zweijährigen Zuchthausstrafe nach Vilvord in den Niederlanden, zwei Stunden von Brüssel, verurtheilt und dahin gebracht. Meine Strafzeit brachte ich in diesem Zuchthause in der Gesellschaft von mehreren hundert Menschen aller Nationen zu, machte Bekanntschaft mit vielen großen Bösewichtern und wünschte sehr, noch länger dort verweilen zu dürfen, indem ich daselbst manches zu meinem Handwerk Dienliche hätte lernen können. Hier lernte ich auch vorzüglich meine Taschenspielerkünste und trug, als Beweis meiner Kraft, die sogenannte englische Spinnmaschine zum Vergnügen der übrigen Züchtlinge oft auf dem Munde balancirend herum. Nach Abbüßung meiner Strafe wurde ich aus dem Zuchthause von Vilvord entlassen und nach Amsterdam verwiesen, weil diese Stadt in meinem Passe als mein Geburtsort angegeben war. Ich ging auch dahin, blieb aber nur wenige Tage und reiste nach Nymwegen. Hier lernte ich einen Portugiesen, gleichfalls einen Juden, der mit Sassafras handelte, kennen; mit ihm hausirte ich und wir verkauften einem polnischen Juden vierzig Pfund Sassafras für zwei silberne Uhren; wir sezten sie in Geld um und hatten so für den Schabbes zu leben. Nach dem Schabbes ging ich auf der Brücke zu Nymwegen spazieren und begegnete einem Manne, der mich fixirte und den ich fragte, ob er etwas zu verkaufen habe; er reichte mir eine goldene Repetiruhr, wofür er 88 fl. forderte. Ich nahm die Uhr und sagte dem Fremden, ich würde in einer halben Stunde wieder auf dem Plaze seyn, um die Zahlung zu leisten. Während wir miteinander sprachen, kam ein anderer Jude dazu, der für eine Kleinigkeit jede schlechte Handlung in ein günstiges Licht zu stellen bereit war; ich gab ihm einige Bazen, wofür er mich als einen braven und bekannten Handelsmann schilderte. Ich entfernte mich mit der Uhr in der Tasche und eilte der Post zu, um sogleich abzureisen, traf aber in der Nähe des Posthauses einen Juden, Namens Abraham aus Cleve, dessen Eltern in Cleve festgesezt waren, während er als Ausreißer umherstreifte. Er gab mir drei Gulden, um mit ihm nach Thiele zu gehen. Hier aßen wir Schabbesbrod und Fleisch, welches Abraham bei sich hatte, kauften uns etwas Liqueur und reisten bis Büren. Ich ging zu einer armen Wittfrau, Kresschen genannt, deren Manne ich viel Gutes erzeigt hatte, und ließ mir von ihr drei Gulden leihen, welche ich dem Abraham zurückgab. In den Niederlanden ist es Sitte, daß man, wenn man als Freund zu einem Juden kommt, eine Tasse Kaffee oder Thee erhält; die Frau brachte mir Essen herbei; ich sagte ihr, daß ich mit ihren Kindern bekannt sey, eben aus dem Gefängniß komme und eine gestohlene Uhr bei mir trage. Kresschen weinte sehr bei dieser Nachricht; der eine Sohn bemerkte mit Bedauern, daß er Soldat werden müsse und nicht wisse, wie er seine Mutter und seine Geschwister, von denen der eine Bruder bucklicht war, ernähren solle."

(Die Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 180.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 29. Juli 1830.

Wir sind ein lustig Volk von Schmeckern
Und singen laut der Tafel Preis.

Béranger.
Chanson: l'age futur.

Gastronomische Preisaufgaben.

In Paris erscheint seit einiger Zeit ein Journal unter dem Titel: der Gastronom oder allgemeine Zeitung der Feinschmeckerei, herausgegeben von einer Gesellschaft von Essern und Literatoren (hommes de bouche et hommes de lettres). Dieses Journal berichtet einerseits über die materiellen, praktischen Fortschritte der Kochkunst, über neue Entdeckungen und Handgriffe, andernseits entwickelt es die Theorie der Kunst; es zieht einerseits die Statistik und Geschichte der Speisen bei allen Völkern, andernseits die Philosophie des Geschmacksinns in seinen Kreis. Mit der Politik hat das Blatt nichts zu schaffen; denn einen Magen haben alle Partheien. Unter den tausend Kunstgriffen, welche die französischen Journale anwenden, um Abonnenten anzulocken, ist wohl kaum einer glücklicher ersonnen als der des Gastronomen, nämlich von Zeit zu Zeit gastronomische Preisaufgaben zu stellen, über die eingegangenen Abhandlungen zu berichten, die gekrönten abzudrucken und die Preise mit Pomp zu vertheilen. Die Aufgabe, für welche vor Kurzem die Preise ausgetheilt wurden, hieß: Ist besser sitzend oder liegend zu essen? oder wohl mit andern Worten, war das System der Alten dem unsrigen vorzuziehen oder nicht? Darüber läßt sich nun allerdings sehr viel Spaßhaftes und Witziges sagen, aber die Hauptsache wäre wohl ein unmittelbarer Versuch; denn wenn auch viele unserer Speisen unzweifelhaft sitzend gegessen werden müssen, besonders weil das Manöver mit Messer und Gabel liegend nicht wohl ausführbar ist, so würde es einem doch vielleicht auf dem Triclinium bei Lucullus oder Heliogabalus, denen es liegend so trefflich schmeckte, auch nicht übel behagen; nur müßte man sich nicht scheuen, gleich den Herrn der Welt, etwas mehr mit den Fingern zuzugreifen. Es ist wirklich Schade, daß sich unsere heutigen Großen in einem, dem Alterthume so fern liegenden Ideenkreise bewegen, und daß sie mit Griechen und Römern bei weitem nicht so vertraut sind als ihre Urgroßväter. Jakob I. hätte sicherlich mehr als einmal römisch gespeist, wenn ihm Georgs IV. wissenschaftlich gebildete Köche zu Gebote gestanden wären. Denn allerdings, zu einer Zeit, wo die Kochkunst nichts als grobe Routine war, wo ein gebratener Pfau und ein marzipanener Liebestempel die Meisterstücke einer Tafel waren, wo man so viele Thiere, welche im Wasser und in der Luft leben und welche die Römer als Leckerbissen verspeisten, so viele Kräuter, womit sie ihre Brühen würzten, nicht kannte, konnte man, wenn man auch noch so gelehrt war, an so großartige Versuche nicht denken. Aber jezt, da die Kochkunst durch die Riesenschritte der Chemie, Botanik, Zoologie so viel gewonnen hat als die philologische Kritik, könnte man sich mit Glück daran wagen, ohne daß die Gäste des erhabenen Experimentators in Gefahr kämen, bald närrisch zu werden, wie die Geladenen des Arztes in Peregrine Pikle, und auf jeden Fall wäre es leichter, ein Lucullisches Gastmahl nachzuahmen, als eine Sophokleische Tragödie aufzuführen. Dieselben geistigen Gourmands, die es als das

Ideal ihrer ästhetischen Feinschmeckerei verkünden, unter blauem Himmelsdach, vor unzähligem Volke eine Antigone über die Bühne schreiten zu sehen, ließen es sich gewiß ganz wohl gefallen, unter kühlem Portikus, während ein Bächlein Goldfische über das Marmorpflaster führt und ein Staubregen wohlriechenden Wassers auf die Gesellschaft niederthaut, das salbenduftende Haar mit Rosen bekränzt, das Haupt auf den linken Ellbogen gestützt, Muränen und Straußengehirne zu speisen. — Ihr Schrift- und Naturgelehrten, die ihr den Großen und Reichen naht und euch an ihren Tafeln niedersezt, versucht es einmal, euren Mäcenaten einen Genuß zu verschaffen, der in hohem Grade geistig und sinnlich zugleich, gewiß zu den pikantesten gehört. Stellt einmal eure Bibliothek in der Speisekammer auf, kopirt, statt die Poeten der Griechen, die Küchenmeister der Römer, komponirt statt einer Dithyrambe eine Sauce für einen Stör und ein Füllsel für einen Fasan, reißt eurer Lorbeerkrone ein Paar Blätter aus und würzt damit klassische Brühen, und wenn nun, nachdem ihr den Vormittag, die Schürze vor den Beinkleidern, den Plinius in der Hand, in der Küche kommandirt habt, die Gesellschaft sich erwartungsvoll um die antike Tafel lagert, so ist euer Verdienst desto größer, als euch wohl vom Kosten der Brühen und dem Dunst der Speisen der Appetit vergangen ist. Der Mann, der ein paarmal ein Diner à la Lucullus arrangirt hätte, wäre sicher gewesen, den Preis des Gastronomen zu gewinnen; statt mit seinem Witz, hätte er mit seiner Erfahrung gesiegt, die wohl allen Konkurrenten um jenen Preis abging, so zahlreich sie auch waren.

Sieben-und-fünfzig Abhandlungen sind bei der Redaktion des Gastronomen eingelaufen, und zwölf nach dem Termin des 20sten Juni aus dem Aus- und Inland eingelaufene konnten nicht berücksichtigt werden. Den ersten Preis, bestehend in einer Pastete nach der Wahl des Preisträgers und einem Korb voll Champagner, gewann Nr. 33 mit dem Motto: Publius Lucullus; ein zweiter außerordentlicher wurde Nr. 39 zuerkannt. Drei Accessit berechtigen zu einem unentgeldlichen halbjährigen Abonnement, und ein vierteljähriges Abonnement wird zwei Abhandlungen zuerkannt, deren ehrenvolle Erwähnung geschah.

Es ist nun ein neuer Konkurs über folgende wichtige Frage eröffnet worden: Welches sind die Ursachen und die Folgen der Veränderung, die seit der französischen Revolution mit den Speisestunden vorgegangen ist? Franz I. und Kaiser Maximilian speisten um zehn Uhr zu Mittag, um sechs Uhr zu Nacht; noch am Ende des vorigen Jahrhunderts war es ziemlich allgemeiner Brauch in Europa, um die Zeit des astronomischen Mittags das Hauptmahl zu halten und ein Paar Stunden nach Sonnenuntergang zu Abend zu essen, und jezt ist es so weit gekommen, daß häufig nicht in der Nacht des laufenden, sondern in der Frühe des folgenden Tags soupirt wird. Abgesehen von diesen Uebertreibungen des Hochmuths, der sich nur behaglich fühlt, wenn er alles anders macht als andere Leute, ist es einmal unter vielen Großen und Reichen in Deutschland, in Frankreich, England, Amerika unter ganzen Ständen längst Sitte, das Hauptmahl des Tags auf die späten Nachmittags- oder Abendstunden zu verlegen. Dieser Gebrauch kann nicht blos Modesache, er muß tiefer gegründet seyn; die Frage nach seinen Quellen ist es allerdings werth, nicht blos im Spaße gelöst zu werden, und der Verfasser einer geistreichen Abhandlung darüber verdient den gastronomischen Preis wohl. Wir sind vielleicht später im Stande, eine der gekrönten Abhandlungen mitzutheilen; für diejenigen Leser aber, welche zu konkurriren wünschen, bemerken wir, daß der zu Ehren der Stadt Bordeaux gestiftete Preis in fünf-und-zwanzig Flaschen Chateau-Lafitte besteht, und daß die Abhandlungen, die nicht über zwei Kolumnen des Journals einnehmen dürfen, am 20sten August dieses Jahrs eingereicht seyn müssen.

Die Abendgesellschaft (Wetscherinka).

(Beschluß.)

„Nun," meinte ich, „das wird nach und nach auch schon kommen." — „Nein, lieber Herr, das wird nicht kommen; daran denkt keiner. 'S ist gerade mit den heutigen jungen Burschen, wie mit den jetzigen neumodischen Meubeln. Sieh' nur den Unterschied von sonst und jezt: der alte Tisch da in der Ecke stammt noch vom Großvater her; er ist freilich wohl etwas schwer und plump, aber er ist derb und zuverläßig, wackelt nicht und dient treu; dagegen das Ding hier, das erst vor acht Tagen aus Petersburg gebracht wurde — ja, es sieht wohl auch wie ein Tischchen aus, ist fein und von neumodischer Form, und glänzt von Firniß und vergoldeten Schnirkeln, aber zum Gebrauch taugt's nicht, weil das innere Holz feucht und wurmstichig ist; es knackt hier, es plazt da, und wenn man einmal etwas Schweres darauf stellt und meint, es steht, so fällt der ganze Plunder zusammen. Gerade so ist's mit unserm jetzigen jungen Volke; das sieht von fern aus, als ob's Gott weiß wie gebildet und klug sey, aber wenn's einmal gilt, wenn man einen zuverläßigen Arbeiter braucht, so ist keiner zu Hause."

Hier wurde der Alte, zu meinem großen Leidwesen, in seiner Philippika, die freilich wohl etwas Galle, aber auch viel Wahres enthielt, durch die junge Hauswirthin gestört, welche uns freundlich einlud, ihr Salz und Brod nicht zu verschmähen. Sie führte mich in ein anstoßendes Zimmer, wo zwei lange schmale Tische gedeckt und so sehr mit Speisen, Kuchenwerk, Schaalen mit Eingemachtem,

Weinflaschen und Gläsern beladen waren, daß die Teller der Gäste kaum mehr Platz darauf hatten. Man setzte sich, sehr gedrängt, an die Tische, zwischen denen die Aufwartenden sich mit Mühe und mit Gefahr für das, was sie trugen, durchdrängen mußten. Dieses Amt versahen, außer den drei Ehepaaren, einige junge Mädchen und Söhne, Verwandte des Hauses. — Den Anfang des Mahls machten mehrere kalte Fleisch- und Fischspeisen, mit Gallert übergossen; dann erschienen zweierlei Suppen, und darauf folgte eine endlose Menge Gerichte aller Art. Jede Schüssel wurde von einer der drei Wirthinnen begleitet, die jeden Gast einzeln und mit vielen Bücklingen ermahnte, doch wenigstens etwas davon zu kosten; ihnen unmittelbar auf dem Fuße folgte einer der Hausherren mit einer neuen Gattung Wein, dem sie allerlei auf das abentheuerlichste verstümmelte Diminutionamen *) gaben, und der, wie mir nach Farbe und Geruch schien, eben nicht immer von der besten Gattung seyn mochte. Ich hatte dieß vorausgesehen und daher bestimmt erklärt, ich dürfe, meiner Gesundheit wegen, gar keinen Wein trinken und nie zu Abend essen; dadurch hatte ich gehofft, von dem Nöthigen und Sitzen befreit zu seyn, und als ruhiger Beobachter herum gehen zu können; aber da half nichts, ich mußte mich zwischen zwei alte dicke Herrn einzwängen lassen, und, trotz meiner vorausgeschickten Erklärung, bei jeder neuen Schüssel und Flasche die ganze Litanei von Nöthigungsphrasen aushalten und abwehren. In letztern sind sie unerschöpflich, und wenn ich nicht mitspielende Person gewesen wäre, hätte es mir wohl Spaß gemacht, so aber war es beinah unerträglich. Mein Nachbar rechts hingegen sagte ein Paar Mal ganz ernsthaft und im vollen Dankbarkeitsgefühle, indem er sich mit der Serviette den Schweiß von der Stirne wischte: „Na, das muß man sagen, unsre Wirthe verstehen ihre Gäste aufzunehmen und ihnen zuzusprechen, mir perlt der Schweiß auf dem Gesichte.“ Meine beiden Nachbarn, so wie überhaupt sämmtliche männliche Gäste (die Frauen saßen abgesondert an einem Ende des Tisches beisammen), thaten aber auch ein Ansehnliches in Essen und Trinken, und schienen völlig Rabelais Meinung zu seyn, welcher behauptet, man müsse über Tische nie plaudern, weil dadurch viele Zeit fürs Essen verloren gehe. Außer den, eben nicht sehr aufrichtig gemeinten Versicherungen an die nöthigenden Wirthe, daß man schon vollkommen genug habe, wirklich nicht mehr könne u. s. w. habe ich von den mir zunächst Sitzenden durchaus nichts gehört, als dann und wann einmal eine Bemerkung über das letzte Glas Wein. So sagte z. B. mein Nachbar links, als er eben ein Glas weißen französischen Weines verschluckt hatte, der ihm auf den vorhergegangenen brennenden

*) Wie z. B. Renwënskojo Winzò, Rheinweinweinchen; Maderuschka, Maderachen.

Madera etwas wässerig schmecken mochte: „das Weinchen ist wohl in Wasser gebadet und nicht abgetrocknet worden, man fühlt's gar nicht auf der Zunge.“

Endlich, nach mehr als zwei tödtlich langen Stunden, brach die Gesellschaft auf; alle Gäste bedankten sich einer nach dem andern für die gute Aufnahme bei den Wirthsleuten, die zu diesem Behufe an der Thür standen. An diese ziemlich langwierige Ceremonie knüpfte sich unmittelbar eine zweite, das Abschiednehmen, welches auch nicht wenig Zeit und Bücklinge erforderte, wobei ich aber mit Erstaunen bemerkte, daß, trotz der Menge geleerter Flaschen, die Gäste größtentheils noch ihres Kopfes und ihrer Beine mächtig waren. Nachdem sämmtliche Danksagungen, Entschuldigungen, Beurlaubungen und Bitten, bald wieder zu kommen, gegenseitig ausgetauscht waren, begann die letzte Operation, das sogenannte Mützensuchen (schàpotschnoj rasbòr), von der man sich ungefähr einen Begriff machen kann, wenn man bedenkt, daß bei uns Nordländern jeder der Gäste einen großen Pelz, eine Mütze, ein Paar Pelzstiefeln oder rauhe Schuhe (kengi) und warme Handschuhe haben muß, und daß also bei einer etwas zahlreichen Gesellschaft im Winter ein ungeheurer Berg von Kleidungsstücken entsteht, besonders wenn, wie hier, die Gäste keine Bediente bei sich haben, die den Pelz u. s. w. ihres Herrn bewahren. Hier lagen alle diese Sachen in einem verschlossenen Stübchen *) neben dem Vorzimmer kreuz und quer durch einander, und aus diesem Pelzchaos mußte ein Jeder das Seinige hervorsuchen. Da geschah es nun oft, daß die Frau ihre Hülle gefunden hatte, der Mann aber die seinige noch nicht, und wenn es diesem endlich geglückt war, so fehlte noch der Pelz des Töchterchens. Die junge Dienerschaft des Hauses gab sich unsägliche Mühe, um Jedem zu seinem Eigenthume zu verhelfen, aber das Chaos war zu groß und wurde durch das Hin- und Herwühlen und Werfen der einzelnen Stücke immer noch vermehrt. Nach Verlauf einer halben Stunde war ich so glücklich, meinen Pelz zu erwischen und konnte mich gegen ein Uhr nach Mitternacht davon machen; aber ich bin überzeugt, daß viele der Gäste, besonders die mit Frauen und Töchtern, wenigstens noch ein paar Stunden länger haben aushalten müssen.

*) Es gehört durchaus zu einer guten Aufnahme, daß die Pelze der Gäste in Beschlag genommen und verschlossen werden, damit kein Gast entwischen könne, ehe das ganze Fest zu Ende ist.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

Theaterbankerotte.

Vor sechs Monaten ward ein Theater, der Cirque olympique, bankerott, und jetzt trifft ein gleiches Schicksal die

komische Oper, die vor einem Jahre mit so vielem Pompe in ihren neuen Schauspielsaal eingeführt worden war, und von welcher man sich das Beste versprach. Allein gerade dieser schöne und neue Saal soll zum Untergang der Oper beigetragen haben. Eine Gesellschaft von Kapitalisten hatte nämlich, mit Unterstützung der Regierung, wie es scheint, ein schönes Gebäude auf einem neu angelegten Platze mit großen Kosten errichten lassen, und als dieses Gebäude fertig war, wurde die in Stocken gerathene komische Oper einem neuen Unternehmer übergeben, mit dem Bedeuten, er müsse so und so viel Miethe für den Saal jährlich zahlen (nach einigen Zeitungen über hunderttausend Franken). Die Regierung versprach einen jährlichen Zuschuß von hundertfünfzigtausend Franken, behielt sich aber vor, die rückständigen Schulden und Pensionen davon abzuziehen. Die Unternehmung ging nun ins Große; man erhöhte die Preise der Plätze, der Unternehmer, ein gewisser Ducis, der wohl nie ein Theater geleitet hatte, sondern Kavallerieoffizier gewesen war, ließ sich das Direktorwesen wohl gefallen und machte beträchtlichen Aufwand. So gerieth denn bald die Unternehmung in Stocken. Es fehlte an Geld, um die Schauspieler und Lieferanten zu bezahlen, und als neulich an einem Abende das Schauspiel angekündigt war und das Publikum sich vor den Thüren meldete, hieß es, man könne an diesem Abend nicht spielen, weil das Gaslicht ausgegangen sey. Es konnte wohl seyn, daß die Beleuchtungskompagnie kein Gas ohne baare Zahlung mehr liefern wollte; aber auch die Schauspieler hatten sich geweigert, länger zu spielen, wenn man sie nicht bezahlte, und so mußte das Haus geschlossen werden. An solche Auftritte ist man in Paris ziemlich gewöhnt. Der Schauspielunternehmungen sind so viele und die damit verbundenen Kosten so ungeheuer, daß es wahrlich zu verwundern ist, wie man noch Leute findet, die sich zur Leitung derselben hergeben mögen. Aber freilich werden die meisten Schauspiele auf Aktien unternommen, und diese an Leute verkauft, welche ihr Geld unterbringen wollen und manchmal von einem Theaterunternehmen keinen richtigen Begriff haben. Der Direktor aber ist ein Mann, der bei dem Unternehmen sich Ansehen und einen guten Gewinn zu erwerben hofft. Geräth nun durch seine ungeschickte Leitung das Werk in Stokken, so schiebt er die Schuld auf Andere, läßt die Aktienträger in der Verlegenheit und zieht sich immer mit heiler Haut heraus. Zulezt kommt ein Vertrag mit den Gläubigern zu Stande; es werden neue Gelder zugeschossen; ein neuer Direktor wird an die Spitze der Unternehmung gestellt; man sieht sich nach Schauspielern von großem Rufe um; die Zeitungen kündigen Wunderdinge an und nun geräth die Maschine wieder in Bewegung auf gut Glück. Zuweilen begünstigt der Zufall und kluge Leitung das Unternehmen, aber öfter noch versinkt man wieder bis über die Ohren in Schulden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gießen, Juli.

(Fortsetzung.)

Selbstbiographie des Gauners Mosche Rudel.

„Dieser neunzehnjährige Mensch (heißt es in dem Geständnisse Mosche Rudels weiter) erhielt von mir, indem er bitterlich weinte, die gestohlene Uhr zum Verkauf; er brachte für dieselbe 108 fl. in baarem Geld und eine dreigehäusige silberne Uhr; ich schenkte ihm leztere; der Mutter gab ich zur Anschaffung eines Stück Viehes 28 fl. Eine Tochter dieser Frau diente in Keilenburg bei Büren, und ich erhielt den Auftrag von der Mutter, sie zu besuchen. Ich ging nach Keilenburg, hütete mich aber wohl, dieses Dienstmädchen zu besuchen, sondern ging in ein Christenhaus, dessen Besitzer Johannes Kehr hieß und dessen Frau mit dem damaligen Polizeikommissär in gutem Einverständnisse lebte. Ich beschenkte den stets berauschten Mann, gab der Frau ein schönes Tuch, das ich zu Büren um 9 fl. gekauft hatte, und theilte ihnen mit, daß ich wegen meines verlornen Passes in Verlegenheit sey. Durch Vermittelung meiner Wirthin erhielt ich einen Paß, worin ich als Frankfurter Kaufmann, Namens Moses Huth, bezeichnet war, reiste mit demselben durch die Niederlande und nährte mich mit dem Uhren-, alten Silber- und Kattunhandel. Dies mag in das Jahr 1811 fallen. Mit diesem Passe reiste ich am Rhein herauf und kam nach Kaiserswertha, wo jedes Jahr eine goldene Todtenlade herumgetragen wird. Ich blieb hier über Nacht und gewann von einem Juden 30 Stück Niederländer Thaler im Spiele. Des nächsten Tags reiste ich nach Düsseldorf, wo ich im Täubchen abstieg und, mit französischen Douaniers spielend, Einiges gewann. Auf meiner Reise nach Köln begegnete ich einem Douanenoffizier, der mich in seine Chaise aufnahm; er hatte Waaren weggenommen und ich hörte bald, daß er dieselben zu verkaufen wünsche. Ich gab ihm zu verstehen, daß ich dergleichen, wenn er für 10.000 Louisd'or zu verkaufen hätte, an mich bringen würde. Auf der Kupferbrücke zu Köln stiegen wir aus, gingen in ein Wirthshaus, genossen daselbst etwas, und hier zeigte mir der Douanenoffizier die Proben von langen Waaren, welche ich ihm Stück für Stück zu 20 Sous abkaufte. Diese Waaren lagen zu Milen am Rhein in einem geheimen Hause und waren gegen 4000 Franken werth. Von Milen reiste ich mit zwei Dirnen in einer schönen Chaise (ich wollte den Herrn spielen) nach Deutz bei Köln und stieg bei Hänbelchen ab. Ich erzählte der Wirthin die Begebenheit mit dem Douanier und fragte sie, ob sie Geld schaffen könne. Sie brachte die Summe zusammen, reiste mit nach Milen und nahm die Waaren in Empfang. Nach Ablieferung der Waaren saß ich mit dem Offizier und den zwei Mädchen an der Tafel, und raubte jenem von der bereits bezahlten Summe 40 Napoleon, und zwar mit solcher Behendigkeit, daß mehrere in der Gesellschaft befindliche Douaniers es nicht gewahr wurden. An den gekauften Waaren gewann ich gegen 80 Napoleon, das ungerechnet, was ich während des Handels gestohlen hatte. Von hier reiste ich die Lahn herauf und kam nach Friedberg in der Wetterau, wo eben Jahrmarkt war. Ich wurde da mit einem Juden, der einen Guckkasten trug, uneins und stieß ihn mit meinem Stöckchen ins Auge. Er rief nach der Wache; ich wurde festgehalten und, da mein Paß besagte, ich sey von Frankfurt, mit Gensd'armen dahin transportirt. Hier kam ich auf die Constablerwache, wurde den folgenden Tag auf den Römer geführt und gefragt, wie ich dazu käme, mich für einen Frankfurter auszugeben. Ich erwiederte, mein Vater habe David Feist geheißen, meine Mutter sey unter dem Namen der dicken Reil bekannt gewesen, beide jedoch nun todt. Diese Ausflucht konnte ich um so leichter nehmen, als ich die beiden Leute früher gekannt hatte. Mein Paß blieb auf dem Römer liegen und ich wurde durch den Polizeidiener Katzenmeier auf mein Begehren zu einer Frau Bortmann, die ich schon früher gekannt hatte (sie wohnte hinter der schlimmen Mauer) gebracht. Bei dem Eintritt in das Haus winkte ich der Frau Bortmann mit den Augen und diese Frau bezeugte, daß ich derselbe sey, für den ich mich ausgegeben, worauf man meinen Paß zur Weiterreise visirte."

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 60.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 181.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 30. Juli 1830.

— Ein selbstisches Gemüth
Kann nicht der Qual des engen Neids entfliehen.

Goethe.

J. J. Rousseau und La Harpe, d'Alembert, Diderot.

(Fortsetzung von Nro. 176.)

Es ist natürlich, daß der Mann, welcher dem Patriarchen von Ferney schmeichelte und liebdiente, so lang er am Leben war, daß La Harpe mit leidenschaftlicher Feindseligkeit über Rousseau herfiel und alle Mittel für recht hielt, selbst Lügen und Verdrehungen, um den gefeierten Genfer zu verkleinern und herabzusetzen, dessen Ruhm seiner Eitelkeit unerträglich war. Sein cours de literature, wo Rousseau so heftig angegriffen wird, erschien zwar erst lange nach des letztern Tod; aber auch bei seinem Leben machte er sich ein Geschäft daraus, ihn von seiner Höhe herabzuzerren. Von der einen Seite stellte er ihn als Narren dar, dessen Verrücktheit sich schon in den ersten Jünglingsjahren zeige; von der andern aber nennt er ihn einen Charlatan, der bald tölpelhaft, bald geschickt, immer aber ein nichtswürdiger Heuchler sey; als wenn sich Narrheit und Heuchelei nicht gegenseitig ausschlössen! Es war ihm ein Kleines, Dinge über Rousseau zu behaupten, die in der Folge als offenbar falsch befunden worden sind.

In der Reihe der Voltaireschen Liebdiener, die, wie La Harpe, viel Unebenes thaten, um nur dem Ferney'schen Patriarchen zu gefallen, nimmt auch d'Alembert eine bedeutende Stelle ein. Ihm war's nicht genug, sich in den mathematischen Wissenschaften auszuzeichnen, er wollte auch in der schönen Literatur glänzen. Dazu hatte er aber kein Talent, und sein Freund Grimm sagte daher von ihm: „d'Alembert ist freilich ein ausgezeichneter Kopf, in Allem aber, was Geschmack in schöner Literatur und Kunst betrifft, fehlt es ihm an dem Takt und dem Schönheitsgefühl, die mathematische Sätze, Raisonnements und didaktische Prinzipien unmöglich ersetzen können." Dergleichen Takt und Schönheitsgefühl muß man aber haben, wenn man Dichterisches, Werke der Phantasie, und zumal Rousseaus Schriften nach Verdienst würdigen will.

Anfänglich war d'Alembert in freundlichen Verhältnissen mit Rousseau, der ihm Gefälligkeiten erwieß, Artikel für die Encyklopädie ausarbeitete u. s. w. d'Alembert wurde aber bald neidisch über sein schönes Talent, und um sich auch Voltairen zu verbinden, ward er sein Feind, aber nur im Rücken, wie es damals Mode war; denn um offen gegen ihn aufzutreten, dazu fehlte es ihm an Muth. Aengstlichkeit und Vorsicht waren die Hauptzüge seines Charakters, darum verstellte er sich, so lange Rousseau lebte, und fiel erst verläumdend in seinen Schriften über ihn her, als Jean Jacques todt war und nicht mehr antworten konnte. Unter andern gab er ihm Undankbarkeit gegen seinen Wohlthäter, den Milord Maréchal (G. Keith) schuld, was lange ohne weitere Belege und Beweise auf d'Alemberts bedeutende Autorität hin nachgesprochen und erst in der neueren Zeit klar widerlegt worden ist. Der Verläumder hatte aber die Sache recht fein angelegt, ehe er schriftlich mit seiner Behauptung herausrückte. Darüber schrieb du Peyron im Jahr 1779 sehr richtig: Ich weiß nicht, ob Herr d'Alembert seine

gegen Jean Jacques ausgesprochene Beschuldigung auf etwas anderes und zuverlässigeres gründet, als seine eigene Behauptung, oder ob er sich dabei schmeichelte, daß seine bloße Behauptung in Europa dasselbe Gewicht habe, wie in seinen Pariser Cirkeln. Nur so viel weiß ich, daß, ehe er mit dieser Beschuldigung gegen Rousseau hervorrückte, er sie mündlich in seiner Gesellschaft in Umlauf sezte und als etwas ganz Ausgemachtes vorbrachte, was er selbst von einem Sekretär des Lord Maréchal habe. Dieser Sekretär war aber vor seinem Herrn gestorben. Später wurde d'Alembert aufgefordert, die sogenannten achtungswerthen Personen zu nennen, die es ihm gesagt. Da rückte er mit dem Brief eines Herrn Muzell-Stoch heraus, aus dem der Akademiker überdieß noch einen falschen Auszug gegeben hatte. Lord Keith widerlegte aber selbst in seinen Briefen die Angaben gegen Rousseau. D'Alembert verstand es meisterlich, seinen Haß gegen Jean Jacques zu verstellen und selbst das Gegentheil zu heucheln, wenn er es mit Freunden desselben zu thun hatte. Davon haben wir folgenden Beweis, den Corancez erzählt, dessen Wahrhaftigkeit nie in Zweifel gezogen worden ist. „Ich sah ihn (d'Alembert) oft in einem dritten Haus. So lange Rousseau lebte, vermied ich immer mit ihm von demselben zu sprechen, weil ich wußte, daß er dessen geschworner Feind war. Nach dessen Tod sprachen wir aber oft von ihm; ohne ihm einen direkten Vorwurf zu machen, stellte ich Jean Jacques und seine Verhältnisse immer so dar, daß d'Alembert sein eigner Richter werden konnte. Da hörte ich denn, wie er sich offen und bitter seine gehäßigen Umtriebe gegen denselben vorwarf, und dabei nur einen Irrthum vorschüzte. Ja, eines Tags weinte er sogar darüber.“ Wie kann man aber auf diese Thränen etwas geben, wenn man sieht, wie sich d'Alembert zu derselben Zeit vor der versammelten Akademie über Rousseau aussprach? Dazu gibt es aber auch einen Schlüssel.

D'Alembert besaß eine große Fertigkeit, von der er nach Zeit und Umständen Gebrauch machte, er konnte nämlich die Manieren, Bewegungen und die Stimme anderer Personen mit täuschender Genauigkeit nachahmen. So konnte er auch weinen und lachen, wann er wollte. Er war aber so schlau, diese wenig Achtung und Zutrauen gebietende Fertigkeit nur in kleinen Cirkeln und vor wenigen Freunden zu üben, denn in größern Cirkeln hätte er seiner Reputation damit geschadet, weil man die tiefen Ideen und Kenntnisse eines Gelehrten nicht leicht mit den Schwänken und Grimassen eines Hanswursts zusammenreimen kann. Diesem Thränentalent d'Alemberts verdankte La Harpe allein die günstige Aufnahme seiner Mélanie. Der Anstand verlangte damals, daß man in dem Trauerspiel eines befreundeten Autors weinte. Da nun d'Alembert immer mit La Harpe ins Schauspiel ging, so war dieß auch bei der ersten Vorstellung jener armseligen Tragödie der Fall. Im Anfang des Stücks zeigte er sich sinnend und aufmerksam und erregte dadurch Gleiches bei den vielen Personen, die auf ihn sahen, um zu wissen, was sie von dem Stücke zu halten, was sie zu thun und zu lassen hätten. So machte er auch im ersten Aufzug auf die philosophischen Ansichten und Ideen des Werks aufmerksam, hierauf aber benuzte er sein pantomimisches Talent, um zu weinen, was in der Folge immer bei denselben Stellen geschah. Dadurch wurden die Damen von gutem Ton genöthigt, gerührt zu werden. Wie hätten auch ihre Augen trocken bleiben können, da sogar ein Philosoph in Thränen zerfloß? Diese Umstände rechtfertigen Rousseaus Aeußerung: d'Alembert würde aus dem jungen Großfürsten von Rußland nur einen Hanswurst gemacht haben, wenn er ihn erzogen hätte. D'Alemberts Lügensinn ist auch hinlänglich durch andere Umstände dargethan. Einmal erklärt er in Beziehung auf Jean Jacques: man müsse sich über Unglückliche nicht lustig machen, zumal wenn sie uns nichts zu Leid gethan; er könne durch die achtungswerthesten Zeugen beweisen, daß er immer bestrebt gewesen sey, Rousseau zu verbinden! Später, wo alle seine Umtriebe gegen den Unglücklichen entdeckt waren, und wo er sie nicht mehr läugnen konnte, klagte er sich deßhalb an und weinte dabei!

Aber unter den Zeitgenossen und früheren Freunden Jean Jacques ist keiner so bemüht gewesen, ihm zu schaden und ihn zu verläumden, als Diderot. Um diesen Mann und sein Betragen recht zu begreifen, hören wir vorerst, was sein Freund Grimm über ihn sagt. Diderot war lange tief betrübt — navré, wie sich Grimm ausdrückt — darüber, daß Virgil kein Wort von Lucrez sagt. Lange suchte er in dessen Gedichten ein Lob auf lezteren, aber mehrere Jahre umsonst. Endlich fallen ihm bei den beiden Versen:

> Felix qui potuit rerum cognoscere causas,
> Fortunatus et ille deos qui novit agrestes.

die Schuppen von den Augen. Sonnenklar schien es ihm nun, daß Lucrez damit gemeint sey, er redete immer nur von dieser Entdeckung, die ihn ganz begeisterte, wiewohl Virgil gewiß bei dieser Stelle nur Allgemeines im Sinn hatte und es ihm nicht einfiel, auf Lucrez anzuspielen. Wenigstens konnte Diderot nicht einen einzigen Grund für seine Meinung ausführen, und Alles beruhte auf leerem Enthusiasmus. Aber, seine ganze Ruhe hing davon ab, und da seine Freunde sahen, daß er seit dieser wichtigen Entdeckung besser aß, trank und schlief, so thaten sie, als wären sie seiner Meinung. Dieser Zug kann darthun, wie fest Diderot an seinen Ideen hing, und wie wenig er Widerspruch leiden konnte. So sagt auch Naigeon, sein Bewunderer: „Es war Dideroten unmöglich, in einem Buche zu sehen, was wirklich darin steht. Oft redet und streitet er über Dinge, die sich in seinem Kopfe festgesezt und die nur in seiner Einbildungskraft Realität haben. Er verwechselt und mischt Alles untereinander. Selten stüzt er sich auf einen Umstand

oder eine Thatsache, ohne sie ganz anders zu gestalten.“ Bei alledem sprach Jean Jacques immer achtungsvoll von seinem ehemaligen Freund, und warf ihm nie seine Fehler und Lächerlichkeiten vor, wiewohl sich Diderot unwürdig und falsch gegen ihn benommen hatte, und sich verschiedene Verläumdungen gegen ihn erlaubte. Diese stehen in der berüchtigten Stelle, wo Diderot sagt: „Man hat behauptet, mein Ausfall beziehe sich auf J. J. Rousseau. Hat denn Jean Jacques ein Buch geschrieben, wie ich es meine? Hat er seine alten Freunde verläumdet? Hat er die schwärzeste Undankbarkeit gegen seine Wohlthäter gezeigt? Hat er vertraute oder erhaschte Geheimnisse bekannt gemacht? Ist dieß der Fall, so sage ich, und werde es auf sein Grab setzen: dieser Jean Jacques war ein verkehrter, verdorbener Mensch. Hat er aber von alle dem Nichts gethan, so ist hier nicht von ihm die Rede. Richter! ich habe einen häßlichen Kopf gezeichnet, und ihr habt den Namen des Originals darunter gesezt. Sind die Konfessions nicht vorhanden? Der Streit ist zu Ende.“

(Der Beschluß folgt.)

Die Dronte.

Wenn der Gedanke an die Vernichtung seiner eigenen Existenz und seines Geschlechts den Menschen mit tiefem Schauder erfüllt, so erregt die Vorstellung eines einst blühenden, nun vom Erdboden gänzlich verschwundenen Thiergeschlechts eine Art von wehmüthigem Interesse, und noch mehr wird die Einbildungskraft bestochen, wenn die Geschichte des Thiers halb in fabelhaftes Dunkel gehüllt ist.

Die Holländer, welche zuerst am Ende des sechszehnten Jahrhunderts auf den Inseln Isle de France und Bourbon landeten, fanden daselbst einen sehr großen, sonderbar gebildeten Vogel in Menge. Er war so groß als ein Schwan, aber durch seine Plumpheit und Unbeholfenheit das Widerspiel dieses zierlichen Thiers. Der Vogel trug auf dem Kopf eine häutige Haube, sein Schnabel war stark, groß, blasenartig aufgetrieben und vorne stark umgebogen; er hatte große schwarze Augen, die Flügel waren sehr kurz, nur mit einem Büschel krauser, schwarzer Federn besezt, die mit denen des Straußes Aehnlichkeit hatten und dem schweren Vogel unmöglich zum Fliegen dienen konnten; der Schwanz bestand aus vier bis fünf graulichen Federn, der Körper war mit braungrauen zarten Federn bedeckt; die Füße waren kurz, stark, mit vier Zehen versehen. Sein Magen enthielt immer Steine, wie der Kropf der Hühner; das schwärzlichte fette Fleisch wurde durch Kochen immer härter und schmeckte schlecht; nur das Brustfleisch war nicht übel und das Thier so reichlich damit versehen, daß fünf und zwanzig Personen davon speisen konnten. Es soll nach einigen Reisebeschreibern über fünfzig Pfund gewogen haben, was sicher übertrieben ist. Die Vögel sahen sehr dumm aus, waren so fett, daß sie kaum gehen konnten, und die Holländer nannten sie daher Dodnews; später wurde der Name Dronte allgemein.

Viele Naturforscher vom Anfang des siebzehnten Jahrhunderts geben Beschreibungen und Abbildungen der Dronte; im Jahr 1626 fand sie sich bestimmt noch auf Isle de France und Bourbon, aber nicht lange darauf verschwand sie gänzlich; denn die Europäer gründeten nun auf jenen Inseln bedeutende Niederlassungen, und man begreift leicht, wie sich dieser plumpe Vogel den Nachstellungen der Menschen nicht entziehen konnte; seine gänzliche Ausrottung bleibt indessen immer auffallend. Troz der sorgfältigsten Nachforschungen im vorigen Jahrhundert war keine Spur mehr von ihm zu entdecken, und 1778 war das Thier den ältesten Einwohnern der Inseln völlig unbekannt. Die einzigen Ueberreste dieses seltsamen Thieres bestanden bisher in einem schlecht erhaltenen Kopf und zwei Füßen in englischen Kabinetten, und manche neuere Gelehrte läugneten daher sogar die Existenz des Thieres und behaupteten, die ungeübten Naturforscher des 17ten Jahrhunderts haben auf die Berichte von Seefahrern, die es nicht so genau nehmen, einen Pinguin zu jenem seltsamen Vogel ausgemalt. Man hatte es längst aufgegeben, über das Thier mehr zu erfahren, und ein Fund, den vor Kurzem Cuvier gethan hat, ist daher sehr interessant. Er hatte von Isle de France eine Sammlung organischer Ueberreste erhalten, die unter einer Lavaschichte gefunden worden waren; die Knochen gehörten fast sämmtlich großen Landschildkröten an, aber unter denselben entdeckte er einige Vogelknochen, ein Brustbein, einen Kopf, einen Schulter- und einen Flügelknochen. Alsbald erkannte er sie für Knochen der Dronte und zugleich, daß der Vogel nicht etwa dem Straußengeschlecht, wie man früher meinte, sondern dem Hühnergeschlecht angehört haben mußte. Der Vorsprung des Brustbeins ist 2 Zoll hoch und der Schädel 3 Zoll breit; die Flügelknochen sind sehr kurz; Alles dies stimmt mit der Beschreibung der Holländer vollkommen überein. War das Thier auf Isle de France und Bourbon beschränkt, so ist es freilich wohl gänzlich ausgerottet; ist dieß aber nicht der Fall, warum sollte man es nicht einst im Innern von Madagascar oder auf der Küste von Mozambique wieder finden?

Korrespondenz-Nachrichten.

Gießen, Juli.

(Fortsetzung.)

Selbstbiographie des Gauners Mosche Nudel.

„Nach einigen Tagen (heißt es in dem Geständnisse Mosche Nudels weiter), welche ich noch in Frankfurt hinbrachte, begab ich mich nach Stuttgart, wo gerade Messe war, handelte hier mit alten Kleidern und kaufte unächte Steine, welche ich in Gold fassen ließ und auf diese Weise in einigen Wochen gegen 130 fl. verdiente. Nun reiste ich über Heilbronn nach Eckersonam, wo ich mich drei Wochen aufhielt und im Spiel über dreitausend Gulden verlor, die ich mir theils durch mei-

nen Handel, theils durch Diebstähle zu verschaffen gewußt. Den Odenwald, die Wetterau u. s. w. durchstreifend, kam ich nach Münster. Hier suchte mich ein Bekannter auf und ich übernahm vierzig Stück Leinwand, die ich nach Frankreich bringen sollte. Ich wurde verrathen, festgesezt und, weil ich Contrebande transportirte, zu einjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt, die ich unter dem Namen Moses Huth zu Münster verbüßte. Aus dem Zuchthause entlassen, verschaffte mir die Frau eines ebenfalls zu Münster gefangenen Zigeuners, die sich Marschalsche nannte, eine Marschroute, welche nach Frankfurt lautete und gleichfalls auf Moses Huth ausgestellt war. Ich ging nach Herborn, wo ich einen Juden unter dem Vorwand, ich hätte mehrere gute Händel zu machen, um 60 alte Konventionsthaler prellte und damit nach Hadamar reiste. Hier kam ich (es war im Jahr 1812) eines Sonntag Abends an. Man schrie Feuer. Die herrschaftlichen Scheunen brannten. Ich eilte der Brandstätte zu, bestieg eine Feuerleiter, verlangte von den Leuten Wasser zum Löschen, und verlor bei dieser Gelegenheit meine Brieftasche nebst Marschroute und meine zehn Gebote. Nachdem wir das Feuer gelöscht hatten, bewirthete mich die Gemeinde mit Branntwein. Ich wohnte bei dem Juden Deckel Wolf, dessen Sohn, Nebetchen Wolff genannt, ein Bekannter von mir war und der mir, so wie die Geschwornen, das Zeugniß gab, bei dem Brande thätige Hülfe geleistet und meinen Paß verloren zu haben. Damit ging ich zum Maire, dessen Scribent das Berg'sche Siegel unter das Zeugniß sezte. Ich reiste nun nach Düsseldorf, um mir einen Paß zu verschaffen, den ich auch durch Vermittelung eines Juden, welchem ich drei Brabanter Thaler gab, nach Frankfurt erhielt. Zu Düsseldorf schaffte ich mir einen grünen Anzug an und ging wieder nach Hadamar. Hier wurde mir heimlich die Kunde, daß man mich verfolge. Ich eilte daher nach Elberfeld, wo ich einem Fabrikanten gegen zehn Päcke sogenannte Bastücher stahl, welche ich in dem Futtertuch meines Rockes verbarg, das hierzu eigends eingerichtet war und zwar so, daß das ganze Futter einer verborgenen Tasche glich, in welcher ich, da der Oberrock lang war, mancherlei bequem verbergen konnte. In diesem Kaufladen gefiel mir weiter nichts und ich ging mit meinem damaligen Begleiter, Koppelchen genannt und zu Bork im Münsterschen ansäßig, in einen andern jüdischen Laden, wo ich, während mein Begleiter sich mit der in dem Laden befindlichen Jüdin unterhielt, ein Stück Kattun auf dieselbe Weise, wie die Bastücher, entwendete. Ich wohnte in einem schlechten Hause bei einer Mad. Karoline; es war Meßzeit und ich konnte die gestohlene Waare leicht in Geld umsetzen, worauf ich Koppelchen seinen Antheil gab und ihn nach Haus schickte. Ich hatte mir nun ein beträchtliches Vermögen erstohlen, erhandelte in Elberfeld ein Reitpferd und reiste mit demselben als Handelsdiener durch mehrere Gegenden Deutschlands, wo ich, was ich durch kleine Beträgereien und Diebstähle bekommen konnte, mitnahm."

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Juli.

(Fortsetzung.)

Das Variétéstheater.

Obiges ist die Geschichte mancher Theater in Paris; demungeachtet gibt es noch Spekulanten, welche meinen, es seyen noch nicht Theater genug in Paris und es gebe gewisse Reviere, auf die man Jagd machen und wo man den Leuten das Theatergeld aus der Tasche pressen könne. Diese wollen dann Erlaubniß zur Eröffnung neuer Theater erhalten, und belästigen das Ministerium des Innern mit Bittschriften. Am schlimmsten ist es, wenn die Regierung sich in die Angelegenheiten eines Theaters mischen will; denn alsdann bewirken die Schliche der untergeordneten Beamten sicher ein Stocken, wo nicht gar den Untergang desselben, obschon sie gewiß gerade das Gegentheil zu bewirken hofft. Unter den vielen Theatern in Paris ist vielleicht das Variétéstheater das einzige, das sich seit dreißig Jahren beständig unter derselben Direktion auf gutem Fuße erhalten und seine Unternehmer bereichert hat. Freilich hat es sich auch dies Theater emsig angelegen seyn lassen, das Publikum stets durch neue und lustige Stücke herbeizuziehen; es gibt jeden Abend vier kleine Stücke, so daß es seinen Namen Variétéstheater mit vollem Rechte verdient; keines dieser Stücke verursacht große Kosten; es sind Schwänke und Volksscenen, worin die untern Volksklassen der Stadt Paris meistens sehr komisch, zuweilen etwas allzu gemein geschildert werden. Allein so etwas belustigt Einheimische und Fremde, und es ist daher leicht zu begreifen, wie man hier in diesem kleinen Theater fremde Prinzen und Prinzessinnen zu sehen bekommt. So war neulich bei der zweiten Darstellung einer Volksposse: „Der Degen und der Knittel," worin die Schlägereien und Raufereien des Pöbels aus den Vorstädten, leider ohne Talent, dargestellt sind, die Herzogin von Berry mit ihrer Mutter, der Königin von beiden Sizilien, zugegen. Das Stück mißfiel bei der zweiten Darstellung, wie bei der ersten, und die Zuschauer pfiffen daher recht derb; da nun die Verfasser ihre Freunde hatten, welche das Stück durch Beifallklatschen aufrecht halten wollten, so wurde der Lärm noch ärger, dauerte lange und heftig fort, gleichsam als ob auch das Parterre eine Scene von seiner Art zum Besten geben wollte, um einer fremden Königin einen recht deutlichen Begriff von dem Gepolter in einem kleinen Pariser Theater beizubringen. Allein an einen solchen Sturm sind zarte Prinzessinnen nicht gewöhnt. Es mochte ihnen bange werden und sie eilten nach der Beendigung dieses Stückes hinweg, ohne die andern abzuwarten. Am folgenden Tage belehrten die ministeriellen Blätter das Parterre des Variétéstheaters, daß, wenn Königinnen dem Schauspiel beiwohnen, man sich nicht so aufführen dürfe. Ich zweifle aber, ob die Lektion befolgt werden wird. Ein Pariser Parterre läßt sich nicht leicht das Recht, seinen Beifall und seine Mißbilligung zu äußern, nehmen. Schon Boileau hat gesagt, dieses Recht erkaufe man sich am Eingange des Schauspiels, und davon ist jeder Pariser so gut wie von seiner Existenz überzeugt. Wenn also Könige und Königinnen dem Pfeifen und Poltern abhold sind, so dürfen sie keiner ersten oder zweiten Aufführung eines schlechten Stückes in den kleinern Pariser Theatern beiwohnen.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Logogryphs in Nr. 176:
Ball, Bell, Bill, Boll, Bull.

Homonyme.

Sein Körper ist fast lauter Fuß.
Doch kann's allein nicht gehen.
Und wenn es laufen soll, so muß
Erst fremde Kraft es drehen.

Es theilt die Zeit in Stunden ein,
Weit schärfer als die Sonne,
Vertheilet aus dem Schatze sein
Des Goldes manche Tonne.

Wer's schlägt, dem röthet's das Gesicht.
Vier liebt man, haßt das fünfte;
Ein Schaffner ist's, müd wird er nicht,
Ein Zeichen mehrer Zünfte.

J. G. M.

Beilage: Literaturblatt Nr. 77.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 182.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 31. Juli 1830.

So sehr bellte der Hunger?

Juvenal,
fünfte Satire.

Bilder des römischen Volkscharakters.

Die Schmarotzer auf dem Corso.

Der Corso ist der Sammelplatz sämmtlicher Bettler, Schmarotzer, Müßiggänger, Projektmacher und Mäckler von allen Gattungen, welche es in Rom gibt. Aber auch die rechtlichen Leute kommen dahin, und zwar aus dem Grunde, weil es langweilig ist, stets mit Leuten seines Standes zu thun zu haben, wie Joseph II. einst den Adelstolz seiner Höflinge zurechtwies, indem er sagte: „Wenn ich nur mit meines Gleichen umgeben wollte, müßte ich in die Gruft der Kapuziner hinabsteigen.“ Ueberhaupt gehört Hochmuth keineswegs weder zu den Lastern, noch zu den Tugenden der Römer. Ein Pharisäer, welcher an seine Brust schlägt und ausruft: „Ich danke dir Gott, daß ich nicht bin wie dieser,“ wird nicht an der Tiber geboren. So kömmt es, daß nicht selten ein Mann von gutem Ruf mit einem sehr zweideutigen Menschen auf dem Corso Hand in Hand geht, wenn er seiner bedarf; mi servo di lui (ich brauche ihn), ist die Beschwörungsformel, welche allen Bemerkungen darüber auf der Stelle ein Ende macht. Da man es also mit dem Charakter nicht so genau nimmt, was Wunder, daß auf die Toilette noch weniger gesehen wird! So geht ein Stutzer im Liebesapfelmantel neben einem Burschen, dem die mit dem ersten aller Lebensbedürfnisse angefüllten Schubsäcke ellenlang unter dem weit klaffenden Ueberrocke hervorhängen und die bloßen Fersen aus den Strümpfen sehen; eine kupfernasige Dame mit einem farbigen Atlaßhute neben einer gemeinen, aber bildschönen Fraskatanerin u. s. w. Freilich beruht diese Vereinigung auf dem oben bemerkten Grundsatze: sie bedürfen einer des andern. Ja es scheint sogar, als ob das eine Paar des andern bedürfe. Dies läßt sich wenigstens aus dem telegraphischen Rapport schließen, welcher zwischen beiden stattfindet. Man fragt, warum man durch Prokuration handelt und sich nicht geradezu an die Adresse wendet? Daß hier alles durch Mittelsmänner getrieben wird, hat seine guten Gründe; im angegebenen Falle, z. B. kann der Liebesapfelmantel mit dem zerlumpten Burschen, dieser mit der Dame, und diese mit der Fraskatanerin reden, ohne Anstoß zu geben. Aber laßt sich erstern unmittelbar an leztere, oder auch nur an die Dame wenden, gleich ist Anstoß da. Die beiden Mittelspersonen haben einen schweren Stand: es gehört ungemein viel Takt und Umsicht (leztere im eigentlichen Verstande, um sich vor den Gensd'armen in Acht zu nehmen) dazu, um nicht dem Generalvikariate in die Hände zu fallen. Weniger Gefahr laufen, aber nicht minderer Anstrengung bedürfen die Schmarotzer und Projektmacher. Erstere besonders zeigen, daß sie, auf dem klassischen Boden des alten Parasitenwesens lebend, dieses fortwährend zur Kunst ausgebildet haben. Es ist rührend (ich weiß mich nicht besser auszudrücken) zu sehen, wie ein solcher Schmarotzer seinen Geist auf die Tortur spannen muß, um eine Tasse Kaffee für zwei Bajocchi, oder einen Maritozzo für einen Bajocco zu erhaschen. Steht ein Projektmacher mit einem Geschäftsmanne im Gespräche, gleich tritt der Schmarotzer zu ihnen.

Er beginnt damit, auf die Wagen, Esel und Lastträger aufmerksam zu machen, welche vorüberpassiren; nähert sich ein solcher, so schiebt er jene sanft an die Mauer, indem er sagt: „Si guardino.“ (Wollen Sie sich in Acht nehmen.) Dabei geht seine Aufmerksamkeit so weit, daß er sogar vor den Equipagen warnt, welche auf der entgegengesezten Seite fahren. Nöthigenfalls sezt er den lezten Drucker auf, das heißt, er stellt sich, als sey er selbst gequetscht oder sonst verlezt worden. Dann sagt er: „Ma, Signori miei stimatissimi, non faressimo meglio di entrar in questo caffè?“ (Aber thäten wir nicht besser, hochzuverehrende Herrn, in dieses Kaffeehaus zu treten?) Dieß geschieht endlich. Jezt, glauben die Leser, habe er gewonnen Spiel. Aber mit nichten! denn es ist Sitte in Rom, daß von hundert Personen, welche in ein Kaffeehaus gehen, nur zehn eine Tasse Kaffee trinken. Er muß jezt seine Batterie von neuem spielen lassen. Daß er seinen Patronen die Stühle sezt, in ihrem Namen Dinte, Feder und Papier verlangt, damit sie den etwa zu machenden Kontrakt schreiben können, auf den Schmutz der Kaffeetische aufmerksam macht, ehe sie die Ellbogen hineinlegen, und ihnen andere dergleichen Aufmerksamkeiten erweist, ist in der Ordnung. Aber jezt kommt es darauf an, zur Abschließung des Handels beizutragen, hic labor. Dazu gehört, daß er sich gleich von vorne herein mit dem Charakter des Projekt- und Geschäftsmachers, nicht weniger mit der Natur des abzuschließenden Geschäfts bekannt gemacht habe, um die Wage auf der Seite desjenigen, wohin sie sich ohnehin neigt, noch mehr zum Sinken zu bringen. Das Resultat ist natürlich zweierlei: entweder wird der Handel abgeschlossen oder nicht. Im ersten Falle reibt er sich die Hände, schnalzt vor Freuden mit der Zunge und ruft überlaut und in ziemlich herrischem Tone: „Bottega, due tazze di caffè per questi signori, e un gotto dolce e bollente per me, mà dolce e bollente assai, sà.“ (Kellner! für diese Herrn zwei Tassen, und für mich ein Glas Kaffee, aber macht es süß und ganz warm; verstanden, süß und recht warm.) Hier muß ich den Lesern mit zwei Worten erklären, daß in Rom der Kaffee auf zweierlei Art servirt wird: die Honoratioren trinken ihn aus Tassen, der Pöbel aus Trinkgläsern (gotti); leztere sind in der Regel etwas größer. In Betreff der Art, wie er gezuckert wird, gibt es fünf Abstufungen: amaro, amaretto, dolce, dolcetto, mà dolce assai. (Ganz bitter; bitter; gezuckert; süß; recht süß.) Der Kaffeewirth weiß den Takt des Geschmacks sicherer zu treffen, als manche Orchesterdirektoren den musikalischen Takt. Ist endlich der Kaffee gekommen, so schlürft ihn unser Schmarotzer mit so sichtbarer Begierde und unter so hörbarem Geräusche ein, daß dem Zuschauer die Lust, auch welchen zu trinken, entweder kömmt oder vergeht. Kaum hat er das lezte Tröpfchen aus dem Glase gleichsam herausgedrückt, so steht er auf und eilt mit den Worten: „Tante grazie, amici miei; a rivedere,“ (Schönsten Dank, meine Freunde; auf Wiedersehen.) von dannen, um draußen nach einem andern Wild zu jagen. Auf die beschriebene Weise geht es, wenn der Handel abgeschlossen wird. Kommt dieser nicht zu Stande, so verlassen die beiden Kontrahenten das Kaffeehaus, ohne sich weiter um ihn zu bekümmern, und dann bleibt ihm, der erschöpft, mit trockener Kehle, zitternden Lippen und krampfhaft nach dem Kaffeetopfe stierenden Augen, da sizt, nichts als das leere Nachsehen. Freilich rächt er sich im Weggehen, indem er ihnen den abscheulichsten, obgleich gewöhnlichsten aller römischen Flüche: „Morite d'accidente, spilorej maledetti!“ (möchtet ihr verderben, verwünschte Geizhälse) nachschickt; aber dieß sind leere Worte, welche in der Luft verhallen, ohne seinen leeren Magen zu füllen. Wollte ich die Anstrengungen schildern, denen er sich unterwerfen muß, um dann und wann ein Mittagessen zu erschnappen, so müßte ich ein Buch schreiben.

J. J. Rousseau und La Harpe, d'Alembert, Diderot.

(Beschluß.)

Ja, Rousseaus Konfessionen sind vorhanden, nicht aber Diderots Suppositionen, der gern beides mit einander verwechseln möchte. Jean Jacques hat nie seine alten Freunde verläumdet. Gegentheil, er verschwieg, besonders in Beziehung auf Diderot, eine Menge Umstände und Thatsachen, die ihnen zur Last fielen, und nur so viel hat er von ihnen gesagt, als zu seiner eigenen Vertheidigung gegen sie nothwendig war. Rousseau ist auch nie mit Worten oder Handlungen undankbar gegen seine Wohlthäter gewesen. Alle bisherigen Behauptungen dieser Art mangeln alles Halts und sind mit Nichts belegt. Ja, Milord Keith, der in dieser Beziehung besonders als Beispiel angeführt wird, liebte Rousseau bis auf dessen lezte Stunde und sprach dieß in jedem seiner Briefe aus. Milord Keith hat auch selbst in seinen Briefen jenen Beschuldigungen bündig und ausdrücklich widersprochen. Rousseau hat keine anvertrauten Geheimnisse verrathen. Was er gesagt hat, ist ihm rein persönlich; im Gegentheil, er wirft einen dichten Schleyer auf die Geheimnisse seiner Freunde und Feinde, z. B. auf die Umstände, welche die Reise der Frau von Epinay nach Genf veranlaßten, und die sie selbst mit merkwürdiger Schaamlosigkeit in ihren Memoiren erzählt. Niemand als die Familie der Frau von Warens hätte ein Recht, sich wegen Offenbarung von Geheimnissen über Rousseau zu beklagen, wenn diese Familie nicht schon seit 1743 ganz ausgestorben wäre. Die Konfessionen erschienen erst nach jener Frau Tod, ja nach Jean Jacques Willen sollten sie erst 1800 ans Tageslicht treten. Schreiber dieses will Rousseau hinsichtlich seiner Aeußerungen über Madame Warens weder vertreten, noch anklagen. Vergessen wir aber nicht, in welcher sittenlosen, frechen Zeit er lebte, und

daß ihre Ansichten über weiblichen Werth Gottlob nicht mehr die unsrigen sind. Damals konnte Jean Jacques wohl glauben, er schade dem Andenken einer Frau nicht, wenn er von ihren freien Sitten spreche und darüber ins Einzelne gehe, da er mit so viel Hochachtung von ihren vielen guten Eigenschaften, von ihrer Herzensgüte, ihrer Wohlthätigkeit, ihrer Nachsicht gegen fremdes Irren spricht, und durch dieß Alles ein einziges Unrecht aufgewogen glaubt. Er mußte auch um so nachsichtiger gegen Madame Warens und ihre sittlichen Verirrungen seyn, da sie keinen Mann, keine Kinder, nicht einmal Verwandte hatte. Da er nun in den ersten und geachtetsten Ständen zu Paris eine Menge Ehefrauen sah, die sich mit ihrer Untreue brüsteten, und doch die öffentliche Achtung in einem hohen Grad besaßen, so konnte er wohl denken, daß der alleinstehenden Mad. Warens bei ihren sonstigen guten Eigenschaften über ihren freien Lebenswandel eben kein großer Vorwurf gemacht werden könne. Zum Verrath, der Rousseau Schuld gegeben wird, gehört aber vor allem böse Absicht.

Diderot sagt ferner: All' mein Groll gegen ihn beschränkt sich darauf, daß ich seine wiederholten Versuche, sich mir zu nähern, zurückwieß. Betrachten wir einmal diese Versuche in der Nähe. Der Graf Escherny, der eben so nahe mit Diderot wie mit Jean Jacques befreundet war, spricht in seinem 1811 herausgekommenen Buch weitläuftig davon. Daraus erfahren wir, daß ihn Diderot bat, ihn mit Rousseau zu versöhnen, daß er auch deßhalb mehrere Versuche machte, aber immer vergeblich, denn Rousseau antwortete unter dem 6ten April 1765 in einem Brief aus Motiers: „Ich begreife nicht, wie Diderot auf einmal nach sieben Jahren zu dem Wunsche kommt, sich mir wieder zu nähern. Ich verlange nichts von ihm, und habe ihm nichts abzubitten, bin aber weit entfernt, ihm übel zu wollen, ihm Böses zu thun, oder dergleichen nachzusagen. Ich weiß bis ans Ende die Rechte der Freundschaft zu ehren, selbst wenn sie erloschen ist; aber ich knüpfe sie nicht wieder an; das ist mein fester und unveränderlicher Grundsatz.“ Ueber diesen Gegenstand ist auch noch ein sehr beweisender Brief desselben Grafen Escherny an de Peyron vom 18ten Julius 1779 vorhanden. Darin heißt es: „Als Diderot seine Wuth an der Leiche eines Mannes ausließ, der ehemals sein Freund gewesen war, der sich aber für immer von ihm entfernte und seine Annäherung zurückstieß, auch bestimmt versicherte, daß er nie wieder sein Freund werden könne, beging er einen unverzeiblichen Fehler (so nannte man damals die niedrigste Herzlosigkeit) und hat sich unendlich dadurch geschadet. Sein Benehmen in dieser Sache ist selbst ungeschickt, es zeigt nur, daß ihm die Leidenschaft alle Ueberlegung genommen hatte. Ich kann mir schmeicheln, Diderot zu kennen, denn ich habe ihn außer der Bühne gesehen, im vertraulichen Privatleben, auf dem Lande, auf der Reise. Kennte ich nichts von ihm, als seine Note in dem Essai sur la vie de Senèque, so spräche ich wie Sie: Diderot ist ein Ungeheuer. Aber ich kenne ihn besser und weiß, daß jene Note aus freiem, offenem Haß geflossen und daß sie deshalb so unverständig und linkisch ausgefallen ist. Denn Diderot ist linkisch, sehr linkisch, er weiß sein Gift nicht vorzubereiten, er ist darin nicht kunstfertig, wie viele Andere, im Gegentheil, man kann ihm Ungestüm und Uebereilung vorwerfen. Im Grunde (?) ist er ein seelenguter Mensch (!). Er liebt, wie er haßt, ohne Verstellung und Kunst. Diderot hat herrliche Eigenschaften und ein treffliches Herz, aber einen Kopf, einen Kopf!“ Wir überlassen es unsern Lesern, darüber zu urtheilen, was hier der Freund über den Freund sagt, und ob ein guter Mensch mit einem trefflichen Herzen so lügenhaft und verläumderisch über einen Todten sprechen kann, der freilich dazu schweigen muß.

Dieser treffliche Diderot sagte von Jean Jacques, er verläumde den Mann, den er am meisten schäzte, und zwar nachdem er seine Schuldlosigkeit erkannt und sich nach jener Verläumdung bemüht hatte, sich ihm wieder zu nähern.

Eine Versöhnung zwischen ihnen war aber unmöglich, weil eine der Ursachen vorlag, die, wie Rousseau selbst schreibt, alles Freundschaftsgefühl zerstören, und die selbst die Bibel für Freundschaft lösend erkläre, nämlich das Ausplaudern eines anvertrauten Geheimnisses. So war es auch: Jean Jacques hatte Diderot ein Geheimniß anvertraut, die Aussetzung seiner Kinder ins Findelhaus. Dieser aber hatte nichts nothwendigeres zu thun, als die Sache unter die Leute zu bringen, und dadurch wurde sie zuerst bekannt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Gießen, Juli.

(Beschluß.)

Selbstbiographie des Gauners Mosche Nudel.

„Als der Kampf gegen Napoleon begann (schließt das Geständniß Mosche Nudels), war ich in dem Bergischen, und es wurde mir verrathen, daß ein holländischer Bauer ein bedeutendes Vermögen besitze; durch einen Juden wurde ich mit ihm bekannt und verhandelte ihm ein Kreuz der französischen Ehrenlegion, mehrere Ringe und eine schlechte Uhr zu dem hohen Preise von 2500 fl. Als die Franzosen ihren Rückzug nahmen, war ich zu Asslar und in der Umgebung. Alles war in der größten Unordnung und ich dachte bei dieser Gelegenheit, wie ich mich denn auch nicht täuschte, bedeutende Geschäfte zu machen. So kehrte ich z. B. auf einer unternommenen Reise nach Bremen zu Kuhfuß in einem Wirthshause ein, und sah zu meiner großen Freude einen betrunkenen Kosacken mit einem stark angefüllten Leibgurt auf der Streue liegen; ich wußte ihm auf eine geschickte Weise den vollen, mit sogenannten Pomaschkes garnirten Gurt von dem Leibe wegzunehmen und erbeutete auf diese Art gegen 50,000 fl. Mit diesem Fang ging ich nach Bremen, wechselte gegen das Gestohlene preußisches Gold ein und begann nun ein flottes Leben zu führen. Ich hielt mich größtentheils zu Bremen auf und vergrößerte durch Handel mit Uhren u. a. meine

schon bedeutende Baarschaft. Im Frühjahr 1813 reiste ich auf die Messe nach Braunschweig. Unglücklicherweise wurde während meiner Anwesenheit das Haus eines jüdischen Kaufmanns erbrochen und ihm der Werth von 2000 Thalern geraubt; obgleich ich weder bei dem Einbruche gegenwärtig war, noch von dem Vorgange überhaupt etwas wußte, wurde ich in dem Gasthause zum Einhorn festgenommen, in das Stadtgefängniß gebracht und von einem Assessor ins Verhör genommen. Ich mußte 27 Tage in diesem Kerker bleiben. Durch einen christlichen Handelsmann, Namens Silberschmidt, erhielt ich einen geschickten Advokaten und der Assessor kam selbst in das Gefängniß, mir zu meiner Freilassung Glück zu wünschen. Während meiner Gefangenschaft unterstüzte ich viele arme Gefangene und gab dem Beschließer Köhler, einem sehr braven Manne, manches zu verdienen. Diese Verhaftung kostete mich mehrere tausend Gulden. Ich ging nun nach Minden (Hannover), wo ich mich gegen sechs Monate herumtrieb und dann nach Bremen zurückkehrte. In dem Gasthofe zur Kleinen Sette, wo ich wohnte, gewahrte ich, daß der Wirth viel Geld in seinem Bureau hatte und faßte den Plan, mir etwas davon zuzueignen. Ich bezahlte meine Rechnung, reiste auf dem Wege nach Hamburg ab, kehrte aber bald um und nahm meine Wohnung in einem Gasthause der Vorstadt. Hierher beschied ich drei meiner Bekannten, theilte ihnen mein Vorhaben mit und wir öffneten einst Nachts, wo die Wächter in dem Hofe, da es sehr kalt war, nicht gehörig auf ihrer Hut seyn konnten, das Fenster des Bureaus. Wir nahmen fünf Geldsäcke, in welchen ungefähr 20,000 fl. enthalten waren, und eine goldene Uhr, 25 Karolin im Werth. Die drei Gefährten (deren einer sich Aaron von Bremen nannte) erhielten 6000 fl.; das Uebrige behielt ich für mich. Ich hatte mir nun ein bedeutendes Vermögen erworben, mit dem ich überall als ein angesehener Mann auftreten konnte, und so war ich in der Lage, meine nachherige Frau, Esther Salomon von Bremen, welche aus einer sehr angesehenen Familie stammte und sehr gebildet war, kennen zu lernen. Ich lebte, obgleich sie nur der Deckmantel meiner spätern Räubereien war, glücklich mit ihr und führte einen Galanteriehandel. Unser einziges Kind ist bei meiner jezt in Sachsen oder Ostpreussen lebenden Frau. Lange schon ging ich damit um, mir für meine ansehnliche Baarschaft einen sichern Wohnsiz zu erwerben; allein mein unruhiger Geist, mein Hang zur Erwerbung noch größerer Schäze, so wie meine Leidenschaft zur Befriedigung aller nur erdenklichen sinnlichen Gelüste ließen dies nicht zu. Meine Frau, mit meinen Verhältnissen einigermaßen bekannt, sah dieses sehr gut, allein sie war mir zu ergeben, als daß sie sich von mir hätte trennen können, und durchreiste mit mir, um den Nachforschungen zu entgehen, mehrere Länder, namentlich Holland, England und Frankreich. Wir kehrten darauf wieder an den Rhein zurück und brachten hier unsere Zeit hin, bis ich in Gesellschaft von mehreren Genossen den berüchtigten Einbruch in der Gongenheimer Mühle verübte. Da dieser Einbruch großes Aufsehen erregte, so suchte ich mich so schnell als möglich aus dieser Gegend zu entfernen und es gelang mir, Würtemberg, Baiern und Oestreich unangefochten zu durchstreifen. In diesem Zeitraum bis zu meiner Verhaftung habe ich wieder Betrügereien und Diebstähle verübt, jedoch immer unter der Maske eines Galanteriehändlers, wobei mir meine Frau stets als Deckmantel diente; allein ich erduldete auch manche harte Schicksale, welche mich einen großen Theil meiner Baarschaft kosteten, bis mich endlich der Hauptunstern meines Lebens in das Großherzogthum Hessen zurückführte, und meine Verhaftung meinem bisherigen Lebenswandel ein Ziel sezte.“ Hier erbat sich Mosche Nudel einige Ruhestunden und wollte dann noch mancherlei von ihm verübte Verbrechen näher schildern; allein der Tod überraschte ihn; als der Geistliche wieder kam, war Mosche Nudel verschieden.

Paris, Juli.

(Beschluß.)

Das Palais royal.

Gewöhnliche Reisende würden sich vielleicht an diesem Gepolter eines fremden Parterres eine Weile belustigen; allein von Königen, welche von Jugend auf gewöhnt worden sind, alles vor sich in stummer Ehrfurcht zu erblicken, kann man dergleichen nicht erwarten. Einige Schmeichler hatten vorgeschlagen, die Stadt oder eigentlich der Stadtrath solle dem Könige und der Königin von Neapel ein großes Fest geben. Dafür wurden sie aber in den freisinnigen Tageblättern hart mitgenommen. Haben wir denn, hieß es, des Geldes zu viel, daß wir es zu Gunsten fremder Herrschaften wegwerfen können? Ist unsere Stadt nicht mit Schulden belastet, war der lezte Winter nicht für die Nothleidenden äußerst drückend, und müssen wir nicht für unsere Armen sorgen, ehe wir daran denken können, fremde Fürsten zu bewirthen? Die öffentliche Meinung gab diesen Zeitungen Recht, und so mußte das Fest unterbleiben, obschon man bereits einige Schritte gethan hatte, um dasselbe ins Werk zu sezen. Daß der Herzog von Orleans diesen hohen Gästen ein glänzendes Fest im Palais royal gab, war ganz natürlich, und an diesem haben Ministerielle sowohl als Liberale Theil genommen; denn der Herzog von Orleans hat die löbliche Gewohnheit, daß er Personen von beiden Partheien, wenn sie sonst achtungswerth sind und sich durch Talent oder durch andere Eigenschaften auszeichnen, bei seinen glänzenden Gesellschaften zu vereinigen sucht, so sehr es auch manchmal den Ministern zuwider ist, sich mit ihren politischen Gegnern in einem Saale zu befinden. Bei diesem Feste war, zum erstenmale vielleicht, das gesammte Palais royal beleuchtet und nahm sich in seiner majestätischen Größe vortrefflich aus. Zwar wurde das Fest durch einen unerwarteten Auftritt im öffentlichen Garten gestört, indem der Pöbel alle Stühle, deren er habhaft werden konnte, auf einen Haufen warf und anzündete, wodurch beinahe eine schöne Kopie des Belvederschen Apollo zu Grunde gegangen wäre. Allein die Polizei war sogleich bei der Hand und der Lärm hatte ein Ende. Wäre noch die hölzerne Budenreihe vorhanden gewesen, welche 40 Jahre lang ausgehalten hat und jedes Jahr 200,000 Franken eingebracht haben soll, so hätte der angezündete Holzstoß dem Palais royal gefährlich werden können; allein diese so ergiebige Ladenreihe ist vom Herzoge niedergerissen und an deren Stelle eine schöne Gallerie von Stein und Eisen, ohne alles Holz, erbaut worden, welche dem Scheiterhaufen kühn trozen konnte. Ueberhaupt gestaltet sich jezt das Palais royal, oder wenigstens der Vordertheil desselben, auf eine prächtige Art. Dies Gebäude war nie ausgebaut worden; jezt vollendet es der Herzog nach einem schönen Plane. Zuvor konnte man kaum begreifen, wie eine fürstliche Familie hier neben oder vielmehr mitten in einem Kaufhofe wohnen könne. Jezt bekommt der Vordertheil das Ansehen eines wahren Pallastes, und der übrige Theil behält seinen vorigen Glanz als großer Bazar. Sonst war das Palais royal übel berüchtigt wegen des Schwarms schöner oder schön geschmückter Hetären, welche hier ihre Reize feil boten, sobald die Sonne unter dem Horizonte verschwand. Jezt darf sich keine mehr öffentlich zur Schau stellen. Daher hat man dem Herzoge nachgerühmt, er habe den Stall des Augias gereinigt. Dg.

Auflösung der Homonyme in Nr. 181:
Das Rad.

Beilage: Monatsregister Juli.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Vier und zwanzigster Jahrgang.

1 8 3 0.

August.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1 8 3 0.

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, troß Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Ausl...en, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 1 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Romane und Erzählungen.

Reisen.

Länder- und Völkerkunde.

Naturgeschichtliches.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Korrespondenz.

Kunst-Blatt.

Nro. 61.

Nro. 62.

Ueber die Gruppe der Niobe und ihre ursprüngliche Aufstellung. (Forts.) — Neue Kupferstiche. — Berichtigung einer Stelle in Dürers Tagebuch seiner Reise in die Niederlande.

Nro. 63.

Ueber einen antiken Carneol, in der Sammlung des Grafen Anatolio Demidoff. — Ueber die Gruppe der Niobe und ihre ursprüngliche Aufstellung. (Beschluß.) — Neue artistische Werke. — Berichtigungen.

Nro. 64.

Beiträge zur Geschichte der Kunst und der Künstler in Ulm, von A. Weyermann. — Kupferstich und Holzschnittkunde. Nachtrag zu den Zusätzen zu Hellers Leben und Werke Albr. Dürers. — Lithographie. Die Madonna des heil. Sixtus von Rafael, von G. Bodmer.

Nro. 65.

Die neue Isaakskirche in St. Petersburg. — Mazeppa, gem. von H. Vernet, gest. von Jazet. — Mort de Napoléon, p. pr. Steuben, g. pr. Jazet. — The Gallery of Beauty, pr. H. Gravedon. — Beiträge zur Geschichte der Kunst in Ulm. (Forts.)

Nro. 66.

Beiträge zur Geschichte der Kunst in Ulm. (Forts.) — München. — Neue artistische Werke.

Nro. 67.

Künstlerbiographieen. Friedrich Weinbrenner, von Al. Schreiber. — Beiträge zur Geschichte der Kunst in Ulm. (Forts.) — Neue artistische Werke.

Nro. 68.

Untersuchungen über den Unterschied zwischen Genre und Historie in der bildenden Kunst, von E. Förster. — Künstlerbiographieen. Friedrich Weinbrenner. (Forts.)

Nro. 69.

Untersuchungen über den Unterschied zwischen Genre und Historie in der bildenden Kunst, von E. Förster. (Forts.) — Künstlerbiographieen. Friedrich Weinbrenner. (Beschluß.) — Paris. — Versteigerung.

Literatur-Blatt.

Nro. 78.

Schau- und Trauerspiele. (Beschluß.) 16) Roland und Maria, von K. Bahrs. — 17) Der Tag des Gerichts und der ewigen Versöhnung, von Dr. L. A. Kähler. — 18) Gesammelte poetische und prosaische Schriften von W. Scherrer. — Sanitätswissenschaft. Der Scheintod in seinen Beziehungen auf das Erwachen im Grabe, von Dr. Taberger.

Nro. 79.

Länder- und Völkerkunde. 1) J. L. Burckhardts Reisen in Arabien. Aus dem Englischen. — 2) Reisen in Europa und im Morgenlande von J. Berggren. Aus dem Schwedischen, v. Ungewitter.

Nro. 80.

Länder- und Völkerkunde. 3) Clappertons zweite Reise ins Innere von Afrika. Aus dem Engl. — 4) Reisen in Nubien, Kordofan und dem peträischen Arabien, von Dr. E. Rüppel.

Nro. 81.

Länder- und Völkerkunde. 4) Rüppels Reisen ꝛc. (Forts.) — Sprachlehre. Abrégé de la grammaire allemande par C. M. Rapp.

Nro. 82.

Länder- und Völkerkunde. 5) Reise nach Marocco i. J. 1826, vom Kap. Beauclerk. Aus dem Engl. — 6) Reise durch die Türkei. Aus dem Engl. des Hrn. Walsh. — 7) Die Wallachei und Moldau, von R. Lindau. — 8) Reise des jungen Anacharsis, von Barthélemy. Aus dem Franz. von Ch. A. Fischer. — 9) Dreißig Ansichten Griechenlands zu den Werken griechischer Autoren. — Volkserziehung. Leibesübungen. Erstes Heft.

Nro. 83.

Länder- und Völkerkunde. 10) C. F. v. Ledebours Reise durch das Altaigebirge. — 11) Reise von St. Petersburg in die Krimm und den Kaukasus, von B. Jäger. 12) Bruchstücke aus einigen Reisen nach dem südlichen Rußland, in d. J. 1822 — 28.

Nro. 84.

Länder- und Völkerkunde. Rußland wie es ist; nach dem Franz. des Dupré de St. Maure, von A. Kaiser. — 14) Rußland in der neuesten Zeit, von E. Pabel — Damenschrift. Der unterhaltende und belehrende Frauenanwalt ꝛc., von Dr. Ungewitter.

Nro. 85.

Länder- und Völkerkunde. 15) J. B. Frasers Reise nach und in Khorasan in d. J. 1821 — 22. Aus dem Engl. — 16) Leben des berühmten amerikanischen Reisenden John Ledyard, von Jared Sparks.

Nro. 86.

Schulschrift. Mustersammlung aus deutschen Dichtern mit dem Nibelungenliede im vollständigen Auszuge, von Dr. Götz. — Länder- und Völkerkunde. 17) Land- und Seereisen im niederländischen Indien, von Joh. Olivier. Aus dem Holländischen. — Dichtkunst. Poésies de feu Dovalle.

Nro. 87.

Physik. Lehrbuch der Experimental-Physik, von Biot, bearbeitet von G. T. Fechner.

Nro. 88.

Physik. Lehrbuch der Experimental-Physik, von Biot, bearbeitet von G. T. Fechner. (Beschluß.)

N°. 183.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 2. August 1830.

Sieh diesen Spiegel
Dieses Golfs, weiteben und segelreich an!
Sieh von fern herwehen den Rauch Neapels,
Sieh des Vesuvs Rauch!

Platen.

Der neueste Ausbruch des Vesuvs.

Von C. v. H.

Ein frischer Vento greco trieb uns von den ewig blühenden Fluren Siciliens nach den herrlichen Gestaden Neapels. Wir hatten Palermo Nachts 9 Uhr verlassen, und befanden uns des andern Morgens bereits im Angesicht von Ustika. Eine so günstige Fahrt ist selbst bei den besten Seglern eine Seltenheit, und der wackere Kapitän, ein munterer, tüchtiger Genueser, machte uns die schönsten Hoffnungen zu einer glücklichen Ueberfahrt, als der ohnehin schon günstige Wind gegen Abend beinahe Scirocco wurde. Nichts gleicht der Abspannung auf einem Schiffe während der tödtlich langweiligen Windstillen; nichts der allgemeinen lauten Freude, wenn günstiger Wind die Segel schwellt, und das Schiff über die bewegten Wellen hinfliegt. Und so war auch bei uns Jubel und Gesang, und die Freude stieg aufs Höchste, als wir bei den lezten glühenden Strahlen der eben in voller Pracht sich ins Meer senkenden Sonne die hohen Felsenufer der Tiberius'schen Marmorinsel entdeckten.

Wir verließen ein Paradies, um ein anderes zu betreten. Niemand empfand bei der Nähe des neuen schönen Zieles das Bedürfniß des Schlafes, und ob wir gleich wußten, daß wir bei nächtlicher Ankunft im Hafen vor dem nächsten Morgen nicht die Erlaubniß erhalten konnten, ans Land zu steigen, entschlossen sich doch alle, die schöne Nacht wach zu bleiben, und die Gesellschaft der Fremden versammelte sich in der eleganten Kajüte, welche mit ihren Camerine's den Damen zum Nachtlager angewiesen war. Es fehlt den Reisenden in diesen schönen Ländern niemals an Stoff zur Unterhaltung, und nirgends könnte die Unmöglichkeit der Mittheilung unglücklicher oder doch unzufriedener machen, als in Italien. Man hat so viel gesehen, erfahren, genossen, daß die eigene Brust nicht lange das Herrliche in sich verschließen kann. Es drängt jeden, seinen Gefühlen Luft zu machen, und die Regungen, welche die außerordentlichsten Naturerscheinungen im Gemüthe des Menschen hervorrufen, fordern gebieterisch das Recht, ausgesprochen zu werden. Dinge, welche der Meditation anheimfallen, kann man im Innern ausgähren lassen und nach Gefallen verarbeiten; Dinge aber, die mächtig auf die Sinne einwirken, schließen sich von jeder willkührlichen Besonnenheit aus, und das überströmende Herz muß Worte suchen und Menschen, um seinen Gefühlen Raum zu geben, und seinen Jubel gleichgestimmten Seelen zuzurufen.

In diesem, von Allen empfundenen Bedürfnisse begegnete sich unsere kleine, aber gewählte Gesellschaft. Ein Geschichtchen, eine Anekdote, eine Bemerkung drängte die andere, und der Ernst der Männer wurde oft durch den muthwilligen Scherz der geistreichen Frauen gemildert. So flogen uns die ersten Stunden der Nacht mit der Blitzesschnelle dahin, mit welcher unser Schiff die See durcheilt hatte, und immer heiterer wurde das Geplauder, immer neckender der Scherz, als plötzlich ein allgemeines

Hurrah der Matrosen über uns ausbrach und der Ruf il monte! il monte! uns aufs Verdeck rief.

Wer niemals einen feuerspeienden Berg gesehen, vor dem hat die Natur ihre höchste Kraft noch nicht erschlossen. Unter allen Wundern der Erde ist das ihrer feuerkochenden Gebirge gewiß das außerordentlichste. Alle Begriffe aber übersteigt dieses Phänomen, in einer dunkeln Nacht vom Meere aus gesehen. Kein nichtssagender Ausdruck kam über unsere Lippen, keine laute Bemerkung störte das Hingeben Aller an den großen Eindruck. Die Majestät der glühenden Erscheinung fesselte die Zungen, und eine unbeschreiblich feierliche Stimmung bemächtigte sich der ganzen Gesellschaft. Es bedurfte längere Zeit, bis wir uns unser Staunen, unser Entzücken mittheilen konnten, und wir beschlossen, den noch übrigen Theil der Nacht auf dem Verdecke im Angesichte des Feuerberges zuzubringen. Feldstühle wurden herbeigebracht und wir sezten uns alle im Halbkreise gegen das die unsichtbare Erdfläche hoch überragende Phänomen gewandt. Die laue Frühlingsnacht und der sich stets mindernde Wind machten diese Stunden zu den reizendsten unserer Reise, und das sich immer mehr nähernde, erhabene Schauspiel verbreitete einen magischen Reiz über das unnachahmliche Nachtstück. Die stets dichter emporströmende Feuersäule machte selbst den Glanz der Gestirne erblassen, und wir sahen keinen lichten Punkt am ganzen unermeßlichen Firmamente, als den in allen Feuerfarben in die höchsten Himmelsräume hineinbrausenden Gluthstrom.

So liefen wir in den Hafen. Jeder hatte sich seinen Plan entworfen, wie er das Herrliche in der Nähe schauen wolle. Jeder pries sich glücklich, zu einer Zeit nach Neapel zu kommen, wo der selten erreichte Wunsch aller dahin Pilgernden erfüllt wurde, und keiner wollte in der Kühnheit der Entwürfe, wie man diesem ersehnten Wunder so nahe als möglich rücken könne, gegen die andern zurückstehen. Diese allgemeine Begierde wurde um Vieles gesteigert, als ich erzählte, daß ich bereits vor meiner Reise nach Sicilien zweimal in den Krater hinabgestiegen sey, wie wundervoll, in Schwefel und Lava getaucht, ich diesen Abgrund gefunden, wie ich sogar den kleinen Vesuv in demselben erklettert, wie die breiten Spalten auf den, diesem Schlunde als trügerischer Boden dienenden Lavafeldern dichte Feuermassen unter meinen Füßen hervorgesendet, wie die Wände ringsum Rauch ausgegossen, wie ich auf der braunen, siedendheißen Lavaerde kaum mehr den steilen innern Rand des Kraters hinaufzuklimmen vermocht, und wie mir dieß endlich mit der äußersten Anstrengung, aber nur mit verbrannten Stiefeln und Kleidern gelungen sey. Schon damals hatten die erfahrenen Bewohner von Resina und des schon so oft und so furchtbar zerstörten Torre del Greco nach untrüglichen Zeichen eine herannahende Katastrophe verkündet, und die bei meinem lezten Besuche konisch emporquellende weiße Rauchsäule, das Versiegen der Quellen in den am Fuße des Vesuvs liegenden Dörfern, besonders aber die gährende Bewegung im Innern dieses gefährlichen Nachbars, hatten die armen Menschen mit Sorgen über die, solchen Verboten gewöhnlich folgenden Ereignisse erfüllt. Ich erklärte meinen Entschluß, wieder hinabzusteigen, und wo möglich die Eruption im Innern des Kraters selbst mit anzusehen. Alle riethen mir aufs Wärmste von diesem Entschlusse ab, da man ja auf dem Rande über demselben dieses Schauspiel zur Genüge genießen, und bei einer Luftveränderung, worauf, wie bekannt, Alles ankommt, der Gefahr, verschüttet zu werden, leichter begegnen könne. Alle riethen mir ab, bis auf — ein junges englisches Frauenzimmer. Ich fragte sie, ob sie allein mit meinem Vorsatze einverstanden sey, sie aber lächelte und schwieg.

Die Sonne war über Kalabrien heraufgestiegen und hatte das Feuer des Vesuvs unsichtbar gemacht. Seine Rauchwolken legten sich über die Appenninen und verfinsterten häufig das Tageslicht. Der Hafen wimmelte von Fahrzeugen und auf dem Molo standen Tausende von Neugierigen. Die Barke der Dogana näherte sich endlich unserem Schiffe, und nachdem das strenge Oberhaupt derselben sein absolvirendes Siete in pratica! über uns ausgesprochen, eilte jeder, in einen der uns umschwärmenden Nachen zu kommen. Mit dem freundlichen Zuruf: „Auf dem Vesuve!“ trennte sich die Gesellschaft, welche die glückliche Seefahrt so enge verbunden hatte, und jeder suchte, nach gemeinschaftlich überstandenen Drangsalen der Mauthvisitation, in seinen Gasthof zu gelangen.

Ist Neapel stets in einem gährenden Zustande, so war dieß heute wo möglich noch mehr der Fall. Der Ausbruch des Vesuvs war von Tag zu Tag heftiger geworden und hatte diese Nacht eine furchtbare Höhe erreicht. Man fing an für die Ortschaften an seinem Fuße zu bangen, und beschäftigte sich mit Rettungsanstalten. Aber Neugierige ohne Zahl strömten in langen Wagenkolonnen nach Portici, Torre dell' Annunziata, Resina, Pompeji, und viele auf den Berg selbst, um ihn so nahe als möglich in seiner fürchterlichen Schönheit zu betrachten. Unter der Zahl der lezteren befand auch ich mich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wappen und Lehenswesen in Vorderindien.

Mit Ueberraschung liest man in dem vor Kurzem erschienenen Werke des Engländers Tod über das Reich Radjastan in Vorderindien, daß eine Verfassung, welche bisher für ein eigenthümliches Erzeugniß des christlichen Europas und des Mittelalters gegolten, seit undenklicher Zeit bei einem asiatischen Volke besteht.

Die asiatischen Monarchien haben zwar manche Aehnlichkeit mit der Feudalverfassung des Mittelalters, aber daran dachte Niemand, daß in einem Winkel von Asien ein Lehenssystem bestehe, das dem unsrigen, wie es bestand und zum Theil noch besteht, fast Punkt für Punkt gleicht, und zwar so sehr, daß Tod auf den Gedanken kommen mußte, dieses System, das sich in Europa erst weit später entwickelt hat, sey aus dem Morgenland ins Abendland eingeführt worden. Ist dieß nun auch nicht der Fall, so ist es doch merkwürdig, daß eine Verfassung, die Viele für eine Blüthe des Christenthums angesehen, sich so gut mit einer asiatischen Religion verträgt.

Die Radjputischen Stämme sind so stolz auf eine edle Abkunft, als es eine deutsche Familie nur immer seyn kann, und ihr kriegerischer Geist, ihr Unabhängigkeitssinn mögen wohl Früchte dieses Stolzes seyn. Seit undenklicher Zeit sind bei ihnen Wappen im Gebrauch, eine Sitte, welche die Kreuzfahrer erst aus dem Morgenlande zu uns gebracht haben. Der Pfau, der sich in Indien sehr häufig findet, ist eines der hauptsächlichsten Wappenbilder der radjputischen Krieger; das große Banner des Staates Mewar führt eine goldene Sonne im rothen Felde; auf den Bannern der Anführer sieht man einen Dolch. Der schreitende Löwe im silbernen Feld ist mit dem Staat Tchanderi verschwunden. Dieser Gebrauch der Wappen soll nach ihrer Zeitrechnung bis über den trojanischen Krieg hinaufreichen. Sie halten Nationalversammlungen oder Merzfelder; sind in verschiedene Stände oder Kasten abgetheilt, und nur Radjputen von reinem Stamm können Krongüter zu Lehen tragen. Ministern und Civilbeamten, die nicht Radjputas sind, werden zwar auch Titel, ja persönliche Lehen ertheilt, aber diese Titel und Lehen gehören rein blos zum Amt, und vererben sich nicht. Sämmtliche hohe Hofämter, Mundschenk, Oberhofmeister, Stallmeister, finden sich am Hofe des Königs von Mewar.

Der Baumeister des Fürsten, sein Maler, sein Arzt, sein Barde oder Hofdichter, sein Genealogist, seine Herolde, alle erhalten Benefizien. Die Aemter sind erblich, die Dienste aber persönlich. Vor Alters war das Land in Distrikte abgetheilt, deren jeder fünfzig bis hundert Städte und Dörfer umfaßte. Hohe Kronvasallen regierten in diesen Bezirken und erlegten dem Oberherrn Tribut dafür. Ihnen war ein Civil- und ein Militärbeamter beigegeben. Letzterer war gewöhnlich ein Vasall zweiten Rangs und hatte seinen Sitz im Hauptort des Bezirks, der gewöhnlich befestigt war. Die gesetzgebende Gewalt war in Mewars guter alter Zeit in der Hand des Fürsten, der vier Minister der Krone und ihrer Deputirten. Der Kriegsdienst wurde von den Lehensmännern und sämmtlichen Vasallen versehen. Fünfzehntausend Ritter leisteten dem Fürsten die Heeresfolge und der Fürst konnte diesen Dienst ansprechen, wann er wollte. Die Muthungsgebühr, eines der Hauptmerkmale der Feudalität, besteht heute noch in Mewar. So oft ein Wechsel des Lehensträgers eintritt, schickt der Fürst einen Civilbeamten und ein Paar Soldaten und läßt in seinem Namen vom Kronlehen Besitz ergreifen. Der Erbe bringt dem Fürsten die Lehengebühr dar und bittet um die Belehnung; darauf huldigt er und leistet den Eid der Treue; er erhält sofort einen neuen Lehensbrief, und der Fürst umgürtet zum Schluß des feierlichen Belehnungsaktes, ganz nach altem Brauche, den neuen Lehensträger mit einem Schwerdte. Außerdem bekommt er noch ein Pferd, einen Turban, einen Federbusch und Staatskleider, und die Belehnung ist vollzogen. Der Sequestrator kommt jezt an den Hof zurück; der Belehnte dagegen nimmt sein Lehen in Besitz und wird von seinen Vasallen begrüßt und beglückwünscht. Die Freibauern können unter gewissen Bedingungen ihren Besitz veräußern, die Lehen aber sind unveräußerlich; nur im Fall der Felonie oder des Aussterbens fallen sie der Krone heim. Die Vasallen werden in der Minderjährigkeit wie bei uns bevormundet. Ursprünglich waren die Lehen nicht erblich, aber wie in Europa wurden sie, aus ursprünglich widerruflichen, bald beständig und erblich. Es gibt auch Allodialgüter, welche im Besitz kriegerischer Stämme sind und von Sklaven angebaut werden, welche sich durch eine Kopfbedeckung von Pferdehaaren auszeichnen. Tod theilt verschiedene Urkunden oder Lehensbriefe mit, aus denen die Rechte, Privilegien u. s. w. der Lehensträger zu ersehen sind. Er traf an den Radjastanschen Höfen sogar unsere ehemaligen Hausmaier (Major-Domus) an. Das Königthum ist erblich, ebenso die verschiedenen hohen Staatsämter, und somit sehen wir im fernen Asien ein Reich mit einem ganz vollständigen Feudalsystem.

Gold und Silber.

Gold und Silber schätz' ich sehr,
Könnt' es auch wohl brauchen,
Hätt' ich nur ein ganzes Meer,
Mich darein zu tauchen!

Muß just nicht gepräget seyn,
Hab' es dennoch gerne,
Wie des Mondes Silberschein
Und die goldnen Sterne.

Leise murmelnd fällt mir ein
Noch die Silberquelle,
Aber um den goldnen Wein
Tausch' ich auf der Stelle.

Doch viel schöner ist das Gold,
Das vom Lockenköpfchen
Meines holden Mädchens rollt
In zwei lange Zöpfchen.

Darum fröhlich, liebes Kind,
Lass' uns jezt noch küssen,
Bis die Locken Silber sind
Und wir scheiden müssen.

August Schnetzler.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juli.

Feier der Augsburgischen Konfession. Matintosh Geschichte von England. Laweences Poeträt des jungen Napoleon.

Auch in allen hiesigen deutschen Gemeinden ist das große Religionsfest der Deutschen ernst und würdevoll gefeiert worden. Jeder, der nur auf das Entfernteste die Bedeutung der wichtigen Erinnerungsfeier aufzufassen oder die Folgen zu ahnden vermochte, welche das große Werk dereinst noch haben wird, nahm Theil daran. In sämmtlichen deutschen Kirchen waren die Versammlungen sehr zahlreich. Der von allen hiesigen Landsleuten hochgeschäzte Prediger der St. Georgenkirche, Dr. Schwabe, verband mit diesem Feste zugleich die fünfundzwanzigjährige Stiftungsfeier der Freischule für Kinder unbemittelter hiesiger deutscher Eltern. Diese Schule dankt allein dem würdigen Manne ihr Entstehen; meistens sind es Kinder deutscher, mit Engländerinnen verheiratheter Väter der arbeitenden Klasse, welche sie besuchen; sie wird durch freiwillige Beiträge erhalten, wozu auch die deutschen Mitglieder der königlichen Familie jährlich beisteuern. Ein Verein würdiger hiesiger deutschen Frauen trägt für die anständige Bekleidung der ärmern Kinder, so wie für die Anschaffung von Belohnungen für Fleiß und gute Aufführung Sorge. Die Zahl der Schulkinder beiderlei Geschlechts beträgt jezt 130. Daß auch der Unterricht in der deutschen Sprache nicht vernachlässigt wird, versteht sich von selbst. Sie sehen, daß wir auch unter einem andern Volke nicht unempfindlich für unser Vaterland und dessen große Interessen bleiben. Ueberhaupt scheinen wir hierin auf einen bessern Standpunkt zurückgekommen zu seyn, als der war, von welchem unsere Vorgänger ihr Vaterland betrachteten, wenn sie sich einmal in England niedergelassen hatten. Noch vor zwanzig Jahren soll beinahe jeder junge Deutsche hier es als die erste Pflicht betrachtet haben, nur so schnell wie möglich auch das geringste Zeichen deutscher Abkunft abzulegen und als Pseudo-Engländer aufzutreten; ja es gibt noch manche deutsche Narren, welche sogar mit ihren Landsleuten in schriftlicher oder mündlicher Unterhaltung den Engländer spielen wollen. Doch sind diese Fälle nur Ausnahmen, und der junge Deutsche fühlt es jezt, daß man mit der Ueberfahrt über den Kanal das Vaterland nicht abzuschütteln braucht. Troz mannigfacher Schwierigkeiten suchen vielmehr die hiesigen Deutschen, deren Anzahl indessen achttausend nicht übersteigt, sich seit dem allgemeinen Frieden durch Vereine einander mehr zu nähern, eine Erscheinung, die man von den untern bis zu den höhern Klassen verfolgen kann. Es würde interessant seyn, zu erfahren, ob sich dieser Sinn auch in andern Hauptstädten, wo Deutsche leben, kund gibt, wie in Paris, St. Petersburg, Kopenhagen u. s. w.

Seit wenigen Tagen ziehen zwei andere Erscheinungen, ein wissenschaftliches und ein Kunstwerk, die Aufmerksamkeit unsers gebildetern Publikums auf sich: die Geschichte Englands von Sir James Mackintosh 1ter Band, und das Bild des jungen Napoleons von Sir Thomas Lawrence, gestochen von Bromley. Beide Werke sind unter eigenthümlichen Verhältnissen dem Publikum übergeben worden, die viel Licht auf den Charakter der Zeit und der Menschen werfen. Sir James schrieb ursprünglich seine Geschichte nicht für die Leser des Volksbuchs: Cabinet Cyclopaedia; er hatte ein Publikum im Sinne, wie Hallam bei der Abfassung seiner konstitutionellen Geschichte von England sich eins dachte; doch waren die Anerbietungen der Verleger der populären Encyclopädie zu lockend, als daß Sir James sein Werk nicht für den „general Reader" hätte ummodeln und mit Scott und Moore ein Kleeblatt der populären Geschichte des vereinigten Königreichs bilden sollen. Der Gewinn dabei ist unstreitig auf der Seite des Publikums, das ein ausgezeichnetes, einen tiefen philosophischen Geist athmendes und alle neuesten Forschungen berücksichtigendes Geschichtswerk erhält, wozu noch überdies der sehr mäßige Preis von 18 Schill. für sämmtliche drei Bände gerechnet werden darf. Indessen scheint der eigenthümliche Zweck des Verfassers doch nicht ganz erreicht zu seyn: für den gewöhnlichen Leser ist seine Geschichte zu gelehrt, und für den Geschichtsforscher enthält sie zu viel Ueberflüssiges. Bei dieser Bemerkung habe ich aber nur das brittische Publikum im Auge. Sein Werk wird nichtsdestoweniger das schönste und dauerndste Denkmal bleiben, das ein hochgefeierter und freisinniger Staatsmann, wie Sir James Mackintosh, sich setzen kann; es ist eine schöne Gabe, aus welcher nicht nur seine eigene Nation, sondern alle andern Völker, die das freie Gesez als ihr höchstes Gut anerkennen, Nuzen schöpfen werden. Unsern großen deutschen Geschichtsforschern wird darin vollkommene Anerkennung ihrer Verdienste. Ich enthalte mich aller Auszüge aus diesem Werke, weil dasselbe ohne Zweifel sehr bald in einer deutschen Uebersezung erscheinen wird. Möge es einen des ausgezeichneten Verfassers würdigen Uebersezer finden! — Eine eigene Bewandniß hat es ferner mit der Erscheinung des Bildes des jungen Herzogs von Reichstatt. Als Sir Thomas Lawrence aus Auftrag des verstorbenen Königs Georgs IV. in Wien war, um Kaiser Franz II. zu malen, mußte ihm auch der kaiserliche Enkel, der Sohn des merkwürdigen Mannes, den Sir James Mackintosh in seiner so eben erwähnten Geschichte „a man entitled to a place in the first class of human minds" nennt, für seinen königlichen Patron sizen. Sir Thomas Lawrence war, wie ich glaube, in Wien im Jahre 1818 und malte folglich den jungen Prinzen in dessen achtem Lebensjahre. Mit seiner meisterhaften Leistung selbst sehr zufrieden, ließ er nach seiner Rückkehr nach London einen vortrefflichen Stahlstich vom Bilde verfertigen, was für ihn und die Kunsthandlungen eine sehr einträgliche Spekulation geworden wäre. Sir Thomas beging aber den Fehler, daß er bei dem Könige, welcher Eigenthümer des Bildes war, nicht um Erlaubniß für den Stich desselben anhielt; die Platte war gestochen, mehrere tausend Exemplare waren abgezogen, allein der König verbot ihm den Verkauf derselben, und das Bild durfte nicht erscheinen. Doch was söhnt der Tod nicht aus? Maler und König gingen schnell nach einander ins Reich der Schatten, und kaum waren des leztern Augen geschlossen, als das Cartongefängniß des herrlichen Blattes sich öffnete, und nun prangt es frei und viel bewundert in allen Kunstläden. Wer je Napoleon selbst gesehen hat, wird eingestehen, daß der Eindruck, welchen der Weltstürmer auf ihn machte, sich bei dem Anblicke jenes Bildes wieder erneuert; selbst der kälteste Engländer betrachtet es mit Interesse, und dieses ist gewiß das größte Lob, das dem Genie des großen Meisters ertheilt werden kann.

R — 6.

Beilage: Literaturblatt Nr. 78.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 184.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 3. August 1830.



— So zeiget sich fest die geordnete Bildung,
Welche zum Wechsel sich neigt durch äußerlich wirkende Wesen.
Doch im Innern befindet die Kraft der edlern Geschöpfe
Sich im heiligen Kreise lebendiger Bildung beschlossen.
Diese Grenzen erweitert kein Gott, es ehrt die Natur sie.

Goethe.

Die physischen Charaktere einiger europäischen Völker, in ihren Beziehungen zur Geschichte betrachtet.

Erster Artikel.

Ist es wohl möglich, in den physischen Charakteren der jetzigen Völker die verschiedenen großen Familien zu erkennen, welche, wie uns die Geschichte berichtet, ursprünglich ein Land bewohnten oder in Besitz nahmen? Können uns wohl Naturgeschichte und Physiologie mit Sicherheit bei diesen Untersuchungen leiten? Schon lange war Edwards davon überzeugt; daher benützte er auch eine Reise, welche ihn durch einen großen Theil des ehemaligen Galliens führte, um seine Ansichten in dieser Beziehung zu berichtigen.

Diese neue Art, die Physiologie anzuwenden, verleiht dem Studium der Naturgeschichte neues lebendiges Interesse. Wir sind überzeugt, daß uns die Naturgeschichte bey der Frage, die uns hier beschäftigt, sicherere Mittel zur Erforschung der Wahrheit an die Hand gibt, als die geschichtlichen Dokumente und die Vergleichung der Sprachen, deren man sich gewöhnlich zu diesem Zwecke bedient. Ist es aber wirklich auch nur möglich, die alten Völker in den heutigen wiederzufinden, da doch in einer langen Reihe von Jahrhunderten ein verändertes Klima, die Fortschritte der Civilisation oder Rückschritte in der Kultur, die vielfachen Kreuzungen der Racen, mehr oder minder mörderische Kriege und politische Umwälzungen hundertfältigen Einfluß auf sie geäußert haben?

Eine sorgfältige Vergleichung der Sprachen weist oft in denjenigen, welche man heutzutage spricht, die alten Idiome nach, denen sie ihre Entstehung zu danken hatten, und man findet auf diese Weise in einem Lande, wo man dieß nicht vermuthet hätte, einen ununterbrochenen Zusammenhang zwischen den alten und neuen Bewohnern. Sollten aber die körperlichen Formen vergänglicher seyn, als Sprachformen? Sollten wir nichts von den Zügen unserer Ahnen erhalten haben? Sollten dieselben bis zur Unkenntlichkeit verändert worden seyn? Sollten die Kreuzungen alles vermengt, die Civilisation eine vollständige Regeneration bedingt, die Gewalt alles verdrängt oder vernichtet haben? Werden Pflanzen unter einen neuen Himmelsstrich, in ein neues Vaterland versezt, so bedecken sie sich mit Haaren oder Dornen, oder verlieren dieselben; ihre Blätter können sich theilen, ihre Blumen mit andern Farben sich schmücken, ihre Blumenblätter sich vervielfältigen, ihre Früchte ihren Geschmack verändern, ihre Größe zu- oder abnehmen; allein nichts desto weniger behalten sie fast immer einige der ursprünglichen charakteristischen Züge bei, die so sicher an ihren Ursprung erinnern, daß selbst das ungeübteste Auge sie nicht verkennt. Die Natur bewahrt den Originaltypus mit solcher Kraft, daß sie sehr häufig bricht, ehe sie sich nach den Aenderungen biegt, welche fremde Kräfte ihr aufdringen wollen.

Die Hauptveränderung, welche die Hausthiere, die der Mensch mit sich in ganz verschiedene Klimate führt, abgesehen von der Kreuzung der Racen und andern Ur-

sachen, allein durch das Klima erleiden, betrifft ihre körperliche Bedeckung, welche, dem Wärmeverhältniß gemäß, dichter oder dünner, feiner oder gröber wird, und die Farbe wechselt; diese Thiere werden fetter oder magerer, ihre Nachkommenschaft nimmt manchmal an Körpergröße zu oder ab; nie aber ändern sich Verhältnisse und Formen bedeutend. Das Knochengerüste bleibt immer dasselbe, einige seltene Fälle, in Folge gewisser Krankheiten, abgerechnet.

Der Mensch ist gleichfalls den klimatischen Einflüssen unterworfen, widersteht aber denselben am kräftigsten unter allen Thieren. Wandert er aus Süden gen Norden, so gibt ihm sein Erfindungsgeist Schutzmittel gegen die Kälte an die Hand; er trägt, so zu sagen, in diesem Falle sein Klima mit sich hinüber. Verstände er es eben so gut, seine Atmosphäre abzukühlen, als sie zu erwärmen, so könnte er beinahe ungestraft das Klima vertauschen; jedoch wäre dann seine Existenz eine ganz künstliche, und er besizt auch überdieß nicht immer Mittel, die ihn vor den schädlichen Einflüssen des Himmels und der Luft zu schützen geeignet sind. Andererseits lassen ihn die Leidenschaften, die ihn überall hin begleiten, bald die Kombinationen seiner Intelligenz vergessen, und überliefern ihn schnell den Naturkräften.

Betrachtet man die Bevölkerung der Aequatorialregionen, welche seit mehreren Jahrhunderten zum Theil durch verschiedene Länder Europas geliefert wurde, so findet man eine mehr oder minder ausgebreitete Vermischung mit den schwarzen Sklaven, und daraus entsprang eine eigenthümliche Kaste, die, obwohl sie deutliche Merkmahle ihres Ursprungs trägt, mit der weißen Bevölkerung nicht verwechselt werden kann. Welchen Einfluß aber hatte auf leztere die so lange fortgesezte Einwirkung dieses äußersten Grades der Temperatur, gegen welchen ihre Erfindsamkeit sie am wenigsten schützen kann? Erkennen etwa England, Frankreich, Spanien ihre Söhne nicht mehr? Sehen sie wohl, wenn sie dieselben ein wenig gebräunt, empfänglicher für die Lust und körperlicher Bewegung abgeneigter finden, auch verschiedene Züge an ihnen? Ein englischer, spanischer, französischer Kolonist, hat er nicht die eigenthümlichen Charaktere seiner Landsleute? Allein ein Beispiel, aus unserer Umgebung genommen, wird uns die klimatischen Einflüsse noch besser würdigen lehren. Die Züge der Juden sind so charakteristisch, daß man sich in ihnen schwerlich irrt, und da man Juden fast in allen Ländern Europas trifft, so ist wohl keine Nationalphysiognomie allgemeiner bekannt und leichter erkennbar. Seit Jahrhunderten bilden sie einen Theil der Bevölkerung der Länder, in denen sie sich niedergelassen haben. Da sie ihre Religion, ihre Sitten und Gebräuche beibehalten, und sich mit den Völkern, unter denen sie wohnten, fast nicht vermischt haben, so möchte es schwer seyn, Verhältnisse aufzufinden, die geeigneter wären, den Einfluß des Klimas ins Licht zu setzen. Dieser mächtige Einfluß nun hat die Juden mit den Nationen, unter denen sie leben, nicht assimilirt, ja, was noch wichtiger ist, sie gleichen sich alle unter den verschiedensten Himmelsstrichen. Ein englischer, französischer, deutscher, italienischer, portugiesischer ꝛc. Jude ist und bleibt immer Jude seiner Physiognomie nach. Sie gleichen einander weit mehr unter sich, als den Nationen, unter welchen sie leben, und das Klima hat, troz der lange dauernden Einwirkung, ihnen nichts gegeben, als Varietäten in der Färbung. Will man sich überzeugen, daß sie auch vor Alters waren, was sie heutzutage sind, darf man nur das Abendmahl von Leonardo da Vinci betrachten. Die heutigen Juden sind darauf Zug für Zug, und man weiß, welche Sorgfalt jener große Meister dem Ausdruck des Nationalcharakters widmete. Ja, auf einem alten egyptischen Monumente, dem Grabmahle eines Königes, sind Juden mit solcher Wahrheit abgebildet, daß man die Porträte einiger Individuen dieser Nation, die eben über die Straße gehen, zu sehen glaubt. Belzoni beschreibt dieses interessante Grabmal und sagt: „Die äußersten Figuren des Zuges stellen sichtbar Juden, Aethiopier und Perser vor. Die Juden erkennt man an ihrer Physiognomie und ihrer Hautfarbe, die Aethiopier an ihrer Farbe und ihrem Schmucke, und die Perser an dem Kostüme, welches sie auf allen egyptischen Bildwerken tragen.“ Wir haben mithin hier ein Volk, welches denselben Typus während seiner ganzen Geschichte behalten hat, und doch, wann hat je eine Nation größere Drangsale erlitten, ward je eine mehr und unter die verschiedensten Völker und Klimate zerstreut? Kann man ein Volk anführen, das öfters verfolgt, verhöhnt, verachtet wurde? Wahrlich, der menschlichen Natur muß eine gewaltige Kraft innewohnen, da sie über alle diese Einflüsse zu siegen vermochte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der neueste Ausbruch des Vesuvs.

(Fortsetzung.)

Es wird nothwendig seyn, zum Verständniß derjenigen Leser, welche den Vesuv nach der Eruption von 1822 nicht mehr, oder gar nicht gesehen, seine gegenwärtige innere Gestalt zu beschreiben, woraus man abnehmen kann, daß das Hinabsteigen in seinen Krater nicht mehr so schwierig wie früher ist, und daß dieß sogar während seines lezten Ausbruchs nicht unmöglich war. Bei der erwähnten Eruption, welche eine der bedeutendsten war, die noch stattgefunden haben, stürzte die ganze höchste Spitze, durch welche früher die Auswürfe erfolgten, in den längst vorher durchhöhlten Krater, wodurch dieser

eine ausnehmende Ausdehnung erhielt. Diese Spitze hat sich in ihrer früheren Form in dem nun offen stehenden Bauche des Berges niedergelassen, steht also noch jezt auf der eigentlich feuerbereitenden Oeffnung des Berges, und aus ihr kamen bei dieser neuen Eruption die Feuersäulen hervor, aus ihr brachen die Lavaströme in das sie umringende Thal des großen Kraters. Diese Spitze nennt man den kleinen Vesuv; sie erreicht an Höhe kaum die Mitte der den Krater einschließenden Felsenwände. Von den Rändern dieser Wände übersieht man nun den ganzen Kessel, welcher an einigen Stellen mehrere hundert Fuß tief ist. Man kann den ganzen Krater oben umgehen, was freilich da, wo man auf allen Vieren klettern muß, sehr beschwerlich wird. Gewandte Fußgänger können in zwei bis drittehalb Stunden herum kommen. Der Anblick dieser Schlucht erregt wirklich die außerordentlichsten Empfindungen, wie da gegenüber der schönen Aussicht über das mittelländische Meer und den herrlichen Golf mit seinen Inseln, der Feuerheerd mit seinen unterirdischen Schrecken uns angähnt. Wunderbar fällt es vor Allem auf, daß der kleine Vesuv mit Gras bewachsen ist, welches jedoch von seinen gefährlichen Umgebungen eine besondere Farbe angenommen hat. Die Farben der Lava- und Schwefelformationen sind ganz eigene und außergewöhnliche, so daß man zwar sagen kann, die Lava ist grau, sie schillert aber in die sonderbarsten andern, beinahe fremd aussehenden Farben, und das hochglänzende Schwefelgelb scheint zu anderer Zeit wieder jede Farbe, nur nicht gelb. Dieser Farbenwechsel muß von der verschiedenen und häufig wechselnden Temperatur herrühren. Als ich im verflossenen März d. J. das erste Mal hinabstieg, war die ganze Decke des Kraters dergestalt erhizt, daß man unaufhörlich von einem Lavablock zum andern, über die oft sehr breiten Spalten, aus denen Feuer hervorschoß, springen mußte, während man mir erzählte, diese Felder seyen den Winter über ganz kühl und leicht zu betreten gewesen. Es möchte sehr schwer seyn, das Innere eines Kraters zu malen; die unzähligen Farbenmischungen desselben auszudrücken, halte ich aber für unmöglich. Das Erste, was einem einfällt, wenn man diese Schwefel- und Flammenregionen zu Gesicht bekommt, ist Dante's Hölle. Ich glaube nicht, daß er seine Bilder von den Strafen der Unterwelt entwerfen konnte, ohne einen Krater gesehen zu haben. Es bedarf sehr wenig Phantasie und Erinnerungskraft, um beim Anblick desselben sich alle seine kräftigen Bilder von den Qualen des Tartarus vor Augen zu rücken. Schon bei meinem ersten Besuch drangen Rauchsäulen ringsum aus den heißen Wänden und aus dem kleinen Vesuv, und Flammen zuckten aus den geborstenen Lavafeldern hervor, mit denen der Krater gleich einem Parkette belegt ist, und welche höchst unregelmäßig, meistens in kolossalen Klumpen an- und übereinander hängen. Es geschieht oft, selbst im ganz ruhigen Zustande des Berges, daß Felsenblöcke herabrollen und beim Auf- und Absteigen im Krater lösen sich häufig Lavabrocken unter den Tritten und stürzen in die Tiefe hinab, welches für die Nachfolgenden oder Vorausgehenden gefährlich werden kann. Eine ebene Fläche sucht man in dieser Unterwelt vergebens, und das Gehen darin wird besonders durch die Ungleichheit des Bodens und durch die häufigen Unterbrechungen desselben beschwerlich.

So hatte ich bei meinen ersten Besuchen den Krater gefunden. Wie ganz verändert war die Scene aber heute! Eine weiße, dichte Rauchsäule stieg gerade aus dem Schlunde empor, und vertheilte sich erst in ungemessener Höhe in die wunderbarsten, den herrlichen Pinien ähnliche Gestalten. So heiter der Himmel war, so verfinsterte sich doch häufig die Luft, wenn der sich über den ganzen Horizont ausbreitende schneeweiße Rauch ins Aschgraue umschlug, wodurch die Sonne selbst ihre Kraft verlor. Ob ich gleich auf der Spitze des Kraterrandes gegen das Meer zu stand und es Mittag war, so trat doch mehrmalen eine solche Dunkelheit ein, daß das ausströmende Feuer und nicht die Sonne die Gegenstände erleuchtete.

Ich hatte mir einen der entschlossensten jungen Führer ausgesucht und beobachtete mehrere Stunden den Gang der Eruption. Das Getöse im Krater war so fürchterlich, daß wir uns mehrmalen die Ohren zuhalten mußten, aus Besorgniß, am Gehör Schaden zu leiden. Der Wind war noch immer Südost, so daß der Rauch und die thurmhoch geworfenen Steine ohne Veränderung nach dem nebenstehenden Somma getrieben wurden, der ganz mit glühender Asche bedeckt war und einem zweiten Vesuve ähnlich sah. Ich entwarf mit meinem Führer einen Plan für den Abend, da ich gehört hatte, daß noch wenige Tage früher viele Fremde zur Nachtzeit hinabgestiegen waren und ich diesem Beispiele folgen wollte, obschon die Eruption damals noch keinen so ernsten Charakter angenommen hatte. Wir begaben uns zum Eremiten zurück, welcher Anstalt machte, sich nach Neapel zu retten. Hier nahm ich mein Mittagsmahl mit mehreren, früher in Rom und Neapel mir bekannt gewordenen Reisenden, welche den Ausbruch bei Nacht zu sehen gekommen waren. Nichts vereinigt Menschen leichter, als eine gemeinschaftlich zu bestehende Gefahr, und so schloß sich auch die muntere Schaar beim Lacrymä Christi, mit dem wir unsere Flaschen für die Nacht füllten, recht herzlich an einander. Als wir uns eben auf den Weg nach oben machen wollten, traf die englische Familie, mit welcher ich die Ueberfahrt gemacht, bei uns ein. Unter solchen Umständen freut man sich doppelt, Bekannte zu finden, und es war wohl kein leeres Kompliment, wenn wir uns wechselseitig versicherten, daß uns nichts Erwünschteres hätte zustoßen können. Unsere Karavane bestand nun aus vier

Damen und dreizehn Herrn von verschiedenen Nationen. Der silbergraue, ehrwürdige Eremit empfahl uns Vorsicht; bis jezt hatte ich weder ihm, noch der Gesellschaft meinen Plan mitgetheilt.

So lange wir durch die verdeckten Lavahohlgassen ritten, aus denen man nicht hinaussehen kann, herrschte laute Freude unter der Reiterschaar, obgleich wohl Manchem bei dem unter unsern Füßen stets heftiger werdenden Krachen das Herz pochen mochte. Als wir aber auf den flachen Platz am Fuße des Kegels gekommen waren, wo man die Thiere verläßt und nun die steile steinigte Höhe erklimmen muß, als wir den gluthdampfenden Berg so nahe vor uns sahen, und der kleinste Druck der Luft uns unter Felsen und Asche begraben konnte, da wurden diejenigen, welche am meisten gelärmt hatten, stille, und es ließen sich Stimmen vernehmen, welche genug gethan wähnten, wenn wir hier unsern Rückmarsch anträten. Ich erklärte sogleich fest, hiermit nicht einverstanden zu seyn, und da das Sprechen bei dem Getöse des Berges sehr beschwerlich war, so machte ich mich unverzüglich auf den Weg, den Kegel hinanzuklimmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Osnabrück, Juli.

Umgebung. Verschönerungen. Volksleben.

Wenn der freundliche Dichter Jacobi und der bittere alte Voltaire, welche bei Gelegenheit ihrer Reisen durch einen Theil Westphalens im vorigen Jahrhundert dieses Land und seine Bewohner beklagten und verspotteten, gegenwärtig wiederkehrten, so würde wohl der erstere sich über die glückliche Umwandlung menschlich erfreuen, und der zweite sich einen andern Schauplatz für seinen Candide wählen müssen. Zwar haben beide, so viel ich mich erinnere, unsere Stadt unberührt gelassen, auch zeichnete sich das freundliche, wohlhabende Osnabrück in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts besonders durch des herrlichen Justus Mösers und ihm gleichgesinnter Männer beglückenden Einfluß vortheilhaft aus; doch gestehen unsere ältesten Mitbürger mit Freuden ein, daß innerhalb und außerhalb unserer Mauern seit ihrer Jugend die glücklichsten Fortschritte unverkennbar seyen. — Das Hasethal, aus welchem die alten Thürme Osnabrücks sich erheben, darf sich zu den freundlichsten Gegenden des deutschen Vaterlandes zählen. Hügel mit wohlgeordneten Gartenanlagen umgeben zunächst die Stadt. Das ehemalige Kloster Gertrudenburg, auf einem derselben, ist jezt zum Militärhospital umgewandelt. Eine Stunde von der Stadt liegt der Piesberg, welcher Steinkohlen in Menge liefert, woran überhaupt die Gegend reich ist. Denkmale des Mittelalters, wie die romantischen Ritterburgen des südlichen Deutschlands, sucht man hier vergebens, will man nicht die Schloßruinen Tecklenburgs, des Ravensbergs u. a., die jedoch einige Meilen fern liegen, dahin rechnen. Dagegen ist die nächste Umgebung reich an Denkmalen des grauen Alterthums, an sogenannten Hünengräbern oder Heidenaltären, an welche sich manche romantische Sage knüpft; nur fehlt uns ein Uhland, sie zu erneuern. — Durch den Eifer des Altermanns Wagner ist zur Beförderung der Obstkultur schon Vieles geleistet worden, und bald werden hoffentlich unsere Kunststraßen, wie in Süddeutschland, mit Obstbäumen besezt seyn. Leider sieht man dagegen weniger der blaublühenden Flachsfelder, als in früherer Zeit, wo der Linnenhandel eine so ergiebige Quelle des Wohlstandes unserer Gegend war.

Wie ihre Umgebungen, so verschönert sich die Stadt selbst von Jahr zu Jahr. Früher die Residenz eines Fürstbischofs, ist Osnabrück gegenwärtig eine der ersten Provinzialstädte des Königreichs Hannover. Die wohlerhaltenen Kirchen, die öffentlichen Gebäude: als das Schloß, das Rathhaus, die Kanzlei, die Gymnasien ꝛc., gewähren durch ihre gediegene Massivität dem Bürger die beruhigende Ueberzeugung, daß das Rechte und Tüchtige, wie es von den Vätern ererbt ist, auch den Nachkommen zu Nutz und Frommen seyn werde; eine Beruhigung, die in unserer wechselvollen, unstäten Zeit hoch zu schätzen ist. So werden denn auch alle neuen Privathäuser massiv von Steinen erbaut, und aus den Hauptstraßen werden bald alle ältern Holzgebäude verdrängt seyn.

Das gesellige Leben der höheren Stände ist bekanntlich in ganz Europa so ziemlich uniform; nur im Mittelstande und im Volke bietet sich noch Eigenthümliches dar. Es ist zu beklagen, daß eigentliche Volksfeste hier fast gänzlich fehlen. Die Turnübungen kamen hier nicht auf und brauchten daher — auch nicht wieder verboten zu werden. In Dänemark sah ich die Schulknaben, den Lehrer an der Spitze, allerlei lustige Leibesübungen vornehmen; so ein ganz legitimes Beispiel verdiente wohl allenthalben Nachahmung. Eine vortreffliche Leibesübung ist aber das jährliche Exerzitium der Landwehr, welchem sich jedoch die Söhne wohlhabender Eltern durch Erlegung von 100 Thlrn. in die Kriegskasse zu entziehen pflegen. Das neueingeführte Bajonnettiren bringt eine Behendigkeit und Kraft in die Bewegungen der jungen Männer, woran bei dem steifern Exerzitium der frühern Zeit nicht zu denken war. Nur Schade, daß, wie gesagt, die Söhne der Wohlhabendern für solche Uebungen keinen Ersatz haben. Tanz und Kegelspiel sind die Sonntagsdelustigungen der Handwerker; dabei ist leider das gute alte deutsche Bier von dem unheilbringenden Branntwein fast völlig verdrängt. Wie der heitere Gott des Weines beglückend durch die alte Welt zog, so überzieht hingegen, wie es scheint, der trübe Dämon des Branntweins in unserer Zeit das Volk mit unbeschreiblichem Verderben. — In den Vereinen der Gebildeten herrscht ein guter Ton; gewöhnlich ist Tanz und Musik das allgemeine Bindungsmittel für die junge Welt; möchten doch die Karten, wozu ich anderswo auch die jungen Leute schon begierig greifen sah, für immer den ältern Gliedern der Gesellschaft überlassen bleiben!

Im Spätherbst kommt die Gesellschaft des Fürstlich Detmoldschen Hoftheaters, unter des wackern Pichlers Direktion, von Pyrmont hierher, um einige Monate das Publikum durch recht gute Darstellungen zu vergnügen. Fürchten Sie nicht, daß ich Sie nun mit einer detaillirten Theaternachricht behellige. Ist es doch, wenn man so manche Korrespondenzartikel ansieht, als ob das gesammte deutsche Volksinteresse an die Bühne geknüpft wäre; mir wenigstens ist eine ehrliche politische Kannengießerei von Gevatter Schuster und Handschuhmacher interessanter, als die meisten dergleichen Theaterartikel.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 61.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 185.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 4. August 1830.



Jetzo verweilt der festere Blick in des Lebens
Vorigem sich, und ich fühle, was dahinfloh,
Fast als hielt' ich's noch. — —
Aber ich werd' auch Leiden gewahr im Vergangenen,
Wehmuth!

Klopstock.

Rückblick.

Mit zwanzig leichten Lenzen
Lag ich in diesem Wald,
Und seh' ihn heute glänzen
In gleicher Lichtgestalt;
Es duften seine Würzen
Und seine Bäche stürzen,
Ja, nimmer wird er alt!

Mit rüst'gen Mannesschritten
Geh' ich noch durch ihn hin:
Ich bin an Willen, Sitten,
Ich bin der Alt' am Sinn;
Und dennoch muß ich sagen,
Ich muß mit Schmerzen klagen,
Daß ich ein Andrer bin!

Die Buchen und die Eichen
Mit Wurzeln tief und breit,
Sie waren meines gleichen.
Was wußt' ich von der Zeit?
Gleich diesen Felsenquadern
Fühlt' ich in allen Adern
Getrost Unsterblichkeit.

Wohl bin ich jezt ein Andrer,
Bin kein Gewächs des Hayn's;
Ich bin ein flücht'ger Wandrer,
Und denke nur an Eins:
Daß ich wie Windeswehen
Durch diesen Wald muß gehen —
O kurzer Traum des Seyns!

Gustav Schwab.

Der neueste Ausbruch des Vesuvs.

(Fortsetzung.)

Zu meinem Erstaunen waren die Frauen die ersten, welche, von Führern gezogen, dem gegebenen Beispiele folgten, und mit freudiger Ueberraschung sah ich die junge Engländerin, welche mir auf der Ueberfahrt durch ihr schönes entschiedenes Wesen schon aufgefallen war, unter den ersten der Steigenden, und zwar ohne Hülfe. So kamen wir nach einer mühseligen Stunde auf die Höhe, als eben die Sonne sich nach dem Horizonte neigte. Nur einige ältliche Personen waren zurückgeblieben. Der Anblick war außerordentlich, und die Wuth des uns so nahen Kraters erregte ein nicht zu bezwingendes Schaudern. Die glänzend herüberblitzenden Strahlen der bereits über dem Meer schwebenden Sonne machten die lezten Versuche, dem flammenden Berge sein eigenes Licht zu rauben. Sie sank hinab, und nun entwickelte sich vor unsern Augen ein Schauspiel, das mit keinem andern entfernt verglichen werden darf. Was früher Rauch schien, war nun Feuer. Die rothe Flammensäule schleuderte glühende Felsen hoch in den Himmel empor, und die Alles

versengende heiße Asche, so wie die aus allen Oeffnungen hervorbrechende siedende Lava kleideten Berg, Himmel und Erde in ein furchtbar blendendes, feuriges Roth. Das stets zunehmende Dunkel erhöhte dieses Schauspiel bis zum Entsetzlichen, und der ewig rollende Donner in den in vollem Aufruhr begriffenen Eingeweiden des Berges vermehrte seine Schrecken in der Finsterniß. Mein muthiger Führer rief mir zu, er sey entschlossen, sein Versprechen zu halten, allein wir müssen ohne Verzug uns auf den Weg machen, da der Wind jezt günstig sey. Ich erklärte mit wenigen Worten der Gesellschaft meinen Entschluß, und wollte mich verabschieden, als die junge Engländerin zu mir trat und entschieden sagte: ich gehe mit.

Man macht oft im Leben, besonders aber auf Reisen, die Bemerkung, daß die Frauen mehr Muth besitzen, einer sichtlichen Gefahr entgegen zu gehen, als die Männer; allein eine solche Entschlossenheit, ein solches Herausgehen aus allen, nach unsern Begriffen dem weiblichen Geschlecht gesteckten Schranken konnte in diesem Augenblicke wohl Niemand von einem jungen Mädchen erwarten. Man nahm auch keine Rücksicht auf ihr Anerbieten, und bot nur Alles auf, um mich von meinem Vorhaben abzuhalten. Nachdem aber jede freundschaftliche Ermahnung sich fruchtlos erwiesen und ich mit meinem Führer abging, so entstand ein lauter Jammer hinter mir, da die Engländerin darauf bestand, mit hinabzusteigen. Als ich mich umsah, lagen die beiden Schwestern des Mädchens vor ihr auf den Knieen, der Vater ging händeringend umher, und die Gesellschaft war beschäftigt, sie von ihrem Entschlusse abzubringen. Ich eilte zurück und vereinigte meine Bitten mit denen der Umstehenden. Zu spät sah ich, daß die Schilderung meines frühern Hinabsteigens sie am meisten in ihrem Vorsatze bestärkt hatte, ich stellte ihr daher vor, daß die Umstände ganz anders seyen. Sie entgegnete, daß sie Alles wohl überlegt, daß sie erfahren habe, wie noch vor wenigen Tagen viele Fremde, selbst Frauenzimmer, im Krater gewesen seyen, und daß sie ihren Entschluß schon auf der ganzen Reise mit sich getragen. Als ich ihr endlich erklärte, daß ich meinen Vorsatz aufgegeben habe, äußerte sie sehr bitter, sie glaube dieß gerne, es liege ganz im Sinne der Männer, von Gefahren zu sprechen, ohne sich ihnen auszusetzen, und nichts werde sie abhalten, allein zu gehen. Ich beruhigte in etwas den Vater mit dem Versprechen, Alles aufzubieten, was in meiner Kraft stehen würde, um seine Tochter zu schützen, und da das Mädchen nicht abzubringen war, so entstand eine wirklich rührende Scene des Abschiedes. Sie lag ihrem Vater und ihren trostlosen Schwestern lange an der Brust, und schien eine Zeitlang zu fühlen, wie ungerecht sie handle, den vielen, sie liebenden Menschen so tiefen Schmerz zu bereiten. Die stets greller werdende Beleuchtung erhöhte die Rührung dieses Augenblickes, und durch das Gebrülle des Berges drang das dumpfe Schluchzen der Scheidenden.

Als wir uns allein auf den steilen Abhängen befanden, auf denen man um den Krater herumgehen muß, um zu der einzigen Stelle zu gelangen, welche das Hinabsteigen in ihn erleichtert, und die gegen das verschüttete Pompeji zu liegt, bot ich noch einmal umsonst Alles auf, um sie von ihrem Vorhaben abzubringen; vergeblich. Der Führer ging voran und ich hielt mich an seinem Stocke, während die Engländerin mich am Kleide faßte. So kamen wir an die verhängnißvolle Stelle, die derjenigen, wo wir die Gesellschaft verlassen hatten, beinahe gegenüber liegt. Wir mußten uns hier eine Weile niedersetzen, um uns Kräfte zu sammeln. Der Führer trieb unaufhörlich und schien kein großes Behagen mehr an der ganzen Expedition zu finden. Ich theilte der Engländerin seine Bedenklichkeiten mit, daß der Wind stets schwanke und daß wir ohne Rettung verloren seyen, wenn er sich gegen uns wende.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die physischen Charaktere einiger europäischen Völker.

(Fortsetzung.)

Weit mächtiger als die Einwirkung des Klimas in Hervorrufung von Modifikationen ist die Kreuzung der Raçen. Alle Völker, deren Geschichte wir kennen, wurden ihr mehr oder minder unterworfen, und es scheint diese Ursache um so kräftiger zu wirken, da sie auf die innerste Organisation einfließt. Die Erforschung des Ganges der Natur bei dieser großen Verschmelzung verspricht kostbare Aufschlüsse über den Gegenstand unserer Untersuchung. Die Unterschiede der Kasten und Stände, deren Ursprung oft auf eine Raçenverschiedenheit zurückgeht, setzen häufig jener Kreuzung eine Schranke, die man zwar, ungeachtet der Strenge der Gesetze und der Gewalt der Vorurtheile, öfters überschritten hat, die jedoch lange Zeit die große Menge bannte. Sehen wir daher, was geschehen würde, wenn gar keine Schranke der Art vorhanden wäre. Hier muß man nun vor allem das numerische Verhältniß der sich mischenden Raçen und ihre respektive Vertheilung über denselben Strich Landes in Betrachtung ziehen, denn darauf kommt fast alles an. Einmal wissen wir genau, wie die Natur gemeiniglich zu Werke geht, wenn das Mißverhältniß groß ist: in diesem Fall verschwindet meist der Typus der kleinsten Anzahl ganz und gar. Sehen wir, nach wie vielen Generationen dieses gewöhnlich stattfindet. Man kreuzt ein Hausthier mit einem andern von verschiedener Raçe, man kreuzt dann das Produkt dieser Mischung mit einem Individuum von einer der reinen Raçen; das neue Produkt nähert sich der leztern. Man fährt mit den Kreuzungen nach

demselben Prinzip fort, bis endlich das Produkt zu einem der ursprünglichen Typen zurückkehrt, was gemeiniglich am Ende der vierten Zeugung stattfindet. Wir wissen ebenfalls bestimmt, was im gleichen Falle bei Menschenraçen sich ergibt: der Charakter des Negers und des Weißen verschwindet mit der vierten oder fünften Generation, was mit dem obigen allgemeinen Resultate übereinstimmt. Dieses Faktum scheint auf den ersten Anblick das Aufsuchen der alten Raçen in den neuen nicht sehr zu begünstigen. Es würde in der That schwer, ja unmöglich seyn, alle Elemente wieder zu finden, die eine Nation gebildet haben; allein unser Zweck ist nur, die großen Völkerfamilien aufzufinden, und dieß ist weit leichter, da kleine ingredirende Elemente die Formen der großen Mehrzahl nicht geändert haben können. Allein setzen wir sogar den Fall, zwei Raçen seyen sich an Zahl gleich, und man wird finden, wie viele Bedingungen auch dann noch eintreten müssen, wenn sie in einen vollkommenen Mittelschlag zusammenschmelzen sollen. Jedes Individuum der einen Raçe muß sich dann nämlich mit einem Individuum der andern verbinden; jedes muß Theil an der Verschmelzung der Charaktere nehmen, denn leichte Schattirungen entstellen einen Typus nicht. Ist aber eine solche Bedingung wohl zu erfüllen? schwerlich. Kaum der ärgste Despot könnte solche Verbindungen erzwingen. Ueberdieß lehrt uns die Beobachtung, daß, selbst wenn diese Bedingung erfüllt würde, noch eine weitere nothwendige Bedingung stattfinden müßte: die Raçen müßten nämlich so viel als möglich untereinander verschieden seyn. Pferd und Esel, Hund und Wolf oder Fuchs geben stets Bastarde, d. h. immer genau den Mittelschlag. Sind sich im Gegentheil die Raçen sehr nahe verwandt, so findet keine solche genaue Mischung statt. Daher geben die Menschenraçen, welche am meisten von einander abweichen, immer Bastarde; so ist der Mulatte das unvermeidliche Resultat der Mischung der weißen und schwarzen Raçe. Sind aber die Eltern von zwei verwandten Varietäten, so bemerkt man häufig, daß der eine oder der andere Typus rein reproducirt wird, wie man dieß ganz gewöhnlich bei den europäischen Nationen beobachten kann. Die Kreuzung ruft daher bald die Schmelzung, bald die Trennung der Typen hervor; letzteres Resultat ist jedoch weit gewöhnlicher als das erste. Kurz, es läßt sich schließen, daß, wenn sich auch Völker, die Varietäten von verschiedenen, jedoch verwandten Raçen angehören, sich auf die hypothetische Art, die wir oben angedeutet haben, verbänden, ein Theil der neuen Zeugungen doch immer die ursprünglichen Charaktere beibehalten würde. Was noch dazu beiträgt, dieselben zu erhalten, ist die geographische Vertheilung von Völkern verschiedener Raçe auf demselben Gebiete. Denn wie kann man eine so gleiche Vertheilung annehmen, daß sich dabei nicht eine Menge von Gruppen bildeten, wo bald die eine oder andere Raçe im großen Verhältniß vorherrscht? Diese Bedingung allein reicht schon hin, das Erlöschen der ursprünglichen Raçen unmöglich zu machen.

Was die Ausrottung von Völkern betrifft, wovon die Geschichte so oft spricht, so weiß man, was man davon zu halten hat. Horden, kleine Völkchen können unter dem feindlichen Schwerte fallen, allein schwerlich eine Nation oder gar eine Raçe. Es wäre dazu eine hartnäckige Grausamkeit erforderlich, welche nicht in der menschlichen Natur liegt. Und welches Interesse hätten überdieß Eroberer, die besiegten Völker auszurotten? Sah man je eine Nation von solcher Freiheitsliebe und solcher Lebensverachtung beseelt, daß sie den Tod der Knechtschaft vorgezogen hätte? Eine kleine Anzahl kann sich dem Tode weihen, nicht aber ein ganzes Volk.

Es ist selbst äußerst selten, daß eine Nation eines weit ausgedehnten Landes beraubt wird; die Wilden allein liefern davon Beispiele; so haben die amerikanischen Indier den Europäern ungeheure Länder abgetreten. Allein in der Geschichte des alten Kontinents ist keine Rede von Wilden; es handelt sich nur von Barbaren, d. h. von Völkern, bei denen Civilisation und Kunstfleiß bereits Wurzel geschlagen haben, was vollständige, freiwillige oder gezwungene, Auswanderungen undenkbar macht. Denn Häupter, die einen Eroberungszug vorschlagen, besitzen weder die Macht, noch den nöthigen Einfluß, um eine ganze Nation an ihre Schritte zu fesseln und nach sich zu ziehen. Sobald man Besitzungen hat, rechnet man, und nicht alle rechnen auf dieselbe Weise.

Wenn eine Nation angegriffen und überwunden wird, sucht sie der Sieger nicht gänzlich auszutreiben; er will Platz, zumal wenn er Nomade ist, und vertreibt einen Theil derselben; allein da er auch Tribut, Sklaven oder Hülfsvölker will, so wünscht er den Rest zu behalten. Die Ueberwundenen theilen sich: die einen, von Liebe zur Unabhängigkeit getrieben, verlassen den väterlichen Boden, die andern finden sich mit den Siegern ab. Man muß auch bemerken, daß Sieger den Besiegten ihren Namen aufdringen können, ohne damit bedeutende Veränderungen in den physischen Charakteren derselben hervorzubringen; denn im Allgemeinen stürzt sich nicht eine Nation auf die andere, sondern ein oft sehr kleiner Theil eines unruhigen Volkes unterjocht eine ganze Nation. So waren die Normannen, die sich beinahe des ganzen mittäglichen Italiens bemeisterten, eine Handvoll Menschen. Gallien änderte Herrn und Namen unter den Franken, und man weiß, wie klein Clovis Heer war. Nur auf einander folgende Eroberungszüge eines und desselben Volkes könnten bedeutenden Einfluß haben; so bemächtigten sich die Sachsen Englands und pflanzten dort ihren Stamm fort.

Der Einfluß der Civilisation auf die Formen und Verhältnisse der Menschenraçen ist uns unbekannt;

es ist jedoch wahrscheinlich, daß er sehr gering ist. Ueberall, wo Edwards einen auffallenden Raçencharakter entdeckte, fand er denselben in allen Ständen der Gesellschaft, in den Städten und auf dem Lande, vom unwissendsten und ärmsten Bauer und Handwerker an bis zu den Gliedern der alten und auf alle mögliche Weise ausgezeichneten Familien.

Diese Betrachtungen führen zu der Ueberzeugung, daß die physischen Hauptcharaktere eines Volkes sich eine lange Reihe von Jahrhunderten in einem großen Theile der Bevölkerung erhalten können, troß der klimatischen Einwirkung, der fremden Invasionen und der Fortschritte der Civilisation. Wir begleiten nun im Folgenden Edwards auf seiner Reise durch Frankreich, Italien und einen Theil der Schweiz.

(Beschluß des ersten Artikels.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Baaden, Juli.

Hazardspiel. Neue Projekte.

Das Hazardspiel gehört zu den Uebeln, die sich von einem vielbesuchten Badeort schwerlich ganz entfernen lassen. Was eine verständige Polizei hierbei thun kann, ist Beschränkung desselben. In manchen Bädern sind dem Spiele nur gewisse Stunden eingeräumt, und dabei ist das Minimum des Einsatzes genau bestimmt. Beide Anordnungen müssen sehr gebilligt werden, denn es ist gewiß von mancherlei verderblichen Folgen, wenn die Spieltische den ganzen Tag über und bis tief in die Nacht offen stehen, und der Satz bis herab zu 24 kr. angenommen wird, wodurch so häufig Menschen aus der arbeitenden Klasse angelockt werden, ihren kärglichen Erwerb den Wechselfällen der Spielbank preiszugeben. Wie oft sind zerrüttetes Familienglück, Diebstahl und Selbstmord die schrecklichen Folgen hiervon! Bemerkenswerth ist es in Baaden, daß unter allen Nationen, die hier zusammentreffen, die Engländer am seltensten spielen, die englischen Frauen fast gar nicht.

Was die Einrichtung der hiesigen Bäder betrifft, so ist sie nicht in allen Badehäusern gleich zweckmäßig und bequem. Eine in jeder Hinsicht treffliche Anstalt sind die Dampfbäder, für welche ein besonderes Gebäude neben der Hauptquelle aufgeführt worden ist. Seit einigen Jahren wird das Baadner Mineralwasser auch häufig und in manchen Zufällen mit glücklichem Erfolg getrunken. Die Säulenlaube für die Trinker liegt der eben gedachten Quelle gegenüber und gewährt eine herrliche Aussicht in die Thäler und Gebirge. Es soll im Vorschlag seyn, einen größern Säulengang zum Behuf derer, welche das hiesige oder ein anderes Mineralwasser trinken wollen, auf dem Platze vor dem Conversationshause zu errichten und eine der warmen Quellen dorthin zu leiten. Wir können den Gedanken nicht glücklich nennen. Unstreitig rührt die Wirkung des innerlich gebrauchten Baadener Mineralquells hauptsächlich mit von seiner natürlichen Wärme her. Durch eine weite Leitung würde aber diese Wärme nicht nur vielleicht um die Hälfte vermindert, sondern mit derselben verlören sich auch die feinern, geistigen Theile des Wassers. Bedenkt man außerdem, daß die Ausdünstungen eines warmen Quells auf dem Conversationsplatze eben keine erfreuliche Erscheinung seyn könnten, und weniger noch die Kloaken, welche man mit einer solchen Einrichtung verbinden müßte; bedenkt man ferner, daß jener geräuschvolle Platz kein willkommener Aufenthalt seyn mag für Leidende, und daß die Tausende von gesunden, lebensfrohen Menschen, die täglich daselbst lustwandeln, durch den Anblick so mancher Kranken eben auch nicht sehr erfreut werden dürften, so hat man Gründe genug, eine Beseitigung jenes nicht gut berechneten Projektes von Herzen zu wünschen. Baaden ist wahrlich groß genug, daß nicht alle Gegensätze auf einem Punkte zusammengestellt werden müssen.

(Der Beschluß folgt.)

Osnabrück, Juli.

(Beschluß.)

Homöopathie.

Die Neuerungen unserer Zeit, als: die ästhetischen Thees, die mystisch-pietistischen Umtriebe und die Homöopathie haben, meines Wissens, hier noch keinen Eingang gefunden, so wenig es auch an Kunstfreunden, an Vereinen zu guten Werken und Aerzten fehlt. In diesen Blättern ist öfter von der Homöopathie die Rede gewesen. Es wurde den Aerzten, namentlich der Versammlung der Naturforscher, zum Vorwurf gemacht, daß sie die Sache noch nicht ins Klare gebracht, entweder dafür oder dawider mit Bestimmtheit sich entschieden hätten. Man muß aber bedenken, daß nur das, was im Gebiete des gemeinen Verstandes liegt, sich wie ein gerichtlicher Prozeß durch Gründe und Gegengründe ausmachen läßt; mit den Ansichten über die Natur hat es eine andere Bewandniß; die Natur erkennt keine legitimen Richter an. Die Homöopathie hat überhaupt zwei Klassen von Aerzten gegen sich: die alte empirische Schule und die neue physiologische. Sie selbst ist rein empirischer Natur und stellt sich der alten Schule mit gleichen Waffen, Erfahrung genannt, entgegen; beide spielen fortwährend ihre besten Trümpfe aus und die Sache nimmt kein Ende. Die neue deutsche naturhistorische Schule, die naturphilosophische oder physiologische, befaßt sich, ihrer Natur gemäß, gar nicht mit direkter Bekämpfung der alten; sie konstruirt, erbaut sich von Grund auf, sie hat keine Zeit und Lust, sich in die Streitigkeiten nebenher einzumischen, überzeugt, daß wenn die Gesetze des Lebens vom niedrigsten Lebenskeim bis zum Menschengeist in eine zusammenhängende Kette gebracht seyn werden, alle systematischen Luftschlösser von selbst zusammenstürzen werden. Gut Ding will aber Weile haben! Erstaunliches ist in ein Paar Decennien geleistet worden; um es zu würdigen, muß man jedoch selbst recht ernst und tüchtig mitarbeiten, von unten auf dienen, Geologie, Pflanzenphysiologie, Zoologie studiren; es wird dann nicht an freudigem Genuß und verdienter Anerkennung der Zeit fehlen.

Vor Kurzem kam Hr. Oberschulrath Kohlrausch aus Münster durch unsere Stadt, um in Hannover seinen neuen Posten anzutreten. Unter der Oberaufsicht dieses ausgezeichneten Gelehrten und praktischen Schulmannes steht für die Schulverfassung unsers Landes die glücklichste Entwickelung zu erwarten.

Beilage: Literaturblatt Nr. 79.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 186.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 5. August 1830.



— Du holde Blume
Der Einsamkeit!

Byron.

Mariens Reise.

Novelle von Gräter.

I.

Die Sonne warf breite Abendschatten auf das Haus des Försters Bernhard, der, ein starkgebauter Mann mit grauen Haaren, zwei kastanienbraune Dachshunde hinter sich, den steilen Fußpfad niederstieg, der von dem Mühlberge herabführt. Die Jagdhunde, die vor dem Hause umherstrichen, begrüßten ihren Herrn mit Springen und Bellen, indeß einige andere, die an der Kette lagen, durch ihr Geheul ihn willkommen hießen. Marie, seine Tochter, hob ihr jugendlichblühendes Angesicht empor, und sprang von ihrem Sitze unter dem breitästigen Nußbaum auf, um ihm entgegen zu gehen. Des alten Mannes Gruß: „Guten Abend, mein Kind!“ war ernster als gewöhnlich, und seine rauhe Hand zitterte fast in der ihrigen, als er, ohne, wie gewöhnlich, erst seine Büchse an Ort und Stelle zu bringen, neben ihr sich unter dem Baume niederließ. Noch einen Augenblick verweilte die Sonne auf dem Hügelkamme, der jenseits des Flusses wie eine Mauer hinlief. Sie beleuchtete das Antlitz des Alten, auf welchem dadurch sein gewöhnlicher Ernst um so sichtbarer wurde; man sah eine von Sorgen tiefgefurchte hohe Stirne, scharfe, aber sanfte graue Augen, die sich auf den Boden hefteten, und einen Mund mit einem Zuge gutmüthiger, aber melancholischer Offenheit. Derselbe Sonnenstrahl fiel auch auf das schöne Gesicht der Tochter, und indem er das üppige Grün des Baumes vergoldete, bildete er hinter den beiden einen breiten Kreis zitternder Lichter. Eine Zeitlang saßen sie schweigend neben einander, als horchten sie dem Rauschen des Neckars. „Meine Tochter,“ sagte endlich der Förster, „seit sechszehn Jahren hast Du die Sonne kaum hinter einem andern Berge niedergehen sehen, als hinter jenem. Hier bist Du aufgewachsen wie ein junge Waldpflanze, in Einsamkeit und stiller Freude. Aber wir müssen jezt Deine Geburtsstätte und das Grab Deiner Mutter verlassen. Jene jungen Wüstlinge drüben im Schlosse lassen Deine Unschuld und meine grauen Haare nicht mehr in Frieden. Der General und sein Verwalter haben mir meine Entlassung verweigert und mit neuer Anklage gedroht. Meine Vatersorgen ängstigen mich Tag und Nacht, und das Bild meines sterbenden Vaters winkt mir hinüber zu den Schneegipfeln und grünen Alpen meiner Jugend. Unsere Abreise muß daher beschleunigt werden, bevor vielleicht eine ungerechte Verhaftung dir meinen Schutz entzieht und mich hindert, ihn noch am Leben zu treffen nach mehr als vierzig Jahre langem Ungehorsam. Morgen also, bevor der Tag anbricht, sey gerüstet, meine Tochter, und halte alles für unsere Abreise bereit. Und nun blicke noch einmal um Dich, Kind meiner Sorgen, bevor der lezte Strahl des Tages erlischt, nimm Abschied von Deinen Bäumen und Blumen, von Deinem Reh und Allem, was Dir hier lieb war, und bitte Gott, daß er Deine ersten Schritte in die trügerische Welt leiten möge!“ Mit diesen Worten küßte er die Stirne seiner Tochter,

welcher Thränen aus dem Auge rollten. Als sie aufblickte, war er schon weggegangen. Die fernsten lichten Wölkchen waren noch von den lezten Sonnenstrahlen gefärbt, und die Nacht hob sich herauf über Land und Strom, still und dunkel.

Mit einem tiefen Seufzer und wie halb im Traume über das, was sie gehört hatte, und ohne es noch fassen zu können, daß sie für immer von diesem Orte scheiden müsse, mit banger Ahnung der Zukunft, mit wenig Hoffnung und noch weniger kindlicher Neugier, die Welt zu sehen, verließ sie endlich ihren Sitz und ging in das Haus, um für den nächsten Morgen die nothwendige Zurüstung zu treffen.

Mariens Mutter war gestorben, als ihre Tochter erst sechs Jahre zählte. Von ihr hatte Marie ein zartes, edles Herz geerbt und ein tiefes, frommes Gemüth; aus ihrer Hinterlassenschaft aber ein Miniaturbild ihrer Mutter als Kind und eine kleine Bibliothek von Romanen, meist in dem Geiste des bekannten Siegwart, in welchen die Brust nichts als Liebe kennt, und die Liebe nichts als melancholische Thränen. Ihr Vater hatte sie im Lesen und Schreiben unterrichtet, ihr einige Kenntniß der Pflanzen und Thiere beigebracht, und sie auf einem alten Klavier einige Psalmen und Hymnen spielen gelehrt. Oft erzählte er ihr von dem heißen Sonnenbrand, von den riesenhaft wuchernden Pflanzen und von den wilden Thieren und Menschen ferner Welttheile. An manchem Abend unterhielt er sie mit Heldensagen aus dem Mittelalter, mit Geschichten aus der urältesten Kirche, von den kühnen Reformatoren und der Befreiung des Schweizervolkes, unter welchen der Einsiedler Niclas von der Flue und der Graf Rudolph von Toggenburg ihre Lieblingsgeschichten waren. Die Gedichte Hallers und die Idyllen Geßners waren gleichfalls Gegenstände, welche ihre junge Seele erfüllten. Oft las er mit ihr in der Bibel und in den Schriften Speners und des Grafen von Zinzendorf. Ein altes Manuscript „von dem Geheimnisse Gottes und der Naturgeister“ trug noch mehr dazu bei, ihr Gemüth von der Außenwelt abzuziehen. Aber sie wurde wieder auf die schöne Erde zurückgeführt durch ihren einsamen Aufenthalt in einer anmuthig wilden Gegend, durch ihre Waldpflanzen, durch ihren Garten, durch ihr liebes Reh, den harmlosen Gespielen von ihres Vaters Hunden, aber vorzüglich durch die Liebe und Sorge für ihren schwermüthigen, edlen Vater.

Alle diese verschiedenartigen Elemente ihrer Erziehung waren durch die natürliche Klarheit und Schönheit eines unverdorbenen schönen Herzens in Einklang gebracht. Die Seele ihres Vaters schien mit sich selbst in Zwiespalt; eine sanfte und fast abergläubische Frömmigkeit wechselte und stritt mit einer romantischen, heftigen Gemüthsstimmung, indeß beides sich gewöhnlich unter der rauhen Einsylbigkeit eines Forstmanns in Benehmen und Rede verbarg. Aber der bitterste Feind seines innern Friedens schien eine schmerzliche Erinnerung zu seyn.

So lange sein Freund, der alte Freiherr, lebte, über dessen Wälder und Waidwerk er die Oberaufsicht führte, lebte er ungestört und geachtet in seinen Verhältnissen. Mehrere alte Leute in dem gegenüber liegenden Dorfe erinnerten sich seiner noch bei seiner Ankunft als eines feurigen, aber finstern Jünglings, und wie er als Gehülfe bei dem vorigen Förster angestellt wurde. Als sein Vorgänger, ein Alchymist, starb, heirathete er dessen Nichte, eine Waise aus Sachsen. Wechselseitige Achtung, nicht Liebe, schien das Band geknüpft zu haben, welches der Tod frühzeitig trennte.

Sein Leben spann sich in trüber Ruhe fort, die allein durch fromme Aufwallungen, aber noch häufiger durch innere heftige Kämpfe unterbrochen wurde. Seine einzige ungetrübte Freude war Marie, die jezt zu einem lieblichen Bilde natürlicher Schönheit und träumerischer Jugend aufgeblüht war, aber einen seltsamen und wunderbaren Ausdruck hatte, wie eine ausländische Pflanze in dieser Waldgegend. Ihre Gestalt war zart und nicht groß, mehr schmächtig, als stark gebaut. Ihre Kleidung hatte etwas Fremdartiges, da sie sich, dem Wunsche ihres Vaters gemäß, wie ein Landmädchen des benachbarten Schwaben trug. Sie bestand aus einem scharlachrothen Mieder mit schwarzen Sammtstreifen besezt, großen weiten Aermeln, aus einem dunkelblauen Rock von Tuch, der in reichen, gleichmäßig gelegten Falten von ihrer Hüfte herabfiel, und in einer weißen Schürze.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der neueste Ausbruch des Vesuvs.

(Fortsetzung.)

Nichts konnte die junge Engländerin in ihrem Entschlusse irre machen, und als der Führer endlich erklärte, daß sie in ihrem langen Frauenkleide da unten gleich in Flammen gerathen würde, ja selbst nicht den Berg werde herunterspringen können, so trat sie bei Seite, rollte ihr Kleid bis um die Hüften als Gürtel auf und kam als Mann gekleidet wieder zu uns. So viele Beharrlichkeit mußte siegen. Ich verwandelte mein Abrathen in Scherz, und suchte nun, ihr den Muth einzuflößen, welcher sich denn doch wahrscheinlich bei einer zartgebauten Frau verlieren mußte, wenn sie nur erst die noch nicht begriffenen Gefahren der Unternehmung vor sich sah. Ich bereitete sie auf Alles vor, da Zurufen im Krater selbst unmöglich wurde, und so sehr ich auch früher Besorgnissen Raum gegeben hatte, so verschwanden sie doch jezt bei der Nothwendigkeit der entscheidenden That.

Ich wurde voll guter Hoffnung und ahnete nicht entfernt den tragischen Ausgang unseres Unternehmens.

Wir stellten uns in eine Reihe, jeder hielt eine Hand des Mädchens, und so stiegen wir hinab. Die heiße braune Lavaerde dampfte unter unsern tiefeinbrechenden Füßen glühenden Rauch aus, wir fielen bei jedem Schritte zehn bis zwanzig Schritte hinab, ohne uns halten zu können, und wir gelangten daher auf den Grund des Kraters so blitzesschnell, daß wir selbst nicht wußten, wie es zugegangen war. Allein schon hier erwarteten uns ganz andere Erscheinungen, welche die höchste Geistesgegenwart, Gewandheit und Vorsicht in Anspruch nahmen, um ihnen nicht zum Opfer zu werden. Das erste Hinderniß, auf welches wir stießen, war ein breiter Spalt, über den wir noch im Hinunterlaufen springen mußten; denn an ein Anhalten war nicht zu denken, und wenn diese Kluft breiter gewesen wäre, so würden wir unfehlbar in sie hineingestürzt seyn. Das außerordentliche Mädchen, welches wir begleiteten, legte hier die erste Probe ihrer Kühnheit ab, und ihr Muth steigerte sich bald zur Tollkühnheit. Das Gebrüll des Berges wurde so arg, daß ich glaubte, er müsse jeden Augenblick bersten. Nicht die heftigste Kanonenschlacht, nicht der stärkste Donner lassen sich mit diesem entsetzlichen Lärm vergleichen, so wie es überhaupt unmöglich ist, Alles zu beschreiben, was in diesem Höllenschlunde vorging. Feuer war um, unter und über uns, und wir bedurften unglaublicher Aufmerksamkeit, um nicht in Brand zu gerathen. Die Hitze von unten war noch viel stärker als die von oben, und die kleinen Flämmchen, welche hier und dort gleich Irrlichtern an uns heraufschoßen, so wie die langen breiten Feuerstreifen, welche oft ganz unversehens unter uns hervorbrachen, machten das Vorwärtsdringen äußerst beschwerlich. Wir mochten uns ungefähr eine halbe Stunde im Krater befinden, als uns der erste Lavastrom entgegen kam. Blutroth und majestätisch dahin fließend, bahnte er sich seinen Weg gegen den Ottajano zu, und zerstörte Alles, was seinem Laufe in den Weg kam, unter furchtbarem Gekrache. Wir näherten uns seinem Gluthbett, das nicht besonders breit, aber sehr hoch war. Die Lava floß so langsam, daß man ihrem Fluß leicht ausweichen konnte, und wer je Kanonen gießen sah, kann sich die beste Vorstellung von ihrer Strömung machen. Die Miß eilte zuerst darauf zu, um ihr Taschentuch an einem Ende darin zu verbrennen. Allein die Hitze, welche aus der Lava strömt, ist so furchtbar, daß augenblicklich das Tuch lichterloh brannte, und sie sich die Hand sehr beschädigte. Ich warf eine Münze hinein, welche der Führer nach vieler Mühe mit seinem eisenbeschlagenen Stock herausholte. Die Lava, die sich um den Silberscudo geschlagen hatte, verhärtete augenblicklich, wie sie aus dem Flusse kam, und dies ist das Einzige, was wir von unserer Unternehmung davonbrachten. Wir setzten nun unsern Weg gegen das Centrum des Kraters fort, obgleich bei jedem Schritte die Erscheinungen drohender, das Getöse fürchterlicher wurde. Endlich befanden wir uns am Fuße des kleinen Vesuvs. Er war ganz in Feuer und dergestalt von der herabfließenden, dunkelglühenden Lava bedeckt, daß die Feuersäule über ihm aus dem großen Krater selbst zu kommen schien. Die Hitze wurde hier so arg, daß wir am ganzen Leibe glühten. Wir durften keinen Augenblick ruhig stehen, da wir sonst anbrannten, und dieses beängstigende Gefühl, so wie das betäubende, alle Sinnen raubende, schauderhafte Donnern rings um uns ließ uns auf den Rückzug denken. Ich gab dies zu verstehen und wollte die Miß zurückführen, als sie mich, aus welchem Grunde wußte ich nicht, plötzlich nach der entgegengesetzten Seite riß. Wahrscheinlich wollte sie den Anblick von der andern Seite des Berges haben. Unser Führer blieb, wie erstaunt über dieses Entfernen, stehen, und ich sah ihn in der überhellen Beleuchtung ängstlich auf den Lavaquadern herumtrippeln und mit weit ausgestreckten Armen uns zu sich winken. Wir waren durch das neue Gemälde zu sehr beschäftigt, um ihm Gehör zu geben, und überdies ärgerte es mich, daß der Mensch uns nicht folgte; ich schrieb dies der Feigheit zu und bemerkte nicht, welch gräßliches Hinderniß der wahre Grund seines Zurückbleibens war. Zwischen uns hatte sich nämlich ein Lavaguß entwickelt, der gerade der Wand des Kraters zufloß, an welcher wir oben vorbei mußten und wodurch uns der Rückweg auf immer abgeschnitten war, wenn wir ihm nicht zuvorkamen, bevor er die steile Felsenwand erreichte. Wir beide erkannten zugleich die Gefahr, und die Angst beflügelte unsere Schritte. Wir erreichten glücklich den Anfang dieser ungeheuern Feuerströmung; allein hier befand sich eine so breite Kluft, welche man überspringen mußte, um jenseits der Richtung zu gelangen, welche die Lava genommen hatte, daß wir erstarrt davor stehen blieben.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Marseille, Juli.

Aufschwung des Handels im Mittelmeer. Ueber die Kälte des vorigen Winters.

Lassen wir den Franzosen immer ihre komische Eitelkeit, mit der sie jezt, nachdem sie gelungen ist, auf eine Expedition schauen, die sie vor zwei Monaten noch für unsinnig hielten und darüber als über eine Thorheit schrien. Das Gute, das sie für alle handeltreibenden Nationen Europas durch die Eroberung Algiers gestiftet haben, ist unermeßlich, und wenn sie es nicht gethan hätten, so wäre es nie geschehen, so viel ist gewiß. Schon jezt verspüren wir hier die Folgen davon; viel freier bewegt und regt sich der mittelländische Handel, und es wird ihm nichts mehr im Wege stehen, wenn einmal die christlichen Griechen ihre Seeräuberei ganz lassen, wozu sie aber gezwungen werden müssen, denn diejenigen unter ihnen,

welche sich mit derselben abgeben, sind um kein Haar besser als Türken, Beduinen und Araber.

Merkwürdig ist der unendliche Aufschwung unserer Stadt. Eine Spekulation für die neuen Kolonien drängt die andere. Um den Ankauf von Schiffen und besonders von Dampfbooten reißt man sich. Das Haus Bazin hat sich an die Spize einer vielversprechenden Unternehmung gestellt. Bisher hatte das neapolitanische Dampfboot „Ferdinand“ die Schiffahrt zwischen Marseille und den italienischen Häfen Genua, Livorno, Civita-Vecchia, Neapel und Palermo allein; jezt endlich ist es dem im Süden noch in den Kinderschuhen steckenden Associationsgeist gelungen, zwei ähnliche Dampfboote in Gang zu bringen. Dazu ist kein Ort geeigneter, als Marseille, die Hauptniederlage aller Erzeugnisse der mittelländischen Küstenländer, der Sammelpunkt einer Menge Reisender, die von hier aus schnell, sicher, angenehm und billig nach allen Hauptpunkten Italiens gelangen können. Der Nordamerikaner Church, der seit zwölf Jahren schon so viele Dampfboote auf den Schweizer und Italienischen Seen gebaut und in Gang gebracht hat, wird auch diese zwei unternehmen. Die Maschinen werden von den vorzüglichsten Fabriken in England verfertigt, und diese Boote, die im nächsten Frühling in See gehen sollen, werden an Schönheit, Bequemlichkeit, Dauer und Sicherheit den besten englischen und nordamerikanischen nichts nachgeben. Jedes wird 400,000 Fr. kosten.

Wenn unser Handel einen bedeutenden Aufschwung nimmt, so bleibt auch unsere Akademie nicht zurück. Die bedeutende Thätigkeit und die Entdeckungen unserer Sternwarte in der neuesten Zeit sind bekannt; weniger auf jeden Fall eine Abhandlung, die der Akademiker Toulouzan neulich über den vergangenen harten Winter und den Gang der Kälte verlas, und aus der ich Ihnen ihres besondern Interesses wegen einige Bemerkungen mittheilen will. „Die schnelle Kälte trat schon in den lezten Tagen des Novembers unter dem 60° n. Br. ein. Vom 30. November an war die Schiffahrt auf dem bottnischen und finnischen Meerbusen durchs Eis unterbrochen; am 1. Dezember fror das Kattegat zu, und bald darauf konnte das ganze baltische Meer nicht mehr beschifft werden. Dieser große Frost, der fünfzig Tage früher als gewöhnlich eintrat, drang auch schnell, aber doch mit verschiedenen Modifikationen, nach dem Süden und Westen. Die Kälte nahm drei Hauptrichtungen, gleichsam drei Streifen in der Richtung der Längengrade. Der Oststreif begann mit 25° östl. L. (von Paris), der Mittelstreif vom 5° bis zum 25° und der Weststreif vom 5° östl. Länge bis zum atlantischen Ozean. Beim Oststreif ist St. Petersburg der Ausgangspunkt der Kälte, denn am 30. November fiel dort der Thermometer schon auf 24°; hernach fiel er immer mehr, bis endlich das Quecksilber ganz fror und gehämmert werden konnte.“

(Der Beschluß folgt.)

Baaden, Juli.

(Beschluß.)

Literarische Anstalten. Ansichten der Gegend. Klima. Frequenz.

Daß die Produkte der Kunst, der Literatur, des Luxus und der Mode zum Theil in dem Conversationshause selbst, zum Theil in dessen Nähe ausgestellt werden, ist ganz an seinem Orte. Der hiesige Kurort zeichnet sich auch hierin aus. Es bestehen hier den Sommer über zwei Buchhandlungen, deren eine mit einem Lesekabinet verbunden ist, und die manches Neue aus der deutschen, französischen und englischen Literatur liefern; ferner zwei Kunsthandlungen, unter denen die Veltensche einen reichen Vorrath von Handzeichnungen, Kupferstichen, Musikalien ꝛc. enthält. Für Puz und hundert Gegenstände des täglichen Bedarfs sorgen eine Menge Kaufleute, die ihre Buden zu beiden Seiten der Kastanienallee haben, welche in den rechten Flügel des Conversationshauses führt.

Vielleicht gibt es keine Gegend in der Welt, die, seit fünfzehn Jahren ohngefähr, so viele Zeichner, Maler, Kupferstecher und Lithographen beschäftigt hat, als das Thal von Baaden. Blos die Zahl der gestochenen und lithographirten Ansichten geht weit in die Hunderte. Daß unter der Menge dieser Blätter viel Schofel seyn müsse, läßt sich wohl denken. Das Beste, und was in jeder Hinsicht als preiswürdig erkannt werden muß, haben Frommel, Haldenwang, Kunz, Eckemann Alesson, Scheuchzer und Obach geliefert. Einige frühere Ansichten, von Artaria in Mannheim herausgegeben, müssen hier gleichfalls genannt werden.

In anderer Hinsicht erwartet Baaden noch seinen Marcard oder Hufeland. Für die Analyse der Quellen ist Treffliches geleistet worden, doch nicht so für den Gebrauch derselben. Hier reicht der Standpunkt dürftiger Empirie nicht aus, und die gewöhnlichen Krankengeschichten sind wahrlich um nicht viel besser, als die Lobpreisungen von Theaterstücken, welche wandernde Gesellschaften auf ihre Theaterzettel sezen.

Für die Topographie Baadens ist so ziemlich das Mögliche geleistet worden. Blos eine Beschreibung in englischer Sprache fehlte bis jezt, doch wird eine solche demnächst erscheinen.

Wenn übrigens auch die Heilquellen den launenhaften Veränderungen der Mode unterworfen sind, wie dies die Geschichte von Aachen, Spaa, Pormont ꝛc. beweist, so kann Baaden doch immer auf eine gewisse Frequenz rechnen, die ihm sein mildes Klima, seine schöne Natur sichern. Die Luft ist mild und die Kälte im Winter immer um einige Grade geringer, als auf der nahen Ebene; aber auch die Hize des Sommers hat hier nicht das Erschlaffende, Abspannende, wie dort, was ohne Zweifel von den Ausdünstungen der Tannenwälder, der Bergpflanzen und von den hundert frischen Quellen herrührt, die von allen Hügeln herabrieseln. Auf unsern Höhen ist nicht die reine, oxygenirte Luft, welche für schwache Lungen so nachtheilig ist, doch ist sie daselbst rein genug, um in manchen Krankheiten, z. B. der Luftröhrschwindsucht, die heilsamsten Wirkungen hervorzubringen. Brust- und Lungenkranke ziehen den Aufenthalt im benachbarten Lichtenthal vor, wo die Luft etwas feuchter ist und die Berge näher zusammenrücken. In der That verdanken jährlich viele Leidende ihre Genesung weder den Mineralquellen, noch der Therapeutik überhaupt, sondern blos dem etwas längern Aufenthalte in dem reizenden Thale, welches die Natur mit so manchen Vorzügen ausgestattet hat. Darum bringen auch seit einigen Jahren mehrere deutsche und ausländische Familien den Winter hier zu. Wohl mag hier auch die Wohlfeilheit mitwirken, die von andern viel besuchten Badeorten nicht immer gepriesen wird.

Eine lobenswerthe philanthropische Anstalt ist das hiesige Armenbad, welches unter sorgfältiger ärztlicher Aufsicht steht. Dagegen ist zu bedauern, daß die früher vorhandenen Stufen- und Schwimmbäder eingegangen sind.

Die Zeit der steigenden Frequenz im Besuche des hiesigen Kurorts beginnt mit dem Jahre 1808. In diesem Jahre betrug jedoch die Zahl der Fremden noch nicht 3000, im leztvergangenen Jahre belief sie sich auf 11,136. Steigt sie im gegenwärtigen Sommer nicht höher, so liegt die Ursache in den gegenwärtigen innern Verhältnissen Frankreichs, dessen jährliches Kontingent von 2 bis 3000 Kurgästen diesmal schwerlich auf ⅓ davon kommen dürfte.

Beilage: Kunstblatt Nr. 62.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 187.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 6. August 1830.



— Es freue sich,
Wer da athmet im rosigen Licht!
Da unten aber ist's fürchterlich,
Und der Mensch versuche die Götter nicht!

Schiller.

Der neueste Ausbruch des Vesuvs.

(Beschluß.)

Das arme Mädchen, welches bisher das Unglaubliche geleistet, war erschöpft. Sie hatte sich ihre schönen Locken verbrannt, mit Mühe hatte ich ihr leicht brennbares Frauenkleid, das mehrmal zu brennen begann, gerettet, allein nun schwand bei dem armen Geschöpf Körper- und Seelenkraft zugleich, und sie sank mir auf den Arm. Es war ein fürchterlicher Moment. Verzweiflung lieh mir ungewöhnliche Kraft. Ich faßte die süße Bürde auf, und rannte nun rückwärts, um nur die Kraterwand zu erreichen. Es gelang mir. Ich suchte einige Fuß über den Lavaboden an der Wand hinauf zu kommen, und fand auch wirklich eine weniger erhitzte, höhlenähnliche Schwefelgrotte, wo ich das Mädchen niederlegte und ihr die Schläfen mit Wein aus meiner Feldflasche rieb. Nachdem sie sich wieder etwas erholt, gab ich ihr zu trinken und beschwor sie nun, alle ihre Kräfte zu sammeln, um einen Ausweg zu suchen. Allein sie fiel auf die Kniee, um zu beten, und bat mich, sie ihrem Schicksale zu überlassen, da sie nicht mehr gehen könne. Sie zeigte auf ihre Füße, und mit Entsetzen bemerkte ich, daß der rechte ganz versengt war.

Der Lavastrom hatte seine Bahn bis an die große Wand vollbracht, wendete sich hier rechts und zog sich unter unsern Füßen an ihr fort. Die Hitze wurde hierdurch so unausstehlich, daß wir es keine Minute länger ausgehalten hätten. Ich nahm die immer betende Miß auf und trug sie über die Schwefelhöhle. Hier fand ich einzeln hervorragende Felsen, die mir gestatteten, behutsam weiter zu klettern, und ich glaubte mich schon gerettet, als einer dieser Felsen, auf den ich zulezt getreten war, nachgab und ich mit ihm hinabrollte. Eine Menge Steine folgten uns nach, und ein Wunder war es, daß keines von uns beschädigt wurde. Die Lavaströmung war nun hinter uns, allein wir befanden uns abermals vor der breiten Feuerkluft. Ich fühlte mich selbst, besonders durch die Hitze, sehr erschöpft, und wenn ich auch für mich selbst den Sprung wagen durfte, so konnte er mir doch nicht gelingen, wenn ich ihn mit dem Mädchen versuchen wollte. Sie sah dieß selbst und flehte mich an, sie zu verlassen und mich zu retten. Allein wie konnte ich mich dazu entschließen?

Als ich so, nach Rettung spähend, umherblickte, sah ich plözlich unsern braven Führer neben mir. Er war mit einem kühnen Sprung über die Kluft gekommen. Neue Kraft belebte mich, und ich glaubte meinen rettenden Engel in ihm zu sehen. Ich umarmte ihn; er aber wieß nach oben und rief mit einem schrecklichen Schrei: cambia il vento! und im selben Augenblicke waren wir mit einer Fluth glühender Asche bedeckt und große Felsenmassen stürzten krachend um uns nieder. Der Boden begann unter uns zu wanken, und sein Gedröhne wurde so gräßlich, so betäubend, daß ich glaubte, der ganze Berg falle nun zusammen und begrabe uns unter seinen Trümmern. Der

junge Salvator aber umfaßte die halbtodte Engländerin und stürzte in raschem Sprunge über die Kluft. Ich folgte ihm, und nun sezten wir das Mädchen auf unsere gekreuzten Arme, und rannten über Felsen und Spalten und Gluth und Feuer nach der rettenden Wand. Wie ich diese erklommen, weiß ich nicht zu berichten. Der dampfende Qualm drang von unten nach oben auf uns ein, und wir sanken oft weit zurück, wenn wir mit der äußersten Anstrengung eine kleine Strecke vorwärts gemacht hatten. Glücklicher Weise hatte sich der Wind noch nicht ganz bis hierher gedreht, sonst wären wir nimmermehr hinaufgekommen. Oft schwanden mir die Augen, die Knie brachen ein und ich mußte mehrmals das arme Mädchen sinken lassen, da ich kaum mehr Kraft fand, mich selbst hinaufzubringen. Auch der Führer war aufs Aeußerste erschöpft, und nur der Rest meiner Lacrimä Christi konnte uns wieder auf die Beine bringen. Als wir zwei Drittel des steilen Abhanges erklimmt hatten, wurden die uns umblitzenden Erscheinungen grausenhaft. Der Berg schien uns mit aller Gewalt ausspeien zu wollen. Seine Donner rollten und die Wand, an welcher wir uns hinarbeiteten, begann so furchtbar zu beben, daß wir uns kaum zu halten vermochten, und die Gefahr, durch die Bewegung hinabgeschleudert zu werden, jeden Augenblick zu wachsen schien. Das Bewußtseyn, so nahe dem Ziele zu seyn, verlieh uns übermenschliche Kräfte, und wir waren endlich auf dem höchsten Rande angelangt. Von kaltem Schweiß übergossen, sank ich hier bewußtlos nieder, und es verstrichen mehrere Stunden, bis wir im Stand waren, weiter zu gehen. Ein Paar Herrn aus der Gesellschaft, worunter der dem Wahnsinn nahe Vater der unglücklichen Engländerin, waren mit ihren Führern hierher gedrungen, um uns zu Hülfe zu eilen. Sie kam leider zu spät: das arme Mädchen war in beständigem Paroxismus; dem Führer war durch einen herabgefallenen Stein der rechte Arm beinahe zerschmettert worden, alle waren versengt und übel zugerichtet. In tiefem Schweigen trat die Karavane ihren Rückweg an, wie ganz verschieden von dem lauten Jubel, mit dem sie gekommen war. Die Engländerin wurde ohne Bewußtseyn hinabgetragen. Mit Tagesanbruch kamen wir in Resina an; wie ganz anders waren unsere Empfindungen bei dem gestrigen Sonnenaufgange gewesen, und welches Elend können vierundzwanzig Stunden über den Menschen bringen. Einem Leichenzuge ähnlich, zogen wir in Neapel ein, und bald verbreitete sich die traurige Kunde. Mitleid und Bestürzung erfüllten alle theilnehmenden Seelen bei der Nachricht von dem Unglück des von allen, die sie kannten, hochgeachteten Mädchens, welches keine ärztliche Hülfe mehr zu retten vermochte.

Ich verließ Neapel und die trostlose Familie mit tiefem Kummer in der Seele; und ob ich mir gleich keiner Schuld bewußt bin, ob gleich die Familie selbst und alle Anwesenden mich zu beruhigen und zu trösten suchten, so wird dieses furchtbare Ereigniß doch stets beängstigend mir vor der Seele schweben, und meine schönsten Erinnerungen an das himmlische Land trüben.

Mariens Reise.

(Fortsetzung.)

Vorzüglich zeichnete sich Mariens Haar aus, das von der Stirne und den Schläfen zurückgestrichen, in zwei langen, dicken Zöpfen, die mit farbigen Bändern durchflochten waren, über ihre Schultern herabfiel. So zeigte sich ihre klare Stirne völlig frei, unter welcher ihre ganze Seele aus zwei tiefblauen Augen, voll Liebe und Würde, sprach, während ihre Lippen und Wangen jenes unbeschreibliche Lächeln des Friedens unentweihter Kindlichkeit umspielte.

Das stille häusliche Leben Bernhards und seiner Tochter endigte mit dem Abende, an welchem die Lichter und Fackeln von dem gegenüber liegenden Schlosse, der Glockenklang des Dorfes und der höher liegenden Kapelle, der Gegend das Leichenbegängniß des alten Freiherrn verkündigten. Sein Bruder, der General Marchthal, der Vormund des jungen Baron Adolph, bezog das Schloß Marchthal. Er haßte den Förster Bernhard, sowohl seiner Ehrlichkeit als seines Aberglaubens wegen, vorzüglich aber, weil er sich früher den Jägern des Generals bei ihrem Versuche, in dem Revier des verstorbenen Freiherrn zu jagen, widersezt hatte. Mit dem General kamen seine beiden Söhne, Moritz und Ferdinand, der eine Major, der andere Hauptmann in dem Regimente der Leibgarde des Herzogs von W., beide vollendete Wüstlinge; der ältere, Moritz, kälteren Blutes und mit einem schärferen Verstande begabt, mäßiger und mit einem Anstriche von Rechtlichkeit; der jüngere, Ferdinand, größer, fetter und blässer, und um so widerlicher durch eine süßliche, frivole Sentimentalität und durch einen affektirten Enthusiasmus für Schönheit und für schöne Kunst. Ihr Vetter, der junge Adolph, war unter der Obhut eines ehrbaren und pedantischen Hofmeisters aufgewachsen, und in der lateinischen und französischen Grammatik, im Heidelberger Katechismus, in Rürners Turnier-Buch, im Waidwerk, im Reiten und in der Waldkultur unterrichtet worden. Uebrigens wuchs er in gutmüthiger Eitelkeit und gesunder Kraft auf. Von den neuen philosophischen Ideen und dogmatischen Ketzereyen war er unbefleckt erhalten worden; aber die leichtfertigen Grundsätze seiner Vettern und die Einflüsse eines kurzen Aufenthaltes an dem benachbarten Hofe hatten sich bald seines offenen Herzens und leeren Kopfes bemächtigt, und die ganze Kraft seiner Natur zu einem wilden Fieber entzündet.

Zu derselben Zeit, als die Verfolgungen des Generals gegen Vater Bernhard begannen, lenkten die beiden älteren Wüstlinge die Aufmerksamkeit Adolphs auf das Försterhaus am Michelsberge, und seine Leidenschaft für Marien wurde um so heftiger, je mehr seine bessere Seele, wie in Verzweiflung über sich selbst, daran Theil nahm. Häufige Besuche im Försterhause unter dem Vorwand von Jagdanordnungen und Vorladungen des Vaters nach dem Schlosse, um bald über dieß, bald über jenes Rechenschaft abzulegen, störten fortan den Frieden der Familie, und weckten die beschwichtigten Stürme in Bernhards Seele wieder auf. Mariens Unwille und Angst wurde mehr durch den Ton, die Blicke und das Betragen der verdorbenen Junker aufgeregt, als durch ihre zweideutigen Scherze oder ihre zärtlichen Schmeicheleien, die sie weder verstand, noch bemerkte.

Eines Abends, als Marie eben aus dem Walde zurückkehrte, wohin sie ein Besuch des Junkers verscheucht hatte, stand ein Schweizer Musselinhändler vor ihrem Hause. Er trat in das große Zimmer im untern Stockwerke, welches mit Hirschgeweihen auf geschnitzten und gemalten Hirschköpfen, mit umherhängenden Büchsen und Flinten ausgeschmückt war, und wo Bernhard den größten Theil des Tages schweigend, in Kummer versunken und mit übereinandergeschlagenen Armen saß. Nachdem der Kaufmann den Förster gefragt hatte, ob er nicht mit seinem Taufnamen Heinrich heiße und früher in Ilanz gelebt habe, übergab er ihm einen Brief. Bernhard öffnete ihn und begann zu lesen, während die Tochter dem Fremden einen Stuhl und Erfrischungen bot. Der Förster hatte nun gelesen und den Brief wieder zusammengefaltet, als beide erst bemerkten, wie er erbleichte und zitterte. Plötzlich streckte er seine Arme zum Himmel empor und rief mit einer markdurchdringenden Stimme: „O Gott, mein alter Vater! o Gott, meine Heimath!“ Er sank zurück in seinen Stuhl, bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und weinte bitterlich. Einige Tage darnach theilte der Vater Marien seinen Entschluß mit, ihre gegenwärtige Heimath zu verlassen und eine Reise in die Schweiz zu machen, wo er seinen alten Vater noch einmal vor seinem Tod sehen wolle. Er versprach ihr, sobald sie auf dem Wege seyn würden, über sein früheres Leben und seine Geschichte Aufschluß zu geben. Er hielt hierauf um seine Entlassung an; aber Anfangs zögerte man mit der Antwort; endlich schlug man ihm sein Gesuch rund ab, und verstrickte ihn in neue Klagen über seine schlechte Waldwirthschaft, so daß er einsah, nur eine schleunige Flucht könne seiner Tochter und seine eigene Freiheit retten.

Als die Nacht hereingebrochen war, welche auf diesen Abend folgte, an welchem der Vater Marien seinen Reiseplan mitgetheilt hatte, verließ sie denselben im untern Stockwerke des Hauses, beschäftigt, seinem Gehülfen und zwei Burschen Aufträge zu geben, was in dem Forste jenseits des Neckars geschehen solle, welche Stämme zum Hauen ausgezeichnet, und was für Wild am folgenden Tage geschossen und auf das Schloß geliefert werden müsse. Dann sonderte er sorgfältig, was zu seinem Dienst und dem Baron gehörte, von seinem Eigenthum und suchte die bereits völlig abgeschlossenen Rechnungen hervor. Marie hatte indeß im obern Zimmer einen Kasten mit Kleidungsstücken geöffnet und das Nothwendigste in einen Bündel gepackt. Ermüdet von der Arbeit und noch mehr von ihrem Kummer, kniete sie vor ihrem Fenster nieder und blickte hinab in das stille, dunkle Thal. Das Schloß konnte von dieser Seite des Hauses nicht gesehen werden, aber von der fernen Mühle blinkte ein einsames Licht durch die Finsterniß; das schwache Bellen eines Hofhundes scholl aus derselben Richtung herüber; etwas näher hörte man aus der Tiefe verworrene Stimmen aus einem vorüberfahrenden Schiffe; durch das Ufer-Dickicht und herauf, näher ans Haus heran rauschte der Nachtwind, während über diesen hinsterbenden Tönen der Erde die schweigende Ewigkeit mit ihren tausend goldenen Augen herabsah. Marie gedachte ihrer Kindheit und der Heimath, die sie jezt verlassen mußte, dachte an das Leben, an die Welt, an das unbekannte, noch gestaltlose Schicksal, dem sie entgegenging. Sie gedachte ihres Vaters, den sie so selten frei von Kummer, an ihren Großvater, den sie noch nie gesehen hatte, den sie nun aber bald kennen lernen sollte. Ihre trüben Gedanken waren von einer Angst begleitet, die sie noch nie empfunden hatte. Ohne ihr Haupt aufzuheben, faltete sie ihre zitternden Hände und betete; bald aber gingen ihre Gedanken verwirrt durcheinander. Die Bilder wechselten mit Blitzesschnelle; sie sah ihren Vater hoch auf einem Schneeberge, dann die Gestalt einer Jungfrau, von der man erzählte, daß sie durch einen Sprung von einem Felsen in den Neckar ihr Leben geendet; diese blickte zu ihr aus einer hohen Burg bleich und lächelnd herab; dann sah sie viele schöne Thäler und Flüsse im Abendroth und Morgenlicht, und nun hörte sie ihre Mutter rufen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juli.

Universität. Prämienaustheilung. Organisation.

Am 14. dieses Monats fand eine Prämienaustheilung an die Studirenden auf der hiesigen Universität statt, welche ausschließlich in Geschenken kostbarer Werke bestand. In Gegenwart des Publikums wurde ihnen, nach einigen erläuternden Worten der Professoren über das Verdienst der Arbeiten, von dem Präses des Universitätsraths die wohlverdiente Belohnung eingehändigt. Mit sehr wenigen Ausnahmen waren es Jünglinge zwischen dem vierzehnten und achtzehnten Jahre.

von welchen die meisten in Deutschland noch zu den höheren Vorbereitungsschulen gehören würden. Der Name eines jungen Mannes mag hier erwähnt werden, der viele Hoffnungen erregt und gewiß einst als die größte Zierde seines Vaterlandes glänzen wird; es ist der Graf Calvariz, ältester Sohn des Marquis von Palmella. Seit Errichtung der Universität hat dieser hoffnungsvolle Jüngling die höchsten Preise in der angewandten Naturlehre und Chemie, und nun diesesmal in der mathematischen, griechischen und englischen Klasse davon getragen. Es ist kein Zweifel, daß die Professoren bei der Zuerkennung der Prämien mit der gebotenen Gewissenhaftigkeit zu Werke gingen und jener junge Mann den großen, ihm von den Zuschauern gespendeten Beifall vollkommen verdiente, als er sich zu wiederholtenmalen bescheiden dem Präses nahte und den ermunternden Lohn für seine Verdienste in Empfang nahm. Diesem Jünglinge ist von dem Despotismus, den Spezialgerichten Don Miguels, der dritte Theil seines väterlichen Vermögens geraubt worden, nachdem die Elenden den ausgezeichneten Vater, einen der geachtetsten und würdigsten Diplomaten Europas, zum Tode verurtheilt hatten, weil er die alten Rechte seines gesunkenen Volkes vertheidigen wollte. Leid ist es mir, berichten zu müssen, daß bei der hiesigen Universität Spaltungen eingetreten sind, die ihr den Untergang drohen. Nur eine gänzliche Umgestaltung der Grundsätze, nach welchen diese Anstalt bisher geleitet worden war, kann sie vom Sturze retten, der sonst unvermeidlich ist. Der ganze Plan, nach welchem diese Hochschule eingerichtet worden, war in allen seinen Verzweigungen vom Grunde aus fehlerhaft und mußte zu dem Resultate führen, das jezt eingetreten ist, nämlich: Entzweiungen im Universitätsrathe, Entzweiungen unter den Professoren selbst und mit dem Universitätsrathe, und endlich Erkältung der Theilnahme des Publikums an einem so großen und nüzlichen, nach vielen Opfern ins Daseyn gerufenen Institut. Es ist in der That mehr als befremdend, wie die Männer an der Spize dieser Anstalt im Universitätsrathe, von denen viele als Legislatoren und Gelehrte sehr hoch stehen, und die sich auch der Sache mit großem, lobenswerthem Eifer annahmen, der Universität eine so mangelhafte Verfassung geben konnten, daß man wahrlich weder mit den Eigenschaften eines Gesezgebers, noch überhaupt mit einem großen Maaß von Weisheit und Scharfsinn begabt zu seyn brauchte, um eine große Krisis mit Gewißheit vorhersagen zu können. Diese Krisis ist auch bereits im zweiten Jahre des Bestehens der Universität eingetreten, und es ist sehr zu befürchten, daß sie eine moralische Auszehrung zur Folge haben wird. Da nun die Errichtung der hiesigen Universität blos durch Aktien, unter der Verwaltung von Privatleuten und ohne Privilegien, als eine bloße Privatunternehmung, eine Erscheinung war, welche das civilisirte Europa bisher nicht kannte und deren Beispiel segensreich auf die Verbreitung der Wissenschaften in andern Welttheilen wirken kann, wie denn auch schon die Einwohner von Calcutta und der Capstadt ähnliche Hochschulen gestiftet haben, so werden Sie vielleicht mit mir die Meinung theilen, daß eine kurze Darstellung der Fehler, welche die Stifter jener gelehrten Anstalt hauptsächlich aus Unerfahrenheit begangen haben, hier nicht ganz am unrechten Orte seyn wird.

(Der Beschluß folgt.)

Marseille, Juli.

(Beschluß.)

Ueber die Kälte des vorigen Winters.

„Von St. Petersburg (heißt es in der Abhandlung Toulouzans weiter) zog der Nordwind ohne Hinderniß über die Waldai-Ebene und die Steppen zwischen der Donau und dem Dnieper bis zum schwarzen Meer. In Nowogorod fror es am 1. Dezember, am 2. in Kiew, in der Nacht vom 2. auf den 3. in Odessa, dessen Hafen bald darauf ganz mit Eis bedeckt wurde. Am 7. kam der Frost an der Kette des Taurus an und brach sich daran, denn Kleinasien hat nichts davon empfunden. In dem ganzen Oststreif kam der Frost gerade von Norden; er kam schnell, war trocken und es fiel kein Schnee vorher. Im Mittelstreif ging die Kälte von Berlin aus. Sie begann dort mit einem merkwürdigen Meteor, einer Purpursäule zwischen zwei andern in Regenbogenfarben; damals waren 21° Kälte. Am 23. Dezember gegen Abend kam sie in Dresden und Prag, am 24. in Wien und Venedig an; die Apenninen aber und das adriatische Meer hielten sie auf und änderten ihren Charakter. Bis hierher war derselbe dem Oststreif gleich; hinter den Apenninen aber ändert er sich, der Wind springt in Nordost um und bringt Schnee, der am 25. in Genua und fast durch ganz Italien in Menge fällt; dabei war selten mehr denn 5° bis 6° Kälte. Im Weststreif ging der Frost von Hamburg aus. Ueberall fiel dort großer Schnee vorher, in Hamburg am 15. Dezember, in London am 16., in Antwerpen den 17., in Paris den 18., in Nantes den 20., in Lyon und Bordeaux am 22., in Toulouse am 26., in Celle am 27. und zu Marseille am 28. Fast überall war Nordostwind. Nach dem Schnee aber sprang er in Nord, ja in Nordwest um. Hierauf legte sich der Wind und der Frost wurde heftiger, der Thermometer fiel im Norden auf 15°, in der mittlern Region auf 12° und im Süden auf 8° bis 10°. Alle Kanäle, alle Flüsse, selbst die reißende Rhone froren zu. Bei Martigues fror das Meer einen Fuß tief vom Hafen Bouc bis zum Berreteich. In den Alpen zwischen dem Mittel- und Weststreif fiel nicht überall Schnee vor dem Frost. In den am höchsten gelegenen Ländern, z. B. in der Schweiz, wehte Nordwind vom 24. bis zum 29.; darauf kam windstille Kälte und die mehrsten Seen froren zu; die Kälte erreichte 14° bis 15°. In den Niederalpen hingegen fiel so viel Schnee, daß man sich keines ähnlichen erinnert, hier und da über 6' hoch. In den Pyrenäen war es ebenso, nur einen Tag früher als in den Alpen, denn der Schnee fiel dort, wie hier in Marseille, am 28. Dezember. In den höchsten Gegenden fiel gar kein Schnee und die Kälte erreichte wie in den Hochalpen 14°. (Hier vergißt der Akademiker die sonderbare Erscheinung, daß, während man in Genf am Leman und in Chambery 15° hatte, die Kälte zu Chamouni zwischen den Gletschern, an der Nordseite des Montblanc, nie über 3° gestiegen ist.) In der spanischen Halbinsel fielen entsezliche Regengüsse, wodurch alle Flüsse austraten. Dann fiel Schnee bei Nordostwind, hierauf begann die Kälte am 24. Dezember in Gibraltar, am 29. zu Madrid, am 31. in Carthagena und am 1. Januar in Porto. In Madrid war 10° Kälte. Nur zwei Länder in Europa, Griechenland und die Türkei, blieben von der heftigen Kälte verschont. Die Balkankette hielt den Nordwind auf, er hielt sich in dem Donaubecken und fiel dann ins schwarze Meer. Im Westen hielten ihn die Tyroler Alpen von dem adriatischen Meer und dessen Küstenländern ab. Aus all' diesen Angaben erhellt, daß in dem Oststreif der Nordwind in drei Tagen von St. Petersburg bis Odessa ungefähr 150 Myriametres (das Myriameter enthält 10,000 Metres = 3' 2'' 2''' rheinisch) weit drang. In dem Mittelstreif ging er in zwei Tagen von Berlin nach Venedig nur 100 Myriameter weit; am langsamsten aber ging er in dem westlichen Streif, denn da legte er den Weg von Hamburg nach Carthagena, 200 Myr. weit, erst in 14 Tagen zurück.“

Beilage: Literaturblatt Nr. 80.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 188.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 7. August 1830.



— Keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.
Die strenge Grenze doch umgeht gefällig
Ein Wandelndes. —

Goethe.

Die physischen Charaktere einiger europäischen Völker, in ihren Beziehungen zur Geschichte betrachtet.

Zweiter Artikel.

Ehe wir Edwards auf seiner Reise begleiten, erinnern wir daran, was zur Bildung eines Typus in den physischen Charakteren wesentlich ist.

Die Charaktere, welche man von der Form und den Verhältnissen des Kopfes und den Gesichtszügen hernimmt, sind ohne Zweifel die wichtigsten. Man erkennt die Identität eines Menschen nicht wohl weder aus seinem Wuchse, noch aus dem Grade der Körperfülle, noch aus seiner Hautfarbe, noch aus seinem Haare, wohl aber aus der Physiognomie, d. h. aus der Form des Kopfes und aus den Verhältnissen der Gesichtszüge. Die Ansicht dieses einzigen Theiles des Körpers reicht hin, um ihn kenntlich zu machen, und daher erkennt man vollkommen die Identität eines Individuums an seiner Büste. Edwards nimmt zwar auch Rücksicht auf die Modifikationen des Haupthaares, auf die Hautfarbe, den Wuchs, wenn diese Charaktere ziemlich allgemein sind; allein er betrachtet sie immer als sehr untergeordnet und ungeeignet, für sich selbst Raçencharaktere zu bilden.

Kaum an Burgunds Gränzen angelangt, stellte sich Edwards ein Ganzes von Formen und Zügen dar, die einen eigenthümlichen Typus bildeten. Dieser wurde deutlicher und wiederholte sich öfter in dem Maße, als er in dem Lande vordrang. Zu Chalons sur Saone an einem Markttage angekommen, konnte er die Physiognomien des Landvolkes der Umgegend in Fülle beobachten, aber zu seiner großen Ueberraschung fand er unter den Bauern sehr viele, die von denjenigen, welche er bisher beobachtet hatte, gänzlich verschieden waren; ja der Kontrast zwischen beiden war wirklich schneidend. Er wollte für den Augenblick sich keine Konjektur in dieser Beziehung erlauben, sondern begnügte sich, das Faktum sich aufzuzeichnen, bis sich Gelegenheit darböte, davon Gebrauch zu machen. Während seiner ganzen übrigen Reise durch Burgund bemerkte er denselben Typus vorherrschend und scharf ausgesprochen, den er bis Chalons beobachtet hatte. Derselbe Charakter blieb auch im Lyonesischen, obwohl die Gesichtsfarbe sich änderte; ebenso im Dauphiné, und obgleich in Savoyen, bis an den Mont Cenis, sich eine andere Gesichtsfarbe zeigte, so blieben doch die Formen und Proportionen ganz und gar dieselben. Freilich war nicht die ganze Bevölkerung in denselben Model gegossen, aber mit Ausnahme der kleinen Gruppe, die der Reisende zu Chalons beobachtet hatte, fand er jenen Typus allein deutlich ausgesprochen.

Es leuchtet ein, daß, wenn er der Färbung mehr Wichtigkeit beigelegt hätte, als den Formen und Verhältnissen, er zwischen Auxerre und den Alpen nichts als Burgunder, Lyoner, Dauphinesen und Savoyarden gesehen haben würde, statt daß er nun in ihnen Ein Volk sah, von ein und derselben Raçe. Edwards macht im

Vorübergehen, und ohne sich noch dabei zu verweilen, die Bemerkung, daß dieses Gebiet in den ältesten Zeiten von Galliern, gleichviel von welchen, bewohnt war; daß in der Folge die Römer, und später die Burgunder und Franken es eroberten; daß aber diese verschiedenen erobernden Völker immer verhältnißmäßig viel minder zahlreich waren, als die ursprünglichen Bewohner; der Typus der leztern konnte daher dadurch wenig verändert werden, weil, wie wir wissen, die kleinere Zahl ihre physischen Charaktere nicht auf die größere überträgt.

Italien lag vor ihm, und es drängte ihn, sich zu überzeugen, ob auf den Gesichtern der Abkömmlinge derer, welche jene Denkmäler erbaut, die wir noch in ihren Trümmern bewundern, sich nicht noch die Züge ihrer Ahnen herausfinden lassen. Als er durch Florenz kam, ergriff er die Gelegenheit, welche ihm die herzogliche Gallerie bot, um den römischen Typus zu studiren. Er zog dazu die Büsten der ersten Kaiser vor, weil diese von alten Familien abstammten und nicht, wie ein großer Theil ihrer Nachfolger, fremden Stämmen angehörten. Es ist merkwürdig, daß sie nicht nur im Allgemeinen ähnliche Formen und Verhältnisse haben, sondern auch einen so scharf ausgesprochenen Charakter, den man nicht leicht vergißt oder verkennt. Jeder kann sich einen Begriff davon verschaffen, wenn er in einem Museum die Büsten von August, Sextus Pomponius, Germanicus, Claudius, Nero und Titus betrachtet. Der senkrechte Durchmesser ist kurz, das Gesicht folglich breit; da der Scheitel ziemlich abgeplattet und der untere Rand der Kinnlade fast horizontal ist, so nähert sich der Umriß des Kopfes, von vorne gesehen, sehr einem vollkommenen Vierecke. Die Seitentheile unter den Ohren sind gewölbt, die Stirne ist niedrig, die Nase ist eine wahre Adlernase, d. h. die Krümmung fängt oben an und endet, ehe sie die Spitze erreicht, so daß die Basis horizontal ist. Der Vordertheil des Kinns ist gerundet.

Auf dem ganzen Wege von Florenz nach Rom, über Perugia, zeigte sich unserem Reisenden dieser Charakter sehr häufig. Es ist unnöthig zu bemerken, daß derselbe auch in lezterer Stadt sich deutlich ausspricht, denn diese Bemerkung ist schon oft gemacht worden. Aber man braucht ihn nicht in einer Vorstadt oder in irgend einem Winkel Roms aufzusuchen, wie Manche gethan haben, man trifft ihn überall, und was noch mehr ist, bei beiden Geschlechtern, in allen Ständen der Gesellschaft an. Die Aehnlichkeit beschränkt sich nicht allein auf den Kopf, sie erstreckt sich auch auf die Statur, denn man weiß, daß die Römer von Mittelgröße waren. Edwards glaubt, daß der römische Typus sich im obern Theile des Königreiches Neapel fortsezt, wenigstens nach einigen Individuen zu urtheilen, die daher stammten. Auf alle Fälle ist derselbe nördlich von Rom, nicht nur auf der Seite von Perugia, sondern auch in der andern Richtung, gegen Siena, Viterbi und weiterhin, verbreitet.

Dieser Typus ist, ohne ganz allgemein zu seyn, so sehr verbreitet, daß er den wahren Charakter der heutigen Bewohner dieser Gegenden bildet, und so scheint es auch im Alterthume gewesen zu seyn, da nicht nur die Kaiser, sondern auch eine Menge Soldaten und andere Privatleute, die auf Basreliefs und Büsten abgebildet sind, diese Züge tragen. Was sollen wir nun vom römischen Volke denken? kann es wohl vom Aeneas und den Trojern herstammen, und eine, Italien fremde, und so zu sagen in den Umkreis Roms eingeschlossene Nation gebildet haben? Da immer das Land den Städten, und nicht die Städte dem Lande die Bevölkerung geben, zumal wenn es sich von einem beträchtlichen Gebiete handelt, so wird auch Rom auf diese Weise bevölkert worden seyn, und mehrere Nachbarvölker, wie die Sabiner und ein großer Theil der Hetrurier werden, wie noch heutzutage, derselben Raçe angehört haben. Die Völker, die diesen Boden bewohnten, waren aber dergestalt in unabhängige Völkerschaften vertheilt, die verschiedene Namen und Interessen hatten, daß fast alle Geschichtsschreiber ihnen verschiedenen Ursprung zugeschrieben haben. Doch Micali und Niebuhr denken anders, und die obigen Thatsachen werden ihre Ansichten zum Theil bestätigen. Welchem Volke die Hetrurier ihre Sprache, ihre Institutionen und Künste verdankten, ob dasselbe ein in- oder ausländisches war, wissen wir nicht, diese Frage ist noch lange nicht entschieden. Die Geschichte lehrt uns nur, daß die Bevölkerung gemischt worden war, und die Beobachtung der Formen bestätigt dieß. Allein unter den Elementen, aus denen sie besteht, erkannte unser Reisender einen Typus, welchen er erst später auf seinen Ursprung zurückführen konnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mariens Reise.

(Fortsetzung.)

II.

Marie wurde aus ihrem Schlummer durch einen Lärm vor dem Hause aufgeweckt. Die Bäume um den Garten und der Zaun desselben wurden vom Widerschein des Lichts, das aus den Fenstern des Hauses fiel, beleuchtet und wieder verdunkelt von innen hin- und herwandelnden Gestalten. Unter Gelächter, Gesang, lustigem Geplauder und Geschrei unterschied sie den tiefen Baß ihres Vaters, der, wie es schien, etwas verweigerte. „Sie muß herunterkommen, ich will sie sehen;“ dieß schien die trunken lallende Stimme des jungen Barons zu seyn, und erfüllte sie mit Schrecken. Dann meinte sie die schreiende Stimme Baron Ferdinands und seine widerliche Geschwätzigkeit zu

erkennen, wogegen eine eintönige tiefe Mannsstimme, wie die von Moritz, abstach; doch alle diese Töne gelangten nur verwirrt an ihre aufgeregten Sinne, zum Theil auch wurden sie übertäubt durch das Gebell der Hunde. Jezt hörte sie Adolphs Worte: „Alter Schurke!“ Sie schrie auf in Angst, und ihr Vater donnerte im heftigsten Zorne: „Junger Mann, achtet Euer eigenes Gewissen und meine Ehre, oder Gott mag vergeben, was daraus entsteht!“ Einen Augenblick Stille — Marie rang die Hände in unaussprechlicher Angst — ein lautes Gespräch, Gelächter, ein Ton, wie von einem Faustschlag, dann ein Getümmel, ein kurzes Bellen und Knurren der Hunde, dann alle Stimmen zugleich durcheinander, ein Schuß und noch einer — ihre Sinne verließen sie.

Die Stimme ihres Vaters, der sie aufhob, brachte sie wieder zu sich selbst. Sie schlug die Augen auf, er stand vor ihr mit Tasche und Hirschfänger; seine Büchse hing über der Schulter, und in der Linken hielt er eine Lampe, in deren Licht er noch einmal so groß und bleich aussah. Seine Stimme war wie die eines Erschöpften, aber doch zugleich fest und ruhig. „Tochter, die Stunde unserer Abreise ist schnell gekommen; nimm keine große Bürde mit Dir, unsere eignen Herzen werden schwer genug seyn.“ Er unterstüzte die Wankende die Treppe hinab. Vor der Seitenthüre des Hauses fanden sie den Gehülfen des Försters und die zwei Bursche; der eine schnallte den Sattel fest, der andere legte einem kleinen Pferde die Zügel an. Die Burschen schickten sich an, ihm zu folgen, aber der alte Bernhard verbat es sich Anfangs, dann aber befahl er ihnen, zurückzubleiben. Ludwig allein erhielt die Erlaubniß, das Pferd den Michelsberg hinanzuführen. „Bleibt und wahret meines guten Namens, so viel Ihr könnt, und belastet mein Gewissen nicht noch mehr dadurch, daß Ihr Euch unglücklich macht. Möge Euch der gute Gott Eure treue Liebe lohnen. Verachtet nicht die Segnungen eines sündigen Mannes, Gott ist in eines jeden Munde, welcher segnet.“ — „So lebt wohl, Herr, ich und die Burschen wollen bis zu Eurer gesunden Wiederkehr Euch das Haus hüten, und Gottes Segen begleite Euch, Jungfer Marie.“ Marie konnte kein Wort sprechen, sie wurde auf den kleinen Klepper gehoben, und nun ging es den Fußpfad aufwärts. Marie, halb in Schlummer versunken, wurde aus ihren ängstlichen Träumen oft aufgeschreckt durch die vom Thau benezten Buchenzweige, welche über den Weg hingen und kalt und naß ihr Gesicht streiften.

Nach einer Stunde lichtete sich der Wald, das lezte Viertel des Mondes stieg eben auf der einen Seite empor, während in Nordost der junge Tag zu dämmern begann und nur die Mitte des Morgenhimmels noch der Nacht gehörte. Hier stand eine alte Kapelle. Marie erkannte dicht vor ihrem Portale den heidnischen Altarstein, den ihr Vater ihr oft als ein aus der Römerzeit übriggebliebenes Denkmal bezeichnet hatte. Ein hohes steinernes Kreuz, das zehn Schritte hinter und oberhalb der Kapelle vor dem Hause des Küsters stand, war aus dem Mittelalter stehen geblieben. Die dunkelgrauen Berge des Odenwaldes lagen ernst und schweigend im Kreise umher. Die Nacht war so stille, daß man die Glocke des leeren Mühlgangs unten läuten hören konnte, sogar das Rauschen des Neckars. Bernhard sah umher und murmelte vor sich: „Ganz so, wie vor vierzig Jahren! Und bin ich, obgleich älter, viel verändert und weiß ich besser, wo ich die nächste Nacht mein Haupt hinlegen werde? Aber nur eine Sorge, sezte er lauter hinzu, habe ich für die Zukunft, nur eine Freude, nur ein ängstlich bewachtes Glück in der Gegenwart — Marie, mein Kind, wie kalt sind deine Wangen!“ Schon zwitscherten einzelne Lerchen wie im Traum, und in dem katholischen Kloster auf der andern Seite des Flusses hörten sie die Glocke der Morgenhora läuten. „Nun laßt uns zu Fuß nach Gundelsheim hinabgehen,“ sagte Bernhard. „Ludwig führe das Pferd wieder heim und lebe wohl. Habe Gott immer vor Augen und im Herzen, fürchte Niemand und sey brav. Grüße Robert und Friederich.“ Aber Ludwig rief halb mit Thränen, halb mit Troz: „Seitdem hier in diesem Hause der alte Küster starb, habe ich weder Vater noch Freund auf der Welt, und außer Euch und Jungfer Marie liebe ich keinen Menschen und werde von keinem geliebt, nicht einmal von dem Gehülfen und von Friederich, von keinem lebenden Wesen, als von dem braunen Dachshunde. Ich bin des Lebens hier satt und will die Welt sehen, um sie zu lieben oder zu hassen. Laßt mich um Gotteswillen mit Euch ziehen. Seyd eine Zeitlang mein Vater und Ihr mein Schutzengel, so lange wir beisammen bleiben können; denn ich fürchte mich vor mir selbst, und wer weiß, wozu ich Euch helfen kann.“ — „Jeder ist seines Glückes Schmied,“ sagte der Förster, „und ich will Dir nicht den Hammer aus der Hand nehmen; komm mit uns.“ Selbst Marie mußte lächeln über den rothhaarigen rauhen Burschen, welcher mit einer Zutraulichkeit, wie man sie noch nicht an ihm bemerkt hatte, als fühlte er den ganzen Stolz des Unglücks, das Alles gleich macht, ihr vom Pferde half, das sie ledig laufen ließen, und ihr den Bündel abnahm, um ihn zu tragen.

Das graue Dämmerlicht erhellte jezt mehr und mehr den schroffen Pfad, welchen sie zwischen Weinbergen hinabstiegen, und als die Sonnenscheibe über die Bergspitzen des Odenwaldes heraufstieg und die Fenster und die rothangestrichenen Mauern des Schlosses von Gundelsheim vergoldete, da war es, als sähen und fühlten sie jezt erst, daß ihre unglückliche Lage kein Traum war, sondern klare, deutliche, traurige Wirklichkeit. Alle gingen schweigend neben einander; der Förster seufzte tief und seine Unruhe schien sich zu vermehren. Er bemerkte ein Schiff im Nek-

kar, das sie, da der Fluß angeschwollen war, schnell nach Heidelberg zu bringen versprach; er beschloß, es zu besteigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juli.

(Beschluß.)

Fehlerhafte Organisation der Universität.

Es ist allgemein bekannt, daß bisher die herrschende Parthei in diesem Staate, die Großen der Episcopalkirche, zu welchen der ganze Adel, die hohe Geistlichkeit und alle hohen Mitglieder und Beamten der Regierung gezählt werden müssen, auf eine wahrhaft skandalöse Weise das Erziehungswesen der mittleren Stände gleichgültig behandelt haben, so daß der Verfall der Wissenschaften in England während der riesenhaften Fortschritte der europäischen Kontinentalnationen von vielen Patrioten bereits tief und schmerzlich empfunden wird. Wer nicht zur Episcopalkirche gehörte und nicht hinreichendes Vermögen oder Patronage besaß, um nach Oxford oder Cambridge gehen zu können, hatte Mühe, außer in Schottland Institute zur fernern Ausbildung zu finden, wenn er auch so glücklich war, in einer der wenigen guten Schulen eine gute klassische Vorbildung genossen zu haben. Aber sogar die beiden alten Landesuniversitäten haben in diesem Jahrhundert wenig Männer geliefert, die in den Wissenschaften einen europäischen Ruf sich erworben hätten, weil sie ihrer ganzen innern Verfassung nach den Fortschritten der Zeit fremd blieben. Die andere große Parthei im Staate, die Anti-Episcopalianer, empfanden diesen Mangel immer tiefer und entwarfen endlich den Riesenplan, selbst eine Universität zu errichten, die Kosten durch Aktien zu decken und die Lehrstühle in allen Zweigen der Wissenschaften mit den ausgezeichnetsten Männern zu besetzen, denen man, wie auf den andern Landesuniversitäten, den Professorentitel gab. Nur Theologie sollte wegen der vielen Sekten, die ohnehin schon sämmtlich für die theologische Erziehung ihrer Geistlichen gesorgt haben, ausgeschlossen bleiben, damit alle Eifersucht vermieden werde. Wer sich des Fanatismus erinnert, mit welchem noch vor drei Jahren (vor der Aufhebung der Gesetze gegen die Dissenters und die Katholiken) im ganzen Lande gekämpft wurde, ein Fanatismus, der in jedes Haus Intoleranz und Zwiespalt gebracht hatte, weiß, daß jene Ausschließung eine weise Maßregel war; allein die Stifter vergaßen, daß ihre Gegner, die herrschenden Episcopalianer, gerade diese Ausschließung der Theologie als eine Waffe gegen sie benutzen und in alle Ohren laut das Wort Gottlosigkeit schreien würden. In der That gewannen jene elenden Heuchler Viele für ihre Fahnen, um durch Mißtrauen das Gedeihen der neuen Anstalt zu untergraben. Dieser Sieg wäre aber nur von kurzer Dauer gewesen, da mehrere Lehrer der Universität, die zugleich Theologen der Episcopalkirche sind, Lehrstühle der Theologie errichteten, hätte nicht von Anfang an die fehlerhafte Verfassung des innern Triebwerkes den Keim zum Untergang der Anstalt gelegt. Alle Arbeiten des Universitätsraths, dem die Ausführung des ganzen Plans und die Ausarbeitung der Statuten oblag, zeigten die unverkennbarsten Spuren von Uebereilung und Mangel an aller Ueberlegung; sie glaubten, das Gebäude von Mauer- und Holzwerk müsse nur dastehen, und sogleich werden Tausende von Jünglingen dahin strömen, um an der reinen Quelle der Wissenschaft ihren Durst zu löschen; es fiel ihnen aber nicht ein, daß sämmtliche ältere gelehrte Vorbereitungsschulen, deren Privilegien in genauem Verband mit den Episcopaluniversitäten stehen, sich ihnen feindselig entgegenstellen und ihren Zöglingen den Besuch der leztern noch mehr erleichtern würden. Sie vernachlässigten daher das erste Erforderniß, nämlich die Errichtung von gelehrten Schulen, an welchen das Land einen so empfindlichen Mangel leidet, um Zöglinge für ihre Universität zu erziehen, welche vorbereitet genug wären, um den Professoren die Mühe zu ersparen, sich zu Elementarlehrern hergeben zu müssen. Noch größere Fehler wurden bei Feststellung der Verhältnisse der Professoren begangen, Irrthümer, welche die Auflösung der Universität unwiderruflich nach sich ziehen müssen. Zuvörderst beschloß man, den Professoren keinen bestimmten Gehalt zu bewilligen, damit dieselben gezwungen würden, sich durch Eifer und Anstrengung ein zahlreiches Auditorium zu bilden. Nur der Betrag der Kollegiengelder sollte den Lehrern ihre Existenz sichern, sie sollten demnach von den Launen der Studenten und der Popularität ihrer speziellen Wissenschaft abhängen. Dieser närrische, unpraktische Plan wurde ein Fundamentalgrundsatz der neuen Universität genannt. Zwar garantirte man den Professoren die Kollegiengelder für eine gewisse Anzahl Zuhörer, so daß diese Herren nicht vom Anfang an schon zu darben brauchten; allein diese Garantieen gehen nur auf ein Jahr, und der Universitätsrath ist zu keinen weitern Leistungen gegen die Professoren verpflichtet. Es ist unbegreiflich, wie ausgezeichnete Gelehrte und Familienväter unter solchen precären Verhältnissen ihre frühere Stellung verlassen konnten. Einen fast noch größern Mißgriff beging der Universitätsrath darin, daß er sich selbst die unbeschränkteste Macht anmaßte, während er den Professoren durchaus keine einräumte; und in jenem Rathe sitzen die ersten Legislatoren des Landes, mit einem Manne wie Brougham an der Spitze! Männern, von deren Ruf und Gelehrsamkeit allein das Gedeihen der Universität abhing, sollte, mit Ausnahme der Disciplin in ihren eigenen Hörsälen, die jeder Dorfschulmeister mit ihnen theilt, kein Einfluß, kein Antheil an der innern Verwaltung der Universität eingeräumt werden, so daß sie ohne einen konstituirten Ausschuß, ohne alle Kraft dastehen und nur durch eine Mittelsperson, den s. g. Warden oder Secretär des Universitätsraths, der mit der ausgedehntesten Vollmacht versehen ist, einzeln dem Rath Vorstellungen machen dürfen. Während nun die Professoren gleich Unterlehrern in einer Erziehungsanstalt behandelt wurden und nicht einmal einen bestimmten Gehalt erhielten, erhob die Verfassung der Universität den Warden Horner zum unumschränkten Universitätsfürsten mit einem jährlichen Gehalte von 1200 Pf. und 200 Pf. für Hausmiethe. Das Merkwürdigste hierbei ist, daß dieser Mann seine furchtbare Gewalt länger als ein Jahr ausübte, ehe der weise Universitätsrath daran dachte, die Grenze derselben schriftlich zu bestimmen, bis große Streitigkeiten zwischen ihm und den Professoren endlich jene Legislatoren erinnerten, daß die Abfassung irgend eines Gesetzes über diesen Gegenstand ganz vergessen worden sey, was denn zuvörderst am 22. Mai vorigen Jahres nachgeholt wurde. Dies ist ein Pröbchen von dem gänzlichen Mangel an aller Weisheit in der Verfassung dieser neuen Universität, und ich wage es vorauszusagen, so tief es mich auch betrübt, daß sie ohne eine gänzliche Umgestaltung ihrer organischen Gesetze, ehe zwei Jahre vergehen, genöthigt seyn wird, ihre Pforten zu schließen.

R — 6.

Zweisylbige Charade.

Leicht ist das Zweite, gar nicht schwer,
Das Erste viel gewichtiger,
Und wer das tote Ganze spricht,
Der sagt wohl meist das erste nicht.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.



№. 189.

Morgenblatt

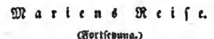
für

gebildete Stände.

Montag, 9. August 1830.

Was bringt die Menschen noch schneller einander näher als die Freude? — Das Unglück.

Fr. v. Staël.



Mariens Reise.

(Fortsetzung.)

Im Schiffe fanden sie eine sehr gemischte Gesellschaft, welche Mariens Aufmerksamkeit wenigstens für den Augenblick fesselte und sie von dem Gedanken an ihren eigenen Kummer ablenken mußte. Eine Schaar katholischer Wallfahrer, welche von dem wunderthätigen Bilde unserer lieben Frau von Waldthüren zurückkehrte, fiel ihr zuerst auf. Unter ihnen befand sich eine alte blinde Frau mit ihren Töchtern, welche die Wallfahrt gemacht hatten, in der Hoffnung, daß ihre Mutter wieder zu ihrem Gesichte gelangen würde. Sie kehrte zwar blind wieder zurück, aber ein hoffnungsvolles Lächeln spielte auf ihren Zügen, wenn von wunderbaren Wirkungen erzählt wurde, welche sich erst Tage und Wochen nach der Rückkehr an den Kranken geäußert hatten. Ferner befanden sich hier ein Paar hausirende Juden mit Fernröhren und Brillen, Offiziere der Reichsarmee, die gewaltig damit großthaten, wie sie die lumpigen Jakobiner in die Pfanne hauen wollten; Landgeistliche mit ihren Familien, Taschenspieler, die auf den benachbarten Jahrmarkt ziehen wollten; einer von ihnen wurde auf einem Diebstahle ertappt, ins Wasser getaucht und durchgeprügelt; außerdem noch viele Kaufleute, Hausirer und Müller. Das geräuschvolle und bunte Schauspiel konnte indeß unsre Reisenden nur auf kurze Zeit zerstreuen; dann versenkten sich ihre Gedanken wieder um so tiefer in die Betrachtung ihrer Lage, aus welcher sie weder die abwechselnden Schönheiten der Ufer, noch die Musik, welche aus den Jahrmarktbuden zu Neckargemünd ertönte, wecken konnten. Marie fand endlich Gelegenheit, mit Ludwig allein zu sprechen, und ihn über die Vorfälle der vergangenen Nacht zu befragen; denn wenn sie ihrem Vater ins Gesicht blickte, erstarb ihr die Frage auf der Zunge. Ludwig begann eine verwirrte Erzählung, aber kaum hatte sie daraus so viel abgenommen, daß ihr Vater einen der Barone, der auf ihn Feuer gegeben, getödtet haben müsse, als Bernhard ihr Gespräch bemerkte und mit einer ungewöhnlichen Härte des Tones, den er jedoch sogleich bis zum sanftesten: „meine theure Marie" milderte, ihnen weiter zu fragen und zu antworten verbot. Marie wagte es kaum, ihn anzusehen, aus Furcht, die Wahrheit von Ludwigs Erzählung auf seinem Gesichte bestätigt zu lesen.

Der Abend brach an. Zwischen den majestätischen, wilden, grünen Bergen, die ihre Schatten über den Fluß und die Weinberge am andern Ufer warfen, gleitete ihr Schiff abwärts gen Heidelberg, unter dessen prächtigem Schloß mit seinen zertrümmerten Thürmen das reiche, ebene Land weithin sich ausbreitet. Auf der Brücke von Heidelberg sahen sie eine große Menge Wagen mit Familien und ihren Habseligkeiten, die, wie es hieß, vor den Franzosen flohen, welche bereits über den Rhein vorgedrungen waren. Nach der entgegengesetzten Richtung hinzogen Truppenabtheilungen der Reichsarmee in ihrer unbehülflichen, altfränkischen Rüstung, und eine Menge fran-



zösischer Emigranten, die auf die abentheuerlichste und bizarreste Art bewaffnet waren.

Als Bernhard mit seiner geängstigten Tochter und seinem dienstfertigen, neugierigen Ludwig gelandet hatte, versuchte er umsonst, in einem der von Menschen vollgedrängten Gasthäuser Unterkunft zu finden; und doch brauchten sie so nothwendig einen Zufluchtsort, da der Vater fürchtete, die Nachricht seiner Flucht möchte schon vor ihm von Marchthal angelangt seyn. Die seltsame Kleidung seiner Tochter, die man zu wechseln nicht für nöthig erachtet hatte, zog offenbar die Augen der Leute auf sich, zumal an einem Tag, wo aller Blicke auf neue Dinge gerichtet waren. Er sendete Ludwig ab, um wo möglich ein Quartier und einen Wagen zu bekommen, und bestieg mit seiner Tochter das Schloß. Als sie auf der Höhe über der Stadt standen, und in die violette Ferne hinausblickten, und zwischen den schon aufsteigenden Nebeln den geschlängelten Lauf des Rheins sahen, der wie eine goldene Stickerei an einem silbernen Schleyer herüberschimmerte, rief Bernhard, bewegt: „diese Wogen kommen aus meinem Heimathland!“ Nach langem Stillschweigen sezte er hinzu: „Vater im Himmel, blick herab auf einen bekümmerten Vater und sein Kind!“ Er hatte kaum dieses gesprochen, als er einige Schritte hinter sich dieselben Worte, aber mit fremdem Accente wiederholen hörte. Sie wendeten sich um und erblickten einen großen Mann in Bernhards Alter, mit einem jungen schönen Frauenzimmer in schwarzem Gewande. Beide Theile schienen betroffen über ihr Zusammentreffen und ihre gleiche Lage, bis endlich der emigrirte Edelmann, denn als solchen bezeichnete ihn sein Aeußeres und die Verhältnisse der Zeit, das Stillschweigen brach und sagte: „zwei Väter, die durch einen Zufall mit ihrem gegenseitigen Kummer bekannt geworden sind, können vielleicht Freunde werden, oder wenigstens einander Dienste erweisen.“ Der Förster drückte ihm die Hand mit der Heftigkeit eines einsamen und verschlossenen Mannes. Eben wollte er antworten, als er durch Ludwigs Zurückkunft unterbrochen wurde, der den Hügel heraufrannte und schon von Ferne rief: „Nirgends ist ein Haus zu finden, wo man uns aufnehmen wollte, und jeden Augenblick langen neue Gäste in der Stadt an; kaum habe ich für morgen ein Fuhrwerk auftreiben können.“ Der Fremde, welcher noch immer Bernhards Hand hielt, sagte sogleich: „Ich bin so glücklich gewesen, in einem entlegenen Wirthshause jenseits des Neckars eine Unterkunft zu finden; wenn Sie mir dahin folgen wollen, so wird sich dort gewiß für Sie und dieses Mädchen ein Plätzchen finden.“ Die beiden Alten wanderten hierauf den Fußpfad hinab, und das fremde Fräulein hing sich an Mariens Arm. Marie sah auf einmal einen Lieblingstraum ihrer romantischen Einbildungskraft ins Leben getreten, und zugleich eine ihrer liebsten Jugenderinnerungen erfüllt, wie nämlich zwei edle Seelen sich sehen, verstehen und lieben auf den ersten Blick. Sie sah dieses Glück in der schönsten Wirklichkeit und Vollendung vor sich. Die unglücklichen Mädchen blickten sich beim lezten matten Strahl des scheidenden Tageslichtes noch einmal ins Auge. Zwei große, schwarze Augen begegneten Mariens Augen; sie schlossen ihre Hände fest in einander, und bevor sie noch ein Wort gesprochen, sanken sie einander in die Arme und küßten sich so herzlich und mit so unverhaltener Liebe, wie zwei Schwestern, die sich nach langer Trennung wieder sehen. Sie kürzten ihren Weg ab, indem sie am Fuße des Berges in einem Fischerboote über den Neckar sezten, und bald sahen sie sich von einer dicken freundlichen Wirthin und drei gutmüthigen Mädchen aufgenommen. Nachdem sie sich in der kleinen niedlichen Stube zu einem freundlichen Abendessen niedergesezt hatten, füllte der alte Mann ihre Gläser und sprach mit Anstand, aber mit bewegter Stimme zu dem Förster: „Meinen sehr geachteten Gefährten im Unglück.“ Hierauf erzählte er ihnen in Kurzem, wie ihr Schloß Marchthal im Elsaß (sein eigener Name, sagte er, sey Baron Marchthal) von den Rebellen niedergebrannt worden sey, welche Gefahren sie auf ihrer Flucht haben bestehen müssen, nachdem er den Anführer derselben mit eigener Hand niedergemacht, und daß er jezt im Begriffe sey, eine Tagreise weiter seinen Verwandten, den General Marchthal, bei Gundelsheim zu besuchen; über seine Güter in Deutschland die nöthigen Anordnungen zu treffen, und dann den Feldzug zur Wiedereroberung Frankreichs mitzumachen. Während die junge Baronin ihr Gesicht auf Mariens Hand preßte und weinte, fragte der Freiherr mit freundlicher Artigkeit: ob er in ihnen nicht auch Opfer des revolutionären Wahnsinnes vor sich sehe? Der Förster nickte Anfangs mit dem Kopfe wie bejahend, aber selbst über diese schweigende Verletzung der Wahrheit erröthete seine gefurchte Stirne über und über, und Mariens Gesicht brannte an der bleichen Wange ihrer neuen Freundin. „Gottes Hand liegt auf mir, ist das nicht genug? Aber was Sie auch von mir denken mögen, denken Sie nur nicht hart von ihr!“ sagte er, indem er auf seine Tochter deutete. Die Stirne des Barons konnte ein kleines Mißbehagen nicht verbergen; aber nach einigen Augenblicken verlegenen Stillschweigens entschuldigte er sich wegen seiner Neugierde.

Frühzeitig trennte man sich, um zu Bette zu gehen. Marien wurde mit Eugenien ein und dasselbe Schlafgemach angewiesen, und sie gestand ihr mit kindlicher Offenheit, ohne jedoch, um ihres Vaters willen, Namen und Ort zu nennen, wie einsam und ferne von aller Gesellschaft sie bis jezt gelebt habe, wie bisher ihre besten Freundinnen die Heldinnen gewesen seyen, die ihr ihre Bücher beschrieben, und wie sehr sie jezt Gott danke, daß die erste weibliche Freundin, der sie in der Welt begegne,

so ganz anders sey als jene, und doch nicht minder gut und schön.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die physischen Charaktere einiger europäischen Völker.

(Fortsetzung.)

Agricola, einer der vorzüglichsten Maler Roms, hatte die Bildnisse der vier größten Dichter Italiens, Dante's, Petrarca's, Tasso's und Ariosto's, gemalt; seine Studien waren nach den gleichzeitigen Monumenten gemacht, und er zeigte Edwards die Sammlung seiner Zeichnungen. Aus ihrer Vergleichung ersah er, daß diejenigen, welche Dante darstellten, sehr ähnlich seyn mußten, da sie unter sich sehr wenig verschieden waren. Die Verhältnisse sind aber auch so ausgezeichnet und die Züge so ausgesprochen, daß kein Maler sie verfehlen konnte. Dante hatte ein langes Gesicht, eine hohe Stirne, eine gebogene Nase, wobei die Spitze nach unten gerichtet und die Nasenflügel aufwärts gezogen waren, endlich ein vorspringendes Kinn. Diese so deutlich charakterisirte Physiognomie machte auf Edwards einen tiefen Eindruck; es fiel ihm jedoch nicht ein, ihren Typus in Toskana zu suchen, als er, kaum an der Grenze auf der Straße von Siena angekommen, zu Radicofani zufällig mehrere Personen sah, die ihm die ersten Exemplare desselben lieferten; eine dieser Personen besonders war das lebende Bild Dante's. Bei seinem ersten Aufenthalte zu Florenz hatte er einige ähnliche Figuren in der herzoglichen Gallerie unter den Statuen und Büsten der Familie der Medicis, so wie auch unter dem Volke bemerkt; allein diese Züge hatten sich ihm damals ihrem ganzen Ausdruck nach noch nicht vollkommen eingeprägt. Da er sich aber diesesmal längere Zeit in diesem Lande aufhielt, hatte er Gelegenheit, zu beobachten, daß dieser Typus unter den Toskanern sehr verbreitet ist. Er existirte schon zu Zeiten Dante's; viele berühmte Männer der Florentinischen Republik zeigen ihn, und er wurde vom Reisenden sogar an verschiedenen hetrurischen Statuen, Büsten und Basreliefs beobachtet. Er sah denselben ferner zu Bologna, zu Ferrara, zu Padua und in allen Orten zwischen diesen Städten. Zu Venedig fand sich dieser Typus nicht nur häufig, sondern hatte daselbst offenbar von jeher in überraschendem Verhältnisse geherrscht. Im Pallaste des Dogen, wo alle Bildnisse der Dogen beisammen sind, konnte man ersehen, wie häufig vor Alters dieser Charakter war. In dem Maße, als er sich Mailand näherte, fand er denselben häufiger, und oft sogar so grell ausgesprochen, daß er ins Karrikaturmäßige fiel. Als er zwei Stunden lang auf dem großen Platze eines Dorfes verweilte, wo sich eine Menge Landvolk versammelt hatte, wurde er nicht müde, die Bauern wegen der vollkommenen Aehnlichkeit mit einem der Typen, die er in Frankreich getroffen hatte, zu betrachten. Er glaubte sich plötzlich auf den Marktplatz zu Chalons versezt, wo er, wie wir oben gesehen haben, unter den Bauern eine Physiognomie beobachtet hatte, die von der der andern Burgunder ganz und gar abwich.

Der beträchtliche Landstrich, auf dem er diesen Charakter antraf, sein häufiges Vorkommen, seine große Bestimmtheit ließen Edwards keinen Zweifel, daß ein scharf charakterisirter und zahlreicher Volksstamm über den ganzen Norden Italiens verbreitet sey. „War ich nicht," rief er aus, „im cisalpinischen Gallien? Sah ich nicht ein ähnliches Volk in Gallien, jenseits der Alpen? Warum sollte es nicht nach der Geschichte dasselbe seyn? Warum nicht Gallier?" Um sich indessen von dieser Identität mit der Gewißheit zu versichern, die allein dem Geiste Befriedigung geben kann, hatte er noch weitere Beobachtungen zu machen. Er mußte wo möglich diesen Typus noch auf einer größeren Landesstrecke verfolgen. Er mußte auf seiner Rückkehr einen Theil der Schweiz bereisen, die ehemals im Besitze gallischer Völker gewesen war; er konnte dort die eine oder andere Raçe, oder vielleicht beide treffen. Der nördliche Abhang des Simplon gibt dem Rhonethale seinen Ursprung. Die ersten Einwohner, die man trifft, sind Deutsche, die sich von den benachbarten Völkern durch Physiognomie und Sprache unterscheiden. Bald aber, wenn man sich Wallis nähert, ändert sich die Sprache und damit zugleich die Physiognomie. Jezt hörte der Reisende nur noch den französischen Dialekt, und erkannte überall dasselbe Volk, das er in Savoyen gesehen hatte, mit denselben Zügen und selbst derselben Hautfarbe. So wie er sich aber Genf näherte, bemerkte er einzelne Individuen von jenem andern Typus; in Genf waren sie zahlreich, und völlig jenen ähnlich, welche er im Norden Italiens und zu Chalons gesehen hatte. Hier findet sich also eine Bevölkerung, die vorzugsweise aus zwei Raçen besteht, die unter sich vollkommen verschieden sind und, wie wir schon früher bemerkt haben, einen schneidenden Kontrast bilden. Die eine hat einen mehr runden, als ovalen Kopf, gerundete Züge, und ist von Mittelgröße; die andere hat einen langen Kopf, eine breite und hohe Stirne, eine gebogene Nase mit abwärts gerichteter Spitze und aufwärts gezogenen Nasenflügeln, ein stark ausgesprochenes und vorspringendes Kinn und einen hohen Wuchs. Er hatte aber auch Gelegenheit, alle intermediären Bildungen, eine Folge ihrer Verbindung auf demselben Boden, zu beobachten. Wir wollen diese Typen einstweilen mit den Namen erster und zweiter Typus bezeichnen. Um dieselben Beobachtungen auf einem andern Landstriche fortzusetzen, entschloß sich Edwards, seine Richtung über Bresse nach Maçon und Chalons zu nehmen. Er hoffte so, in einer fast ununter-

brochenen Kette die Bevölkerung zu verfolgen, die dem zweiten Typus angehört. Auf der großen Straße, über Bresse, fand er den Elementen nach wirklich dieselbe Mischung wie bisher, aber in sehr verschiedenen Verhältnissen. Der erste Typus herrschte nämlich hier so vor, daß er fast nur Spuren des andern sah. Allein bei Maçon und auf dem übrigen Wege gegen Chalons zu, über das Gebirge, wurde dieser gemein. Zu Chalons, wo er glücklicherweise wieder an einem Markttage ankam, hatte er Gelegenheit, seine Erinnerungen mit dem gegenwärtigen Eindrucke zu vergleichen. Dies sind Edwards Beobachtungen auf seiner Reise; sehen wir nun, welche Anwendung er davon macht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Juni.

Betragen des Klerus.

Ich schreibe Ihnen heute Einiges, was unser Leben und Treiben bezeichnen kann, und nicht ohne Beachtung gelassen werden darf, da Lyon die zweite Stadt des Königreichs ist, und in mancher Beziehung mehr eigenthümliche Farbe hat, als Paris.

Unsere Nonnen wandelt so gut wie Andere manchmal die Lust an, ihren Gewahrsam zu verlassen und andere Fesseln zu tragen, die immer mit Rosen anfangen, aber oft mit Dornen endigen. In unserer Nähe begünstigte ein junger Maurer das Entkommen einer Carmeliternonne über eine Mauer, die er auszubessern hatte. Jenseits fand sie Mannskleider und in diesen entkam sie, stellte sich aber vor den nächsten Friedensrichter und erklärte, sie sey zum Schleyer gezwungen worden. Wiewohl dieser nun die schöne Flüchtige gern festgenommen und ins Kloster zurückgebracht hätte, so getraute er sich doch nicht, da das Volk Parthei für die Nonne genommen hatte. Das Volk ist aber Gottlob bei uns mehr, als Manche wohl denken und wünschen. Diesen Skandal, der einem Kloster freilich nicht sehr zur Ehre gereicht, würde die Priorin vermieden haben, hätte sie es gemacht, wie die Vorsteherin eines Nonnenklosters in Poitiers, aus deren Heiligthum auch schon einige Entweichungen stattgefunden hatten. Dort mußten die innern Mauern auch ausgebessert werden. Um nun alle Gemeinschaft der Nonnen mit den Arbeitern zu vermeiden, wurde jedem am Morgen, wenn die Arbeit begann, eine Schelle um den Hals gehängt; den Nonnen wurde aber auf die Seele gebunden, den Ton dieser Glöckchen zu vermeiden und sich schnell zu entfernen, wenn sie eins vernähmen, ja in diesem Fall auf die entgegengesezte Seite zu fliehen. Zu gleicher Zeit sollte die Glocke anzeigen, wenn ein Arbeiter seine Kelle und seinen Mörtel verlasse und Allotria treibe. Nun sagen aber die Leute in Poitiers, die Arbeiter seyen doch von ihrer Arbeit weggegangen und hätten das Glöckchen gehalten, so daß es still gewesen; einige Nonnen sollen auch über dessen Herannahen so erschrocken seyn, daß es ihnen ging, wie den Vögeln mit der Klapperschlange, sie konnten nicht mehr fliehen, sondern eilten der Gefahr entgegen.

Zu unserm Bischof kam der Präfekt, um ihm vorzustellen, daß es sehr nüzlich und den väterlichen Absichten der Regierung gemäß seyn würde, wenn die Pfarrer von der Kanzel die Ankunft der von einem Ort zum andern reisenden Kuhpockenärzte verkündigten und beifügten, wann sie ihre unentgeldlichen Impfungen vornähmen; dabei sey es auch wohl gut, den Leuten die Impfung anzuempfehlen und sie dazu zu ermuntern. Hierauf erwiederte der Bischof: „Meine Geistlichkeit kann und darf sich mit einer solchen Bekanntmachung nicht befassen. Hier ist von Blutvergießen die Rede; die canonischen Bücher verbieten aber solches ausdrücklich, die Kirche verabscheut dasselbe auch und darf es nie billigen.“ Der Präfekt sprach nun von dem allgemein anerkannten Nuzen der Vaccination, von dem Wohl der Kinder, von ihrer Gefahr bei den Blattern, von dem Willen und dem Befehl der Regierung in dieser Beziehung, aber alles Reden war umsonst. Es blieb dabei, der Bischof erlaubte keine kirchliche Bekanntmachung.

In unserer Nähe kam vor Kurzem eine Erneuerung schöner Scenen aus dem Mittelalter vor. Es starb eine angesehene, wegen ihrer milden Tugenden und ihres Wohlthuns vielgeliebte Frau. Der Geistliche des Orts, ein achtungswerther Mann, war eben im Begriff, Anordnungen wegen ihres Begräbnisses zu treffen, als er von seinem Bischof den Befehl erhielt, dem Leichname der zufällig ohne die lezten Sakramente gestorbenen Frau die Kirchenthür zu verschließen, sie nicht einzusegnen und zum Kirchhofe zu begleiten. Die Vorstellungen ihres Gatten bei dem Maire hatten nicht den gehofften Erfolg, denn dieser scheute sich, die Kirchenthüren von Obrigkeitswegen öffnen zu lassen, wie doch das Gesez für diesen Fall befiehlt. Was geschah nun? Früh um 8 Uhr füllt eine unzählige Menschenmenge den Dauphineplaz, wo das Sterbhaus liegt. Nach einigen Stunden öffnen sich die Flügelthüren und acht junge Frauen — die angesehensten der Stadt — schreiten mit dem Sarg heraus, den auf der Seite Gabelträger mit Stangen unterstüzten. Hinter dem Sarg geht der achtzigjährige Vater der Verstorbenen, ihr Mann und alle Verwandte in langer Reihe her; mehr denn viertausend Einwohner und Einwohnerinnen aus allen Ständen schließen sich an und folgen der Leiche zum Kirchhof. Die Verwandten stellten sich um das offene Grab; der Sarg wird hinuntergesenkt und der Wittwer wirft zuerst eine Handvoll Erde hinunter mit den Worten: „Möge Dir die Erde leicht seyn, die eine befreundete Hand hier auf Deinen Sarg wirft! Bei dem Ausgang aus einem Leben voll Tugend und Wohlthun versagte Dir die Kirche ihre Gebete und meinte Dich damit zu beschimpfen; Deine Mitbürger meinten es aber anders und folgten zu Tausenden Deinem Sarg. Mögest Du segnend und dankend auf sie herabschauen!“ Unbeschreiblich war die Rührung der Menge nach diesen Worten.

In der Nähe von Belley hatte ein Geistlicher so lange und durch eine solche Menge schamloser Handlungen die öffentliche Verachtung auf sich gezogen, daß ihm seine wohlwollende Behörde sein Amt nicht länger mehr lassen konnte. Er wurde daher abgesezt, und da ihm alle Mittel fehlschlugen, seinen Unterhalt zu gewinnen, so erschoß er sich, bereute es aber in dem Augenblick, wo die Pistole losging. Durch die rasche Bewegung seiner Hand fuhr daher der Schuß nicht in den Kopf, sondern in die linke Schulter. Dies war sein Glück, denn nun hat sich der Bischof seiner aufs Thätigste angenommen, und es heißt, er werde in Kurzem in einem fernen Departement eine neue Stelle erhalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 81.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 190.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.



Dienstag, 10. August 1830.

Die Gestalt des Menschen ist nur eine Hülle des innern Triebwerks, ein zusammenstimmendes Ganzes, wo jeder Buchstab zwar zum Wort gehört, aber nur das ganze Wort einen Sinn gibt.

Herder.

Die physischen Charaktere einiger europäischen Völker.

(Fortsetzung.)

Da Edwards die südlichsten Provinzen des alten Galliens an den Pyrenäen und dem Mittelmeer, wohin A. Thierry in seiner Geschichte der Gallier *) die Basken und Ligurier versezt, nicht besucht hat, so kann von diesen hier nicht die Rede seyn. Im übrigen Gallien nimmt Thierry schon in sehr alter Zeit zwei Völkerfamilien an, die sich durch Sprache, Sitten und ihre ganze gesellschaftliche Verfassung von einander unterscheiden. Sie bildeten die ganze Masse der Bevölkerung und beide waren, ihr numerisches Verhältniß mag nun gewesen seyn welches es will, sehr zahlreich. Nun erkennt Edwards, wie oben ausgeführt wurde, in der gegenwärtigen Bevölkerung Frankreichs zwei vorherrschende Typen, die so genau charakterisirt sind, daß sie sich unmöglich verkennen lassen. Der eine dieser Stämme, es sind dieß die eigentlichen Gallier, war zahlreicher, denn sie sind die ältesten Einwohner des Landes, das sie vor der Niederlassung des andern Stammes, der Cimbern, fast ganz inne hatten. Der erste der oben erwähnten Typen, der zahlreichere, gehört den Galliern, der zweite den Cimbern an.

Auf dasselbe Resultat kommt man, wenn man ihre geographische Vertheilung vergleicht. Im östlichen Gallien wohnten vorzugsweise Cäsars eigentliche Gallier; im nördlichen Gallien, welches Cäsars Belgien und Armorika umfaßt, wohnte das Volk, das Thierry unter dem allgemeinen Namen Cimbern begreift. Im östlichen Gallien mußten die Gallier am wenigsten gemischt seyn, weil die Cimbern nie mit gewaffneter Hand hieher gedrungen waren; und wirklich fand Edwards, als er die Provinzen Frankreichs, die dem östlichen Gallien entsprechen, nämlich Burgund, das Lyonesische, Dauphiné und Savoyen von Nord nach Süd durchreiste, den Typus, den wir als den eigentlich gallischen bezeichnet haben, so ausgesprochen und zahlreich, daß er Anfangs gar keinen andern bemerkte, außer einmal, in Chalons; erst auf der Rückreise fand er den zweiten Typus auch hier häufiger.

Bei dem gallischen Typus ist der Kopf rund, der Kugelform sich nähernd; die Stirn ist von mittlerer Höhe, etwas gewölbt und weicht gegen die Schläfe zurück; die Augen sind groß, offen; die Nase ist, vom Eindruck an der Wurzel an, beinahe gerade; Nasenspitze und Kinn sind abgerundet, der Wuchs ist mittelmäßig; mit wenigen Worten: mehr runder als ovaler Kopf, gerundete Züge, mittlerer Wuchs.

Edwards bereiste einmal früher Nordfrankreich, Cäsars gallisches Belgien, von dem Ausfluß der Somme bis zum Ausfluß der Seine, und hier fielen ihm zum ersten Mal die Züge auf, welche den zweiten Typus charak-

*) Die Abhandlung, der wir Edwards Beobachtungen entnehmen, führt den Titel: Des caractères physiologiques des races humaines, considérées dans leurs rapports avec l'historie; lettre adressée à M. Amadée Thierry, auteur de l'histoire des Gaulois, par W. F. Edwards. Paris.

terisiren, und zwar waren sie oft auffallend grell ausgesprochen: ein langer Kopf, eine breite, hohe Stirne, eine gebogene Nase, die Nasenspitze abwärts gerichtet, die Nasenflügel aufwärts gezogen, ein starkes, vorspringendes Kinn und ein hoher Wuchs. Allem nach gehört dieser Typus den alten Bewohnern des Landes, Cäsars Belgiern, Thierrys Cimbern an, denn Niemand hat wohl je behauptet, die Scandinavier, die im Mittelalter Normänner hießen, haben die eingeborne Bevölkerung Neustriens ausgerottet oder verjagt, und diese Eroberer waren gar nicht zahlreich genug, um ihren Typus der Bevölkerung mitzutheilen, die von jeher wegen des fruchtbaren Bodens und des milden Klimas wohl sehr stark war. Man findet indessen in diesen Provinzen auch den andern Stamm, jedoch in untergeordnetem Verhältnisse.

Das südliche Großbritannien, so weit das jetzige eigentliche England reicht, bewohnte nach Thierry ursprünglich dasselbe Volk, welches das nördliche Gallien inne hatte, nämlich die Cimbern. In England glaubt man allgemein, es gebe keine Nachkommen dieses Urvolkes mehr; Edwards versichert aber, daß derselbe charakteristische Typus, der ehemals in Nordgallien vorherrschte und noch vorherrscht, sich in England findet, ja, auf dem einst von den Sachsen eroberten Gebiete sehr gemein ist. Er repräsentirt die alten Britten, die ursprünglichen Besitzer des Landes, und wenn ihr Name verschollen ist, so kommt dieß blos daher, daß sie durch die sächsische Eroberung ihre bürgerliche Existenz verloren hatten; aber die Reste des großen Volkes lebten fort, und mancher Engländer, der sich von sächsischem oder normännischem Stamme glaubt, ist in Wahrheit ein Abkömmling der Britten.

Die Helvetier hält Thierry für Gallier; Edwards zweifelt daran nicht, weil er an den heutigen Helvetiern dieselben physischen Charaktere beobachtete, welche diese Familie in Gallien selbst bezeichnen. Indessen findet sich heutzutage auch der cimbrische Charakter so häufig in der Schweiz, daß wohl gewiß unter den alten Helvetiern auch Cimbern gewohnt haben.

Es ist historisch gewiß, daß einst in dem nördlichen Italien, zwischen Alpen und Apenninen, gallische Völker in überwiegendem Verhältniß gewohnt haben. Man findet sie hier, sobald es in der Geschichte etwas Licht wird, dauernd angesiedelt; nach den glaubwürdigsten Quellen erscheinen sie daselbst als ein großes Volk, von den fernsten Zeiten bis weit in die römische Geschichte hinein. Wir sprechen hier nicht von den andern Völkern, die sich seitdem mit ihnen vermischt haben, wir fragen nicht nach ihrer Zahl, ihren Sprachen, der Dauer ihrer Niederlassung; genug, daß hier Gallier in großer Mehrzahl lebten. Wir finden mit Edwards die Züge derselben im transalpinischen, wir finden sie wieder im cisalpinischen Gallien. Aber im cisalpinischen Gallien nimmt Thierry so gut als im transalpinischen Gallier und Cimbern neben einander an, und Edwards sieht wirklich heutzutage daselbst Cimbern nicht nur in den Provinzen, wo Thierry sie ehemals wohnen läßt, sondern auch anderswo. Das cispadanische Gallien hatten nach Thierry Cimbern inne; er schildert sie als ein sehr unruhiges Volk, das in einemfort weite, gefahrvolle Kriegszüge unternahm. Sobald die Römer mit den italischen Galliern handgemein werden, treten Cimbern im Kampfe auf; und dieß konnte auch nicht anders seyn, weil ihr Gebiet, von Anbeginn ihrer Niederlassung an, an Etrurien grenzte; nur die Apenninen lagen dazwischen, die ein schwacher Damm für ein solches Volk waren. Sie hatten sie wohl mehr als einmal überschritten, bevor sie die Römer zittern machten, und wahrscheinlich hatten sich welche unter den Etruskern niedergelassen, denn Edwards erkennt ihren Typus im nördlichen Toskana und ersieht aus alten Denkmalen, daß er schon in sehr früher Zeit sich daselbst fand. Ueberdieß ist das nördliche Italien zwischen Alpen und Apenninen eine weite Ebene, durch welche der Po fließt; im Laufe der Jahrhunderte hatte wohl, wenn auch Anfangs das cimbrische Volk auf Cispadanien beschränkt war, der Krieg, der die Völker untereinander wirft, und der Friede, der sie verschmilzt, die Cimbern über den größten Theil dieser Ebene verbreitet. Konnte nicht der Schrecken über Attilas drohenden Einfall einen großen Theil der Bevölkerung auf die benachbarten Inseln im adriatischen Meere treiben, die an der Mündung des Po, dem alten Wohnsitze der cimbrischen Völker, liegen? Und wir erinnern uns, daß Edwards den cimbrischen Typus auf den Bildern der alten und den Gesichtern der jetzigen Bewohner Venedigs wieder fand.

Fällt einem auch der Typus der andern Familie, der gallischen, in Oberitalien nicht so häufig in die Augen, so kommt er doch ohne Zweifel gar nicht selten vor, und unser Verfasser schließt dieß aus einer interessanten Beobachtung, die er in Mailand zu machen Gelegenheit hatte: in einem Buchladen fand er einen Kalender in Einem Blatte, Lunario genannt, mit einem Kupferstiche, der zwei etwas groteske Figuren vorstellt, die sich über einander lustig machen. Es waren dieß aber leibhaftige Zerrbilder der beiden Typen der alten gallischen Landeseinwohner; just die charakteristischen Züge waren mit Uebertreibung herausgehoben, ja, den Kontrast beider vollständig zu machen, sind sie von bedeutend verschiedenem Wuchs: der Cimber ist hoch gewachsen, der Gallier ist von Mittelgröße. Der Zeichner war sicher weder ein Natur- noch ein Alterthumsforscher; er faßte blos Figuren auf, die einen auffallenden Kontrast darboten und wie sie ihm häufig vor Augen kamen. Bei dieser Gelegenheit bemerken wir, daß wenn die Römer, in ihren ersten Kriegen mit diesen Völkern, von auffallend großen Galliern sprechen, wohl gewiß Cimbern gemeint sind. Der gemalte Kopf des riesigen Galliers, der auf

dem Forum zu sehen war, gehörte diesem Stamme an. Daraus erklärt sich ein scheinbarer Widerspruch zwischen den Berichten der alten Geschichtschreiber und dem Umstande, daß die jetzige Bevölkerung Frankreichs nur von Mittelwuchse ist. Man hat schon oft gefragt: wo sind jene hochgewachsenen Gallier, von denen die Römer sprachen? Unterscheidet man die beiden Familien, welche die Natur in Wahrheit geschieden, die Geschichte aber häufig untereinandergeworfen und verwechselt hat, so verschwindet der scheinbare Widerspruch.

(Beschluß des zweiten Artikels.)

Mariens Reise.

(Fortsetzung.)

Die Augen der Fremden ruhten mit dem Ausdrucke schmerzlicher Freude auf Marien; sie sagte: „in wessen Busen könnte ich meine bittern Schmerzen, die ich nicht mehr ertragen kann, besser ergießen als in Deinen, Du gutes Kind? So wisse denn, meine Schwester, der Anführer der Rebellen, welchen mein Vater getödtet hat, war ein junger Edelmann, den seine Grundsätze zu unserem Feinde machten. Er war mein einziger Freund und mein Verlobter. Seit diesen lezten fünf Tagen reise ich an der Seite meines theuren Vaters, des Mörders meines Geliebten. Keiner Seele in der Welt hätte ich meine Liebe zu gestehen gewagt, noch weniger meinen unsäglichen Schmerz, als er getödtet wurde. Diesen Abend, als selbst mein harter Vater mit Euch so schnell Freundschaft schloß, als Dein Angesicht, mein theures Kind, so liebend mich anlächelte, da konnte mein Herz sein schmerzliches Geheimniß nicht länger verschließen; ja, ich mußte Deine freundlichen Augen mit meiner traurigen Geschichte trüben. Sage Nichts, es gibt für mich keinen Trost. Er ist todt, und mein eigener Vater hat ihn getödtet!"

Marie preßte schweigend der Fremden Hand in der ihrigen, küßte und badete sie mit Thränen, drückte sie an ihre Brust und zog Eugenie sanft an ihr Herz. Eugenie gewann zuerst ihre Fassung wieder. Der äußerste Kummer erhebt und kräftigt das Herz. Sie machte sich sanft aus Mariens Arm los, ging an ihren Koffer und kam mit einem kleinen Etuis in der Hand zurück. „Nimm dies Bild, meine theure Schwester, zum Andenken an diese Stunde, und laß es eine Vergeltung des Kummers seyn, den ich Dir verursacht habe. Oeffne es nur, wenn Du Dein Herz in Frieden und Ruhe fühlst, eher nicht." Marie versprach es mit kindlicher, fast religiöser Rührung. Der Morgen brach roth und wolkig an; der Baron und der Förster schüttelten sich mit kalter Höflichkeit die Hände. Eugenie und Marie trennten sich mit Wehmuth und Schmerz. Die Emigranten nahmen ihren Weg gegen Gundelsheim. Der Förster wanderte über die gedrängt volle Brücke an den Ort, an welchem, wie Ludwig angeordnet hatte, die gemiethete Kutsche sie erwarten sollte. Nachdem sie eine Zeitlang vergebens gewartet hatten, zwang sie ein Regenschauer, in ein nahes Wirthshaus zu treten. So frühe es war, so füllte sich das Zimmer doch bald mit Menschen, und Bernhard wurde nicht wenig überrascht, als er plözlich einige wohlbekannte Gesichter sah; indeß blieb er mit Ludwig und seiner Tochter in einem Winkel des Zimmers noch immer ruhig und unbemerkt. Mehrere Reisende traten herein und erzählten schreckliche Geschichten von den Grausamkeiten der Revolution, von der drohenden Annäherung des Feindes und von den Zeichen der Rebellion, die man schon diesseits des Rheins an vielen vornehmen und gemeinen Leuten bemerkt. Ein Barbier von Gundelsheim, welchen Ludwig auf der Stelle erkannte, schrie: „Was wollt Ihr sagen? sogar unsern Odenwald hat die Atheisterei schon angesteckt; vorgestern hat der Förster von Marchthal seine drei Barone wegen der Freiheit und Gleichheit erschossen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Lieder aus Pfäfers.

1.

An der Quelle.

Hier, wo Felsen nur sich zeigen,
Nur des Stromfalls Donnerstimme spricht,
Deren Schall das hehre Schweigen
Schauervoller Wildniß unterbricht,
Mußt du, Pilger! allwärts steigen,
Tief zur Quelle, hoch zum goldnen Licht.
Hat dein Herz erquickt die warme Quelle,
Kehrst du heitern Sinn's zur Sonnenhelle.

Schönes Bild vom Erdenwallen
Durch die Nacht und Dämmerung zum Tag!
Blüthen, Früchte, Blätter fallen;
Wehmuth folgt dem fröhlichen Gelag;
Oft beim Lied der Nachtigallen
Weckt aus süßem Traum ein Donnerschlag.
Darum Muth gefaßt aus ew'gen Quellen,
Und dein Ziel wird wunderbar sich hellen.

2.

Die Verschwundene.

Bist du, die vor wenig Stunden
Blühend unsre Aug' noch sah,
Bist auf ewig du verschwunden
Mädchen, gleich Proserpina

Welche Macht hat dich so plötzlich
 Uns wie einen Traum entführt?
Das Verschwinden ist entsetzlich,
 Wenn es sich in Nacht verliert.

Sagt uns, grause Felsenschlünde,
 Strom, der wild im Abgrund tost:
Wo sich die Vermißte finde?
 Gebt uns Kunde, gebt uns Trost!

Ach umsonst! Die bange Frage
 Kehrt im Echo bang zurück;
Fühllos hört ihr unsre Klage,
 Seht ihr unsern nassen Blick.

Doch der Himmel hüllt sich traurig,
 Und die Fluth der Wolk' entfleußt,
Und es donnert dumpf und schaurig
 Tief im Schlund des Bergstroms Geist.

Schäumend hebt sich eine Welle,
 Die mit ehrfurchtsvollem Grau'n
Eine Leiche trägt zur Stelle,
 Wo die Freunde niederschau'n.

Und es scheint ihr Haupt die Leiche
 Händefaltend zu erhöh'n,
Rosig über ihre bleiche
 Wang' ein Morgenduft zu weh'n,

Und der Augen Aetherbläue
 In entstrahlen hehres Licht,
Da der Mond mit stiller Weihe
 Aus zerriss'nen Wolken bricht.

3.

An ihrem Grabhügel.

Ruh' im Frieden! sanft umschwebe
 Himmelsodem deinen Staub;
Seinen Hügel überwebe
 Zart der Myrth' und Rose Laub!

Keine Schlange nahe, trübend
 Durch Gezisch den Frühlingsklang
Deines Seyns, das frisch und liebend
 Floß wie Nachtigallgesang!

Als mit dunkelm Vorgefühle
 Du des Lebens Ernst erblickt,
Als du ahnetest die Schwüle,
 Die so oft den Waller drückt,

Löste schnell die Sinnenbande
 Dir dein guter Genius;
Oben blinkten Sternenlande,
 Unten donnerte der Fluß.

Und den Leib empfing die Welle,
 Doch den Geist das Sternenland,
Wo in reiner Aetherhelle
 Ihm der Erde Qualm entschwand;

Wo ihm jezt den süßen Frieden
 Kein Gewölk, kein Trugbild trübt;
Wo, vom Wechsel er geschieden,
 Ewig liebt und wird geliebt.

J. H. v. Wessenberg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 63.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 191.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 11. August 1830.

So viel Einbildungskraft hat Jeder, daß er sich auf sich selbst etwas einbildet.

W. Menzels Streckverse.

J. J. Rousseau und Grimm.

(Fortsetzung von Nro. 176.)

Grimm, dieser deutsche Baron, der sich roth und weiß schminkte und sich stellte, als wollte er vor Liebe zu der Schauspielerin Fel sterben, auch sich in seiner Verzweiflung nur von eingemachten Kirschen nährte, ist unstreitig eine der widerlichsten Erscheinungen jener Zeit. Rousseau machte Grimms Bekanntschaft, als er blos noch Vorleser des Herzogs von Sachsen-Gotha war. Später stieg er bekanntlich noch viel höher, denn er wurde Sekretär des Marschalls d'Estrées, des Herzogs von Orleans, literarischer Korrespondent mehrerer deutschen Fürsten, Gesandter des Herzogs von Gotha am französischen Hof, und endlich Katharinens II. bevollmächtigter Minister bei den Niedersächsischen Ständen. So hoch konnte sich damals ein so leerer Mensch wie Grimm durch Witz, Politur und Schmeichelei bei den Fürsten emporschwingen! Er hing, wie Jean Jacques, der italienischen Musik sehr an, und dieß brachte beide einander nahe. Ja Rousseau stellte ihn in den Cirkeln vor, wo er selbst gern gesehen war, und wo man seinen Freund nicht aufnehmen wollte, blieb auch er weg. Dafür war Grimm auf seine Weise dankbar, denn er verdrängte Rousseau bei seinen Bekannten und Freunden, und machte sie einander aufsäßig. Grimm hielt, wie gesagt, sehr viel auf ausgewählten Putz, dessen er freilich auch sehr bedurfte. Seine lustige Geschichte mit der Schauspielerin Fel machte ihn in Paris zur Mode; deßgleichen sein Schmerz über den Tod des Grafen Fries, wo er immer ein Tuch vor den Augen hielt, das er in die Tasche steckte, um ein Buch herauszunehmen. Mit einem Worte, Grimm war ein guter Komödiant und sah ein, daß man es seyn müsse, um zu seiner Zeit zu Geld und Ehren zu gelangen. Auf einmal nahm er auch den Titel Baron an, worüber eine Zeitlang sehr in Paris gespöttelt wurde, bis eine noch größere Lächerlichkeit die Grimmsche verdrängte. Dieß nahm er auch nicht übel, denn er wurde nur über die Leute unwillig, die ihm nichts anhaben konnten und von denen er nichts zu fürchten hatte. Es ist heutzutage unmöglich, Grimms literarisches Verdienst mit Genauigkeit anzugeben, ja der Mann ist eine Erscheinung, die ihres gleichen nicht hat. Seine ganze lange literarische Laufbahn hindurch hat Grimm kein einziges Buch von einiger Bedeutung geschrieben, denn seine Flugschrift: le petit prophète de Bœhmischbroda, ist nur eine witzige Schrift über den Modegegenstand der damaligen Zeit, über den Musikstreit, nichts weiter. In den letzten zwanzig Jahren seines Lebens schrieb er gar nichts öffentlich, und erst nach seinem Tod erschien seine literarische Korrespondenz, in der Urtheile voll Geschmack, Takt und Beobachtungstalent zu finden sind. Was gehört ihm aber davon, was ist sein Eigenthum? da wir jezt wissen, daß ihm Diderot, Raynal und andere talentvolle Schriftsteller viele Artikel für seine Korrespondenz lieferten, so ist dieß unmöglich zu bestimmen. Erst war er blos von der Herzogin von Gotha an-

gestellt, hernach aber wurde er Literaturminister von sieben andern Fürsten, unter denen drei gekrönte Häupter waren, nämlich die Kaiserin Katharina, die Königin von Schweden und der König von Polen; ferner der Herzog von Zweibrücken, die Landgräfin von Hessendarmstadt, der Prinz Georg von Hessen und die Prinzessin von Nassau-Saarbrücken. Allen sendete er seine literarische Korrespondenz. Naigeon gibt ihm Schuld, er habe die Diderot'schen Artikel entstellt, weil er fürchtete, dadurch den Fürsten zu mißfallen, von denen er doch Geschenke, Ordenskreuze und Titel haben wollte.

Um die Wahrheit von Jean Jacques Urtheil über Grimm recht einzusehen, muß man damit zusammenhalten, was die Freunde des Literaturministers von demselben sagen. Nehmen wir zuerst den Abbé Galiani, der übel auf Rousseau zu sprechen ist, und keinen Gefallen an seinen Schriften fand, der aber mit Diderot, Hollbach, Grimm und Madame Epinay sehr genau bekannt war. Es ist merkwüdig, seine Aeußerungen über Grimm mit denen Rousseaus zusammenzuhalten. Jean Jacques sagt, Grimms hervorstechender Zug sey die Eitelkeit und eine unerträgliche Fadheit gewesen. Diese nahm noch zu, als er Baron wurde, man weiß nicht, ob durch einen der sieben Fürsten, deren literarischer Korrespondent er war, oder aus eigener Fabrik. Von nun an antwortete er dem Abbé Galiani gar nicht mehr, und dieser schrieb ihm daher im Jahr 1772 von Neapel: „Der colera morbus, an dem Sie leiden, kömmt aus dem Unterleib, den Sie durch Ihre vielen und tiefen Reverenzen beschweren. Lassen Sie sie doch seyn und kommen Sie hierher, um ein Bischen Unhöflichkeit zu lernen.“ Am Ende des Briefs heißt es: „Erzählen Sie dieß Alles dem „rechten Baron.“ Damit war der Freiherr von Gleichen gemeint, dessen Baronie nicht so jung war wie Grimms seine. „Wir müssen wahrhaft,“ sagt er einmal zu Madame d'Epinay, „einen Namen suchen, um Grimm von dem wahren Baron zu unterscheiden.

Grimms Aeußerungen über Rousseau gestalten und ändern sich in seiner literarischen Korrespondenz nach der Zeit, in welcher sie geschrieben wurden. Im Monat September 1753 setzte er ihn unter die berühmten Männer, da wo er von der Stelle spricht, die Marmontel unter Jean Jacques Bildniß schrieb:

> A ces traits, par le zèle et l'amitié tracés,
> Sages, arrêtez-vous, gens du monde, passez.

Er meint dabei ganz richtig, der erste Vers sey kalt und unnütz, und müsse daher weg. Damals trat Jean Jacques mit seiner ersten Abhandlung auf, und sein Devin de village war im Monat März mit großem Beifall in der Oper gegeben worden. Grimms Neid war noch nicht aufgeregt, denn er sah Rousseaus große Ueberlegenheit über ihn noch nicht. In dieser ehrenden Sprache redet er fort bis zu Ende 1757. In diesem Jahre wurde er uneins mit Jean Jacques. Bisher war die Abhandlung gegen die Wissenschaften mit Feuer und Kraft geschrieben, in der Vorrede standen Seiten, die Montesquieus würdig seyen; nur der beredte und tugendhafte Genfer war würdig, über die Natur und ihre Gesetze zu schreiben; die Abhandlung über die Ungleichheit der Stände war in einer einfachen und zugleich edlen Sprache geschrieben; sie ist voll Licht, Kraft und Wärme. Die Schriften Rousseaus erhalten durch ihre hinreißende Beredtsamkeit etwas gar Rührendes und durch sie wird sich der Verfasser einen großen Namen machen.

Im Jahr 1758, d. h. schon einige Monate nach Grimms Bruch mit Rousseau, spricht er aus einem ganz andern Ton. Nun ist Jean Jacques auf einmal nur ein Sophist und seine Gründe sind nur scheinbar, seine Schlüsse und Raisonnements sind voll Zwang und Künstelei. Bei alledem, denn es wäre unmöglich und lächerlich gewesen es zu läugnen, und hätte Grimm um allen Kredit bei seinen Korrespondenten gebracht, erkennt er seine beredte Sprache und das Zauberische seines Styls an, wodurch er ein sehr gefährlicher Gegner werde. Hier müssen wir an das erinnern, was Jean Jacques seiner Zeit selbst ausgesprochen und bewiesen hat, nämlich daß seine neuen Lehren schon in seinen zwei ersten Abhandlungen enthalten sind, daß selbst seine Oper, der Devin de village, ganz in Einklang mit dieser neuen Lehre steht, und daß alle seine spätern Werke nur eine Wiederholung und weitere Ausführung jener Grundsätze sind.

(Der Beschluß folgt.)

Mariens Reise.

(Fortsetzung.)

Alles drängte sich um den Barbier, Alles schrie nach genauerem Bericht, und in dieser Verwirrung gelang es dem Förster, mit den Seinigen durch die Hinterthüre des Hauses unbemerkt zu entkommen. Unter dem Thor fanden sie mehrere Leute und einen Hausierjuden, der eben damit beschäftigt war, einem unglücklichen Emigranten seinen braunen Ueberrock und lichtfarbigen Hut abzupressen; Bernhard bot den doppelten Preis, wozu er noch seinen eigenen grünen Rock fügte, und versöhnte den aufgebrachten Juden dadurch wieder, daß er von ihm für Marie ein seidenes Kleid und eine Haube, und für Ludwig eine Art Livree kaufte. Bald darauf wurden sie vollends durch eine leere Kutsche erlöst, welche vorbeifuhr, und sie glücklich nach Heilbronn brachte. Sie setzten diesen Tag ihre Reise ohne einen sonderlichen Vorfall fort. Nachmittags zeigte ihnen der Kutscher eine kleine Stadt auf einem nicht weit

entferuten Hügel. „Wenn wir zwei Stunden seitwärts von der Landstraße fahren könnten, so würden Sie eine schöne Exekution sehen. Sie richten dort heute einen alten Mörder hin.“ Der Förster erblaßte, Marie zitterte. Kein Wort wurde mehr gesprochen, bis das Gasthaus einer alten Stadt sie aufnahm. Als sie am nächsten Morgen vor Tagesanbruch wieder in ihrer Kutsche saßen, welche die steilen Straßen in der hügeligen alten Stadt langsam hinauffuhr, wendete sich Bernhard mit folgenden Worten zu Marie: „Meine Tochter, wäre es möglich gewesen, ich hätte gewünscht, Dich auf immer mit der Welt unbekannt zu lassen. Du würdest von ihr außer Gottes schöner Natur nichts erfahren haben, als die Geschichte der vergangenen Jahrhunderte und die Voraussagungen von dem tausendjährigen Reiche. Aber nachdem es der Fügung des Himmels gefallen hat, Dich aus dem stillen Garten Deiner Heimath zu reißen und Dich mitten in die Welt zu schleudern, so mögen Dich die Lippen eines Freundes in die Gegenwart einführen; und damit Du um so mehr die Sünden, Thorheiten und Leiden dieses Lebens fühlest und fürchtest, so lerne sie aus der Geschichte Deines eigenen Vaters kennen.“

III.

Ich bin geboren unter den ewigen Schneegebirgen Rhätiens. Mein Vater lebte in Wohlstand, aber einfach, als Landprediger in dem Graubündtner Hochlande. Er sowohl als meine Mutter waren streng und gottesfürchtig, hingen aber dabei doch an den Gütern dieser Welt. Ich wurde zu Hause zum Gelehrten erzogen, ganz in der pedantischen Weise jener Zeiten. Meine freien Stunden brachte ich zu wie ein Sohn der Alpen. Der Lieblingsspielplatz der Dorfjugend war unter dem hohen alten Baume, wo die Freiheit der Graubündtner beschlossen und beschworen wurde. Hier erzählten wir uns die Geschichten alter Schlachten und Tyrannen und die Sagen von den Geistern des Gebirges. Während meines Aufenthalts in der Schule zu Chur fand meine Eitelkeit reichliche Nahrung in dem Lob meiner Lehrer wegen meiner Fortschritte in den Sprachen und der Philosophie, während das Studium der Geschichte und der italienischen Dichter mir Herz und Einbildungskraft füllte. Endlich verließ ich die heimathlichen Berge und Thäler mit dem feierlichen Segen meines Vaters und meiner Mutter, um sie mit den traurigen Sandebenen zu vertauschen, in deren Mitte die deutsche Universität Halle liegt. Hier füllte ich mein Gedächtniß mit theologischen und schönen Wissenschaften aller Art, aber meine Seele blieb leer und wurde ein Spiel der Zweifel. Meine alten Gefühle, noch schmerzlicher aufgeregt durch das Heimweh, zogen mich oft zu den pietistischen Schülern Speners, während mein Verstand sich in den Argumenten und glänzenden Sophistereien Voltaire's gefiel, und meine Einbildungskraft nach Abentheuern dürstete. Ein anderer Zwiespalt bildete sich in meinem äußern Leben, welches mich auf der einen Seite mit gelehrten Männern und pietistischen Clubbs in Berührung brachte, auf der andern aber mit den rohen, lärmenden Studenten jener Zeit, die durch Nachtschwärmereien und Duelle mich gewaltsam aus der Einfalt meiner heimathlichen Sitten rissen. Ich bestand meine Prüfung mit vielem Lobe, und eilte nach Hause, um meines Vaters Stelle, während einer langen Krankheit desselben, zu versehen. Hier fand ich viele Bewunderer meiner gelehrten Beredtsamkeit; indeß glühte ich selbst innerlich vor Schaam über meine eigenen Phrasen, die mein Herz blos vom Hörensagen kannte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, Juli.

Das Irrenhaus des Kantons Waadt.

Die gegenwärtigen Verhältnisse und die Leistungen des zunächst bei Lausanne auf dem sogenannten Champ de l'air gelegenen waadtländischen Irrenhauses sind von dem Arzt der Anstalt, Doktor Perret, in einer sehr beachtenswerthen, so eben ausgegebenen kleinen Schrift dargestellt und gewürdigt worden, der wir die nachfolgenden Angaben entheben.

Wenn die Lage des Hauses und seine Umgebungen vortrefflich heißen können, indem solche in jeder Rücksicht für seine Bestimmung nicht günstiger gewählt oder gewünscht werden könnten, so bietet dagegen das alte, für ganz andern Gebrauch errichtete Gebäude, außer seiner Geräumigkeit, nichts Zweckmäßiges dar, und wenn durch Sorgfalt und Mühe aus dem unbequemen Hause der möglichste Vortheil gezogen ward, so muß darum nicht minder der Wunsch stets lebhafter sich regen, daß in nicht allzu langer Zeit die treffliche innere Einrichtung in ein entsprechenderes Gebäude möge versezt werden können. Die Regierung des Kantons beschäftigt sich mit diesem Gedanken, und der blühende Staatshaushalt wird die Mittel darbieten, um auch für die Irrenanstalt zu leisten, was neuerlich mit dem besten Erfolg und auf die befriedigendste Weise für das nahe gelegene Strafgefängniß geschehen ist.

Die Anzahl der in der Anstalt versorgten Irren war in den lezten sieben Jahren ungleich beträchtlicher, als in den vorhergehenden. Von Eröffnung des Hauses im Jahr 1810 bis zum 1. Oktober 1822 betrug die Zahl der aufgenommenen Irren 241; von da bis zum 30. September 1829 wurden 215 aufgenommen, mit Einschluß von 51 zurückgebliebenen. Die Bevölkerung des Hauses hat sich demnach ungefähr verdoppelt, und wirklich ward auch durch ein vom großen Rath vor zwei Jahren erlassenes Dekret die früher geringere Zahl der Betten auf siebzig festgesezt. Aber unrichtig wurde daraus die Folgerung gezogen, die Zahl der Irren oder Gemüthskranken im Waadtlande habe sich in der jüngsten Zeit vermehrt. Ein einziger vorübergehender Umstand scheint in dieser Rücksicht beachtenswerth. Die ungewöhnliche Sommerhitze des Jahres 1827 hatte plözlich manche Verrücktheiten entwickelt, und im Zeitraum von zehn Wochen ward ein volles Dutzend eben erst von der Krankheit befallener Irren in die Anstalt aufgenommen. Mit dem Spätjahr trat alsbald auch wieder das gewohnte Verhältniß ein. Jene religiöse Ueberspannung, die im Kanton Waadt bekanntlich eben so auffallende Erscheinun-

gen darbot, wie in manchen andern Ländern, kann auch nicht als eine Quelle häufigerer Verrücktheit betrachtet werden; denn wenn zwar allerdings bei einigen schwachen Gemüthern ein Wahnsinn eintrat, der den religiösen Charakter jener Lehrsätze, die ihre Phantasie erfüllten, an sich trug, so war die Zahl solcher Fälle doch nur sehr klein, und es findet sich in sieben Jahren nicht über ein halbes Dutzend Irren dieser Art, welche in die Anstalt aufgenommen wurden. Die Zunahme ihrer Bevölkerung liegt vielmehr in Verhältnissen, die ihr eigenthümlich sind, in vermehrtem Gebrauch und Mißbrauch, welche Gemeinden und Privaten davon zu machen ihrem Vortheile entsprechend achteten. Dadurch sind unheilbare Irren, Blödsinnige, mit der fallenden Sucht behaftete und andere unglückliche Menschen in die Anstalt gekommen, denen freilich allen eine gute Versorgung zu gönnen war, die aber anderswohin als ins Irrenhaus gehörten, in welchem sie nur Störung verursachen und Nachtheil bringen konnten. Von den siebzig Irren, welche gegenwärtig im Hause sich befinden, mögen höchstens zehn heilfähig seyn, und die übrigen gehören zu den völlig unheilbaren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lyon, Juni.

(Fortsetzung.)

Volkselend. Neues Mehl. Platz Bellecour. Sonderbare Zufälle.

Da hörte ich eben eine unser sittliches Leben ganz bezeichnende Geschichte, die vor einigen Tagen in dem Cordelieres-Viertel vorgefallen ist. Man hört dort das heftige Schreien eines Kindes, zu dem Niemand dringen kann. Endlich nach einigen Stunden schlägt man die Thüre ein und findet ein kleines Mädchen, das kaum noch so viel Kraft hat, um zu sagen, seit drei Tagen sey es ohne alle Nahrung und die Mutter weggegangen; es schreie aus Hunger und Durst so. Man gibt ihm etwas zu essen und zu trinken und schlägt die Thür wieder zu. Nach einigen Stunden geht das Hungergeschrei wieder an; da die armen Nachbarn aber wissen, warum, so bekümmern sie sich nicht weiter darum; endlich öffnet das arme Kind das Fenster und stürzt sich drei Stock hoch in die Straße herab. Am Abend endlich kommt die Mutter zurück, und da sie ihr Kind todt und zerschlagen findet, stürzt sie sich in die Rhone. So weit treibt Arbeitlosigkeit und Armuth die Seidenarbeiter, neben der Pracht und dem Luxus der höhern Stände in Wohnungen und auf Kaffeehäusern, wo den Abend Alles taghell gelichtet ist, wo ungeheure Spiegel, Marmor, Bronzen, Krystall- und Silbergeschirr prangen, während in jenen Gäßchen eine Armuth und ein Jammer herrscht, von dem wir keinen Begriff haben. Für diese armen Leute wäre es ein großes Glück, wenn die Entdeckung des neuen Mehls sich bestätigte, die vor Kurzem in Dijon gemacht worden ist. Ein Müller hatte seine Mahlsteine ausbessern lassen. Man läßt sie in diesem Fall eine Zeitlang auf einander laufen und streut Kleie dazwischen, um den Steinstaub wegzunehmen. Dies sollte nun auch jezt geschehen. Es fand sich aber, daß eben keine Kleie vorhanden war; daher ließ der Müller gehacktes Stroh zwischen die Mahlsteine schütten und sie damit umlaufen. Wie erstaunte er, als gleich darauf grauliches Mehl aus dem Staubbeutel kam, das fast ganz schmeckte wie Roggenmehl. Man gab es zuerst den Pferden, die es mit Begierde fraßen, dann machte man einen Brei daraus den die Schweine verschlangen, endlich wurde auch Brod daraus gebacken, und auch dies aßen Alle ohne Widerwillen. Es wird leicht werden, dies neu entdeckte Mehl noch zu verbessern und dadurch Menschen und Vieh ein gesundes, wohlfeiles Nahrungsmittel zu liefern.

Während der General Bourmont vor seinem algierschen Triumphzug hier war und, umgeben von einem glänzenden Generalstab, Revuen auf dem Platz Bellecour hielt, konnte ich mich ergreifender Ideen über den Wechsel und Unbestand menschlicher Dinge und Herrlichkeiten nicht enthalten. Dieser Platz ist vor vielen geeignet dazu. In der Mitte des großen Vierecks steht die Statue des dünkelhaften Königs, der zu sagen pflegte: „l'état c'est moi.“ Was könnte er uns nicht Alles über die Leerheit alles höfischen Lebens und Glanzes sagen! über die Armuth und Armseligkeit, die sich hinter prächtig gestickten Kleidern, hinter Ordensbändern und stolz wogenden Federbüschen verbirgt! Dieser Platz hat Mannigfaches und Widerstreitendes in Menge in kurzer Zeit gesehen. Hier standen vor einigen Jahren noch die stolzen, sieggewohnten Heerschaaren und gehorchten lautlos dem Befehl ihres Heerführers, der ruhmgekrönt von Sieg zu Sieg eilte. Fragt man nun, wo ist der Heerführer, seine Schaaren, der Sieg und die Besiegten, wo ist Alles hin? Es ist, als wäre Alles ein Traum gewesen. Ueber diesen Platz zogen die Soldaten, die sonnenverbrannt aus Egypten zurückkamen; die trugen die Nase hoch. Ihr General sezte sich auf einen Thron. Wo sind nun Soldaten und Feldherr? Andere kamen bald darauf siegreich mit zerschossenen Fahnen aus Italien zurück; sie hatten das Land zwischen dem Po und der Adria unterworfen und erworben. Was haben wir noch davon? Bald darauf kam der Sieger selbst. Tausend Freuden- und Jubelrufe erschallten ihm auf diesem Platz; ebenso später, als er mit der eisernen Krone über ihn zog. Leerer Jubelschall! Er ist verhallt und die Krone ist verloren. Nun kamen schwere, unglückliche Zeiten. Fremde Truppen zogen als Sieger über den Platz, dann für einen Augenblick wieder der kleine Riese von Elba mit seinem Wunderheer. Aber bald trommeln die östreichischen Truppen von Neuem darauf und Alles versinkt. Und jezt Bourmont und die Soldaten, die nach Algier ziehen! Sollte man dies Alles nicht für ein langes Alpdrücken, für eine Art von Wunder halten?

Wollte man bei uns von Wundern reden, so hätte man viel zu thun. Davon nur einige Exempel. Bei Vaucluse essen einige gute Freunde in einem Cercle zusammen. Es wird eine der guten Forellen aus der Sorgue aufgetragen und vertheilt. Alle essen mit Lust, nur einer ist dem Ersticken nahe; man hilft ihm, man klopft ihm auf die Schulter, denn Alle denken, daß ihm eine Gräte in den Schlund gekommen; endlich bringt er es heraus; es war aber keine Gräte, sondern ein schöner — Diamant, über tausend Franken an Werth. Wie ist dieser nun in den Bauch des Fisches aus dem kleinen Fluß gekommen? Dies will ich Ihnen sagen. Als Petrarch Lauren zum leztenmal vor dem Antritt seiner Reise sah, geschah es an dem schönen Wasserfall des Flusses. Zum Andenken schenkte er ihr einen Diamantring, den er vom Kaiser Karl IV. empfangen. Als Laura später, da Petrarch in Verona war, ihren sogenannten schwarzen Tod herannahen fühlte, ließ sie sich in einer Sänfte nach Vaucluse auf dieselbe Stelle tragen und warf den Ring in die Fluth, wie sie Petrarch einst versprochen, auf daß keine ungeliebte Hand das Kleinod trage. Der Ring ist nun so zwischen Steinen und Sand fast fünfhundert Jahre lang im Wasser herumgeworfen worden und hat dabei seine goldene Fassung verloren, bis eine junge Forelle das helle, leuchtende Korn verschlang und gleich darauf gefangen wurde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 82.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 192.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 12. August 1830.

Nein, also hat sich noch die Wahrheit nicht verdunkelt,
Daß nicht ihr reiner Strahl durch Dampf und Nebel funkelt.

Haller.

Mariens Reise.

(Fortsetzung.)

Ein Besuch in dem Bade von Pfeffers verschaffte mir die Bekanntschaft des gefürsteten Abtes von Pfeffers, eines ehrwürdigen Greises, dessen ganzes Wesen von der Religion durchdrungen war, zu der er sich bekannte. Bei ihm lernte ich seine Nichte, Therese, kennen, die eben die Kinderjahre zurück gelegt hatte, ein Wesen von so harmonischer Schönheit der Seele und des Körpers, daß ich mich bei meinem zerrütteten Gemüthe, ohne Glauben und ohne Hoffnung, mit meinem nagenden Ehrgeiz, in ihrer Nähe tief gedemüthigt fühlte. Auf meinem Spaziergange zu den heißen Quellen von Pfeffers öffnete ich ihr mein von Zweifeln zerrissenes Herz, dem in der Liebe zu ihr in diesem Augenblicke die erste Hoffnung des wiederkehrenden Friedens dämmerte. Sie tröstete mich mit kindlicher Freundlichkeit und bat mich, auf Gott zu vertrauen. Meine Seele war nicht stark genug, zu unterscheiden, daß der Friede der Ueberzeugung, der ihr und des Abtes Leben beseligte, unabhängig von der Form war, in welcher der Verstand seine Lehren ausspricht; außerdem hatte der katholische Glaube meine Einbildungskraft von jeher durch seine symbolische Pracht, durch sein Alterthum und seine Allgemeinheit mit heiligem Schauer erfüllt. Zwei Kapuziner von dem Kloster des heiligen Lucius, voll hitziger Bekehrungssucht und erfahren in der Welt und dem menschlichen Herzen, hatten mich bald, trotz der Warnungen des Abtes und Theresens vor unreifen Entschlüssen, zum Apostaten gemacht. Doch, Gott weiß es, meine Absicht war gut; ich wünschte allen zerstreuten Kirchen die Rückkehr zu ihrer ursprünglichen Liebe und Einigkeit.

Die Kühnheit, mit welcher ich meine Ueberzeugung predigte, die Thätigkeit, mit der ich auf Leute von allen Ständen zu wirken suchte, ließen meine Absichten nicht lächerlich erscheinen, sondern zogen mir die Verfolgung meines kleinen demokratischen Staates zu. Meinen Eltern wurden die gehäßigsten Anschuldigungen hinterbracht, man sagte ihnen, um Theresens Hand zu erlangen, habe ich mein Gewissen verkauft, und sie mißdeuteten einige heftige Worte meiner Leidenschaft als eine feierliche Bestätigung derselben. Sie trieben mich mit ihrem Fluche von sich. Zu gleicher Zeit hörte ich, daß Therese für das Kloster bestimmt, und meine Mutter vor Kummer erkrankt sey. Ich wandte mich um Trost zu meinen Freunden, den Kapuzinern; aber sie hatten von ihren Obern meinetwegen Vorwürfe erhalten, und behandelten mich mit kaltem Hohne.

An dem Abende dieses unheilvollen Tages, an welchem alle Uebel über mich hereinbrachen, wanderte ich auf dem schmalen Fußpfade, der von Pfeffers nach Ragaz führt, ein Flüchtling, verstoßen von den Menschen, und, wie ich meinte, auch vom Himmel. Ich wurde auf meiner Wanderung von einigen Offizieren eines französischen Regiments aufgehalten, unter denen ich auch Theresens Bruder erblickte. „Sieh da den neuen Propheten, den

inspirirten Hofnarren der Abtei Pfeffers," schrie er mit Lachen, „beliebt es vielleicht Ihrer republikanischen Herrlichkeit, uns etwas aus dem Wege zu gehen?" Der Pfad war enge, auf der einen Seite ein tiefer Abgrund, mit losem Schiefergerölle überdeckt, auf der andern stieg der steile Berg empor. Ich stand stille, und bat sie, mich in Frieden zu lassen. „Ihr Schwager scheint nicht gut gelaunt," rief ein anderer Offizier. „Ich will nicht einmal im Scherz den Namen meiner Schwester neben einem schweizerischen Bauerntölpel genannt hören," antwortete der Major. Mein Blut kochte. „Ausgewichen, ihr gemietheten Helden," schrie ich, und schwang meinen Alpstock. Die beiden vordersten klommen zur Seite den Berg hinan, aber Theresens Bruder stürzte mit gezogenem Degen auf mich los, und indem ich durch meinen starkgeschwungenen Stock seine Klinge parirte, flog sein Degen ihm aus der Hand und er, der, ohne an seine gefährliche Stellung zu denken, darnach griff, machte einen Fehltritt und stürzte in die schwarze Tiefe, Steine hinter und über ihm, in den Schaum der brausenden Tamina.

„Laß mich, meine Tochter, über die Tage des Elendes hinwegeilen, welche nun folgten. Mit Fluch belastet und als Mörder irrte ich umher; des Lebens überdrüßig, krank, ohne Geld, überlieferte ich mich gleichgültig den Werboffizieren des Herzogs von ...... Ich wurde mit einem Regimente verkaufter Elender nach Afrika gebracht. Drei Jahre lang lebte ich da im tiefsten Elende, und was ich Dir oft erzählte von den Wundern der brennendheißen Tropenländer, von Löwen und nächtlichen Lagern, und Gefechten mit wilden Stämmen, habe ich nicht aus Büchern entlehnt; es waren Erinnerungen aus der unglückseligsten Zeit meines Lebens. Ich war durch den Soldateneid gezwungen, der Mörder unschuldiger Kaffern in einem ungerechten Kriege zu seyn, aber endlich empörte sich mein Herz, und ich entwarf mit noch sechs andern verzweifelten Gesellen den Plan zur Flucht. Einige gefangene Hottentotten, die wir zu bewachen hatten, aber freiließen, wurden unsre Führer durch die Wildniß, über angeschwollene Ströme und durch wilde Feinde. Nach einer, viele Tage langen Wanderung längs der Seeküste, wurden wir in einem vorbeisegelnden Schiffe als Schiffbrüchige aufgenommen, und an der Küste Frankreichs ans Land gesezt. Noch ist der Abend mir lebendig wie gestern, als ich nach langer Reise durch Frankreich und Deutschland im Odenwald den Weg verloren hatte, und nachdem ich in den Wäldern herumgeirrt war, endlich einen freien Platz auf der Spitze des Gebirges erreichte und über die schwankenden Gipfel der Buchen ein steinernes Kreuz hervorragen sah, und bald darauf das niedrige Thürmchen einer alten Kapelle; es war die Kapelle vom Michelsberge.

(Die Fortsetzung folgt.)

J. J. Rousseau und Grimm.

(Beschluß.)

Da Rousseaus Ruf mit jedem Tag stieg, so erkundigten sich wahrscheinlich die Fürsten bei ihrem literarischen Minister Grimm, und wünschten Genaueres über den merkwürdigen Mann zu hören, dessen Schriften so viel Lärm machten. Darum schrieb er am 15ten Juni 1762 in seiner Korrespondenz folgendes: „Seit den vier Jahren, wo Jean Jacques in Montmorency lebt, wohnte er manchmal in seinem kleinen Haus in der Stadt, manchmal dort auf dem Schloß. All seine alten Freunde, zu denen besonders ich und der Philosoph Diderot gehörte, hatte er verlassen und sich mit ihnen überworfen, um an unsere Stelle Leute vom höchsten Rang zu setzen. Ich will nicht entscheiden, ob er beim Wechsel gewonnen oder verloren habe. So viel ist aber gewiß, daß er im Umgang mit seinen Freunden, Achtung und Freundschaft gefunden hätte. Ihr ausgezeichneter Ruf und ihr überlegenes Talent, das er bei mehreren anerkennen mußte, machte ihm aber wahrscheinlich den Umgang mit ihnen peinlich. In Montmorency hingegen hatte er gar keine Nebenbuhler und lebte allein von dem Weihrauch der größten und vornehmsten Personen des Königreichs. Die Sonderlingsrolle gelingt immer, wenn man den Muth hat, sie stets und unausgesezt zu spielen. So hat J. J. Rousseau sein ganzes Leben hindurch die Großen verschrieen, darauf erklärte er aber, nur bei ihnen habe er Tugend und Freundschaft gefunden. Beide Extreme sind gleich philosophisch. Ich machte mich oft über seine vorgefaßte Meinungen lustig, und es that mir wohl, ihn mit seinen eigenen Waffen zu schlagen. Ein großes Unglück für Rousseau ists unstreitig, daß er vierzig Jahre alt geworden ist, ohne zu wissen, daß er Talent habe. Das Schicksal hat ihn, ich weiß nicht wie, nach Paris geführt, da wurde er mit Herrn von Montaigu bekannt, der als französischer Gesandter nach Venedig ging, und ihn als Sekretär mitnahm. Diese beiden Männer waren durchaus nicht für einander gemacht, und konnten daher auch nicht lange zusammen bleiben, und trennten sich bald. Rousseau kam nach Paris zurück, ohne Geld, ohne Bekanntschaft. Damals gab er sich blos mit Musik und Versmachen ab. Er machte eine neue Methode zur Schreibung der Musiknoten bekannt, sie hatte aber keinen Eingang. Außerdem machte er ziemlich schlechte Verse, von denen einige im Merkur abgedruckt worden sind. Auch Komödien machte er; sie sind aber nie ans Tageslicht gekommen. Der Amant de lui-même, den er spielen und drucken ließ, beweist daß Rousseau für das Lustspiel kein Talent hat wie Molière. In derselben Zeit beschäftigte er sich mit einer Maschine zum Fliegen. Es blieb aber bei einigen mißglückten Versuchen. Indessen kam er doch nie ganz von seiner Idee zurück, und konnte es daher nicht leiden, daß

man sie für leer und chimärisch hielt. So können seine gläubigen Freunde hoffen, ihn einmal in der Luft schweben zu sehen. Damals rieth ich ihm, ein Kaffeehaus auf dem Platz des Palais Royal anzulegen. Dieser Gedanke machte ihm lange viel Spaß. Es war auch wirklich ein lustiger Scherz, da er aber auch eine nützliche Seite hatte, so war er zu verständig, als daß ihn der Citoyen de Genève hätte ernstlich auffassen sollen; statt dessen ging er in sein Vaterland, kam aber nach sechs Wochen schon sehr unzufrieden aus demselben zurück. Nun lebte er abermals zwei bis drei Jahre mit seinen Freunden, und da Madame d'Epinay im Wald von Montmorency ein kleines Haus besaß, so plagte er sie so lange, bis sie ihm dasselbe lieh, denn er behauptete, nicht lange in dem scheußlichen Paris leben zu können. Dieß sind die vorzüglichsten Punkte aus dem Leben dieses berühmten Schriftstellers. Sein Privatwandel und sein häusliches Leben wäre nicht weniger merkwürdig, aber nur zwei bis drei seiner ehemaligen Freunde kennen es genau, diese aber haben zu viel Achtung vor sich selbst, um darüber ein Wort zu reden."

Folgen wir dieser Schmähschrift Wort vor Wort, so finden wir überall den lügenhaften Grimm wieder. Nicht Rousseau hatte seine alten Freunde verlassen, er mußte sich wohl von ihnen trennen, weil sie ihn verriethen; Grimm erhielt zuerst nur durch Jean-Jacques Freunde, und er verstand es meisterlich, sie ihm alle abwendig zu machen. Er spricht auch von dem überlegenen Talent derselben wie von einer ausgemachten, unwiderleglichen Sache. Freilich meint er sich auch selbst mit dieser Superiorität. Nun bestanden aber jene Freunde, nebst einigen nähern Bekannten, in folgenden: Diderot, der Baron Hollbach, Grimm, Francueil, Raynal, Duclos, Marmontel, Saint-Lambert, Mably, Helvetius, d'Alembert und Desmahis. Wer von ihnen wäre denn Jean-Jacques in irgend einem Genre überlegen, das dieser behandelt? Wenn sich Rousseau über Grimm beklagt, so betrifft es nie dessen Lustigmachen über seine vorgefaßten Meinungen, sondern das impertinente Ansehen, das sich der neue Baron gab, seine Falschheit, seine Steifheit und seine Heuchelei, um für einen gefühlvollen Mann zu gelten. Grimm — und dies beweisen alle Seiten seiner Korrespondenz — beobachtete immer gut, besonders wenn es seinen Vortheil galt. Was er beobachtet hat, spricht er auch mit Talent und Geschmack aus; er untersucht gut, wenn er seine Vorurtheile auf die Seite sezt. Aber mit Scherzen ging es ihm schlecht. Dazu hatte er nicht Leichtigkeit genug und trug selbst zu viel Lächerliches an sich. Gar komisch ist der Vorwurf, daß Rousseau so spät zum Bewußtseyn seines Talents gekommen sey. Zu dem, worin er all' seine Zeitgenossen übertroffen hat, gehörte besonders Reife, Erfahrung und Beobachtung. Emile hätte unmöglich von einem jungen Manne geschrieben werden können, selbst nicht von dem geistreichsten. Hr. v. Montaigu nahm Rousseau nicht nach Venedig mit, denn er reiste mit einem andern Sekretär dahin; dieser aber verließ ihn sogleich, als er den Hrn. Ambassadeur näher kannte. Darauf erst reiste Rousseau allein nach Venedig. Von dem Fliegprojekt hat von allen Zeitgenossen Niemand, und auch der aufrichtige Jean-Jacques in seinen Confessionen nicht gesprochen; es ist also höchst wahrscheinlich blos ein Spaß des Hrn. v. Grimm, um darauf einen andern Spaß zu gründen. Aus beiden kann man denn abnehmen, was der Mann für witzig hielt und worüber er sich selbst ein Kompliment machen zu müssen glaubt. Sollte man nach solchen Aeußerungen nicht meinen, Jean-Jacques habe nichts Nützliches, sondern nur Unverständiges geschrieben? Was Grimm von Frau von Epinay und Rousseau sagt, ist keine bloße Unrichtigkeit, sondern eine Lüge. Nicht er plagte diese Dame um ihr Haus im Wald von Montmorency, sondern sie ihn; dies geht aus den Memoiren jener Dame hervor, die im Jahre 1818 erschienen sind. Darin finden sich über diesen Gegenstand Briefe von beiden Theilen, aus denen erhellt, daß Frau von Epinay nicht bei Rousseau mit Bitten nachließ, diesen Zufluchtsort zu beziehen, und daß er ihn endlich nur unter den von ihm vorgeschriebenen Bedingungen annahm. Grimm mußte dies ja wissen, denn er hatte die Briefe und die Memoiren unter den Händen; er wußte auch recht gut, wie Alles zugegangen, er wollte aber die Wahrheit nicht sagen. Durch sein affektirtes Schweigen über Rousseau's innere und häusliche Verhältnisse will er sich ein Ansehen geben und seine Verschwiegenheit zeigen; gerade aber er und Diderot, die beiden Freunde Jean-Jacques, hatten dessen anvertrautes Geheimniß, die Aussetzung seiner Kinder, zuerst ausgeplaudert und unter die Leute gebracht. Niemand aber hat ihn lauter und härter über dieses Unrecht angeklagt, als Rousseau selbst in seinen Confessionen, wo er kein Geheimniß aus seinem Vergehen macht. Dergleichen gezwungenes Schweigen ist ein herrliches Mittel, damit die Stellen auszufüllen, wo man keine Fakta und Beweise hat. Mit dem besten Erfolg dient dergleichen den Verläumdern, die nicht verläumden könnten, wenn sie die Wahrheit genau, offen und unverholen sagten. Grimm hat mehrmal diese Manier gegen Jean Jacques angewendet, und lange mit günstigem Erfolg, bis sein gehäßiges Verfahren durch die Memoiren der Madame Epinay klar geworden ist, und auch aus seiner fünfzig Jahre nachher herausgegebenen literarischen Korrespondenz, zusammengehalten mit Rousseaus Konfessionen, unwidersprechlich hervorgeht, daß er mit seltener Tücke gegen den alten Freund gehandelt hat, zumal in der Zeit, wo Jean Jacques unter der Last eines ungerechten Verhaftsbefehls in einer entfernten Provinz von England lebte, und sich nicht gegen Beschuldigungen und

Umtriebe in Frankreich vertheidigen konnte, welche die d'Alembert, Hume, Diderot und Grimm gegen ihn anzettelten und mit seltener Kunst durchführten. Grimm ist der einzige Mensch, gegen den Rousseau immer ein peinliches Gefühl behalten hat. Er machte auch zwischen ihm und Diderot einen großen Unterschied, und sagt darüber: als ich mit Diderot brach, wußte ich, daß er nicht sowohl boshaft und plauderhaft, als indiskret und schwach war. Im Herzen bin ich ihm immer zugethan geblieben, ja ich denke sogar noch mit Freude, Achtung und Schätzung an unsere ehemalige Freundschaft zurück, die von seiner Seite so aufrichtig war, wie von der meinigen. Mit Grimm ist dieß ganz anders, denn er ist schon seinem Charakter nach ein falscher Mensch, der mir nie herzlich gut gewesen ist, ja der selbst unfähig ist, irgend eine Kreatur zu lieben; blos aus Laune, weil es ihm Freude machte, und er seiner schwarzen Eifersucht genug thun wollte, verläumdete er mich hinter der Maske herzlicher Freundschaft. Darum ist er mir auch gar nichts mehr. Diderot hingegen wird mir im Herzen immer der alte Freund bleiben."

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Juni.

(Fortsetzung.)

Sonderbare Zufälle. Garnerays Bild von der Schlacht von Navarin.

Das Sonderbarste bei obigem Wunder war aber, daß ein Nachkomme der Familie Sade das den Schatz hegende Stückchen Forelle aß und den Stein fand, der schon einmal in seiner Familie gewesen war. Kurze Zeit nach diesem Vorfall will ein hiesiger Koch einen Hecht zurechtmachen. Der Bauch des Fisches schien ihm härter und dicker, als gewöhnlich; er schneidet ihn daher auf, und nichts gleicht seinem Erstaunen, als er in den Eingeweiden einen kleinen goldenen Schlüssel findet, von dem Kunstverständige behaupten, er stamme ungefähr aus der Zeit Königs Franz I. Auf jeden Fall ist dies ein kurioser Schlüsselträger.

Aber nicht blos mit Flußfischen begibt sich hier Wunderliches, sondern auch mit Stockfischen. Da wohnte vor einigen Tagen ein junger Lord mit seinem Hofmeister in unserm prächtigen Hôtel de l'Europe. Das Kamin seines Zimmers ziert eine herrliche Uhr von vergoldeter Bronze und dahinter ein großer Spiegel. Der junge Britte will doch auch seines Lebens froh werden, deshalb schlägt er mit seinem Stock Uhr und Spiegel in Stücken, gerade als der Wagen zur Abreise vorgefahren ist. Nach dieser Heldenthat, worüber er glücklicherweise ein gewaltiges Lachen ausstößt, das die Kellner aufmerksam macht, springt er schnell die Treppe hinunter, sezt sich in den Wagen und rollt fort. Aber gleich darauf muß der Postillon stillhalten, weil er ein wiederholtes arrêtez! arrêtez! hinter sich hört. Die Kellner kommen heran, erzählen den Casus, der Hofmeister steigt, ohne ein Wort zu sagen, aus, geht ins Wirthshaus zurück, betrachtet den Schaden, zahlt ohne Widerrede 1200 Franken dafür und sezt sich dann mit demselben Gleichmuth wieder in den Wagen zu seinem Zögling.

Ueber Garnerays Bild, vorstellend die Schlacht von Navarin, das lange hier ausgestellt war, hat schon ein anderer Korrespondent im Kunstblatt gesprochen, und ich bin so ziemlich seiner Meinung. Eine Seeschlacht zu malen, wie es Hinz und Kunz oder gar die Regierung haben will, ist allerdings ein sehr schwieriges und undankbares Unternehmen, das jeden Künstler hindern und beschränken wird, hätte er auch zehnmal mehr Genie als Garneray. Welche Aufgabe! eine Seeschlacht in engem Raum und im Halbzirkel zusammengedrängt. Da muß die gigantische Schlacht zu einem Protokoll werden, in dem die Nachwelt die Aktion lesen kann. Darum ja keine Brigg und keinen Brander vergessen, denn das würde Unzufriedene machen, die Schiffe auch alle hübsch neben einander gestellt, so daß man jedes sehen und erkennen kann, und daß keines verborgen wird. Rauch muß auch angebracht seyn, das ist natürlich, aber ja nicht zu viel und nicht zu dick, ja nicht wahr, denn sonst könnte man nicht zehn Schritte weit sehen. Ich bin nun neugierig, was uns Garneray aus Algier mitbringt, wohin er in gleicher Absicht abgegangen ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lausanne, Juli.

(Fortsetzung.)

Das Irrenhaus des Kantons Waadt.

Der geheilten Irren waren bis dahin 50 Männer und 39 Weiber. Die Heilung der meisten war gründlich und dauernd; nur 13, also ein Siebtheil davon, kamen wegen Rückfällen in die Anstalt. Rechnet man nur die ganz Geheilten, d. h. die innerhalb Jahresfeist keine Rückfälle hatten, so ist ihr Verhältniß zu der Gesammtzahl wie 89 zu 243, oder ungefähr von $\frac{3}{8}$. Will man hingegen die immer in der Anstalt zurückbleibende Masse der unheilbaren Irren abziehen, so machen die Geheilten die volle Hälfte der Aufgenommenen aus. Von den 89 Geheilten wurden 9 Irren im ersten Monat nach ihrem Eintritt in die Anstalt geheilt und wieder entlassen, einer nach zweijährigem Aufenthalt, zwei nach dreijährigem Aufenthalt. Die Durchschnittszahl der Tage für eine Heilung war 142, und es ergibt sich, daß während des ersten halben oder auch ganzen Jahres Hoffnung zur Heilung der aufgenommenen Irren vorhanden ist, wogegen später nur einzelne und seltene Fälle der Heilung eintreten. Für eine eigentliche Heilanstalt von Irren sollte es demnach Regel seyn, die nach Abfluß eines oder spätestens zweier Jahre ungeheilten Irren zu entlassen, d. h. in eine Verpflegungsanstalt und Sicherheitshaus zu versetzen; denn ihr Zurückbleiben in der Heilanstalt kann nur störend auf die Einrichtungen und Zwecke der leztern zurückwirken. Hinwieder weist eben jenes Verhältniß der Heilungen nach, wie wichtig es seyn muß, daß die ersten Monate der Krankheit nicht vernachläßigt, und daß für zweckmäßiges Verfahren die Zeit nicht versäumt werde, in welcher das günstigste Verhältniß der Heilbarkeit angetroffen wird.

Ueberhaupt sind die Fälle des Wahnsinns, wenn er anfänglich meist als hitzige Krankheit erscheint, verhältnißmäßig leicht und mehrentheils auch mit günstigem Erfolg zu behandeln, während der chronisch gewordene Wahnsinn, wenn er durch Gewohnheit und die Herrschaft, die der Irre über seine Umgebungen ausübt, eingewurzelt ist, die Monomanie, wenn die sie auszeichnende fixe Idee sich tief eingeprägt hat, schwerer zu heilen sind. In dieser leztern Periode der Krankheit werden inzwischen die meisten Irren in die Anstalt gebracht. Das beruhigende, kühlende, besänftigende und herabstimmende Verfahren, welches für den ersten Zeitraum durchaus passend sich erzeigt, muß hier einem abweichenden Platz machen. Störende und aufregende Mittel können nun wichtig werden; sie entrücken, für Augenblicke wenigstens, den Irren der ihn beherrschenden Vorstellung; sie bringen einen gewaltsamen Eindruck auf seinen Geist und Körper hervor, und der Schrekken, welchen sie einstößen, ist ein wahrhaftes Heilmittel. Für solchen Zweck werden in der Anstalt von Lausanne die kalten Douchen, kräftige Ausleerungsmittel, Cauterisationen im Nacken, die Brechweinsteinsalbe u. s. w. angewandt; Blutentleerungen hingegen selten.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 64.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 193.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 13. August 1830.

Froh empfind' ich mich nun auf klassischem Boden begeistert,
Vor- und Mitwelt spricht lauter und reizender mir.

Goethe.

Wanderung durch die Gebirge der alten Volsker und Herniker.

Von Eduard Arnd.

Wir hatten beschlossen den Weg von Neapel nach Rom durch das Gebirge, d. h. über St. Germano, Ceprano, Frosinone und Ferentino zu nehmen. Wir hatten auf der Hinreise den unvergleichlichen Weg über Velletri, Terracina und Gaeta kennen gelernt, wo auf der einen Seite ein Meer glänzt, das wenigstens eben so schön als klassisch ist, auf der andern aber die schönsten Gebirge mit den mannigfaltigsten Formen, das Auge überraschen. Es wurde uns schwer, dieser Tour zu entsagen, wo die Mythen des Ulysses und Aeneas noch immer auf den malerischen Abhängen der Berge und in den kühlen, schönen Buchten zu leben scheinen. Wer könnte der Felsen und Ufer von Terracina und Gaeta, der himmlischen Gefilde von Minturnä und St. Agatha vergessen?

Wir wünschten aber sowohl die Gegend als die Einwohner in den Gebirgen zwischen Rom und Neapel kennen zu lernen, den Boden und die Trümmer uralter Städte und eine Bevölkerung zu erkunden, deren Ansehen an überraschender Eigenthümlichkeit, an Erinnerung einer kräftigern, größern Vorwelt, selbst in Italien, dem Lande der Ruinen, nicht ihres Gleichen findet. Auch lockte uns Monte Cassino, einer der interessantesten historischen Punkte in Italien, der, wenn auch von seiner geistigen Höhe gefallen, seine herrliche Lage und geschichtliche Bedeutung nicht verloren hat.

Von St. Germano aus, wo während unserer Anwesenheit ein sehr besuchter Markt begann, und wo wir eine große Menge Landleute aus den Gebirgen sahen, unter denen uns die Frauen durch bunte malerische Tracht, die Männer aber durch äußerst scharfe charakteristische Gesichtszüge und freies, muthiges Wesen ergetzten, gelangten wir, immer zwischen ansehnlichen Bergen schwebend, die aus der Entfernung angesehen, bald wie ein Wald zusammen standen, und wenn wir ihnen nahe kamen, wie Wellen auseinander traten, an einem Sonntag Nachmittag in Frosinone an, der Hauptstadt der Provinzen Marittima und Campagna und dem Sitz des päbstlichen Delegaten.

In dieser Gegend, wo die Räuber vor der Thronbesteigung Pabst Leo XII., wie in einer privilegirten Freistadt hauseten, und jede Art von Frevel verübten, reisten wir an einem schönen Sonntage so ruhig und sicher wie am Genfersee. Von Zeit zu Zeit begegnete uns ein Bauer, der mit seiner Frau auf Einem Pferde saß, zuweilen ein junger rüstiger Franziskaner, der sich besser in den Stall oder hinter den Pflug gepaßt hätte, nun aber auf seinem Esel, mit Bettelsäcken umgeben, friedlich einherzog. Auf den Bergen zwischen Ceprano und Frosinone schwebten kleine Städte, krystallartig, wie in die Lüfte gebaut. Auch gab es einige freie Punkte, wo sich eine Menge Hügel, auf diese Art gekrönt, dem erstaunten Auge zusammen zeigten. Der Boden war sehr ungleich, im Ganzen aber, bis

Frosinone hin, das eine hohe, außerordentlich schöne Lage hat, sehr mittelmäßig kultivirt; die Ebene dagegen, die Frosinone im Süden und Westen umgibt, ist äußerst fruchtbar und vollkommen gartenartig angebaut.

In Frosinone fanden wir eine Art Nachspiel des römischen Karneval, ein Pferderennen, das in einer langen, die Stadt fast durchschneidenden, Straße abgehalten wurde, bei dem wir die ganze Bevölkerung an Hausthüren und Fenstern versammelt fanden. Frosinone ist, den Umfang anlangend, keine kleine Stadt, aber wie sich von selbst versteht, von Allem entblößt, was bei uns selbst kleine Orte auszeichnet, d. h. ohne Spuren irgend einer Kultur. Jedoch sahen wir hier eine Bevölkerung, die wir, Rom selbst kaum ausgenommen, an Schönheit der Formen, an Kraft des Ausdrucks, über Alles stellen, was wir jemals in dieser Art gesehen haben. Bekanntlich ist in diesen Gebirgen die Bevölkerung eine der reinsten in Italien, in physischer Beziehung kein geringer Vorzug, da die Italiener hierin von den überalpischen Völkern wenig gewinnen können. Die Longobarden haben hier nicht gewohnt, und die Saracenen sind nur vorüber gestrichen.

In einer langen Straße, im Ganzen mit schlechten Häusern besezt, saßen zu beiden Seiten Männer von so hohem und kräftigem Wuchs, so schattigen Gesichtern und blitzenden Augen, die so frei und muthig aussahen, daß uns das martialische Geschlecht ihrer Ahnen in diesen Enkeln wieder aufzuleben schien. Da es heiß war, so war der größte Theil dieser Leute nur sehr leicht bekleidet, im Winter oder bei schlechtem Wetter, wenn sie in ihre langen blauen oder braunen Mäntel gehüllt sind, müssen sie den Reisenden für einen Augenblick auf den altrömischen Marktplatz versetzen. Ihre, obgleich sehr belebten, doch etwas harten Gesichter, das Feuer ihrer Augen, und die Art ihrer Haltung und Bewegung, die eben so verschieden ist von der ungestümen, tollen, neapolitanischen Lebendigkeit, als dem nordischen Phlegma, erhöhte das Interesse, das wir ohne dieß an diesem alten, ungemischten Stamme zu nehmen geneigt waren. Die Frauen und Kinder waren großentheils an den Fenstern der Häuser versammelt. Vor einem der Häuser sahen wir mehrere Mädchen von so zarter Farbe und so schönen Augen, daß uns diese Blüthen jener Bäume nicht unwerth erschienen.

Das ungemein eigenthümliche, kräftige Ansehen dieser Bevölkerung beruht übrigens nicht auf einem blos zufälligen Eindrucke oder irgend einer Vorliebe für malerische, frappante Wirkung. Die ganze Gegend war einst von Volskern und Hernikern bewohnt, zwei Völkerschaften, deren Bezwingung den Römern mehr Mühe machte, als später die Eroberung mancher großen Reiche. In den Zeiten der römischen Republik, vom ersten punischen Kriege an, wurde diese Gegend, wie man in Livius liest, mit römischen Colonien wie übersät. Hier sind vielleicht die ächtesten Nachkommen der alten Welteroberer zu suchen, die ihren athletischen Stamm so zu sagen auf die Wurzeln der kleinen tapfern lateinischen und sabinischen Völkerschaften propften.

In der Vorstadt erreichte uns ein junger Mensch, der schon eine Zeitlang dem Wagen nachgelaufen war, und forderte den Vetturin auf, in einer Lokanda der Stadt, die er äußerst anpries, zu übernachten. Der Vetturin, dem diese ganze Gegend, weil sie früher voller Räuber gesteckt hatte, sehr verhaßt war, antwortete ihm, daß die Bewohner von Frosinone als so arge Spitzbuben bekannt wären, daß er lieber unter Wölfen als unter ihnen die Nacht zubringen wolle. Zu unserer großen Belustigung nahm der junge Bürger von Frosinone diese offene Erklärung keinesweges übel; er lachte dazu wie zu einer Wahrheit, deren volle Kraft man zwar fühlt, die man aber doch nicht sogleich und nicht unbestritten zuzugeben gedenkt. Nach einigem Hin- und Herreden, was keinesweges die ehrenrührigen Titel, sondern blos die Lokanda anging, entfernte er sich. Der Vetturin war so schwarzen Humors und diese Gegend ihm so ärgerlich, daß er ohne Veranlassung den Leuten, die uns begegneten, die unangenehmsten Benennungen an den Hals warf. Beim Herausfahren aus Frosinone sahen wir hinter den Stäben eines Gefängnisses eine Anzahl Frauen, eine in Italien, und besonders im Kirchenstaate seltene Sache, wo es mit andern Ländern verglichen, wenig weibliche Verbrecher gibt, eine Erscheinung, die selten beobachtet und besprochen ist.

(Der Beschluß folgt.)

Mariens Reise.

(Fortsetzung.)

Mein Auge streifte umher in den Schatten des Zwielichts, als wollte es hier meine Zukunft erspähen. Ich vergaß, daß ich keinen Weg wußte und keine Nachtherberge, und blieb auf einem Grabsteine sitzen, versunken in die Betrachtung meines Schicksals, bis endlich die Nacht den lezten Strahl des Tages überwältigte. Ich wurde aus meinen Träumen durch das Licht einer Lampe geweckt, das aus den Fenstern des Küsterhauses fiel. In demselben Augenblicke öffnete sich die Thüre, zwei Männer schüttelten sich die Hände und nahmen in geheimnißvollen Worten von einander Abschied; der Eine war der verstorbene Küster, Ludwigs Vater, der andere mein Vorfahrer auf dem Forstamte. Ich holte diesen ein und bat ihn, mir den rechten Weg zu zeigen. Er sagte mir, „das nächste Dorf und Wirthshaus Marchthal sey vier Stunden entlegen. Aber auf der Hälfte des Weges,“ fügte er hinzu, „liegt mein Haus, und Ihr sollt nicht davor vorübergehen. Niemand weiß,“ fuhr er in einem leisen und bedeutungsvollen Tone

fort, „wenn er einem andern begegnet, ob nicht für einen von beiden etwas Gutes daraus erfolgt.“ So wandelten wir mit einander dem Forsthause zu. Der Förster Schwarzbach war ein Schatzgräber; sein Gehülfe in diesem Geschäfte der Küster auf dem Michelsberge. Er war außerdem noch ein Alchymist, und hatte sein Laboratorium in einer kleinen Höhle in dem Felsen hinter unserem Haus. Dahin führte er mich jezt, und weihte mich, ohne ein sonderliches Geheimniß daraus zu machen, in seine Absichten und Pläne ein, wahrscheinlich durch mein bleiches Aussehen zu mir hingezogen. Ich hörte ihn an, ohne ihn zu unterbrechen, und durchblätterte einige magische Bücher in griechischer und lateinischer Sprache, welche er mir zeigte. Nun eröffnete ich ihm meine Absicht, eine Stelle als Wildhüter oder Förster zu suchen. Meine Kenntniß der alten Sprachen schien ihm sehr willkommen zur Entwirrung der griechischen und hebräischen Zauberformeln, mein wenig Chemie und Botanik für seine alchymistischen Versuche; und als ich ihm den nächsten Tag Proben ablegte, daß ich kein übler Schütz, und mit der Wald-Kultur nicht unbekannt sey, so ging er mit Freuden einen Dienstvertrag ein, mittelst welches er hoffen durfte, daß sein Forst und seine Geschäfte in Ordnung gehalten, und er so in den Stand gesezt würde, mehr Zeit auf seine goldenen Künste zu verwenden. Der alte Freiherr von Marchthal war bald zu meinen Gunsten gestimmt, als ich ihm vorgestellt wurde, und nahm mich zum Forstgehülfen Schwarzenbachs an, wofür der leztere einen kleinen Theil seiner Besoldung an mich abtrat. Ich hatte nun was ich gewünscht, Einsamkeit, Wälder und Unabhängigkeit von allem andern, als von meiner Dienstpflicht, die ich mit Eifer, aber ohne Freude verrichtete.

Mein Leben war in zwei Hälften zerfallen, von denen keine mit der andern etwas zu thun zu haben schien; mein äußeres Sinnen und Denken war auf mein Wild und meine Bäume gerichtet, während meine aufgeregte Seele sich in ihre eigenen Tiefen versenkte und sich darin quälte. Die Erinnerung an meine jugendlichen Hoffnungen, meinen kurzen Liebestraum, meine theologischen und philosophischen Systeme, mein Stolz auf klassische Gelehrsamkeit, meine phantastischen Reformatorenentwürfe, selbst die auf dem Kap erduldeten Leiden, ja jede heitere, freundliche Erinnerung erloschen allmählig so ganz in meiner Seele, daß sie mir wie Erzählungen von dem Schicksal unbekannter Personen vorkamen, die man vorlängst gehört und wieder halb vergessen hat. Nicht so die Qualen meines nagenden Gewissens. Oft erschien mir in Träumen, oder wenn ich durch den einsamen Wald schritt, das Bild meines Vaters, wie er seine alten Hände über seiner großen beschlagenen Bibel faltete, oder meine Mutter, wie sie dieselben rang; die Töne der Kirchthurmglocken zu Marchthal erinnerten mich wieder an meinen verlassenen Beruf und an die Seelen, welchen ich Trost und Segen hätte ertheilen können, oder Theresens mildes, lichtbraunes Auge sah auf mich und schien zu sagen, warum konntest Du nicht Deine Blicke zum Himmel emporrichten, statt zu mir, um meinen Besitz zu wünschen? und dann schaute sie mich ängstlich an, wie um ihres Bruders willen, während in meinem Ohr die düstere Tamina rauschte und die Steine hinunterdonnerten. Zuweilen schwang der braune Arm eines verwundeten Kaffers noch einmal schwach den Wurfspieß und sank und zuckte im Todeskrampf zusammen. Ich, ein freigeborner Sohn der Berge, hatte ihn getödtet, weil er seinen heimathlichen Boden vertheidigte! Dann lief ich oft durch den Wald mit leeren Gedanken und herzlosem Gebet, und saß so manche Nacht hindurch mit starren Augen auf meinem Lager. Ich fühlte mich von einigen Büchern des Försters angezogen. Sie handelten von den Elementargeistern, deren Streit ich in meiner Seele wüthen fühlte. Meine Gedanken versenkten sich in die geheimen Tiefen der Natur, und zeigten mir durch ihre Mysterien hindurch den Weg zur Religion und zum Frieden. Ich las Anfangs in der Bibel nur das alte Testament und die Offenbarungen. Die Herrlichkeit von Christus Frieden war zu gewaltig und zu mild für meine aufruhrvolle und wunde Brust; ich konnte seinen Anblick nur in dem süßen Dämmerlichte von Jesaias Prophezeihungen ertragen, oder ich suchte ihn mit Zittern auf in den Schrecken des Weltgerichts.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, Juli.

(Beschluß.)

Das Irrenhaus des Kantons Waadt.

Narcotische Mittel haben sich nicht erprobt, mit Ausnahme eines einzigen Falls von Monomanie, in welchem eine seit drei Jahren in ununterbrochene religiöse Verzweiflung versunkene Frau durch Opium völlig geheilt ward. Zehn Grane, die sie jeden Abend davon verschluckte, brachten ihr mit dem nächtlichen Schlaf Unterbrechung ihres Jammers, und das Wohlbehagen, das davon auch den Tag über zurückblieb, beruhigte ihren Geist dermaßen, daß sie nach drei Monaten völlig geheilt war und bisher ohne Rückfälle geblieben ist. Das ärztliche Verfahren im engern Sinne bleibt beim Wahnsinn meist nur von untergeordneter Wirksamkeit. Von dieser Ansicht geleitet, ist dasselbe in der Anstalt auch stets mehr beschränkt worden. Von 1815 bis 1825 war der Durchschnittsbetrag der Arzneikosten 531 Fr. jährlich; in den vier lezten Jahren betrug er 181 Fr.

Um so wichtiger erscheint die moralische Behandlung der Irren, bei denen mittelst einer neuen Erziehung irrige Vorstellungen bekämpft und ausgetilgt, wahnsinnige Gewöhnungen verändert werden müssen. Das wirksamste Mittel, welches hierfür in der Anstalt von Lausanne angewandt wird, ist die Arbeit, und sobald man es dahin gebracht hat, daß sie freiwillig und gern sich beschäftigen, so ist die Heilung zur Hälfte erzielt. Die Wärter müssen dafür mit dem Beispiel vorangehen, um die Irren zur Mithülfe desto geneigter zu machen.

Oefters sind im Umfang der Grundstücke des Hauses Versezungen von Erdreich aus einer in die andere Oertlichkeit zunächst dafür veranstaltet worden, um in der guten Jahrszeit anhaltende Beschäftigung für die Irren im Freien zu erhalten, und vielfältig hat sich der wohlthätige Einfluß von Arbeiten, die, während sie den Körper ermüden, zugleich die Aufmerksamkeit festhalten, erprobt. Ein Monomane (um nur ein einziges Beispiel zu erwähnen), der sich ausnehmend starrsinnig erzeigte, blieb jeden Tag unthätiger Zuschauer der Arbeiten seiner Kameraden; allzeit stand er unbeweglich an der Stelle, wo man ihn hingebracht hatte, und seit mehreren Monaten hatte er kein Wort gesprochen. Eines Tages gelang es dem Arzt, ihm ausgegrabene Kiesel in die Hände zu legen und ihn damit beladen an den nicht weit entfernten Ort, wo sie aufgehäuft werden sollten, viel mehr hinzustoßen, als hinzuführen; nachdem dies mühsame Treiben und Nöthigen eine halbe Stunde war fortgesezt worden, entschloß er sich endlich, den Gang selbst zu unternehmen, und bei allseitigen Aufmunterungen ging es von Tag zu Tag besser mit dieser Arbeit, er fing nun auch zu sprechen an und konnte nach Abfluß weniger Wochen geheilt entlassen werden.

Wie preiswürdig die Verbesserungen aller Art sind, die seit dreißig Jahren ungefähr, in Folge der anerkannten Wichtigkeit der moralischen Behandlung, in den Irrenhäusern stattgefunden haben, so ist man doch auch wohl hierin wieder auf Extreme oder in Uebertreibungen gerathen, die eigenthümliche Nachtheile herbeiführen müssen. In mehreren Anstalten, die für Irren der höhern Klassen bestimmt sind, scheint man es zunächst darauf angelegt zu haben, den Gemüthskranken alle möglichen Arten von Zerstreuungen in stetem Wechsel darzubieten. Der hierin begangene Irrthum beruht aber darauf, daß man vergessen hat, wie dem Menschen, was immer auch sein geselliges und geistiges Verhältniß seyn mag, die Beschäftigung ein größeres Bedürfniß ist, als die Zerstreuung. Jegliche Arbeit übt die Kräfte und gewöhnt sie an regelmäßigen Gebrauch. Die Zerstreuungen hingegen, wie viel theilnehmende Aufmerksamkeit sie auch in Anspruch nehmen, regen doch zunächst die Leidenschaften nur auf und wirken auf die Sinne; so verhält sichs z. B. mit den Spielen, der Musik u. s. w. Beim Wahnsinnigen soll die Vernunft in ihre Rechte wieder eingesezt werden. Die Beschäftigung, wofern sie der obwaltenden Schwäche der Geisteskräfte angepaßt ist, liefert unstreitig dem Nachdenken die zweckmäßigsten Gegenstände; der Verstand wird angestrengt und je nüzlicher die Arbeit ist, desto leichter und mehr wird der Irre sich davon angezogen fühlen, wenn vollends auch bei ihrer Auswahl seine Neigungen und Gewohnheiten zu Rathe gezogen worden sind. Handarbeiten und anstrengende Körperübungen haben vor andern Beschäftigungen noch den eigenthümlichen Vorzug, daß sie auf den Abend Ermüdung bringen und die nächtliche Ruhe begünstigen.

Ein dem Wahnsinn eigenthümliches, denselben charakterisirendes Verhältniß bilden die schlimmen Angewöhnungen der Irren, die aus einer bei ihnen vorherrschenden Neigung zu sonderbaren und seltsamen Dingen herrühren; mit der Andauer und dem Fortbestande dieser steigert und befestigt sich aber auch der Wahnsinn mehr und mehr, und bevor man diese wahnsinnigen Gewöhnungen zu tilgen und den Irren an Regel und Ordnung zu gewöhnen vermag, darf keine Herstellung gehofft werden. Für jenes aber bedarf es großer Ausharrung und Geduld; es wird dafür um so mehr Talent und Geschicklichkeit erfordert, als der Irre schlau und gewandt sich allen, seinen Wahnsinn störenden Bestrebungen zu entziehen sucht.

Für die Familien und Freunde der Irren muß es eben darum von höchster Wichtigkeit seyn, diese schnell und sobald das Daseyn der Krankheit außer Zweifel gesezt ist, in eine wohleingerichtete Heilanstalt zu bringen, und nicht mit fruchtlosen Versuchen unter ungünstigen Verhältnissen die köstlichste Zeit für die Heilung vorübergehen zu lassen. Ungünstig sind aber die Familienverhältnisse in jedem Fall, denn allzeit wird gefehlt, sey es, was öfter geschieht, durch Zärtlichkeit und nachgebende Schwäche, oder durch Strenge und Härte, die erbittert und gleich dem entgegengesezten Extreme den Wahnsinn steigert. Die Vermeidung des Einen und des Andern ist es, die das Verdienst guter Irrenhäuser bildet, und ihre schnelle Benuzung wird jederzeit den Erfolg und diesen in der möglichst kurzen Zeit sichern.

Lyon, Juni.

(Fortsezung.)

Chappuys-Montlaville's Antrittsrede in der Akademie der Wissenschaften.

In einer der lezten Sizungen unserer Akademie der Wissenschaften kam einiges Interessante vor, bezeichnete es auch nur den literarischen Ungeist mancher Redner. Es sollte Hr. Chappuys-Montlaville als neues Mitglied aufgenommen werden. Der Mann hatte zum Gegenstand seiner Antrittsrede den Einfluß der Restauration und der konstitutionellen Regierung auf die Literatur. Schon nach den ersten fünf Perioden hatte ich weg, wo der Wind herkam. Ich hätte es im Grunde schon aus dem Gegenstand selbst merken können, denn die Restauration, die geistig so höchst unbedeutend ist, hat gar keinen Einfluß auf die Literatur geübt, sondern nur die konstitutionelle Gestaltung Frankreichs, die aber recht gut ohne diese Restauration gedacht werden kann. Die ganze Rede war recht hübsch gedacht und gerundet, es fehlte nicht an wohlklingenden und glänzenden Stellen, die die Franzosen nun einmal haben müssen, wie die Kinder Spielzeug, wenn sie nicht schreien sollen. Gegen die jezt lebenden Schriftsteller, besonders gegen die Historiker, war Chappuys sehr ungerecht. Sollte man's denken? Von Lacretelle, Mignet und besonders von Thiers, dem geistreichen Wiederhersteller von Frankreichs Geschichte, von dem Verfasser der Lettres sur l'histoire de France und der Geschichte der normännischen Eroberung Englands, war mit keiner Sylbe die Rede, sondern nur von Barante unter den neuern, dem nach Verdienst großes Lob gespendet wurde. Warum aber das wohl? Nichts natürlicher. Chappuys ist ein Unfreier; Lacretelle aber und Mignet haben so von der Revolution gesprochen, wie es geistreiche, unbefangene Männer müssen, indem sie alles Lobenswerthe derselben, besonders in ihren Folgen und Beziehungen auf das Heute, heraushoben; Thiers stellt das uralte Frankreich mit seinen Freiheiten dar, wodurch freilich ein nachtheiliges Licht auf die spätern Könige, ihre Unterdrückungssucht und ihren bösen Sinn fällt. Solche Geschichtschreiber gehören nun natürlich nicht in Chappuys Kram. Barante hingegen kann er leicht loben, da er nicht von Frankreich, sondern nur von Burgund spricht. Wie man aber jener drei Männer gar nicht erwähnen kann, wenn man von der neuesten französischen Literatur spricht, das begreift Niemand, der nicht weiß, daß der französische Parteigeist über Alles geht. Uebrigens kam nichts von einiger Bedeutung in dieser akademischen Sizung vor; kleine Poesien, armselige Wize über die romantische Schule u. s. w.

Die Regierung hat 2000 Fr. für die Nachgrabungen in der Stadt Vienne ausgesezt. Delorme leitet sie, und vor Kurzem ist ein sehr schöner antiker Torso aus Parischem Marmor und eine Menge seltene Münzen gefunden worden.

(Die Fortsezung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 194.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 14. August 1830.



Es ist die Himmelssprache des Gebets
Die angeborne Sprache jedes Geistes;
Auf Erden faßt sie zarte Liebe nur.

Lamartine.

Mariens Reise.

(Fortsetzung.)

So vergingen Jahre im Kampfe mit der Verzweiflung und unter furchtbaren Schreckbildern der Phantasie. Ich wurde immer mehr hineingezogen in die mystischen Lehren, und die Versuche, die göttliche Kraft in der Natur, der Geschichte und dem Geisterreiche aufzudecken. Da begann endlich der Sturm in meinem Innern sich zu legen; denn Gebete und Gedanken an Gott und seine Natur, wenn auch mit irrigen Begriffen und Wünschen verbunden, bleiben niemals ohne die Frucht des Friedens und der Wahrheit. Das Gefühl treuer Pflichterfüllung, das Bewußtseyn, daß meine Dienste vom Baron und vom Förster dankbar erkannt wurden, mußten Zufriedenheit in meine Brust bringen; meine religiösen Betrachtungen wurden weniger heftig aber mehr praktisch. Um diese Zeit starb Schwarzbach in Armuth und Schulden, bevor er noch das Lebenselirir oder den Stein der Weisen gefunden hatte, von dem er sich ewige Jugend und Gesundheit versprach. Ein Jahr vor seinem Tode hatte er eine Nichte aus Sachsen, ein Mädchen, das von ihrem Bräutigam verlassen worden war, in sein Haus aufgenommen. Es findet eine geheime Sympathie zwischen Unglücklichen und Traurigen statt, wenn auch die Ursache ihres Kummers noch so verschieden ist. So fanden auch wir eines in des andern Umgang Trost, und als an ihrem Oheim sein lezter Traum und seine lezte Hoffnung vorübergegangen, und sie allein in der Welt war, bot ich ihr meine Hand, und mein Haus, das ich jezt als Nachfolger des alten Försters in Besitz nahm. „Ich denke, es soll besser werden als Sie denken,“ mit diesen Worten gab sie ihre Einwilligung; „ich achte Sie als einen braven und gottesfürchtigen Mann, und vielleicht gelingt es mir, noch manche unserer Lebensstunden zu versüßen. Sie hielt mehr, als sie versprochen hatte, deine gute Mutter! aber kaum hatte der Himmel Dich als ein sichtbares Zeichen seiner wiederkehrenden Gnade mir geschenkt, da schied sie von mir.“

Sie waren, während der Vater so erzählte, bis über Tuttlingen gekommen, als sie durch den Kutscher unterbrochen wurden, der ihnen von dem Berge oberhalb der Stadt am südlichen Horizont die fernen Streifen der Schweizergebirge und den Silberblick des Bodensees zeigte. Es war dieß nach langer Zeit der erste Augenblick der Heiterkeit, ja der Freude. Das Auge des Försters glänzte von jugendlichem Feuer beim Anblick seiner Heimath, und in der Hoffnung, seinen Vater wieder zu sehen. Mariens Blicke hingen bald an der wunderbaren Schönheit des fernen Landes, bald an dem ungewohnten Freudenschimmer auf dem Gesichte ihres theuren Vaters. „Nur wenig hab ich noch hinzuzufügen;“ fuhr Bernhard nach einiger Zeit fort. „Dein eigenes Leben, das noch hinter Deinen Erinnerungen liegt, war nur eine Verheißung, die deine späteren Jahre in Erfüllung brachten. Du warst immer ein stilles, schönes Kind, und viele wunderten sich über dein schweigendes Lächeln, mit welchem Du alles Schöne um Dich her zu

betrachten pflegtest. Ich erinnere mich noch, wie wir eines Abends, es war einer der lezten in deiner Mutter Leben, auf einem Boote von Gundelsheim zurückkehrten; Du sahst den ersten Stern aufgehen und sich im Neckar spiegeln; da kamst Du aus Deiner gewöhnlichen Ruhe, strecktest die kleinen Hände aus, zuerst nach dem Stern im Wasser, dann nach seinem Urbild oben am Himmel, und dabei glänzte dein Auge gerade wie jezt, da Du jene fernen Eisthrone von Gottes Herrlichkeit in der Natur begrüßest, an deren Fuß ich, wie ich hoffe, Ruhe und Schutz für diese grauen Haare und für Deine Jugend finden werde. Wie mächtig ruft mir dieser Blick," fuhr er fort und legte die Hand zärtlich auf der Tochter Schulter, „wie mächtig ruft er mir die Jahre Deiner Kindheit und Deiner Mutter Leben zurück!" — „Es ist mir selbst," erwiederte Marie, „als könnte ich mich jenes Abends und der Gestalt meiner Mutter noch erinnern. O, daß wir wieder so eine Heimath hätten, und so in Frieden lebten! Ach, Vater, wie hat mich der lezte Abend in Marchthal mit peinlicher Angst für die Zukunft erfüllt, und," fügte sie mit leiserer Stimme hinzu, „wie war es mit diesem Abende?" Mit finsterer Stirne und die Augen auf den Boden gerichtet, antwortete der Förster: „die Plane des Generals und der drei Junker kannst Du nicht ganz verstehen, gute Marie, auch will ich Dein Herz mit Erklärung derselben nicht noch mehr erschüttern. Wenn Moritz von meinem Schuß gefallen ist; so möge Gott der Hand eines verzweifelten Vaters vergeben!" Er mußte hier inne halten, und verhüllte sein Gesicht. Marie hatte Trost darin gefunden, daß Theresens Bruder durch Zufall, nicht durch ihres Vaters Schuld ums Leben gekommen war; und die Kaffern in Afrika waren so weit entfernt, und es war schon so lange her; aber dieser Mord war unter ihrem eigenen friedlichen Dache, an einem Menschen verübt worden, den sie im Leben gekannt hatte, und durch dieselbe Hand, welche jezt auf ihrer Schulter ruhte! Sie schauerte bis in ihre tiefste Seele hinein, und es war ihr, als stiegen alle Ermordeten in den romantischen Heldensagen, die sie gelesen hatte, mit lebenden Gesichtern vor ihr auf, und tadelten es als eine Sünde, daß sie sich an ihrer Geschichte erfreut hatte. Es dauerte lange, bis der Förster so weit die Fassung wieder gewonnen hatte, um seine Erzählung zu vollenden. „So ist dieß Leben, mein Kind, und so ist die Welt um uns her! Ich habe ein Gefühl, daß ich mit beiden bald meine Rechnung werde abgeschlossen haben. Aber, meine Tochter, könnte ich mit diesen Augen noch sehen, wie Du zur Ehre Gottes die Anlagen, welche in Dir verborgen seyn müssen, entfalten wirst, wie zufrieden wollte ich sie schließen. Doch Alles liegt in Gottes Hand!"

Indessen hatten sie die Höhen und Schluchten der Alp verlassen und sahen sich in einem ebenen Thale, das sich allmählig vor ihren Blicken erweiterte; die waldigen Gipfel und Felsen, die mit manchem alten Schlosse prangten, traten mehr und mehr zurück, und vor ihren Augen erhob sich, fast senkrecht, der majestätische Fels-Kegel, welcher die, einst für unüberwindlich gehaltene Feste Hohentwiel trägt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wanderung durch die Gebirge der alten Volsker und Herniker.

(Beschluß.)

Hinter Frosinone kamen wir in eine bessere Straße. Die Aussicht blieb immer dieselbe, gleich groß und frei. Wir sahen die Gebirge, deren Anblick den Weg durch die pontinischen Sümpfe erleichtert, die das Land der Circe noch heute wie vor Jahrtausenden, mit einem unbeschreiblichen Zauber umgeben, die bei Terracina und Gaeta in den phantastischten Formen glänzen, hier im Rükken an, wo sie zwar immer groß und schön, aber weniger mannigfaltig als von der Meeresseite aus, erscheinen. — Gegen Abend kamen wir in Ferentino (häufig, obwohl unrichtig geschrieben Fiorentino) an, einer kleinen Stadt, deren Bürger sämmtlich von ländlicher Arbeit leben. Auch dieser Ort liegt auf einer Anhöhe, welche die schönsten Aussichten gewährt. Ein großes Haus, wie ein verwünschtes Schloß, in ächt italienischem Styl, d. h. mit wenigen ganzen Fenstern und überall offenen Thüren, das von dem Vetturin für die beste oder vielmehr einzige Herberge der Stadt ausgegeben wurde, empfing uns hier. Eine sehr dicke aber gutmüthige Wirthin und ein origineller Wirth, der zwar unaufhörlich beschäftigt war, eigentlich aber nichts vor sich brachte, boten uns die besten Betten und ein schönes Abendbrod, bestehend aus mehreren Gerichten, an. Daß dabei Alles von der ersten Qualität sey, verstand sich von selbst. Da wir in Italien keine Neulinge mehr waren, so schenkten wir diesen Versprechungen wenig Glauben, schienen indeß mit Allem zufrieden zu seyn, und verbaten uns nur Lamm- und Ziegenbraten, zwei Dinge, die, so patriarchalisch sie seyn mögen, zu unsern Antipathien gehören.

Ein kleiner Junge von dreizehn Jahren, der jüngste Sprößling unseres Wirths, erbot sich, uns die Merkwürdigkeiten von Ferentino zu zeigen, und wir folgten ihm um so lieber, da uns in dieser Gegend, über welche die meisten Reisebeschreiber schweigen, fast Alles neu war.

Wir gingen durch kleine krumme Straßen hin, in denen gleichwohl Alles voller Leben erschien, da diese Gegend, ihrer großen Fruchtbarkeit wegen, sehr bevölkert ist. An unsern jungen Wegweiser schlossen sich einige Männer mit auffallend glänzenden Augen und schönen kräftigen Gestalten

an, die sich freiwillig erboten, uns die Merkwürdigkeiten von Ferentino zu zeigen. Am westlichen Ende der Stadt fanden wir zwei römische Thore, fast völlig erhalten, in herrlichen Quadern erbaut, und Reste der alten Via Labicana, oder richtiger Latina. Wir waren erfreut in dieser schönen Natur auch Monumenten der Kunst zu begegnen, unsere Freude wuchs aber bedeutend, als wir nicht weit davon die cyklopischen Mauern von Ferentino fanden, die nicht zu den lezten Merkwürdigkeiten dieser Gegend gehören. Diese Mauern werden von ungeheuern Polygonen gebildet, die mit großer Kraftanstrengung zusammengefügt sind, auf deren Höhe sich aber ein zweiter, niedrigerer Bau aus spätern Zeiten erhoben hat, ohngefähr wie bei dem Grabmahle der Cäcilia Metella.

Es ist hier nicht der Ort, Vermuthungen über die Gründung dieser Bauwerke anzustellen, nur so viel ist historisch, daß anfänglich hier Volsker, dann Herniker wohnten, von den punischen Kriegen an römische Kolonien hergeführt wurden, und die aus Rom gesandten Prätoren, wie aus Ciceros pro domo sua gehaltener Rede hervorgeht, unter den Eingebornen häufig eine sehr harte Herrschaft ausübten.

Wir kamen in unser Wirthshaus zurück und hier erwartete uns ein ächt italienisches Abendbrod, voll Genusses auf der einen, und voller Entbehrungen auf der andern Seite. Unsere Kollation, die so viel besprochen, war noch nicht fertig, und wir begaben uns anstatt auf unser Zimmer, in einen großen Saal zu ebener Erde, der Schenkstube, Küche und Vorrathskammer zugleich war. Im Hintergrunde saßen an einer schmalen Tafel eine Menge junger Männer aus Ferentino, die anstatt zu Hause, nach italienischer Art, ihr Abendbrod in der Trattorie suchten, und da es Sonntag war, der Flasche fleißig zusprachen. Sie wurden von dem riesenhaften Sohne des Wirths, einem schönen jungen Menschen und einer Magd bedient, die in großem Staat, das heißt in phantastisch bunten Kleidern und einem glänzend weißen Schleier, in der Mitte des Saals an einem Balkon saß, und die Getränke austheilte. Diese junge Person, die in einen der ländlichen Gäste verliebt schien, würdigte uns keines Blickes. Wir, d. h. zwei deutsche Reisende, saßen indessen an einem freistehenden Herde, um den rings Bänke standen, und bildeten die Hauptpersonen, um die das Gros der Familie beschäftigt war. Der Wirth erschien von Zeit zu Zeit mit einem Löffel und nahm den Schaum aus einem Topfe, in welchem ein Huhn für uns gekocht wurde, indem er das Gefäß dem Feuer bald näher, bald entfernter rückte. Er bediente sich, um in dasselbe zu leuchten, einer Art Lampe, die uns bedenklich machte, da ihre Ingredienzen sich leicht mit dem Abendbrod vermischen konnten. Von Zeit zu Zeit ließ er einen Ausdruck der Zufriedenheit über das Verhalten des kochenden Huhns fallen, das uns zu verstehen geben sollte, daß Alles gut gehe. Während dieser Zeit saß seine Tochter, ein Mädchen von 15 bis 16 Jahren, uns gerade gegenüber und betrachtete uns mit ernsthaften, neugierigen Blicken, so, als wenn sie zum erstenmale Fremde sähe. Da sie ungemein hübsch war, so ermüdete uns ihre Art von stummer Aufmerksamkeit nicht, und wir vergaßen über dieser holden Figur der elenden Präparate, die zu unserm Abendbrod gemacht wurden, die uns jezt immer deutlicher einleuchteten. Diese italienische Wirthstochter wußte ihre edle Gestalt und ihr schönes Gesicht so anmuthig zu wenden, so leicht zu tragen, so sinnend zu stützen, daß wir uns nicht leicht eines hübschern Bildes erinnern. Endlich schlug die verhängnißvolle Stunde unsers Nachtessens, zu dem wir uns eine Treppe hinauf in das Zimmer der Familie, wie sich unsere Wirthin ausdrückte, begaben, wo ungeheuer große Betten standen und die Wände mit Heiligenbildern überdeckt waren. Bei unserer Aufwartung war, nach patriarchalischer Art, die ganze Familie beschäftigt und unser Liebling brachte uns den Salat, die einzige erträgliche Substanz unsers Soupé's.

Wir begaben uns endlich zur Ruhe neben dem Zimmer der Familie, was wir anfänglich für eine Art Auszeichnung zu halten geneigt waren. Wir hörten zwar die Stimme und den Tritt unserer schönen Hausgenossin, wurden dagegen von römischen Flöhen dermaßen zernagt, daß uns diese Nacht, die so angenehm begonnen hatte, in ihrem Verlaufe ungemein verdrießlich wurde. Keiner von uns konnte ein Auge schließen und diese Pönitenz dauerte bis zum Morgen, der für unsere Ungeduld spät genug herankam.

Die Erinnerung an die cyklopischen Mauern, das schöne Mädchen in Ferentino und die kleinen Vampyre, diese drei Dinge, so verschieden sie unter sich sind, werden noch lange ein lustiges Bild in unserm italienischen Reiseleben abgeben.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juli.

Geographische Gesellschaft. Beabsichtigte Weltumseglung.

Am 16. dieses Monats versammelten sich die Mitglieder der neuen geographischen Gesellschaft zum ersten Male zu einer nur vorbereitenden Sitzung unter dem Vorsitze des bei der Admiralität einen hohen Posten begleitenden Herrn Barrow. So haben endlich die hiesigen Gelehrten sich entschlossen, zur Förderung der Erdkunde nach einem höhern wissenschaftlichen Standpunkte zusammenzutreten, und sich dadurch vom Vorwurfe befreit, den ihnen mehrere Hauptstädte des Kontinents mit Recht machen konnten. Das Ausland darf aber auch nunmehr mit Zuversicht auf manche ausgezeichnete Leistungen hoffen. Zuvörderst spricht dafür der Entschluß der Stifter, keine blos prunkende, sondern vielmehr eine arbeitende Gesellschaft bilden und eifrig ans Werk gehen zu wollen; Namen, wie Barrow, Leake, Franklin, Frazer, Elphinstone, Hall, Smyth und viele andere ausgezeichnete Männer, welche die Geschäfts-

führung als Ausschuß leiten, bürgen schon für ein kräftiges Streben; und in welchem Lande kann auch wirklich ein löblicher Ehrgeiz dieser Art leichter befriedigt werden? Herrn des Meeres, im Besitz unermeßlicher Länderstriche in allen Welttheilen und mit dem angebornen Hange zu weiten Reisen, besitzen die Engländer bei weitem mehr Hülfsmittel aller Art, als jedes andere Volk, und es fehlte nur ein leitender Verein, der die Anregung zu einer mehr wissenschaftlichen Behandlung dieses Zweiges der Literatur zu geben vermöchte. Die meisten Mitglieder des Ministeriums, wie der Herzog Wellington, Lord Aberdeen, Melville, Sir George Murray u. s. w. sind der Gesellschaft beigetreten, und der Vorsitzer gab die officielle Versicherung, daß sowohl die Admiralität, als das Colonialdepartement, an deren Spitze die beiden letztgenannten Minister stehen, mit der größten Bereitwilligkeit die Schätze ihrer Archive und Documente im Fache der Länderkunde, Statistik u. s. w. der Gesellschaft mittheilen werden. Die Zahl der Mitglieder übersteigt bereits vier Hundert, unter welchen sehr viele dem Auslande rühmlichst bekannte Geographen und Naturforscher sich befinden. In jener ersten Sitzung wurde beschlossen, vorläufig alle Gouverneurs sämmtlicher Brittischen Besitzungen in und außerhalb Europa von ihrer Constituirung in Kenntniß zu setzen, und sie zur Theilnahme und Mitwirkung einzuladen. Auch wurde auf eine Anfrage des Herzogs von Bedford die gegründete Hoffnung geäußert, daß die seit mehreren Jahren bestehende Afrikanische Gesellschaft sich mit dieser neuen vereinigen und derselben ihre Sammlungen überliefern werde. Auch der Präsident der ostindischen Compagnie hat als Mitglied seine thätige Mitwirkung versprochen; man darf daher mit Recht von dieser Gesellschaft viel Vorzügliches erwarten. Die erste allgemeine Sitzung ist auf den November d. J. anberaumt. Da hier einmal von Länderkunde die Rede ist, so mag auch eine neue Weltumseglung nicht unerwähnt bleiben, die der Reisende Buckingham beabsichtigt, und die wegen ihrer Eigenthümlichkeit — sie wird auf Subscription unternommen — gewiß der Aufmerksamkeit des Auslandes nicht unwerth ist. Die Schicksale Buckinghams sind bekannt. Als Seemann erzogen und später von der ostindischen Compagnie wegen Aufdeckung vieler Mißbräuche in Ostindien verfolgt, ist er im Bewußtseyn der Gerechtigkeit seiner Sache als der furchtbarste und wirksamste Feind der Compagnie aufgetreten; er hat das ganze Land gegen diese monopolistische Gesellschaft eingenommen und ihren außerordentlichen Einfluß *) tief untergraben.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Es ist Thatsache, die hier ohne Furcht einer Widerlegung angeführt werden kann, daß es beinahe keine einzige angesehene Familie der höheren und besseren Classen im ganzen Königreiche giebt, die nicht durch Dienstverhältnisse von Blutsverwandten in den asiatischen Besitzungen mittelbar oder unmittelbar im Verbande mit der ostindischen Compagnie stünde. Die unermeßlichen Länderbesitzungen in Asien, die Besetzung aller Civil- und Militärstellen vom Fähndrich an durch Europäer, die Verheerungen des Climas, wodurch fortwährend eine Menge neuer Candidaten angestellt wird, und die Vortheile, welche der Dienst immerhin noch gewährt, erklären jenes Phänomen. Dennoch wankt der Einfluß des mächtigen Körpers, weil auch nach seinem Hinscheiden der Länderbesitz der Nation verbleibt, und die Einzelnen nur einen sicherern Herrn — den Staat selbst — erhalten.

Lyon, Juni.

(Fortsetzung.)

Jacotot'sche Zeichenmethode.

Die Anwendung der Methode Jacotot auf den Unterricht im Zeichnen hat hier schon viele Freunde, und selbst Manche von denen sind ihr geneigt, die sich früher dagegen erklärten. In dieser Beziehung kam vor Kurzem ein recht bezeichnender Umstand vor. An der Mauer der Zeichenschule von St. Pierre, wo die Methode Jacotot nicht angewendet wird, arbeitete ein Tüncher, dessen Bube, ungefähr zwölf Jahr alt, ihm Anfangs bei der Arbeit hilft, aber bald müde wird und zu seiner Schiefertafel greift, um darauf sehr verkleinert mit einigen kecken Strichen eine Büste abzuzeichnen, die in der Nähe stand. Eben war er im Begriff die Zeichnung wieder auszuwischen und eine andere zu machen, als Artaud, der Director der Zeichenschule, zu ihm tritt. Der Professor urtheilt, der Knabe müsse drei Jahre lang Privatunterricht im Zeichnen gehabt haben. Darauf erfährt er, erst seit drei Monaten gehe er mit vielen andern Knaben in die Jacotot'sche Schule, und angefangen habe er mit dem Kopf des Apolls von Belvedere. Der Professor ergießt sich nun in bittern Tadel dieser verkehrten Methode, wo man damit anfange, wo andere Schüler aufhörten, vergißt aber ganz, daß der Knabe gerade durch diese Methode in so kurzer Zeit so weit gekommen. Man hält ihn vielmehr für ein ausgezeichnetes Genie und bewegt daher den Vater, ihn in die St. Peters-Zeichenschule zu schicken. Da dieselbe unentgeltlich ist, so willigte dieser ein. Was geschieht nun? Der geschickte Knabe schreitet nicht allein bei der da angewendeten Methode nicht vorwärts, sondern geht entschieden zurück, bis ihn der Vater da wieder wegnimmt und in seine ehemalige Zeichenschule bringt. Hier beginnen seine Fortschritte von Neuem und nehmen zu. Dieß ist aber gar nichts Außerordentliches, sondern bei allen Schülern wird das Gleiche bemerkt, was den Hauptgrundsatz der Jacotot'schen Lehrart — daß alle Schüler gleiche Anlagen hätten, und daß es nur Schuld des Lehrers wäre, wenn sie nicht gleich entwickelt würden — zu bestätigen scheint. Es ist nicht zu läugnen, diese Zeichenschule, die vorigen Winter begann, hat alle Erwartungen übertroffen, die selbst die Freunde der Jacotot'schen Methode von ihr gehegt hatten und die allen Andern übertrieben und lächerlich schienen. Jacotot, dieser Lyoner Pestalozzi, hat damit gewiß der Menschheit ein großes, nicht genug zu preisendes Geschenk gemacht. Unberechenbar sind diese Vortheile, die daraus für sie hervorgehen, denn in Beziehung auf Unterricht und geistige Ausbildung hört nun der doppelte, so niederdrückende Unterschied zwischen Bemittelten und Armen, Anlagevollen, Beschränkten und Talentlosen auf; von nun an wird der Unterricht weit weniger kosten, wie bisher, und mit einigem Eifer und Fleiß bringt es das geistesarme Kind, wenn auch nicht so weit wie das geistreiche, doch viel weiter, als bisher.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 188:

Vielleicht.

Logogryph.

Immer, so lange du lebst, mußt thun du, was ich gebiete;
Krankheit nur und der Tod machen dich ledig der Pflicht.
Nimm mir ein Doppelzeichen, so nenn' ich die köstliche Mutter,
Deren Söhne dich oft machen den Himmlischen gleich.
Aber ein Zeichen entfernt, und ich hasse die Berg' und die Hügel;
Nur das Flache benenn' ich und das Niedrige stets.
Rücke noch eines hinweg, und ich bin ein hebräisches Wörtlein.
Nun noch eines, und dir nenn' ich ein Zeichen der Schrift.

H. D.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 195.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 16. August 1830.

Welcher Unsterblichen
Soll der höchste Preis seyn?
Mit Niemand streit' ich,
Aber ich geb' ihn
Der ewig beweglichen,
Immer neuen,
Seltsamen Tochter Jovis,
Seinem Schooßkinde,
Der Phantasie.

Goethe.

Träume.

Von Viktor Hugo, übersetzt von J. B. Werner.

I.

Ihr Freunde! fern von Städten,
Fern von der Kön'ge Haus,
Fern von des Hofes Ketten,
Mich von der Welt zu retten,
O suchet, sucht mir aus,

Wo sich an dunkler Stelle
Die Seele träumend wiegt,
An silberklarer Quelle,
Wohin nicht Wind noch Welle
Des Menschenhaufens fliegt,

Auf wild verschlung'nen Wegen
Von ehedem ein Haus,
Eine Bucht am Strand gelegen,
Ein Nestchen in Gehegen,
Ein Schloß in Waldesgraus!

Sucht es in düstern Räumen
Recht ruhig, und bedeckt
Mit vielen, wilden Bäumen,
Mit schwermuthsvollen Träumen,
Im Schatten tief versteckt.

Da soll mein Lied verschwiegen,
Auf unbetret'ner Bahn,
Auf Rosen bald sich wiegen,
Bald mächt'gen Schwunges fliegen
Zum hohen Berg hinan;

Den Flügel soll's entfalten,
Und soll der Lüfte Reich,
Von keinem Band gehalten,
Den Raum durchmessend, spalten,
Dem freien Vogel gleich.

II.

Ein Traum trag' mich von hinnen
Fort aus gewohntem Raum;
Es soll mir nicht entrinnen,
Daß Nachts ich möge sinnen
Ob meinem Tagestraum!

Weiß, wie die Segel schweben
Am Horizontes Saum
Und einen Stern umweben,
Steh' zwischen meinem Leben
Und zwischen mir der Traum!

Du Muse, die in meine
Nacht niedertauchet licht,
Bestrahl' mit gold'nem Scheine,
Doch störe ja mir keine
Der Traumgestalten nicht!



Da sollen sich entfalten
All' die Gedanken mein,
Sich fest umschlungen halten,
Und freundlich mich umwalten,
Um meinen Heerd sich reih'n.

Und meinen Traum umschlingen,
Mit lichter Augen Schein,
Und wiegen und ihn schwingen,
Wie schwesterliches Singen
Das kleine Brüderlein!

III.

Auf hohem Meeresstrande,
In Wäldern, grün umlaubt,
Da athmet man, der Bande
So frei, daß man dem Lande
Den Himmel näher glaubt!

Und alles spricht und regt sich,
Gleich einem holden Traum,
Die Welle steigt und legt sich,
Es flüstert und bewegt sich
Die Luft im grünen Baum.

Der tiefsten Tief' entquollen,
Ein Lied erschallet, hehr;
Es ist der Sphären Grollen,
Es ist der Welten Rollen
Auf weitem Himmelsmeer.

Der Psalmen Wiederhallen
Ist's, zu Jehovas Lob,
In jenen Friedenshallen,
Wohin wir alle wallen,
Wer sich dem Staub enthob.

Wo keine Wunden bluten,
Kein Auge nimmer weint,
Wo sich, wie Gluth mit Gluthen,
Wo sich, wie Fluth mit Fluthen,
Mit Geistern Geist vereint!

IV.

Dieß Lied zu allen Zeiten
Süß weinender Natur
Hört man in Einsamkeiten;
Stadtlärm kann uns bereiten,
Ach! eitle Klänge nur.

Ein Fels, umschäumt von Wogen!
O Alt-Bretagnerland!
Ein Schloß mit goth'schen Bogen,
Vom Eichenwald umzogen! —
Nur trag' des Thurmes Rand,

Wo ich mir möchte bauen
Mein gastlich, wirthlich Haus,
Ein Thor, in Stein gehauen,
Und seine Stirn laß' schauen
Des Ephen's grünen Strauß!

Ein stolzes Wappen hange
Hoch an Kamines Saum,
Das hocherleuchtet prange,
Und ästereich umfange
Die Wand als wie ein Baum.

Im Sommer soll den reinen
Blauhimmel mir entzieh'n
Das Buchengrün, bescheinen
Im Winter soll die Meinen
Die Flamme im Kamin!

Und wenn des Nachtwinds Streichen
Die Lüfte seufzen macht
In meinen Wälder-Reichen,
Gespenstern sollen gleichen
Die Zinnen in der Nacht!

Auch sollen Mägdlein dienen
Mir aus dem Geisterland,
Umschwärmen mich wie Bienen,
Mit jugendlichen Mienen,
Im faltigen Gewand.

Von Helden, die gefallen,
Die Geister sollen zieh'n
Und flüchtig klagend wallen
Weiß, unter meinen Hallen,
Schwarz, vor den Fenstern hin.

V.

Wenn meine Mus' entschwungen
Ihr Nestlein trägt von dann'
Mit den beschwingten Jungen,
Wo einst der Tritt erklungen
Von einem Eisenmann:

So ist's, weil Herrlichkeiten
Der, wenn nicht bessern, doch
Viel schönern alten Zeiten
Ich lieb', und gern mag schreiten
Durch sie; — und dazu noch

Hat oft die Schwalb', errettet
Aus dem Gewittersturm,
Die kleine Brut gebettet
In's Geyernest, gekettet
An einen Felsenthurm.

Und ihre Kleinen stachen,
In Spielen mancherlei,
Mit ihren zarten, schwachen
Goldschnäbelchen, und brachen
Des Riesenvogels Ei.

So, unter Waffen werden
Im alten Heldenschloß,
Meine Lieder sich geberden,
Mit Helmen und mit Schwerdten,
Wie Zwerge, riesengroß!

VI.

So sollen meine Stunden
Im stolzen Ritterschloß
Mir grünen, leicht gebunden,
Gleichwie zum Kranz gewunden
Des Epheus grüner Sproß.

Schloß aber oder schlichte
Strohhütte — von der Zeit
Getrennt, leb' ich vom Lichte,
Vom Traume, vom Gesichte,
Und in Vergessenheit!

Mariens Reise.

(Fortsetzung.)

Während sie am Fuße dieses merkwürdigen Berges vorbeifuhren, unterhielt sie der Kutscher von der wunderbaren Belagerung, da General Wiederhold im 30jährigen Kriege dieses Schloß drei Jahre gegen die kaiserlichen Heere vertheidigte. Sie fuhren durch die Gehölze, welche das Thal zwischen Hohentwiel und dem Bodensee bedecken, und der Vater zeigte Marien schon die Stadtthürme und Kirchen von Rorschach: „in einer halben Stunde sind wir außer aller Gefahr der Verfolgung, dann wird uns ein Boot aus diesem Hafen über den See in mein freies Schweizerland hinübertragen!

„Herr," rief Ludwig, „da kommen vier Reiter hinter uns im Galopp angesprengt. Sind das Räuber oder schwedische Reiter, die vom dreißigjährigen Krieg noch übrig geblieben sind?" — „Es scheinen Landdragoner von Hohentwiel zu seyn," sagte der Kutscher; „sie suchen vielleicht einen aus dem Schloß entwischten Verbrecher." In demselben Augenblick hatten die Reiter die Kutsche erreicht, und während zwei von ihnen dem Kutscher Halt zu machen befahlen, zeigte sich an jedem Kutschenschlage unter einem dreieckigen Bortenhute mit Federbusch ein altes rothbraunes Gesicht. „Sind Sie der Förster Bernhard von Marchthal?" fragte der Korporal. „Ich bin's," antwortete nach kurzer Zögerung der Förster mit einem trostlosen Blicke auf seine Tochter. „Sie sind des Mords und der Empörung angeklagt, und ich nehme Sie im Namen des Herzogs in Verhaft." — „Wie Gott will," sagte der Förster. „Aber ich hoffe, dieses unschuldige Geschöpf wird ungehindert zu ihren Verwandten gehen dürfen." Förster Bernhard von Marchthal, mit seiner Tochter und einem andern Mitschuldigen, heißt es in meiner Ordre. Kutscher, an der nächsten Ecke fährst Du rechts. Ist der Bursche vorn gebunden?"

Bald waren sie am Berge angelangt. Die erschöpften Pferde schleppten nur langsam und unter vielen Peitschenhieben des Kutschers und den Flüchen der Reiter die Kutsche die Höhe hinan. In derselben wurde kein Wort gesprochen; nur sagte der Vater: „Tochter, lasse mir den einzigen Trost, daß ich Etwas in dieser Welt nicht vergeblich gethan, daß ich Dich beten gelehrt habe. Wenn wir getrennt werden, was vielleicht bald und für immer geschieht, so wanke nicht in Deinem Vertrauen auf Gott, und bete für Deinen Vater!" Marie hörte ihn kaum. Sie betete schon, ihre Augenlieder waren geschlossen, ihr Haupt geneigt, und ihre Hände ruhten gefaltet auf ihren Knieen.

Endlich rasselte die Zugbrücke herab, die Angeln der Thore knarrten, und der hohle Schall der Hufe zeigte ihnen an, daß sie durch den gewölbten Thorweg in das untere Schloß einfuhren. Man deutete ihnen an, zu halten und auszusteigen. Kaum hatten sie Zeit, einen Blick umher zu werfen, welcher ihnen zeigte, daß sie sich auf einem offenen Platze befanden, der von vier großen, regelmäßigen Gebäuden umschlossen war, so brach man schon mit ihnen nach der obern Festung auf. Sie mußten durch viele Thore gehen, bei welchen sie von den Invaliden, die Hunderte von dergleichen Unglücklichen denselben Weg hatten gehen sehen, mit gleichgültigen Augen betrachtet wurden. Nur am lezten Thore sagte ein silberhaariger, aber noch kräftiger Feldwebel in tiefem Baß, jedoch mit einem mitleidigen Blick auf Marie: „Fast ein zu schöner Vogel für einen so alten finsteren Käfig!" Auf einem offenen Platz mußten sie wieder Halt machen, Mariens Angst stieg bei diesem Verzug zur höchsten Pein; da lenkte der Vater ihre Aufmerksamkeit auf die Landschaft, die unter und vor ihnen ausgebreitet lag; im grauen Abendduft zeigten sich die Alpen von Tyrol, der hohe Sentis und die weiter entlegenen Gebirgsspitzen von Glaris und Graubündten, eine Reihe mächtiger, silbergrauer Riesen. Blitzende Streifen fielen von ihren Schultern nieder, ihre starren Häupter erglühten in duftigem, durchsichtigem Purpurroth. Hinter ihnen hing ein dunkelschwarzer Mantel von Regengewölk, vor ihnen, als wäre es zu ihren Füßen, breitete sich mit seinen Buchten der klare Spiegel des Bodensees aus, der das ganze Land, bis zu den glühenden Berggipfeln hinauf, wiederstrahlte.

Zwei-, dreimal versuchte es der Vater zu reden, aber immer schlossen sich seine Lippen wieder. Endlich deutete sein ausgestreckter Finger in sicherer Richtung, und er sagte mit leiser Stimme: „Dort ist das Thal meiner Heimath; hinter jenen zwei Bergspitzen liegt meines Vaters Haus.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juli.

(Fortsetzung.)

Buckinghams projektirte Reise um die Welt.

Buckingham gehört zu den Menschen, denen es zu Hause nie behagt, und so entschloß er sich, ein neuer Weltumsegler zu werden und dabei folgende Zwecke zu verfolgen: 1) einen größern Markt für die Consumption brittischer Kunsterzeugnisse zu suchen, 2) neue Austauschartikel aufzufinden, 3) unsere Kenntnisse des gesellschaftlichen Zustandes in China zu erweitern, und 4) europäische Kultur unter die Asiaten, durch Mittheilung von Modellen zum Ackerbau, Zeichnungen, Schriften u. s. w. zu verbreiten. Er will also den Handel in genauere Verbindung mit den Werkzeugen zu einer höhern Kultur bringen, als bisher geschehen war, und gerade von diesem Gesichtspunkte aus verdient sein Plan die allgemeine Aufmerksamkeit der Handelsstaaten. Wie selten segelt ein Kauffahrteischiff aus Europa nach andern Welttheilen ab, dessen Rheder die Absicht haben, der Wissenschaft oder der Kultur des Menschengeschlechts auch nur entfernt zu dienen! Und auf diese Weise kann doch so viel geleistet werden. Buckinghams Hauptaugenmerk bei seiner Unternehmung ist aber auf den indischen Archipel und alle Inseln und Küstenländer von der Straße von Malacca bis zum nordöstlichen China gerichtet. Vom Publikum verlangt er zu diesem Behufe ein völlig ausgerüstetes Schiff als Geschenk; allerdings ein großes Geschenk, da die Kosten eines zu einer solchen Unternehmung tauglichen Schiffes auf wenigstens 5000 Pf. angeschlagen werden müssen. Zweihundert Personen, worunter die Herzoge von Sussex, Glocester, Somerset, Bedford, Leicester, Devonshire und viele andere Lords und Parlamentsmitglieder, haben sich schon jeder für fünf Guineen unterzeichnet. Da aber eine Summe von 1000 Pf. lange nicht hinreicht, Buckingham mit einem solchen Meuble, als ein Weltumseglungsschiff ist, zu versehen, so wurde vor wenig Tagen unter dem Vorsitze des Herzogs von Sussex eine öffentliche Versammlung im Hörsale der Royal Institution gehalten, und somit das ganze Publikum zur Theilnahme eingeladen. Es war eine Freude, Männer, wie der Herzog von Sussex, Lord John Russel, Durham, Sir Sydney Smith, Sir Alexander Johnstone mit vieler Beredtsamkeit und in den wärmsten Ausdrücken ihre Gefühle und Ansichten über die Nützlichkeit einer solchen Unternehmung äußern zu hören. Der Saal war mit Damen und Herren gefüllt; der Held von Acre, Sir Sydney Smith, wurde mit den größten Beifallsbezeugungen begrüßt, und als der Herzog von Sussex unter andern bemerkte, daß er in Folge des vertrauten Umgangs mit seinem königlichen Bruder die Versicherung geben könne, daß sein erster Gedanke die Beförderung des Glückes seines freien und geliebten Volkes sey, wollte das Beifallsrufen gar nicht aufhören. Solche Art von Oeffentlichkeit ist es, welche einen so mächtigen Einfluß auf die Nationalität dieses Volkes ausübt, und es zur größten und mächtigsten Nation der Erde stempelt, trotz aller Scheelblicke und Verläumdungen. Buckingham selbst entwickelte in einer meisterhaften Darstellung den Umfang seines Planes; durch den Tauschhandel hofft er alle Kosten seiner Unternehmung zu bestreiten, nur ein Schiff verlangt er kostenfrei, und es ist kein Zweifel, daß er es zuletzt bekommen wird.

(Der Beschluß folgt.)

Lyon, Juni.

(Fortsetzung.)

Jacotot und das Urtheil der Universität über ihn.

Durch die Jacototsche Methode ist die Laufbahn der Wissenschaften und Künste Allen geöffnet, die sich mit Ernst damit beschäftigen wollen, Reichen und Armen. Genie und Talent ist nicht mehr das ausschließliche Privilegium einiger Wenigen, von der Natur Begünstigteren, sondern der gewisse Lohn für Arbeitsamkeit, Mühe und Beständigkeit. Diese Methode bewirkt jezt in allen Lehrfächern eine so große Umgestaltung in Frankreich, daß ich noch einmal darauf zurückkommen muß, wiewohl ich schon früher in einem meiner Lyoner Berichte fürs Morgenblatt in Kürze davon gesprochen habe. Schon lange ist in allen Ecken die Rede davon, aber im Klaren sind nur Wenige. Es hat auch keine kleinen Schwierigkeiten, darüber ein klares und richtiges Urtheil zu fällen, zumal wenn sich Vorurtheil und vorgefaßte Meinungen einmischen. Das liebe Publikum horcht rechts und horcht links und wiederholt, was es eben zulezt gehört. In gar manchen Ländern ist ein Vater recht in Verlegenheit, wenn er über den Unterricht seines Sohns einen Entschluß fassen will; da werden ihm hundert Methoden anempfohlen, von denen jede die beste seyn soll. Bei uns in Frankreich ist dies ganz anders, da sorgt die Universität für Alles; unter ihr steht, unter ihr lernt, wer Mediziner, Jurist, Theolog, Kaufmann, Diplomat oder Soldat werden will. Sie weiß Alles, sie kennt Alles, ihre Methode ist die allein herrschende, die allein seeligmachende. Daß daraus entsetzlich viel Unwesen für den Unterricht hervorgegangen, begreift in Frankreich jedes Kind, außer die Herrn von der Universität, die davon leben. Gehört man aber nicht zur Universität, und bedenkt man mit kaltem Blut, daß diese uralte Anstalt und Körperschaft immer in ihrem alten Zustand aufrecht gehalten und gestüzt wurde, während Alles um sie her in Staub und Trümmer fiel, dafür aber viel neues, junges und kräftiges Leben aufsproßte, so möchte man glauben, sie sey in ihrem Geschäft vollkommen geworden und habe darin alle Geschicklichkeit weg, ja sie habe sich wie Andere eine Art von Legitimität erworben. Dies erklärt, warum Jacotot so verschiedenartig beurtheilt worden, selbst von unterrichteten Männern. Sämmtliche Universitätsleute schrieen gleich, die neue Lehrart sey absurd und schädlich. Dies war nicht sowohl ihre Ueberzeugung, sondern das Handwerk forderte, das Publikum zu verdutzen und dagegen einzunehmen, ehe es recht nachdenke und prüfe. Es wird bei der Universität wie im Handel gemacht: neue Konkurrenten müssen erdrückt werden, es koste, was es wolle. Dies ist im Grunde der Universität als Körperschaft gar nicht übel zu nehmen; wir würden es vielleicht eben so machen, wenn wir dazu gehörten. So viel ist gewiß, man muß die Universität nicht hören, wenn sie über Jacotot spricht, und ihn nicht, wenn er sich über die Universität und über gelehrte Körperschaften überhaupt äußert. Auch in Belgien, wo Jacotot zuerst auftrat und wo er noch lebt, besteht eine Universität; auch sie war dem Mann und seinem System abgeneigt; er aber hatte feste Beharrlichkeit, und die Sache war für ihn entschieden, als er mehrere ausgezeichnete Schulmänner gezogen hatte, die hernach mit ihm arbeiteten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 83.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 196.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 17. August 1830.

Das Gespinnst der Lüge umstrickt die Besten; der Schein regiert
Die Welt und die Gerechtigkeit ist nur auf der Bühne.

Schiller.

J. J. Rousseau, David Hume und Horaz Walpole.

(Fortsetzung von Nro. 192.)

David Hume tritt nur für einige Monate in Jean Jacques Leben ein, stand aber in dieser Zeit in so genauer Verbindung mit ihm, und hatte so viel Einfluß auf dessen kurzen Aufenthalt in England, daß er unter seinen Zeitgenossen nicht fehlen darf. Wie Hume in seiner Geschichte von England falsch, partheiisch und unzusammenhängend ist, so auch in seinem übrigen Leben und Thun. Dieß hat Niemand besser dargethan als sein Freund und Landsmann Horaz Walpole, der ihn kurzweg einen Lügner nennt. Während er in Paris mit Jean Jacques in freundlichem Verhältniß stand, machte er in Gesellschaft Witze über ihn, unter andern über einen Brief, den Friedrich II. an Rousseau geschrieben haben sollte. Diesen Gedanken faßte Horaz Walpole auf, um darnach einen solchen Friedrichsbrief aufzusetzen und unter seinen Bekannten kursiren zu lassen, worüber denn nach damaliger Weise viel gelacht und über Jean Jacques gespottet wurde. Während Hume sich so über Rousseau äußerte, that er sein Möglichstes, um ihn zu einer Reise und zu einem Aufenthalt in England zu bewegen. Dieß geschah auch, und Hume gab sich wirklich viel Mühe, ihm dort eine angenehme Existenz zu verschaffen. Diese Bemühungen scheiterten aber an Jean Jacques Eigensinn und Verblendung. Unglücklicherweise erfuhr er eines Tags durch einen Brief aus Paris, wie sich Hume in derselben Zeit über ihn lustig gemacht, wo er ihn unter hundert Freundschaftsversicherungen einlud, mit ihm nach England zu gehen. Weiter bedurfte es nichts, um ein Gemüth, wie Rousseaus, leidenschaftlich aufzuregen. Er schrieb Hume einen heftigen Absagebrief. Hume fürchtete, derselbe werde in Paris bekannt werden und ihm durch so manches Wahre, das er enthielt, bei seiner Coterie schaden. Um ihm zuvorzukommen und die Gemüther für sich zu gewinnen, ließ er ihn selbst in einem Exposé succinct drucken, an dem Holbach, Suard und d'Alembert gearbeitet haben. In einer Vorrede lobt sich Hume selbst auf ganz unverschämte Weise, oder läßt sich von seinen Leuten lobhudeln. Dieß Betragen schadete ihm aber sehr bei allen Gutdenkenden, denn Jedermann sah ein, daß er nicht nöthig gehabt hätte, diese reine Privatsache öffentlich zu machen, wenn er sich damit nicht hätte weiß brennen wollen. Qui s'excuse, s'accuse, dachten alle. Rousseau hingegen schlug den richtigeren Weg ein — er schwieg. Hume charakterisirt sich vollständig in seiner unzarten Untersuchung über Jean Jacques Vermögensumstände, worüber mehrere Briefe von ihm vorhanden sind. Einmal sagt er, Rousseau habe doch wahrscheinlich ein ganz geringes Einkommen, was er ihm verschwiegen. Er wollte sogar darüber durch Madame Boufflers Nachfragen bei dem Wechsler Rougemont in Paris anstellen lassen, diese Dame aber that es nicht, denn sie kannte Jean Jacques recht gut, und wußte, daß er keiner Verstellung fähig sey. Später, als das Exposé succinct unter

Humes, Suards und d'Alemberts Zusammenwirken gegen Rousseau herauskam, war obige Vermuthung zur Gewißheit geworden, und Hume sagte: „ich weiß jezt ganz gewiß, daß Rousseaus Vorgeben von Elend und Armuth nichts ist, als eine Charlatanerie, wodurch sich der Mann nur interessanter machen, und das Mitleid anderer mehr rege machen will.“ Seitdem hat man mit Gewißheit erfahren, daß Hume die Unwahrheit gesagt hat. Nie hat Rousseau seinen kleinen Vermögenszustand verhehlt, im Gegentheil, er spricht manchmal davon, und das fand sich auch genau so nach seinem Tod. Er hatte 1140 Livres jährliche Leibrente, wovon 600 Livres Theresen blieben. Diese Rente kam von Jean Jacques Buchhändler, der sie aus Erkenntlichkeit für den großen Vortheil zahlte, der ihm durch Rousseaus Schriften geworden war. Rousseaus Leben in Trie, Bourgoing, Paris und Ermenonville hat hinlänglich dargethan, daß seine Dürftigkeit keine Affektation war. Er wäre also allein in England reich gewesen. Im Jahr 1770 und nachher wohnte er in der Rue Platrière zu Paris im vierten Stockwerk, und kopirte Musik zu vierzig Sous täglich; später, 1776, ließ er eine Schrift cirkuliren, worin er für sich und Theresen um die Aufnahme in ein Hospital bat, und zwei Jahre darauf, 1778, starb er bei fremden Leuten unter gastlichem Dach. Corancez und Saint-Pierre haben uns Genaueres über das innere häusliche Leben dieses Reichen berichtet, der nicht so viel Wein bezahlen konnte, als seine Gesundheit erheischte, und darum täglich nur einmal welchen trank. Wie ganz anders war dieß bei Hume, der am Ende seines Lebens Alles im Ueberfluß hatte. Merkwürdig ist der hohe männliche Muth, mit dem er täglich seine Kräfte abnehmen sah. In einem Brief an Madame Boufflers spricht er über sein ganz nahes Ende, und beschreibt dabei die Symptome seiner Krankheit mit großem Gleichmuth und vieler Laune. So war auch sein Ende.

Horaz Walpole war der Sohn des berüchtigten Robert Walpole, Grafen von Orford, Großkanzlers, ersten Lords der Schatzkammer und Staatssekretärs, den die Engländer Vater der Bestechung nannten, weil er sich rühmte, den Preis aller Parlamentsglieder aus Erfahrung zu kennen. Dieser Muth der Schande hat seines Gleichen nicht gefunden. Von solchem Vater wurde Horaz Walpole erzogen. Geburtsadel war ihm zu Folge das erste und höchste Verdienst eines Mannes. Dieses unbegreifliche und doch bei den Hoch-Torys so häufige Vorurtheil war auch Ursache, warum Walpole die französischen Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts so sehr haßte, besonders Jean Jacques. „Ich bewundere Voltaire und Helvetius,“ sagte er oft, „kann aber Rousseau nicht ausstehen, weil er die Geburt nur für ein Werk des Zufalls hält.“ Deßhalb behauptete er auch, um sich einen Begriff von seinem persönlichen Charakter zu machen, müsse man zu vielen Prätensionen noch einen Gran Narrheit fügen. Indessen fiel doch auch Voltaire bald bei ihm in Ungnade, und aus seiner Achtung für ihn ward Verachtung. So schrieb er 1770: „ich habe alle Gemeinschaft und Verbindung mit ihm abgebrochen, weil mich seine Lügen und seine Niederträchtigkeit gar zu sehr erzürnen.“ Anders hätte er aber wohl von Rousseau gedacht, wenn er ihn persönlich gekannt hätte. Dieß war jedoch nie der Fall. Sie haben sich nie gesehen, und Walpole hat nur von dritten Personen von Jean Jacques reden hören. Denn als er im September 1765 nach Paris kam, war Rousseau auf der St. Pierre Insel, und im folgenden December kam er zwar für einige Wochen nach Paris, Walpole vermied aber mit ihm zusammenzukommen, denn er hatte schon im Sinn, den bewußten Brief des Königs von Preußen an ihn zu schmieden, um Jean Jacques damit lächerlich zu machen. Nicht ohne Interesse und Wahrheit ist, was Walpole 1765 über den Literaturgeist im Allgemeinen nach England schrieb: „Die Franzosen haben eine wahre Leidenschaft für alles, was Philosophie, Literatur und liberale Ideen betrifft. Ihre Philosophie hat mich jedoch nie angezogen und ihre Literatur bin ich herzlich satt. Ihre liberalen Ideen haben Sie mehr für sich, denn für andere.“ Walpole lebte in der Gesellschaft und war vielleicht gerade deßwegen Misanthrop. „Sie pressen mir das Herz zusammen,“ schrieb Madame du Deffand im Jänner 1767 an ihn, „wenn ich Sie so Ihren Haß gegen das Menschengeschlecht aussprechen höre. Hätten Sie denn so viel Ursache, sich über die Menschen zu beklagen? ich kann es nicht glauben. Sie sind also auf Ungeheuer, Hyänen und Krokodille gestoßen? Ich kann dieß nicht sagen, denn mir begegneten nur Narren, eitle Hansen, Charlatane, Neidhämmel und manchmal Hinterlistige. Nun sehen Sie, das hat mir den Muth nicht genommen.“

Es scheint, Walpole habe später seine Härte gegen Jean Jacques bereut, wenigstens sagt er in einem Briefe: „Rousseau ist ein großer Narr, aber man macht sich doch Vorwürfe, an seinem Unglück gearbeitet zu haben.“

Mariens Reise.

(Fortsetzung.)

Die Sonne war niedergesunken, der Alpen glühendes Roth erlosch, in den Wolken am Horizonte rollte ferner Donner. Der Gefängnißwärter stand vor ihnen. Sie mußten nun eine hohe Treppe hinaufsteigen, bis sie ein steinernes Gebäude erblickten, aus dessen obern Fenstern die Köpfe mehrerer wohlgekleideten Damen herabsahen; auf einer Doppeltreppe standen mehrere Offiziere, meistens invalide, alte Männer, steif gekleidet und gepudert. Aus ihrer Mitte erscholl des Kommandanten Stimme: „ist's dieser? Werft ihn in's finsterste Loch,

und schließt ihn am Boden fest, den verdammten Rebellen! Laßt mir ihn ja nicht entwischen, sag ich Euch; die Franzosen können uns ohnehin jeden Tag auf den Hals kommen." — „Und die junge Dirne — führt sie auch weg, in den viereckigen Nordthurm!" fuhr der Kommandant fort. Als Marie sah, daß sie von ihrem Vater getrennt werden sollte, schrie sie laut auf, flog in seine Arme und lag lange sprachlos an seinem Halse.

V.

Der alte Förster saß in einem engen, dumpfen Gefängnisse, an den Boden gefesselt, auf einem Bunde Stroh; er fühlte wenig Neugier, die Namen und halbverwischten Bemerkungen zu entziffern, welche die früheren Bewohner dieses traurigen Aufenthaltes an den Wänden zurückgelassen hatten. Zwei Mauerlücken hoch oben an der Wand ließen einen matten Lichtstrahl in das Dunkel fallen, das jezt von Zeit zu Zeit durch einen Blitz erhellt wurde. Bald wendeten sich seine Gedanken auf seine eigene Lage zu. Nachdem er die Umstände ruhiger und verständiger erwogen, als man es von seinem Charakter und seiner gegenwärtigen Stimmung hätte erwarten sollen, war es ihm nur allzu gewiß, daß der Tod ihm bevorstehe. Aus der Zeitung im lezten Flecken hatte er ersehen, daß Baron Moritz an seiner Wunde gestorben war, und daß alle Umstände des Vorfalls, so wie der Beistand, welchen ihm seine Untergebenen geleistet hatten, schlau benüzt worden waren, die That zu erschweren, und ihm eine vorbedachte revolutionäre Absicht unterzuschieben. Er war entschlossen, alle ihm zu Gebot stehenden Mittel aufzubieten, um seine Tochter von allem Verdachte der Theilnahme zu reinigen, die Herzen der Richter zu ihren Gunsten zu rühren, ihr eine sichere Unterkunft in einem entlegenen Orte auszumitteln, und dann zu sterben wie ein Mann. Seiner Lage vergessend, sprang er rasch auf, fühlte sich aber sogleich wieder von seinen Fesseln zu Boden gezogen, und die traurige Wirklichkeit eines langwierigen Gefängnisses stand, in schneidendem Kontraste mit den schnellvorausgeeilten Gedanken seiner Seele, vor ihm. Seine Stimmung hatte schon lange, seinem Willen und seiner Vernunft zum Troze, mit dem Donner außen zusammengeklungen, und nun erhob sich in ihm die alte leidenschaftliche Wuth, tobend gleich dem Sturm, der um die alten Festungswerke heulte. Längstentschlafene Qualen und Gewissensbisse kehrten wieder, und der ganze verwehte Zug vergangener Hoffnungen und Wünsche flüsterte ihm höhnend zu: „Ist dieß dein Ende und deine Bestimmung?" Sein ganzes düsteres Leben lag in einem Bilde vor ihm. So tief gewurzelt ist in der menschlichen Seele die Idee gleichmäßiger Vertheilung des Guten und des Bösen, und so innig verflochten ist sie mit unsern Wünschen für Glückseligkeit, daß unser Geist, dem oft die Aussicht in das verheißene Land der Vergeltung getrübt wird, schon in der gegenwärtigen Welt sich nach Ausgleichung umsieht, und entweder mitten in unverdientem Glücke ängstlich zittert, oder unter den Leiden eines lang andauernden Mißgeschickes sich unwillig empört, und noch vor seinem Ende Gerechtigkeit fordert. So murmelte auch eine Stimme in Bernhards Brust: „Habe ich nicht immer allein das Gute gewünscht, und auch nach dem Besten gestrebt? Und habe ich nicht selbst im größten Elende alle Menschen geliebt, sogar die glücklichsten? Und muß Unbesonnenheit durch das Schicksal zum Verbrechen gemacht werden? Muß jedes gute und edle Gefühl und jede Hoffnung sich in Hohn verkehren und mein Gewissen zerfleischen? Soll ich keine Zeit haben, meine Fehltritte gut zu machen, wie ich so heiß und sehnlichst wünschte? O mein Vater! soll dies die Versöhnung mit dir seyn, dies die lezte Kunde, welche dein sterbendes Ohr trifft: mein Tod durch das Schwerdt des Henkers! Und meine einzige Hoffnung auf dieser Erde, meine Marie! — ist dieß der versprochene Hafen ihrer Ruhe? — das Schaffot ihres Vaters!"

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juli.

(Beschluß.)

Owen. Wilhelm IV. Brittische Kunst.

Unter den mannigfachen Planen aller Art, welche die Engländer unaufhörlich in Bewegung erhalten, so daß der Ausspruch Bossuets noch immer auf England paßt: l'Angleterre plus agitée en sa terre et dans ses ports, que l'océan qui l'environne, verdient auch die Owensche Glückseligkeitsgesellschaft Erwähnung. Owens System ist bekannt; sein höchstes Prinzip ist Gütergemeinschaft im ausgedehntesten Sinne. In dieser Gemeinschaft findet er den Schlüssel zum ewigen Frieden. Religion, und zwar nicht blos die positive, will der enthusiastische Menschenfreund, wie Manche ihn hier nennen, wiewohl er diesen Namen gewiß nicht verdient, ganz verbannen. Damit nun seine Lehre Eingang finde, hält er jeden Sonntag zweimal Vorlesungen. Mit dem Schlage eilf Uhr Morgens und drei Uhr Nachmittags, wo sich sämmtliche Kirchthüren der Hauptstadt öffnen, nimmt auch der Hörsaal des Hrn. Owen in Leicester Place die gutmüthigen Anhänger seiner Lehre gegen die Eintrittsgebühr von drei und sechs Pence auf. Hier zieht der Weltweise furchtbar gegen alle Religion, alle bürgerlichen Institutionen los. Das Gefühl für erstere nannte er — ich war selbst zugegen — „mental slavery and cowardice;" gegen leztere zieht er mit seinem Grundsatze „no individual responsibility" zu Felde. Nach Beendigung seiner Vorlesung fordert er gewöhnlich die Anwesenden auf, ihm Fragen vorzulegen oder ihm ihre Zweifel über sein System mitzutheilen. Der gutmüthige Mann hat aber selten Zuhörer, die im Stande wären, sein System mit der Waffe strenger Prüfung des Unabhängigkeitsprinzips in der menschlichen Natur zu bekämpfen. Gewöhnlich sind es ab

geschmackte Fragen ohne Zusammenhang, die an ihn gerichtet werden, und die er, eine wahre ruse de guerre, eben so gewöhnlich mit begeisternden Deklamationen beantwortet. Glücklicherweise sind seine Spekulationen so ausschweifend, daß es ihm nie gelingen wird, für seine Meinung Viele zu gewinnen. Eine andere Aufregung gibt uns jezt der neue König und die Parlamentswahlen. König Wilhelm der Vierte scheint schon lange den Entschluß gefaßt zu haben, seinem Volke nach seiner Thronbesteigung zu zeigen, daß zwei Brüder in ihren Gesinnungen wie zwei Pole getrennt seyn können. König Wilhelm ist offen, treuherzig, ohne Falsch, ein guter Gatte, Vater, Freund und eifrigst bemüht, sich die wahrhaftige, nicht blos die Zeitungsliebe seines Volkes zu erwerben. Nie ist darum wohl das Andenken an einen Fürsten bei einer gewiß biedern und treuen Nation so schnell in Vergessenheit gerathen, als das Georgs des Vierten. Kaum hört man noch seinen Namen nennen, wiewohl Jedermann noch in Trauerkleidung erscheint, weil der Brauch es so will, und dieser nebst der Mode der unumschränkteste Gebieter der Britten ist. Es wird jezt als ein seltener Fall in der Geschichte angeführt, daß ein König von England in der Straße frei umherwandelt. König Wilhelm verschmäht gleich seinen Brüdern auf dem Kontinente jene Coquetterie seiner Vorgänger, und zeigt sich der Nation. Sollte man es nun glauben? die hohe Aristokratie und die Magnaten der Kirche rümpfen die Nase über diese Profanirung der königlichen Würde! Die Wahrheit ist, daß die Popularität des Fürsten ihren Stolz beleidigt. Die sprüchwörtlich gewordene Zurückgezogenheit des vorigen Königs in Windsor war für sie ein goldenes Zeitalter. Der hohe Adel stellte sich in den Vordergrund, die Krone war unsichtbar. Diese schönen Tage sind nicht mehr, und die Aristokratie muß vorläufig bon gre mal gré ihren Ton etwas herabstimmen, weil der König sich selbst als Herr seines Volkes zeigt. Als Seemann erzogen und einen Stolz darein sezend, ohne Prunk und einfach zu erscheinen, wo die Staatsformen es nicht anders fordern, ist er seinen Freunden ein Freund und will den Britten ein verlornes Paradies zurückbringen. Sein Benehmen gegen seinen vortrefflichen und gelehrten Bruder, den Herzog von Sussex, gegen Sir Sydney Smith und Sir Robert Wilson, welchem leztern er eigenhändig seine Beförderung zum Generallieutenant vom Jahre 1825 angezeigt haben soll, zeugen für ein königliches Herz. Beim lezten Lever schlug er mehrere gelehrte Personen, unter andern den Astronomen South und den Präsidenten der königlichen Malerakademie zu Rittern. An leztern erließ er ein offenes Schreiben mit der Bitte, ihm Plane vorzulegen, auf welche Weise die Kunst gehoben werden könnte. Dieses geschah kurz nachdem er mit der Königin unsere Gemäldeausstellung besucht hatte; wahrscheinlich fühlte dabei er und noch mehr die vortreffliche, kunstliebende deutsche Fürstin die in der englischen Schule, mit Ausnahme weniger ausgezeichneter Männer, herrschende Geistesarmuth. Allein alle Plane, die Kunst zu heben, sind fruchtlos, wenn die Nation selbst keinen Kunstsinn hat und das Höhere nicht zu empfinden vermag. Der ausgezeichnetste der brittischen Künstler, Wilkie, wurde nach dem Tode des Sir Thomas Lawrence vom vorigen Könige zum ersten Hofmaler ernannt. Die Mitglieder der Akademie, auf diese so schnelle Ernennung eifersüchtig, sahen hierin von Seiten des Hofes einen Versuch, einen Eingriff in die Freiheit der Präsidentenwahl zu thun, und im Unwillen wählten sie zum Präsidenten einen Mann, der, so liebenswürdig und vortrefflich er im Privatleben auch seyn mag, als Künstler nicht werth ist, einem Wilkie die Schuhriemen aufzulösen, und das Publikum gab dieser Wahl seinen Beifall, weil — Hr. Shee, der neue Präsident, ein Gentleman ist! Eine solche Akademie und ein solches Publikum verdienen in ihrer Mittelmäßigkeit zu bleiben.

R — s.

Lyon, Juni.

(Fortsezung.)

Jacotot.

Von diesem Augenblicke an bekam der allgemeine Unterricht einen außerordentlichen Schwung in dem Lande, Jacotots Ruf drang auch nach Paris. Dies war aber zu einer Zeit, wo das ganze Wissenschaftswesen seinen heutigen Ernst noch nicht erlangt hatte. Man sprach freilich einige Zeit davon, dann wurden aber einige anscheinend geistreiche Witze darüber gemacht, und nun lachte Alles über Jacotot und seine Methode. An Ueberlegung und Urtheil war dabei nicht zu denken, es wurde nur gelacht. Dies war in der Zeit, wo der Miroir und das alte Journal de Paris ihr Wesen trieben. Schon in einigen Monaten war Alles vergessen, und den M. Jacotot hielt man längst für todt, als er vor kurzer Zeit wieder auftrat, und diesmal nicht nur Paris, sondern das ganze denkende Frankreich in Rumor brachte, so daß es jezt fast zur Mode gehört, eine Reise nach Löwen zu machen, um sagen zu können: ich habe Jacotot kennen lernen. Der Mann selbst entspricht aber durchaus nicht seinem geistigen Ruf; er ist alt durch Jahre und Kränklichkeit, von vieljährigen Schmerzen, die ihm keinen Augenblick Ruhe lassen, niedergedrückt, und ein Schlag hat seine Halsmuskeln so gelähmt, daß er den Kopf immer in der Schlinge tragen muß, die er mit einer Hand hält. Dieser Kopf aber trägt den lebendigsten Ausdruck, wiewohl er immer zittert und das Gesicht über und über gerunzelt ist. Sein Blick ist durchdringend und sein Lächeln voll Spott, seine Unterhaltung voll Leben und Interesse. All' seine Gedanken sind eigenthümlich, und er kleidet sie in lebendigen, metaphorischen Ausdruck. Leicht vergißt man das Alter und die körperliche Gebrechlichkeit eines Mannes, dessen Ideen voll Leben und Feuer sind, und der mehr malt als spricht. Dies Alles genügt freilich nicht, um eine neue gute Unterrichtsmethode aufzustellen, es beweist aber die dünkelhafte Ungerechtigkeit seiner Feinde, die ihm allen Geist absprachen, aber nicht wenig erstaunten, als er der Universität auf ihre groben Angriffe auf eine Art antwortete, welche die Lacher ganz auf seine Seite brachte. Seit seine Lehrart in Frankreich ein so großes Aufsehen macht, sieht man eine Menge kleiner Pädagogen, die ihren armseligen Schriften ein: à la méthode de Jacotot vorsezen, um ihnen unter dieser Firma Abgang und Leser zu verschaffen; von des Mannes Geist ist aber nicht das Geringste an ihnen. Zuerst einige Worte über die Lehrart in Beziehung auf die Erlernung der eigenen Sprache und der fremden. Von allen Abhandlungen und Systemen, die je von Grammatikern, Rhetoren, Philosophen und Gelehrten aller Art ausgegangen sind, ist die Jacotot'sche die wunderlichste und unregelmäßigste. Gewöhnlich gehen die Methoden-Verfasser von einem Syllogismus, von einer Sentenz zur andern über. Der Styl ist schwer, feierlich und langweilig, wie der Gegenstand. Alles dies ist hier nicht der Fall; Jacotots Werk fängt mit Witz und Spaß an, und der füllt auch den größten Theil des Buchs. Spott über die Universität und die gelehrten Gesellschaften, denen er nicht das geringste Verdienst läßt, aber zumal Spott über die auf zehn Jahre berechnete Lehrmethode der Universität findet sich häufig und allzuhäufig.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 65.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 197.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 18. August 1830.

So tritt die Physiognomik auf den alten natürlichen Weg, auf den sie ihr Name weiset, nach welchem sie die Auslegerin der lebendigen Natur eines Menschen, gleichsam die Dolmetscherin seines sichtbar gewordenen Genius seyn soll.

Herder.

Die physischen Charaktere einiger europäischen Völker, in ihren Beziehungen zu Geschichte betrachtet.

Dritter Artikel.

Edwards hat zwar die Wohnplätze slavischer Völker, den Osten Europas, nicht besucht; dennoch aber fand er Gelegenheit, die physischen Charaktere dieser Volksstämme zu beobachten. Die kaiserlichen Truppen im lombardisch-venetianischen Königreich bestehen fast durchaus aus Schlesiern, Böhmen, Mährern, Polen und Ungarn. Er erhielt Erlaubniß, sie in allen ihren Quartieren zu besuchen und einen Zeichner mit sich zu nehmen. Zuerst suchte er auszufinden, ob an jedem dieser Völker Züge zu bemerken seyen, die jedes vom andern deutlich unterscheiden. Zu diesem Zweck stellte man in bedeutender Anzahl die Individuen zusammen, die aus Einem Lande waren und dieselbe Sprache hatten. So ward es ihm leicht, den charakteristischen Gesichtsausdruck dieser verschiedenen Nationen zu vergleichen; er konnte aber keine bestimmte Nationalphysiognomie herausfinden. Nicht lange aber, so bemerkte er, daß sich viele Individuen glichen, obgleich sie nicht aus demselben Lande waren, und bald stellte sich ihm der diesen Völkern *allen* gemeinschaftliche Typus rein dar. Die slavische Sprache ist auch fast allen gemeinschaftlich und die Sprachen dieser verschiedenen Völker sind nicht viel mehr als Dialekte derselben, worin alle Sprachforscher übereinstimmen.

Der Umriß des Kopfs, von vorne gesehen, stellt so ziemlich ein Viereck vor, denn die Breite beträgt fast so viel als die Höhe; oben ist der Kopf merklich abgeplattet und die Richtung der untern Kinnlade ist wagerecht. Die Nase ist nicht so lang als der Raum vom Kinn zur Nase; sie ist vom Einschnitt an der Wurzel an fast gerade, d. h. nicht merklich gebogen, und findet eine Krümmung statt, so ist die Linie der Nase etwas konkav, d. h. die Nasenspitze stülpt sich etwas nach oben; der untere Theil derselben ist ein wenig breit und die Spitze abgerundet. Die etwas tief liegenden Augen stehen genau in derselben Linie, und wenn sie einen besondern Charakter haben, so sind sie kleiner, als sie dem Verhältniß des Kopfes nach seyn sollten. Die nicht starken Augenbraunen stehen sehr nahe an den Augen, besonders am innern Augenwinkel; von hier laufen sie oft schief nach außen. Die Lippen sind nicht dick, der Mund springt nicht vor und steht weit näher an der Nase als am Rand des Kinns. Ein auffallender, sehr durchgreifender Charakter ist der schwache Bart; nur die Oberlippe macht eine Ausnahme davon. Diesen Typus findet man nicht allein bei Polen, Schlesiern, Mährern, Böhmen und Ungarn, er ist auch bei den Russen sehr häufig. Ohne Zweifel sind am Schädel dieser Völkerschaften noch andere Charaktere zu erkennen, um aber darüber ganz ins Reine zu kommen, müßte man an Ort und Stelle seyn. Edwards hat indessen seine Beobachtungen genützt, so gut er konnte.

Deutschland kann man nach den Völkern, die es bewohnen, in zwei ungleiche Hälften theilen; im westlichen

Deutschland wohnen Germanen, im größten Theil des östlichen Slaven, mit Germanen vermischt. Das eigentliche Oesterreich, wo durchaus deutsch gesprochen wird, ist fast überall von Ländern umgeben, in denen der Grundstock der Bevölkerung slavisch ist. Wahrscheinlich wohnten auch in Oesterreich vor der Eroberung der Deutschen Slaven, und diese Deutschen haben wohl, indem sie sich mit den Slaven mischten, die Sprache der Leztern verdrängt; auf den Gesichtern der jetzigen Bewohner werden aber ohne Zweifel die Charaktere beider Völker noch erkennbar seyn. Um sich davon zu überzeugen, ließ sich Edwards eine Anzahl geborner Wiener vorstellen, die, so weit sie wußten, aus deutschen Familien stammten, und erkannte bald zwei stark ausgeprägte Typen an ihnen, nämlich den slavischen und den germanischen.

Ein großer Theil der Bevölkerung Ungarns ist slavisch, aber mitten im Lande lebt ein Volk, das eine ganz andere Sprache spricht, die Magyaren, oder, nach Edwards, die eigentlichen Hungarn. Er hält sie für ein fremdes Volk, das sich erst später unter den Slaven, die von jeher im Besitz des Landes waren, niedergelassen hatte. Lange suchte er vergeblich unter den kaiserlichen Truppen nach Gestalten, die an die alten Hungarn oder ein anderes der Völker, die sich nach der Geschichte in jenem Lande niedergelassen haben, erinnern konnten. Endlich fiel ihm bei, daß er früher einmal zu Venedig auf den Galeeren Ungarn und darunter einen unter Mittelgröße gesehen hatte, der ihm sehr stark auffiel. Unwillkührlich rief er aus: „dieß ist ein Hunne!“ Während seiner bisherigen Beobachtungen zu Mailand hatte er fast lauter Grenadiere zu Gesicht bekommen; von jener Erinnerung geleitet, fragte er nun, ob es keine Ungarn von kleinem Wuchse gebe? Man führte ihm den einzigen vor, der sich fand, und zu seinem großen Vergnügen erkannte er an ihm dieselbe Schädelbildung, die ihm zu Venedig aufgefallen war, zwar nicht so stark ausgeprägt, jedoch ganz unverkennbar.

(Der Beschluß folgt.)

Mariens Reise.

(Fortsetzung.)

Der alte Förster kämpfte mit aller Kraft seines Geistes gegen diese bittern Qualen, er rief in seine Seele alle jene Helden der stoischen Schule und die alten Schlachtfelder zurück; abermals sprang er auf, und abermals rissen die Ketten sein graues Haupt auf den Boden nieder. Einige Minuten lag er schweigend und betäubt da; dann aber, als flüchtete sich sein empörtes Gefühl, wie um Hülfe flehend, in seine harmlose Kindheit zurück, weinte er bitterlich, laut wie ein Kind. Ruhe, ja sogar Freudigkeit trat aus dem Sturm seiner erschütterten Seele hervor, seine Sorge für Marien ging im Vertrauen auf Gott unter, und wie keine Aufregung des menschlichen Gemüths lange von irdischen Elementen rein bleibt, so mischte sich jezt Aberglauben in seinen Glauben und diente dazu, ihn noch mehr zu kräftigen. Er erinnerte sich an jene alten Sagen, welche vor der Verbindung mit Menschen warnen, die das Glück flieht; aus diesem Gesichtspunkte erschien ihm sein Tod nur als Bürgschaft für den künftigen Frieden seiner Tochter, und während dieser Gedanken senkte sich ein sanfter Schlummer auf seine ermüdeten Sinne herab.

Marien ging es nicht besser: sie war in einen großen, runden Thurm gebracht worden, der, nach der Tiefe zu urtheilen, in welcher sie den Bliz zucken sah, sehr hoch und auf dem äußersten Felsen gelegen seyn mußte. Der erste Gedanke des unglücklichen Kindes, nachdem es, wie jeder Mensch unwillkührlich thut, einen Blick auf die Wände geworfen hatte, welche sie von der übrigen Welt trennten, war ihr Vater. „Angeklagt als Mörder und Rebell!“ flüsterte sie und stüzte die sorgenvolle Stirne auf die gefalteten Hände, „und getödtet hat er, und wer Blut vergißt, deß Blut soll wieder vergossen werden!“

Während sie so im tiefsten Schmerze lag, brüllte der Sturm außen wilder und wilder, jeder neue Donnerschlag rollte lauter und näher durch die Nacht, die kleinen runden Glasscheiben klirrten in ihrem Blei, und die flammenden Blitze verdunkelten das Licht der kleinen Lampe. Aber Marie fürchtete sich nur vor den Menschen; sie fühlte sich getröstet, als sie Gottes Stimme in den Elementen hörte; ihre Thränen floßen linder, ihre Gedanken sammelten sich, sie sah ein, daß ihr Vater aller Wahrscheinlichkeit nach das Leben verlieren müsse, aber auch, daß der Zufall, der sie und ihren Vater so unglücklich gemacht hatte, ihn wieder retten könne, und wenn nicht, daß er immer noch, wie sie selbst, in Gottes Hand stehe. Sie kniete nieder und flehte zu dem allmächtigen Gott, ihren Vater zu retten, und ihnen beiden in dieser harten Anfechtung beizustehen; erst rufte sie Gott laut an, dann leiser, und als sie keine Worte mehr fand, betete ihre Seele noch fort ohne Worte. Dann ergoß sich ein unaussprechlicher Friede in ihr Herz, alles stand vor ihr in einem so milden Lichte der Verklärung, wie es die Seelen der Märtyrer bei ihren irdischen Leiden schauen mögen. Selbst an das drohende Schicksal ihres Vaters dachte sie ohne Furcht, und mit sanftem Mitleid an die Schmerzen, durch die er seinem Ende entgegengehen mußte. Sie lächelte über ihr eigenes Schicksal, als ob die Engel Gottes sichtbar vor sie träten, in deren Schutz sie sich empfohlen hatte. Endlich erhob sie sich, und als stimmte die Natur zusammen mit den Gefühlen ihrer Brust, rollte der Donner nur fern und ferner, und milder, erquickender Regen ergoß sich

auf die lechzende Erde. Sie hatte gedacht, gefühlt und gebetet, was sie denken, fühlen und beten konnte, und in süßer Erschöpfung sezte sie sich jezt neben der mattdämmernden Lampe nieder. Da fiel ihr das Geschenk der Fremden und ihre Worte ein, es zu öffnen, „wenn sie eine Stunde der Ruhe finde.“ „O gewiß,“ sprach sie, „das ist Ruhe, was mir jezt die Seele füllt.“ Und so nahm sie das Kistchen aus ihrem kleinen Bündel. Das Gemälde, in einem alten goldenen Rahmen, mit seltsamem Laubwerk und einigen kleinen Rubinen an den Ecken, war kaum eine Hand breit und stellte in herrlichem Farbenschmelz den heiligen Christoph vor, der das Jesuskind durch die Fluthen trägt. Ueber die Landschaft war jene saftige Frische ausgegossen, welche dem ersten Dämmern des Morgenstrahls vorangeht und es begleitet: eine sinnvolle Allegorie des Lichts der Welt, welches in seiner Kindlichkeit auf der Schulter des heiligen Riesen durch die Schatten des Vordergrundes lächelt. Der fernste Streif des Horizonts hatte sich bereits an dem ersten Strahl des jungen Tags entzündet und spiegelte sich in den Wogen, hier in breitern und schwachen Massen, dann in kleinen funkelnden Streifen, während an der rechten Seite eine einsame Kapelle auf einem Felsen durch ihre Fenster noch einen freundlichen Strahl des ewigen Lichtes warf, bevor sein matter Schein in den Strahlen der aufgehenden Sonne ersterben mußte. Mariens Lampe war verlöscht, und sie saß im Dunkel, das Bild in ihrer Hand und ihr Herz voll von seinen himmlischen Strahlen.

VI.

Kürzer und kurzweiliger waren die Betrachtungen, mit welchen Ludwig seine einsamen Stunden ausfüllte. Er befand sich in seinen Ketten äußerst unbehaglich; aber da die Sache nicht zu ändern war, so that er das Beste, was ein Mensch in Fesseln thun kann — es wäre denn, er trüge sie mit Würde — er spielte mit ihnen. Als der Gefängnißwärter bei ihm nachsah, fragte er mit großer Treuherzigkeit, wo der Förster sey und wie sich Jungfer Marie befinde? Der alte Aufseher hielt ihm die Lampe vor das Gesicht, nahm ihn beim Ohre und sagte: „Spitzbube, deine kleinen Maulwurfsaugen haben zu viel Galgenmäßiges, als daß du solche Fragen thun könntest aus purer Dummheit.“ Ludwig fühlte sich durch dieses Kompliment geschmeichelt und lächelte. Als er sich wieder allein befand, warf auch er einen Blick auf sein vergangenes Leben, aber aus einem ganz andern Gesichtspunkte, als der Förster. Im Ganzen war er froh, daß durch ihre Flucht von Marchthal Wechsel in sein einförmiges Leben gekommen war. Auch freute er sich, dem Förster und seiner Tochter in ihrem Unglücke beistehen zu können; denn so sehr er auch äußerlich einem Schelm gleichsah, so schlug doch sein Herz für höhere Gefühle, und diese waren das Andenken an seine verstorbene Mutter, tiefe Hochachtung und Liebe für den Förster, und eine Bewunderung Mariens, in die sich kein selbstsüchtiger Gedanke mischte. Mit diesen Gefühlen Hand in Hand ging ein unbegrenztes Verlangen, die Welt zu sehen, etwas zu thun und sich mit andern Menschen näher zu befreunden, als blos mit seinen Kameraden im Försterhause, deren Neckereien über seine Häßlichkeit er mit boshaften Streichen zu vergelten pflegte. Vor Allem aber war er froh, daß er auf dieser Reise bereits so viel von der Welt gesehen hatte; neue Menschen, Soldaten, Städte und auf der Alp manch schönen Rehbock, in einem herzoglichen Wildgarten sogar große Wildschweine. Eine Erinnerung beunruhigte hier ein wenig sein Gewissen, wenn er einen gewissen Vorfall mit seiner jetzigen Haft in Verbindung brachte. An einem der lezten Abende nämlich, als der Förster und seine Tochter ihren Wagen leer durch eine kleine Stadt gehen ließen, und ihren Weg wie gewöhnlich zu Fuß um die Stadtmauer machten, um der Nachfrage nach ihrem Paß auszuweichen, war er etwas weiter von der Straße abgegangen, nämlich durch den nahen Wald, und zwar mit seiner Büchse. Ein stattlicher Hirsch hatte das Unglück, ihm im Mondschein zu begegnen, und war nicht so bald gesehen als niedergeschossen worden. So schnell als möglich hatte er ihm mit seinem Waidmesser das Fell abgestreift und dasselbe zu sich gesteckt, worauf er im Vorbeigehen bei einem entlegenen Hause eines Lederhändlers in der Vorstadt anfragte: Ob man hier zu Land solche Felle brauchen könne? Der Mann antwortete: „Zu Zeiten kauft man sie, und wenn Du sie mir für das Geld auf dem Tische da lassen willst, so entschließe Dich, denn ich bin gerade im Begriff nach der Stadt zu gehen, um einen Wilddieb henken zu sehen.“ Ludwig strich schweigend das Geld ein. Der Gedanke, dem Förster mit dem Geld aushelfen zu können, und der, daß er als Bernhards Mitschuldiger angeklagt sey, fuhren ihm zugleich durch den Kopf; aber sie konnten ihn nur einen Augenblick in Unruhe setzen; denn in der Tiefe seiner Brust regte sich die Ungeduld, so frischweg als möglich zu leben oder zu sterben. Er machte einige Versuche, ein Paar unbequem drückende Glieder seiner Ketten zurecht zu legen, und dem Donner und Sturm zum Trotz, versank er bald in einen festen Schlaf.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Baaden, August.

Badleben. Namhafte Gäste. Frequenz.

Die Ereignisse in Frankreich haben wohl auf keinen deutschen Badeort so merklich eingewirkt, als auf den hiesigen.

Die drei Eilwagen, welche täglich zwischen Baaden und Straßburg hin und hergehen, und wovon zwei den romantischen Namen dame blanche führen, konnten die Heimkehrenden nicht mehr alle fassen, und wenn sonst in dieser Jahreszeit freie Wohnungen schwer zu finden waren, so werden jezt dergleichen öffentlich angeboten. Inzwischen haben jene Wagen ihre Fahrten nicht eingestellt und bringen noch täglich einzelne Kurgäste. In das Badeleben haben die französischen Begebnisse eine größere Bewegung gebracht; alles drängt sich zu den öffentlichen Blättern, und da die französischen Nachrichten hier sehr frühe bekannt werden (die telegraphischen an dem Tage, an welchem sie in Straßburg erscheinen), so erhält die politische Neugierde fast mit jeder Stunde neuen Stoff. Im Ganzen herrscht bei Engländern, Franzosen, Deutschen rc. über die Pariser Katastrophe eine ziemlich übereinstimmende Ansicht, was allerdings zu ernsten Betrachtungen Anlaß gibt. Der Menschenfreund sieht nicht ohne Theilnahme den Fall eines alten Königshauses, während er sich gestehen muß, daß dieses Haus seinem Lande fremd geworden war, wie ihm selbst seine Zeit fremd geblieben. Ob der Stamm nicht neue Wurzeln hätte fassen können, ist eine andere Frage.

Von den ausgezeichneten Fremden, die gegenwärtig in Baaden verweilen, nennen wir blos Ludwig Tieck, Ernst Raupach, Paganini, Lafond, Mayerbeer rc. Spontini blieb nur wenige Tage. Paganini gab am 8. August ein Konzert und erregte, wie allenthalben, Bewunderung, besonders in dem Gebet des Moses von Rossini, welches er mit Variationen auf der G Saite vortrug. Man glaubte flehende Menschenstimmen zu hören, und manche der Anwesenden wandelte ein Grauen an. Ein Hr. Ernst, der als Paganini's Vorläufer erschien und sich selbst als seinen Nachläufer ankündigte, ließ sich einige Tage früher hören, nebst einer Demoiselle Micolino, die als Prima Donna auf dem Frankfurter Theater figurirt haben soll. Dieser Hr. Ernst verdient Lob, sobald er auf eigenen Füßen steht und nicht nachahmen will, was einzig in einer ausgezeichneten Persönlichkeit liegt.

Unter der Menge von Zeichnern und Malern, welche auch jezt wieder an den herrlichen Gebirgen um Baaden sich versuchen, verdient vorzüglich Hr. Laurent, Professor am Forstinstitut in Nancy, bemerkt zu werden. Ein glückliches Auffassen der Natur, ein frisches Colorit, genaues Verständniß der Perspektive und leichte, geistreiche Behandlung zeichnen seine in Oel gemalten Ansichten aus. Auch als Schriftsteller verdient Hr. Laurent hohe Beachtung. Sein Cours de la peinture, der in den beiden ersten bis jezt erschienenen Heften die Linear- und Luftperspektive enthält, ist gründlich, neu und eigenthümlich. Eben so sein Cours des travails graphiques für die Forstschule in Nancy. — Das Theater wird mittelmäßig besucht, am meisten noch die Oper.

Die Zahl der Kurgäste dürfte in der gegenwärtigen Saison schwerlich so hoch kommen, als in der vorigen, da die französischen Gäste fehlen. Engländer kommen noch täglich an. Die Stahlbäder hier und in Lichtenthal, so wie die Molkenanstalt werden häufiger benuzt, als früher. Es ist bekannt, daß einer guten Sache oft mehr von ihren Freunden geschadet wird, als von ihren Feinden. Wenn, wie neulich in einer Druckschrift geschehen, die Stahlwasser und Molken in Baaden denen von Schwalbach und Gais gleichgestellt werden, so ist dies eine Uebertreibung, die der Verständige unmöglich billigen kann. Baaden besizt so viele reelle Vorzüge, daß es nicht nöthig ist, ihm noch problematische beizulegen.

Seit einigen Jahren bringen manche fremde Familien theils aus Oekonomie, theils ihrer Gesundheit wegen, auch den Winter in dieser Stadt zu. Dies würde ohne Zweifel noch weit häufiger geschehen, wenn für das gesellige Vergnügen in dieser Jahreszeit etwas gethan wäre.

Lyon, Juni.

(Fortsetzung.)

Jacotot.

Der langen Rede kurzer Sinn ist nun folgender: Lerne irgend ein Buch, beziehe darauf alle andern, ja Alles überhaupt, denn Alles ist in Allem. Das sind die Einsetzungsworte; mit andern Worten: Lerne den Telemach, wiederhole ihn täglich, gib alle seine Stellen in mehrfachen Synonymen, Nachahmungen und Reflexionen wieder, nimm alle deine Worte und Ausdrücke aus dem Telemach, denke und überlege nichts, was nicht mit Fakten aus dem Telemach in Verbindung steht, übersetze ihn, ahme ihn nach, drehe ihn auf hundert verschiedene Weise, zerlege ihn in seine geringsten Theile; wenn du ihn dann recht hin und hergewendet, decomponirt, recomponirt und dadurch gänzlich durchgeknetet hast, so kannst du nicht allein die Orthographie und Grammatik ganz, sondern auch den Styl in allen seinen Feinheiten und mannigfaltigen Formen. Denn ein Buch, so behandelt, enthält alle übrigen: Alles ist in Allem. Bossuet, Pascal und Racine, ja Chateaubriand und Victor Hugo sind im Telemach. So viel für die Muttersprache. Will man eine fremde lernen, z. B. Griechisch, Lateinisch oder Spanisch, so nehme man nur ein Buch in diesen Sprachen, zur Seite in die Muttersprache übersezt. Da nehme man denn eine Redensart erst in lezterer und dann in der fremden Sprache vor, man vergleiche sie dann mit einander; im Anfang wird man nichts erkennen, als die Redensart im Ganzen, später wird man die Worte, die erst nicht losgemacht werden konnten, in andern Redensarten und Wendungen mit andern Nachbarn wiederfinden; dann wird deren wahre Bedeutung leichter. Damit muß immer fortgefahren und dabei das Durchgemachte in verschiedenen und neuen Wendungen wieder vorgenommen werden; dann treten alle andern Einzelnheiten, Endigungen, Beugfälle und Conjugationen heraus. Ist man endlich bis auf diesen Punkt gekommen, so legt man das Buch mit der Uebersetzung weg und nimmt den Telemach in griechischer, lateinischer oder spanischer Sprache, um damit, wie die Franzosen mit dem französischen Telemach, Auseinandersetzungen, Nachahmungen, Umschreibungen u. s. w. in derselben Sprache zu machen; diese führen dann zu demselben Ziel. Denkt man etwas nach, so zeigt sich, daß diese, alle Grammatiken und Diktionnaire beim Lernen überflüßig machende Sprachmethode nicht nur möglich, sondern auch zweckmäßig, nüzlich und naturgemäß ist. Wie lernt das Kind seine Muttersprache? fast auf dieselbe Art; ebenso ein Fremder die Sprache in einem fremden Lande. Beide beginnen mit Zeichen und einzelnen Lauten, die sich immer vervollkommnen und vermehren. Jacotot macht es seinen Lehrlingen noch viel leichter, denn eine Uebersetzung zur Seite ist eine viel größere Hülfe, als die ausdrucksvollste Pantomime. Wenn dann der Zögling seine erlernte Sprache fertig und schön spricht, dann sagt Jacotot zu ihm: „Nun nimm eine Grammatik, lies sie und überzeuge dich, daß du die Sprache ganz inne hast, ohne sie gelernt zu haben; lies dann auch einen guten Schriftsteller in derselben Sprache, und du wirst dieselbe Ueberzeugung bekommen.“ Hier in Lyon ist nun diese Methode auch mit dem glücklichsten Erfolg auf Zeichnen und Musik angewendet worden.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 84.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 198.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 19. August 1830.



O lässige, saumsel'ge Kriegeszucht!
Wie sind wir eingehegt und rings umzäunt,
Ein kleiner Rudel scheues Wild,
Von Kuppeln fränk'scher Hunde angeklafft.

Shakespeare.

Mariens Reise.

(Fortsetzung.)

Gegen Mittag des andern Tags trat der Gefängnißwärter in Mariens Gemach und verkündete ihr mit niedergeschlagener Miene, daß die Festung den Franzosen übergeben werde. „Aber ich dachte an Sie, mein Kind," fuhr er fort, „und habe die Frau des Generals darauf aufmerksam gemacht, daß es wohlgethan wäre, Sie in dieser Verwirrung nicht zu verlassen; so ist Sie frei, und kann mir zu der Dame folgen, die Sie erwartet." — „Aber mein Vater!" rief Marie. Der alte Soldat blickte eine Zeitlang vor sich hin auf den Boden, endlich sagte er: „Ich will auch an ihn denken." Marie raffte ihr kleines Bündel auf, und steckte ihr Bild noch besonders zu sich, um es im Augenblicke der Gefahr allein retten zu können.

Die Frau des Generals Wolff besaß ein edles und kräftiges Gemüth. Kummer, welcher die meisten Menschen erbittert oder betäubt, machte ihre Seele nur noch ruhiger, klarer und gütiger, so daß sie in Mitte dieser Verwirrung, dieser Schmach und Beschämung, des schönen, unglücklichen Mädchens von gestern gedachte. Sie nahm Marien mit großer Güte bei der Hand, ließ sie auf einem Stuhle neben sich niedersetzen und sagte: „Mein liebes Kind, wir alle sind gleich Dir elende Flüchtlinge. Hier siehst Du," fuhr sie fort, indem sie durch das Fenster zeigte, „unsere Feinde in dem unbezwinglichen Schlosse, darum bleibe bei uns."

Vor dem Hause des Festungskommandanten waren drei Kompagnien Musketiere versammelt, meistens Invaliden, ungefähr hundert und fünfzig Kanoniere und fünfzig Dragoner, deren man sich gewöhnlich zum Transport und zur Säuberung der Umgegend bediente. Sie blickten niedergeschlagen, aber neugierig auf ihren Befehlshaber. Die Offiziere äußerten sich sehr verschieden; auf den Gesichtern einiger, im Dienst und untergeordnetem Range grau und invalid gewordener Soldaten, las man Unwillen und verwundeten Stolz; aber die höhern Offiziere, fast alle durch Hofgunst befördert, sahen verlegen aus, wie ihr Kommandant.

General Wolff gab nun seinem Adjudanten den Befehl, die Besatzung mit der Kapitulation bekannt zu machen. Dieser, ein junger, zierlicher Galanteriedegen, der Sohn von irgend einem weitläuftigen Vetter einer Excellenz, sprach einige Worte zur Einleitung: „Der tapferste und unerschütterlichste Held könne nicht gegen den Drang der Umstände, gegen die eiserne Nothwendigkeit kämpfen. So würde es jezt nur Wahnsinn seyn, die Festung, bei ihren geringen Vorräthen und bei so schwacher Besatzung, gegen die französischen Heere zu vertheidigen; deßhalb (hier wickelte er seine Rede in einen Blumenstrauß prächtiger Redensarten) habe der Kommandant nach angehörtem Kriegsrath den Entschluß gefaßt, so viel Menschenblut und das Leben so vieler tapfern Soldaten des Herzogs zu schonen und den Platz zu übergeben, unter der Bedingung freien Abzugs der Garnison mit klingen-

dem Spiel und fliegenden Fahnen.“ Gemurmel, verächtliches Gelächter und Flüche folgten dieser Rede. Einige Offiziere zerbrachen ihre Degen, aber die Augen Aller lenkte der Gefängnißwärter auf sich, der mit einigen seiner Gehülfen einen dicken Bund Schlüssel brachte und fragte: „General, was soll mit den Verhafteten und Verurtheilten geschehen?“ — „Wir können uns jezt nicht mit ihnen befassen; wir hinterlassen sie dem Feinde, das größte Uebel, das er von uns erben kann.“ — „Also auch die Gefangenen, die noch nicht verhört sind?“ — „Warum nicht? sie werden es jedenfalls besser finden, als sie es verdienen.“ „Gut, dann bin ich meines Amts quitt,“ sagte der alte Mann; „zwanzig Jahre habe ich als Soldat gedient, und fünfzehn Jahre habe ich hier mein Amt erfüllt, um es jezt beschämt niederzulegen. Verflucht sey die Stunde, die unsere Ehre durch Feigheit den Franzosen verrathen hat!“ Diese Worte machten allgemeinen und tiefen Eindruck. Nach einigen Augenblicken tiefer Stille rief der Kommandant: „Arretirt ihn, er soll vor den Herzog gebracht werden.“ Aber keine Hand rührte sich, den Befehl zu vollziehen.

Der Marsch begann, das Fußvolk voraus, hinter ihm einige Wagen mit den Familien der Offiziere. Marie hatte ängstlich, aber vergeblich ihren Vater zu sehen verlangt. „Es ist unmöglich,“ war die einzige Antwort, die sie erhalten konnte. Sie saß im Wagen der Gemahlin des Generals, deren strenge Würde, nachdem sie die Festungsthore verlassen hatten, sich in stumme Verzweiflung verwandelte. Die andern Weiber schluchzten laut, aber troz ihres Schmerzes, erregte der Anblick, der sich ihnen jezt darbot, lebhaft ihre Neugierde.

VII.

Als sie die äußersten Werke der untern Festung verlassen hatten, sahen sie die ansteigenden Höhen gegenüber bis ins Thal herab, und die dazwischen liegende Ebene weit und breit mit bunten, in Waffen blitzenden Kolonnen bedeckt, die sich unter Geschrei, Lärm, Gelächter und enthusiastischen Liedern vorwärts bewegten. Sie kamen ihnen näher und erstaunten über den seltsamen Anblick dieser Menschen, die meistens mit dem Ausdruck eitler Beweglichkeit und rücksichtslosen Muthes, unter alten Helmen, rothen Mützen oder dreieckigen Hüten mit der dreifarbigen Kokarde, trotzig hervorblickten. Viele waren mit Ohrringen geschmückt und trugen Halsbinden, die über Kinn und Wangen hinaufreichten, während der untere Theil ihrer Kleidung, außerdem daß er im Ganzen völlig ungleichförmig war, oft sehr vernachläßigt erschien. Sie waren nicht, wie die Emigranten am Rhein, mit Waffen, aber häufig mit allerhand schmucken Sachen beladen, nur mit solchen nicht, die ihnen gehörten. Die vorüberziehende Festungsmannschaft wurde von ihnen mit mitleidigem Spott begrüßt, und ein Handkuß und ein galanter Witz von dem ersten, welcher der Frauen ansichtig wurde, fand so viel Beifall und Nachahmung, daß ein allgemeiner Jubel und Lärm ausbrach, wodurch der Schmerz der unglücklichen Dame zum peinlichsten Unwillen gesteigert wurde. Sie vergaß der Klugheit, welche ihr geboten hätte, diese Neckerei stillschweigend zu ertragen, und rief laut: „Meine Herrn, ich würde Ihnen sehr dankbar seyn, wenn Sie mir einen bessern Begriff von französischem Edelmuthe gegen Frauen und besiegte Invaliden gäben.“ Diese Worte machten einen wunderbaren Eindruck auf die französischen Incropabeln. Ernste Stille verbreitete sich nach kurzem Geflüster längs den Kolonnen, und die Frauen sezten ihren Weg durch diese halbwilden, halb übercivilisirten und überfeinerten Feinde ungestört fort.

Ein langer Aufenthalt in einem Dorfe, welchen französische Bagage-Wagen und einige kleine Feldstücke verursachten, gab Marien Zeit, wieder zu sich selbst zu kommen. Die rauchenden Trümmer einiger Häuser, mehrere Leichen ihrer Bewohner, die die Vertheidigung ihres Eigenthums mit dem Leben bezahlt hatten, die Soldatenschwärme, die, Siegeslieder brüllend, durch die Wagen hindurch sich Bahn machten, alles zeigte ihr, daß sie sich mitten in den Schrecknissen des Krieges befand, sie, ein verlassenes Mädchen, zum ersten Mal ohne die Obhut ihres Vaters, unter dem Schutz von fremden Menschen, die selbst zitterten und wahrscheinlich einen Weg einschlugen, der sie immer weiter von ihrem Vater entfernte. Aber sie stärkte ihr Herz durch die Erinnerung an die erste Nacht in ihrem Gefängnisse. Nun erkundigte sie sich nach dem Wege, den man nehmen würde, und erfuhr, daß sie auf der Straße zogen, welche nach Würtemberg führte, nach dem Land, das sie mit ihrem Vater eben erst verlassen hatte; aber kaum hatte sie die Einladung der Generalin gehört, mit ihr zu gehen und bei ihr zu bleiben, als wieder ein neuer Vorfall ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

Die Franzosen hatten kaum von der Festung Besitz genommen, als sie sogleich alle Gefangenen und mehrere Hundert Sträflinge in Freiheit sezten. Die leztern, größtentheils der Auswurf der menschlichen Gesellschaft, steckten dreifarbige Kokarden auf ihre Mützen, ergriffen Flinten und andere Waffen, und stürzten sich, nachdem sie die Keller der Festung besucht hatten, brüllend wie Wahnsinnige in das Dorf, wo sie sogleich zu plündern begannen und nur durch die französische Bedeckung abgehalten werden konnten, die abziehende Besatzung und die Wagen der Offiziers-Frauen anzugreifen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die physischen Charaktere einiger europäischen Völker.

(Beschluß.)

Man sagte Edwards, in der Kaserne San Francesco gebe es Ungarn, wie er sie haben wolle, genug; er begab sich dahin und sah sich in seiner Erwartung nicht getäuscht: alle zeigten denselben Charakter, mehr oder weniger rein oder verwischt. Er wählte einen aus der Gegend von Debrezyn, bei dem der Typus sehr stark ausgesprochen war, um ihn abzeichnen zu lassen. Während der Maler an der Arbeit war, holte ein Unteroffizier den Soldaten ab. Dieser Befehl fiel Edwards auf, und als er sich nach der Ursache desselben erkundigte, ergab es sich, daß man unzufrieden war, weil er das allerhäßlichste Subjekt, das für eine Art Mißgeburt galt, gewählt hatte, um ein Bild des Ungarnvolks zu entwerfen. Hübsch war der Bursche allerdings nicht, aber sein Typus war rein und der Beobachter durfte ihn nicht hinauslassen; zum Glück war er im Stande, sich zu rechtfertigen: er schickte den Offizieren verschiedene Porträts von hübschen Ungarn, die er schon hatte abzeichnen und ihre Namen nebst ihrem Geburtsort darunter schreiben lassen, und ließ sagen, den Häßlichen habe er gewählt, weil er in ihm einen Abkömmling eines alten Volkes erkenne, das sich einst unter den Ungarn niedergelassen. Diesen Grund ließ man gelten, und er durfte weiter zeichnen lassen.

Dieser Typus ist aber auch wirklich der Art, daß er troß der Vermischung und Kreuzung der Raçen sehr erkennbar bleiben mußte. Der Kopf ist ziemlich rund, die Stirne niedrig, zurückweichend; die Augen sind schief gestellt, so daß der äußere Winkel höher steht; die Nase ist ziemlich kurz und abgeplattet, der Mund vorspringend, die Lippen dick, der Hals sehr stark, so daß der Hinterkopf beinahe in gerader Linie mit dem Genick läuft und abgeplattet erscheint; der Bart ist schwach, dürftig, der Wuchs klein. Um sich von der Identität dieses Typus mit dem hunnischen zu überzeugen, braucht man nur obige Beschreibung mit den Schilderungen zu vergleichen, welche die Alten von den Hunnen entwerfen. Priscus beschreibt den Attila so: Er war klein von Gestalt, breit von Brust, sein Kopf war unmäßig groß, seine Augen klein, der Bart dürftig, die Nase abgeplattet, die Gesichtsfarbe schwarz. Ammianus Marcellinus sagt: „Die Hunnen werden alt, ohne einen Bart zu bekommen; sie haben alle plumpe, kräftige Glieder und einen dicken Hals.“ Nach Jornandes sind die Hunnen häßlich, schwarz, klein; ihre Augen klein und schief, die Nase platt. — Von der Gesichtsfarbe spricht Edwards nicht, weil er dieselbe in diesem Falle nicht für charakteristisch hält und sich die Nüanzen der Färbung überhaupt nur sehr schwer erhalten. Was Attilas großen Kopf betrifft, so kann dies zufällig seyn; bei dem Hunnen, den Edwards in Venedig sah, war der Kopf auch verhältnißmäßig ein wenig zu groß; er wagt indessen doch nicht auszusprechen, daß dieses Merkmal wesentlich zum hunnischen Typus gehöre. Das hält er aber für gewiß, daß die alten Hunnen im Wesentlichen denselben Typus hatten, wie die von ihm beschriebenen Ungarn. Nach der Bemerkung verschiedener Reisender findet sich dieser Charakter in Ungarn viel zu häufig, als daß man ihn einzig und allein von den Hunnen herleiten könnte, die sich im fünften Jahrhundert in diesen Ländern niedergelassen haben. Wie groß auch Anfangs ihre Zahl gewesen seyn mag, so haben sie, als sie von hier aus Europa überschwemmten und seine Geißel wurden, dabei sehr viel gelitten, und beim Falle ihres Reichs in Ungarn, kurze Zeit nach Attilas Tod, mußten sie nothwendig noch weit mehr gelichtet werden. Ja nach der Sage sollen sie damals ausgerottet worden seyn; man weiß aber, was man von solchen sogenannten Ausrottungen zu halten hat. Ihr physischer Charakter muß also durch die Magyaren, die derselben Nation angehörten und sich unter ihrem Anführer Arpad im neunten Jahrhundert in Ungarn niederließen, noch weiter verbreitet worden seyn.

Dieser charakteristische Typus der eigentlichen Ungarn oder Magyaren fällt zusammen mit dem Typus der mongolischen Raçe und fast aller Völker des östlichen Asiens; und dieß bestätigt ja auch die Geschichte und die Vergleichung der Sprachen vollkommen; nach allen Zeugnissen sind sämmtliche Völker mit mongolischer Gesichtsbildung im westlichen Asien und weiter heraus in den europäischen Grenzländern eines und desselben Ursprungs.

Noch spricht Edwards von einem kleinen Volke, das in den vicentinischen und veronesischen Gebirgen lebt und das bisher für einen Ueberrest der von Marius geschlagenen Cimbern galt. Er hat sich aber überzeugt, daß es Allemannen sind, die von Clovis verfolgt, in jenem Lande unter dem Schuße Theoderichs, Königs der Ostrogothen, Zuflucht suchten. Unser Beobachter zweifelt auch kaum daran, daß sich in einigen Gegenden Griechenlands die wahren Abkömmlinge der Hellenen, namentlich der Pelasger, auffinden ließen; leztere, meint er, wären besonders unter den Albanesern zu suchen, die in mancher Hinsicht in Griechenland das zu seyn scheinen, was die Basken zu beiden Seiten der Pyrenäen, die Britten in Frankreich, die Gallier in England, und die Ersisch sprechenden Stämme in Schottland und Irland sind, nämlich Ueberreste der Ureinwohner.

So flüchtig diese Skizzen seyn mögen, so wünschten wir doch, über noch mehrere europäische Völker ähnliche Beobachtungen mittheilen zu können. Vorzüglich interessant wäre es, die germanischen Völker, die zwischen den Alpen und Scandinavien wohnen und denen die Kultur so viel verdankt, nach diesen Grundsätzen zu studiren.

ferner die von neuern Geschichtsforschern sogenannten iberischen Völker, die über Südfrankreich und die pyrenäische Halbinsel verbreitet sind; diese Völker haben sicher nicht blos Einen Typus. Leider sind ihre physischen Charaktere noch nicht bekannt genug, um sie in Verbindung mit der Geschichte betrachten zu können; kennen wir ja noch nicht einmal den eigentlichen Typus der Basken, auf deren hohes Alterthum und große Bedeutung im alten Iberien Wilhelm von Humboldt aufmerksam gemacht hat.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

Nordischer Sommer. Forcirte Volkslust. Tivoli.

Mit Algiers Eroberung ist die lange dort zurückgehaltene Wärme zu uns gekommen, und statt der ewigen Westwinde haucht es aus Ost und Süd; aber das arme Geschlecht unserer Tage ist so an den neuen traurigen Nordsommer gewöhnt, daß es schon über Hitze klagt. Ihr Korrespondent hält dies für arge Versündigung, und wenn unsere Pietisten predigen (siehe die in der Reinschen Buchhandlung erschienene Schrift ꝛc.), daß die Sturmfluthen, der grausame Winter und der nasse Sommer mit allen meteorologischen Erscheinungen der lezten Monate nichts anders seyen als Vorboten des jüngsten Tages, so sollte der Nichtpietist wenigstens froh seyn, daß die Prophezeihung unserer Meteorologen: wir rückten dem Nordpol näher, für den Augenblick bald zu Schanden wurde. Die Zeit, wo man von Staatswegen in den Magazinen die Milch der fetten Kühe zum Besten der magern aufspeicherte, ist vorüber, und unsere liberale Handelspolitik will nichts von der eines Friedrichs wissen; aber sollte man nicht jezt, wo der Geist so mächtig über die Materie geworden ist, etwas von der Hitze für die folgende Kälte aufsparen? Wo das nicht durch einen allgemeinen chemischen Prozeß staatsrechtlich thunlich ist, sollte doch das Individuum es sich zur Pflicht machen, um wenigstens dereinst in der Erinnerung warm zu bleiben, und gegen die Euienstimmen der Frommen und Klugen die seinige erheben zu können. Einige zwar, Spekulanten auf Seidenzucht und Weinbau, hatten die entgegengesezte sanguinische Hoffnung genährt: die Kultur würde den Nordpol überwinden; allein wir haben noch keine Seide gesponnen und die Maistürme haben neulich in Grüneberg die Weinberge dergestalt gefegt, daß wieder Jahrhunderte vergehen können, ehe unsere Bauern Grüneberger Champagner trinken. Nun, die französischen thun auch noch nicht alle Sonntag ein Huhn in den Topf!

Zu jenen sanguinischen Sommerspekulanten gehören auch unsere Tivolibauer. Sie zaubern, oder wollen es, einen Sommer, der nicht in der Natur, und eine Lust, die nicht im Blute liegt. Möchte es ihnen gelingen, eine Volkslust zu erschaffen! Eher aber verwandelt unsere vorgerückte Chemie den Templower Berg in einen feuerspeienden, als die Feste auf demselben zu wirklichen Volksfesten, das heißt zu solchen, an denen das Volk als Volk Antheil nimmt. Indessen bleibt dies auch nur der vorgespiegelte Zweck; der erste und eigentliche heißt Geld, und dies fließt den Entrepreneurs zu, nicht so lange die Anstalt Vergnügen gewährt, sondern so lange, als sie Mode ist. Das Tivoli auf dem Kreuzberge lockt noch bedeutend und dürfte mit Vollendung der Chaussee, welche dahin führt, noch an Besuch gewinnen; man will indessen behaupten, daß die Auslagen noch immer nicht durch die enorme Einnahme gedeckt würden. Auch müssen sämmtliche Anlagen noch einmal, solider, angebaut werden, da die städtische Baupolizei das Fundament nicht billigen konnte. Desgleichen, meint man, könnte das Unternehmen von einer andern Seite bedroht werden, indem die Gebäude so hoch gewachsen sind, daß sie das Kriegsdenkmal auf dem Berge verdecken. Zum 3. August will der Unternehmer indessen ein Nachtkonzert auf den Dächern des Tivoli veranstalten. Die ausgezeichnetsten Sänger werden Festhymnen zu unsers verehrten Königs Geburtstag, der nächtlichen Stadt zugewandt, singen, und das heiligt vielleicht die eben nicht heilige Nähe an dem ernsten Denkmal. Die nächtlichen Feuerwerke auf der Höhe gewähren ein imposantes Schauspiel.

(Der Beschluß folgt.)

Lyon, Juni.

(Beschluß.)

Fortschritte des Elementarunterrichts.

Unsere für den Elementarunterricht zusammengetretene Gesellschaft, die endlich die königliche Billigung erhalten hat, ist im glücklichsten Gedeihen und Fortschreiten, wiewohl unsere Behörden durchaus nichts für sie thun, da in allen Schulen der Lancastersche Unterricht eingeführt wurde, der diesen Leuten noch immer ein großer Dorn im Auge ist. Ihre Einnahme von den 1311 Subscribenten betrug 32,800 Franken; dafür wurde nicht nur eine große Musterschule für 270 Kinder, sondern auch noch zehn andere Stadtschulen und Schulen für Erwachsene gewonnen. In allen zusammen erhielten 1092 Individuen Unterricht. Sehr groß ist der Vortheil, der daraus für alle Klassen hervorgegangen ist und der sich täglich mehr in unserer mit Menschen überfüllten Stadt fühlen läßt, wo so krasse Unwissenheit und Rohheit, so viel Verdorbenheit und Sittenlosigkeit auszumerzen ist. Sehr wohlthätig wirken besonders in dieser Hinsicht die Schulen, worin erwachsene Männer den in Frankreich so versäumten Unterricht nachholen können. Hier sitzen alte Soldaten und Handwerksbursche, rabenschwarze Kohlenträger mit weißen Müllersknechten traulich und friedlich zusammen, denn Alle fühlen das Bedürfniß des Unterrichts und Wissens gleich sehr. Diese Lancasterschulen äußern noch einen andern herrlichen Einfluß. Auch die frères de la doctrine chrétienne, die dem gegenseitigen Unterricht nicht hold sind, haben doch die Nothwendigkeit eingesehen, in ihren Schulen nicht hinter den neuen zurückzubleiben. Daher führen sie da bedeutende Verbesserungen ein, und benutzen die guten neuen Methoden. Schon jezt bemerkt man in ihren Schulen mehr Aufmerksamkeit, Eifer, freundliches Benehmen und Bemühen der Lehrer, die alten Schüler zu erhalten und neue dazu zu bekommen. Wie hat sich dies in Kurzem geändert! Es ist noch nicht lange her, da schrieen diese Herrn heftig nicht nur gegen den gegenseitigen Unterricht, sondern gegen den Volksunterricht überhaupt, den sie für höchst nachtheilig für Altar und Thron hielten; mit Händen, Füßen und Mäulern kämpften sie gegen die neuen Volksschulen, die sie für des Teufels Werk ausgaben. Wenn die frères chrétiens nicht alle ihre Schüler verlieren und als Ignorantins verachtet seyn wollten, so mußten sie dem neuen Beispiel folgen, und sie sind ihm gefolgt, weil die fortschreitende und reinigende Gewalt der Zeit stärker ist, als alles feindliche Streben dagegen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 66

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 199.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 20. August 1830.

Paris ist so groß als Ispahan; die Häuser sind so hoch, daß man schwören sollte, es wohnen lauter Astrologen darin. Eine Stadt, die in die Luft gebaut ist, wo sechs, sieben Häuser über einander stehen, ist natürlich sehr volkreich, und wenn all das Volk sich auf der Straße befindet, so ist der Wirrwarr nicht gering.

Montesquieu
lettres persanes.

Die Höhen über Paris.

Je länger der Fremde in Paris ist, er mag sich im bunten Gewühl der Boulevards und des Palais Royal herumtreiben, oder nach Luft und Freiheit in den stilleren Vorstädten suchen, desto mehr drängt sich ihm das Verlangen auf, einmal eine Höhe zu finden über dem grauen Häuser- und dem bunten Menschenmeer, in welchem er umherwogt, wie der Schwimmer, der von dem Ocean getragen wird und mit ihm kämpft, ihn aber nicht sieht. Die große Stadt bietet keine Terrassen. Eine enge hohe Gasse verliert sich in die andere; und wer einmal so viel über sich gewinnt, von der Pracht der Kaufläden, von dem Glanz der Passagen, von der Eleganz der Fußgänger und dem Rädergerassel der Fiaker, Kabriolets und Omnibus in die Höhe zu blicken, und so durch Paris spazieren zu gehen, möchte das nicht unebene Gleichniß finden: es sey ein ungeheurer, grauer Kalkfelsen, in den man ein Labyrinth von tiefen, engen und krummen Schluchten eingegraben. Die durch die Häuserquarrés durchgebrochenen Passagen wären dann Höhlen, durchgebohrt durch die stehen gebliebenen Felswände, um einen labyrintischen Gang mit dem andern zu verbinden. Sie bringen noch mehr Unordnung, noch mehr Verwirrung in dieß Straßenlabyrinth der eigentlichen Kaufmannsstadt, des Marais, der Cité und der Faubourg St. Jacques. Ohne die Kaufmannspracht der Souterrains, ohne die Vorhänge vor ganzen Häuserfronten mit rothen und weißen Kattundraperien, ohne die ellenlangen Mauerinschriften und die buntbemalten Schilder, hinaufhängend bis in den vierten Stock, kurz, ohne das, was in deutschen Städten als Marktschreierei gälte, blieben die Häuserfronten ein todtes, einförmiges Grau, denn die wenigsten Häuser haben, was wir eine Farbe nennen, erhalten. Auch nur wenige neuere Straßen sind mit architektonischer Schönheit aufgebaut, und die öffentlichen Gebäude, Kirchen, Theater, Schlösser, stehen so getrennt, so eingeschlossen von uraltfundirten Wohnhäusern, daß sie so wenig als die einzelnen Marktplätze zu Lichtpunkten werden. Es gibt viele alte Reichsstädte mit eben so engen, winklichen Gassen, wo auch das Licht nur sparsam durch ihre Höhe auf die Erde hinunter dringt; die spitzigen Ecken, die wunderbar getrennten Giebel, der Wechsel zwischen Hütten und gethürmten Schlössern, und dann auch die in der Linie laufenden unmassiven Häuser unterscheiden diese Städte indessen vollkommen von dem alten Paris, wo mehr italienisch geebnete Dächer oben eine gerade Linie hervorbringen.

Nur in der halbkreisförmigen Umwallung der eigentlichen Stadt durch die Boulevards bekommt man einen Begriff von ihrer Lage. Auch hier fehlt aber jede Aussicht. Nur von der höher gelegenen Porte St. Martin gewinnt das Auge eine Uebersicht, und wenn gegen Abend die Millionen Lichter auf den Boulevards sich entzünden, folgt das Auge von hier mit Vergnügen dem bunten Lichtstrom, der hügelauf, hügelab, links über den Boulevard Montmartre nach dem Boulevard des Italiens sich hin-

zieht. Die Quais an der breiten Seine sind schon etwas ganz anderes. Von dem Pont Louis XVI. über den Pont des Arts nach dem Pontneuf, hat man den großartigsten Anblick von Fluß und Stadt. Man sieht, die Seine hat das große Felsplateau gespalten, nach beiden Seiten starren die senkrechten Wände in die Höhe, und in der Mitte blieb eine Insel stehen. Hier wird das Gleichniß täuschend. Diese ganze Isle du Palais ist ein großes steinernes Gebäude, mit seinen Wänden in all den willkührlichen Formen fortlaufend, wie die Ufer der Insel, mit denen, von weitem gesehen, die Häuserfronten eins sind. An die scharfen Spitzen dieser Steinecke lehnt sich der Pontneuf, und hier thront auf einer würdigen Stelle die bronzene Reitergestalt des vierten Heinrich. Aber sie übersieht doch nur das Flußbett und nicht mehr. Wie die labyrinthischen Gänge sich durch die endlosen Straßen von St. Denis, St. Jacques u. s. w. rechts und links in die Häusermassen hineinschlängeln, bleibt dem Blick verborgen. Freilich ist die Isle du Palais, das alte Paris, allein schon eines Blickes werth, denn so höhlenartig verwachsen, so verschlungen durch Gänge, Corridors, Schwiebbogen, möchte man nirgends ein Stadtviertel von gleicher Ausdehnung finden. Mitten hinein verwachsen ist das Palais de Justice, dessen mächtige Hallen und Kreuzgänge einem unterirdischen Schlosse anzugehören scheinen. Eine Welt von Kaufleuten, Käufern, Neugierigen und Justizbeamten lebt und webt hier in den verschlossenen und doch lichthellen Räumen. Ueberall hin führen die Ausgänge dieses kleinen, unterirdischen Labyrinths, hier stößt man noch auf Alterthümer, und man findet nur mit Mühe den eigentlichen Eingang, die Hauptfacade des Gebäudes.

Die gewöhnlichen Punkte, die der Fremde aufsucht, um eine objektive Anschauung von der Weltstadt zu gewinnen, sind die Kuppeln der St. Genevieve (ehemals das Pantheon), die Plattform der Notre Dame und die Siegessäule auf dem Platz Vendome. Auf allen drei Punkten gewinnt man nur etwas, man sieht, wie groß das Element ist, in dem man sich gefangen befindet, aber man übersieht es nicht. Es ist das Aufflattern eines Meervogels, der wohl gewahrt, wie weit die Wasser, über denen er fliegt, rauschen, dem aber die Kraft der Schwingen erlahmt, ohne daß er ein Ufer erblickt, wohin er seinen Flug richten kann. Am malerischsten, oder wenn man will, am poetischsten ist, so partiell gesehen, die Ansicht von einem Hügel des botanischen Gartens aus. Das unten und zunächst liegende wird von Strauchwerk verdeckt und hindurch zwischen den Gipfeln der Bäume blickst du auf Kuppeln, Thurmspitzen und Dächer der verschiedenartigsten Theile der Stadt. Alles ist blaßgrau, verwittert, aber das Grün der Staffage vollendet das Gemälde. Der Anblick von der Siegessäule der Place Vendome hat nur deßhalb etwas magisches, weil man durch den dunkeln, engen Leib der Säule sich langsam auf einer Wendeltreppe hinaufwinden muß. Nach solchen Vorbereitungen wäre auch ein minder bedeutendes Rundgemälde überraschend. Aber die Säule ist doch zu niedrig und der nächstgelegene Theil der Stadt nicht interessant genug.

Der Kirchhof des Pater La Chaise erhebt sich auf den östlichen, die Stadt begränzenden Höhen. Wo ist ein Reisebeschreiber mit frommem oder sentimentalem Sinn, der nicht in poetische Entzückungen über diesen großen Todtenacker ausbricht, welcher die Chimäre einer allgemeinen Gleichheit realisirt? Selbst der Franzose von heut gedenkt nicht ohne Anklang von Rührung der weiten Wahlstadt, wo seine großen Männer schlummern und jeder ohne Ausnahme, weß Glaubens, weß Standes, welcher Nation er sey, neben ihnen sein leztes Lager aufschlagen darf. Er rechnet mit einer Art Ehrfurcht, daß der Kirchhof im Osten bald mehr Einwohner fassen wird als das lebende Paris unten zu Füßen des Berges. Nur einige bedenkliche Einwohner der Vorstadt St. Germain lassen ihre Leichen nicht hier beisetzen, der ketzerischen und liberalen Nachbarschaft wegen, dann aber auch, weil nur ein kleiner Theil des Grund und Bodens kirchlich geweiht ist.

(Der Beschluß folgt.)

Mariens Reise.

(Fortsetzung.)

Unter der wilden Menge bemerkte Marie Ludwig, welcher mit dem Förster verabredet hatte, unter einem hohen Apfelbaume, den sie von der Festung aus im Felde sehen konnten, wieder zusammenzutreffen, und dann herabgeeilt war, um Marien aufzusuchen und ihrem Vater zuzuführen. Aber in dem Augenblick, wo er sie bemerkte, war auch der Weg wieder frei geworden, der kleine Trupp hatte sich wieder in Bewegung gesezt, und die Wagen folgten. Was sollte nun Marie thun? sich der Führung eines jungen Menschen, durch alle Schrecken, die sie umgaben, anvertrauen, oder vielleicht auf immer der Hoffnung entsagen, ihren Vater wieder zu sehen? Die Baronin, welcher sie ihren Kummer mittheilte, rief mit fast gebieterischer Stimme: „Kind, sey nicht wahnsinnig! Diesem Burschen und seiner saubern Gesellschaft wolltest Du Dich anvertrauen? schweig und folge uns.“ Ludwig schrie halb drohend, halb in verzweifelter Angst: „Dort ist der Apfelbaum, Marie, wo vielleicht eben Ihr Vater angekommen ist.“ Marie warf trostlos ihre Augen umher, dann rief sie plötzlich: „Vater im Himmel, Du wirst ein Kind nicht verlassen, das alles wagt, um seinen Vater auf Erden zu finden!“ Mit diesen Worten sprang sie aus dem Kutschenschlage, den Ludwig geöffnet hatte. Ein französischer Offizier, der zunächst stand, bot ihr in deutscher Sprache seinen Schutz an. Einige andere Soldaten thaten desgleichen; aber sie riß sich von ihnen los, faßte Ludwigs Hand

krampfhaft, und so eilten sie durch ein Seitengäßchen ins freie Feld. Da sahen sie den Förster, begleitet von einigen bewaffneten Männern, Bauern und weinenden Weibern, gleich ihnen dem Apfelbaum zueilen. Betrunkene Züchtlinge zogen hinter ihnen her. Die drei Parthien trafen fast zu gleicher Zeit unter dem Baume ein, und nicht lange, so erhob sich ein wüthender Angriff von Seiten der berauschten Züchtlinge. Die Weiber schrien, die Bauern griffen nach Feldsteinen und Baumästen, um sich zu wehren. Marie lag auf ihren Knien, Hände und Augen zum Himmel erhoben, geisterbleich. Ihr Vater stand vor ihr, ruhig und fest, Brust und Arm, an welchem noch ein Stück der zerbrochenen Kette hing, zur Vertheidigung seiner Tochter dem Feind entgegenstemmend. Ludwig schlug mit seinem Flintenkolben den Vordersten zu Boden; aber bald stürzte er, mit Wunden bedeckt. Bernhard hatte mit sicherer Hand und raschen Bewegungen bereits drei oder vier sich vom Leibe gehalten, als eine Kugel aus der einzigen Flinte, die geladen war, in seine Brust fuhr und er rückwärts zu Boden stürzte. In diesem Augenblicke kam ein Offizier mit einigen Franzosen dazu und verjagte die Freibeuter.

Marie stürzte in sprachlosem Jammer über ihren verwundeten Vater; endlich blickte sie zu dem fremden Offizier empor und sagte mit flehender Stimme: „Können Sie nichts thun für meinen Vater?“ — „Wir wollen thun, was möglich ist; meine Leute sollen ihn ins nächste Dorf tragen, und Sie selbst, wollen Sie sich meinem Schutze anvertrauen? Vertrauen Sie einem Manne, der auch Mutter und Schwestern zu Hause gelassen hat. Ich werde dafür Sorge tragen, daß Sie und Ihr Vater bald in Sicherheit sind.“ Der alte Mann blickte mit dankbarem Lächeln zu ihm auf und sagte mit schwacher Stimme: „Der Himmel lohne Ihnen in dem Maaß, als Sie uns Gutes thun. Tochter, folge ihm!“ Ludwig richtete sich mühsam empor, ein Ausdruck von Milde und Hoheit adelte zum ersten und lezten Male die Züge des Sterbenden und er rief: „Sie sind gerettet, Marie? O, nun glaube ich an Gott!“ Marie wandte sich mit dankbarer Rührung zu ihm, aber der Offizier drang in sie, zu eilen. Im Weggehen war es ihr, als hörte sie von den erbleichenden Lippen Ludwigs noch die leisen Worte: „War es nicht gut, daß ich Euch folgte?“ — Vier Soldaten blieben freiwillig bei dem verwundeten Förster, und nachdem sie, so gut es ging, in der Eile seine Wunde verbunden und seine Hand von dem Kettenringe befreit hatten, trugen sie ihn auf ihren Flinten in das Wirthshaus des Dorfes, wo der menschenfreundliche Elsäßer einen Wagen für ihn besorgt hatte. Ein Arzt hatte die Wunde, welche unter dem Brustbein durch die Lunge ging, nicht für durchaus tödtlich erklärt, aber angeordnet, daß der Kranke vor jeder geistigen und körperlichen Erschütterung bewahrt werden solle.

Der alte Mann sprach nur wenig, er drückte dankbar dem Offizier die Hand und sah mit heiterm Lächeln auf sein gerettetes Kind. Mit der Bagage eines französischen Regiments, welchem sie der Elsäßer empfohlen hatte, gingen sie nach Rorschach ab. Hier nahm sie ein Nachen auf und führte sie über den See. Kein Wort störte den Schlummer des Verwundeten, und nur das Plätschern der Ruder brach die Stille der Nacht. Alle Augen richteten sich, als der Tag anbrach, auf Hohentwiel, und die Schiffer klagten, daß eine so stolze Festung so schändlich den Händen der Feinde überliefert worden sey. Während sie noch sprachen, fuhr plötzlich ein breiter Blitzstrahl von dem Felsen auf, eine mächtige schwarze Rauchsäule folgte, einige Augenblicke darauf schlug ein Donnerknall an ihre Ohren, der rings an den Ufern wiederhallte: es war der Fall von Hohentwiel.

Unerfahrene Seelen, die, wie unsere Marie, aus einem selbstbeschaulichen Leben herausgerissen und mit einemmale in die Stürme der Welt hinausgestoßen werden, erstarren sonst blutend unter den Streichen der erbarmungslosen Nothwendigkeit; Marie aber stärkte sich an ihrem innigen Vertrauen auf Gottes Vaterhand, und sie liebte ihr Unglück, das sie mit ihrem Vater theilte. Dieses erweckte in ihr, troz ihrer Unerfahrenheit und ihres zarten Wesens, die Kraft, alle nöthigen Anordnungen für ihren kranken Vater zu treffen, den ein heftiges Wundfieber besinnungslos und unfähig gemacht hatte, selbst für sich zu sorgen. Seine lezten Worte, die er noch mit Bewußtseyn gesprochen hatte, waren: „Tochter, wenn mich die Krankheit, die ich herannahen fühle, unfähig macht, zu handeln, so sorge, daß man mich zu meinem Vater bringt. Almosen für deinen Vater zu erbitten, ist keine Schande; lasse dich nicht aufhalten, ich mag mich befinden, wie ich will. Ich würde keine Ruhe im Grabe finden, nach dem ich mich sehne, müßte ich sterben, ohne seine Verzeihung erhalten zu haben.“ Marie versprach es feierlich und sie hielt Wort.

Zu Arbon, wo sie ans Land stiegen, umringte sie, nachdem die Schiffer den Verwundeten ins nächste Wirthshaus getragen hatten, ein Haufe neugierigen Volkes. Marie erzählte die Geschichte ihres Unglücks mit einfacher, ergreifender Wahrheit, ohne Furcht vor den vielen rohen Gesichtern, die sie im Kreis ihrer Zuhörer erblickte, und schloß, indem sie sich an die Aeltesten und Ehrbarsten der Versammlung wandte: „Ich habe keine Mittel, ihn zu seinem alten Vater zu bringen, wenn mich Gott nicht christliche Herzen finden läßt. Ihr seyd seine Landsleute; vierzig Jahre lang hat er darnach geschmachtet, sein Vaterland wiederzusehen; Ihr werdet einem kranken Manne und seinem hülflosen Kinde Euren Beistand nicht versagen.“ Viele Stimmen riefen: „Man muß ihm helfen, er ist ein Opfer der Franzosen.“ Und

so geschah es auch, die Frau des Hauses hieß ihren Mann einen Wagen anspannen, und gab Marien einen Brief an ihren Sohn zu St. Gallen mit. Sie eilten ab; von Stadt zu Stadt erneuerte sie ihre Bitten und nirgends vergeblich.

So gelangten sie in das glückliche und freie Land von Appenzell mit seinen grünen Alpen und zerstreuten Hütten. Hirten trugen den Verwundeten auf einer Bahre über das Gebirg, an den Bergströmen hin, unter Felsenklüften weg. Als sie die Straße am Stoß herabstiegen, wo einst in alten Tagen die barfüßigen Bergbewohner unter der Anführung von Mariens Lieblingshelden, Rudolph von Toggenburg, ihre schwer bewaffneten Feinde auf dem schlüpfrigen Boden geschlagen hatten, erinnerte sie sich mit wehmüthigem Lächeln, wie oft sie gewünscht hatte, den Boden zu sehen, wo die Helden jener Jahrhunderte gelebt und geblutet. Nun sah sie ihn, aber mit Augen voll Kummer. Ihr Vater kam die ganze Zeit nur auf einige Augenblicke zu sich; selbst wenn er sprach, schien er sich in seine Umgebung nicht finden zu können. Aber in seinen gebrochenen, unzusammenhängenden Reden konnte Marie oft die Worte unterscheiden: „Ilanz — Vater — Vergebung!" Sie zogen an den wilden Krümmungen des Rheins hinauf, über Felder voll Felstrümmern, den Zeugen seiner Verwüstungen; sie kamen vorbei an der Abtei Pfeffers, wo die Tamina bei Ragaz in den Rhein braust; sie gingen durch Chur, durch alle Orte seines frühern Lebens, und er erkannte sie nicht. Da wo das Thal des vordern Rheins eine Biegung macht, auf dem Felsen, wo man die Häuser von Ilanz durch zerstreute Kiefern blicken sieht — hier schlug Bernhard zum ersten Mal nach langer Zeit die Augen auf.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

(Beschluß.)

Recreatorium, Elysium, Bauten, Begas und Höckers Gemälde. Lear, Falstaff. Caspar Hauser.

Nun haben zwei gelehrtere Spekulanten auf der ganz entgegengesezten Seite Berlins, auf dem ehemaligen Gesundbrunnen, einer morastigen Oase in dem großen Sandmeere, in dem eine eisenhaltige, dem Ort den Namen gebende Quelle entspringt, einen neuen Volksvergnügungsort geschaffen und ihm den Namen Recreatorium gegeben. Die Sache ist besser, als der barbarische Name. Endlich sind drei Thiergartenbesitzungen zusammengeschmolzen und daraus ein Elysium geworden. In diesem Elysium rutscht man, statt wie im Tivoli auf einem Sandberge, auf einem Luftberge umher, chinesische Pavillons, Terrassen, Schaukeln, Wippen, Feuerwerke zu Wasser und zu Lande machen die überirdische Lust aus, der es nur noch an Schatten gebricht. Sie sehen, es ist alles Spekulation, Nachahmung, nichts hier Gebornes, durch das Bedürfniß Hervorgebrachtes. Doch ist ein Bedürfniß geweckt, und wenn keine äußern ungünstigen Ereignisse dazwischen treten, werden sich die Etablissements unter dieser oder jener Gestalt halten. Ein neuer harmloser Sinn wird aber nicht dadurch geweckt.

In der Stadt wird weniger gebaut; der Lustgartenbau schreitet vorwärts, wiewohl die Fontaine in diesem Jahre wohl noch nicht springen wird; das Museum wird am 3. August eröffnet. Vor dem königlichen Schlosse hat man einen Candelaber errichtet, gewissermaßen den Repräsentanten der Gasbeleuchtung. Für den Zweck ist er nur zu kleinlich. Galanteriewaare. Es werden keine Flammen auf den großen, weiten Platz ausgesprüht, in kleinen Laternen flackern nur einige kleinliche Flämmchen, ganz unwürdig des großen Schloßgebäudes, das in seiner gigantischen Abendgröße eine verhältnißmäßigere Fackel verdiente.

Der Herbst bringt diesmal wieder eine Gemäldeausstellung, von der man sich viel verspricht, da Ausgezeichnetes aus Düsseldorf geliefert werden soll, und auch die hiesigen Künstler, Maler wie Bildhauer, sich geregt haben. Zwei einzelne Vorläufer der Ausstellung zogen vor einiger Zeit die Aufmerksamkeit besonders an. Es war ein Altarblatt von Begas: die Auferstehung, für die neue Werdersche Kirche bestimmt, und eine: Maria mit dem Kinde in Glas, von Höcker aus Breslau. Ersteres Altarblatt ist das beste, in Composition und Ausführung, was von dem geachteten Künstler geliefert worden ist; die Anerkennung war allgemein, und der Effekt wird noch größer seyn, wenn es in der Kirche, wofür die besondere Lichtgebung berechnet ist, steht. — Hrn. Höckers Glasgemälde erregte eine Aufmerksamkeit anderer Art. Als Bild an sich ist die Composition nicht übel, würde indessen als Oelgemälde schwerlich jene besonders anziehen. Aber die technische Vollendung des Glasgemäldes erregt Erstaunen über den Fleiß, die Ausdauer und die Geschicklichkeit des Künstlers. Vier Jahre hat er daran gemalt und gebrannt, jeden Augenblick in Gefahr, durch einen Sprung im Feuer die Früchte von Jahren zu verlieren. Noch besizt man kein Glasgemälde von dieser Größe aus einem Stück, und das auch als Gemälde auf Werth Anspruch machte. Indessen bleibt immer die Frage: weshalb so viel technische Mühe auf ein Kunstwerk verwandt, oder weshalb die Kunst vergeudet für ein technisches Kunststück? Bei der alten Glasmalerei denkt man doch immer nur an das Fenster, an die Wirkung aus der Ferne; die Feinheit der Malerei verschwindet dem Auge, das nur eine grelle Wirkung verlangt. Dies große schöne Gemälde in ein Fenster zu setzen, ein kostbares Kunstwerk der Vernichtung durch jedes Hagelwetter auszusetzen, wäre Thorheit, Verschwendung, schon der großen Glasscheibe wegen. Will man es aber im Zimmer aufstellen, weshalb dann auf Glas, weshalb die unsägliche Mühe, die Gefahr, die Zeitverschwendung, die Kosten, und kann der Künstler beim Wechsel alles Menschlichen erwarten, daß man eine Glasscheibe länger erhalten wird, als ein Bild auf Leinwand? Auch ist das theure Bild noch nicht verkauft worden; indessen ist sein Preis doch gering für die Angst und Anstrengung, die es seinem Meister gekostet haben mag.

Von Mordgeschichten will ich Sie nicht unterhalten, und über unser Sommertheater zu berichten, erlassen Sie mir heute. Man hat den „Lear" zum erstenmal nach einer getreuen Uebersetzung des Hrn. Kauffmann (hier bei Nicolai erschienen) gegeben, und das war gut, den Falstaff hat man in der Königsstadt nach dem Französischen auf die Bretter gebracht, und das war nicht gut. — Caspar Hausers Schicksal erregt jezt durch Hitzigs Aufforderung in seinen Annalen hier größere Theilnahme, als näher liegende Vorfälle. Doch alles Auffallende und Wunderbare erregt auch den Geist des Widerspruchs. Es hat sich daher sogleich ein Champion dafür gefunden, daß Hauser ein Betrüger sey; der Polizeirath Merker will den Beweis in seiner polizeilichen Zeitschrift führen; wir hoffen, daß es ihm nicht gelingen wird.

Beilage: Literaturblatt Nr. 85.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 200.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 21. August 1830.



> Natur! wohl braucht es solcher Stunden,
> So innig und so liebevoll,
> Wenn dieses arme Herz gesunden,
> Das welkende genesen soll.
>
> Uhland.

Mariens Reise.

(Beschluß.)

VIII.

In dem Pfarrhause zu Ilanz, in der obern Stube, durch deren Fenster die alte Kirche düster und ernst hereinschaut, stand eine traurige Versammlung: große starke Männer des Graubündtnerlandes in ihrer eigenthümlichen Volkstracht, Frauen mit Haarflechten, die auf dem Scheitel mit einem silbernen Pfeil zusammengeheftet waren, schon Jahrhunderte lang die Tracht dieses Gebirgsvolkes, vielleicht noch aus den Zeiten der alten etruskischen Ansiedler, deren Sprache, mit Deutsch vermischt, noch auf seinen Lippen lebt. In der Mitte des Kreises saß zurückgelehnt in einem großen ledernen Armstuhl, die Hände über der Bibel gefaltet, der Pfarrer Rudolph Bernhard, in seinem neunzigsten Jahre und in der lezten Stunde seines Lebens. Auf einer Decke zu seinen Füßen ausgestreckt, lag ein sterbender Mann mit grauen Haaren, sein Sohn, der Förster von Marchthal. Das Mädchen an ihrer Seite, welches mit einer Hand sich am Stuhle ihres Großvaters hielt, und das Haupt auf ihren Vater herabneigte, der ihre andere Hand an die verwundete Brust drückte, war Marie. Vater und Sohn waren versöhnt; der Vater hatte vergeben und seinem Sohne den Segen ertheilt. Dieser sah mit heitern Blicken in das Antlitz seines Vaters, der mit seiner lezten Kraft seine Pfarrkinder folgendergestalt anredete: „Ihr seht hier vor Euch, was ich seit siebzig Jahren Euch gepredigt habe, die Eitelkeit des menschlichen Lebens. So endigen unsere Sünden und Sorgen, unsere Hoffnungen und Bemühungen. Aber jenseits des Grabes empfängt uns Christus mit den Armen der Versöhnung. Glücklich diejenigen, die von ihrer Kindheit an diesen Frieden in ihrer Brust tragen, und ihn überall sehen in der Welt und in der Natur. Ich hoffe, dieß wird Dein Loos seyn, meine Tochter Marie. Ich fühle, es ist mein lezter Athemzug; er gibt Euch Gottes Segen! — Heinrich, mein Sohn, komme!“ — Und mit einem Mal raffte sich der Förster ohne Beistand auf und blickte strahlenden Auges jezt in seines Vaters, jezt in Mariens Antlitz, dann sagte er zu seinen Landsleuten: „Lasset meinen Tod diese Lehren Euch bekräftigen! Gott vergebe mir, und segne meine Tochter! — Vater, ich komme — Marie — Therese.“ Er sank zurück, und aus der aufgesprungenen Wunde strömte Blut und Leben dahin.

Bei seinen lezten Worten war eine Dame hereingetreten, die zwar schon bei Jahren war, aber nach der Sicherheit und Anmuth ihres Ganges und nach dem milden Glanz ihrer braunen Augen noch der Jugend anzugehören schien. Es war Therese; sie trat zur Leiche des Försters und sprach: „Du hast viel geliebt, und Dir wird deßhalb viel vergeben werden. Als Du jung warst, durfte ich Dir nicht sagen, wie sehr mein Herz Dich liebte; nun aber, da Du todt bist und ich alt geworden bin, sage ich es an Deinem Grabe, zeige ich es Deinem Kinde. Komm

Du mit mir," so wendete sie sich zu Marien, „Tochter meiner Seele! Dein Vater war kein Fremdling diesem Herzen, das Dich als Mutter aufnimmt. Theile Du mit mir meine Einsamkeit und meinen Frieden."

Oberhalb Chur auf einer Anhöhe, gerade über dem Felsen, unter welchem die Plessur einen schönen Wasserfall bildet, steht ein altes steinernes Haus, einst der Sitz eines adelichen Geschlechts, von grünen Matten umgeben. Gegenüber, nach Osten zu, erheben sich die weißen Hörner, oft in düstere Wolken gehüllt. Auf einem Felsen an ihrem Fuße, ungefähr zwei Meilen von dem Kapuzinerkloster, ist die Höhle mit der Kapelle des heiligen Lucius, des Belehrers dieser wüsten Thäler, der, wie die Legende erzählt, von diesem Felsen herab dem Volke unten die Lehren des Heiles verkündigte, bis die Felsen und die Herzen davon widertönten. Gegen Süden liegt Chur mit seinen alten gastlichen Häusern, tiefer unten rauscht der Rhein zwischen grünen Wiesen, und weiter hinaus erheben sich wieder mit schneegekrönten Felsenspitzen die Berge von Kalanda, während sich im Westen eine anmuthige, aber beschränkte Aussicht nach der Via Mala hin öffnet und nach den Hochlanden von Graubünden. Hieher hatte Therese Marien gebracht, die nach dem Tode ihres Vaters, als hätte ihre ganze Kraft nur durch die Sorge für ihn sich aufrecht erhalten, in völlige Ermattung versunken war. Ihr Leben und ihre Gefühle verschlossen sich in ihrer Brust; sie äußerte keine Ungeduld, keinen Schmerz, und noch weniger Freude; sie sprach selten und verrieth kaum durch einzelne dankbare Blicke ihre Gefühle gegen Theresen. Da befreite eine körperliche Krankheit ihre Seele von der Last des Kummers, der sie erdrückte. In diesem Zustande schlummerte sie ganze Tage, während ihre nächtlichen Träume sich gewöhnlich mit einer Lebhaftigkeit äußerten, die ihr im Wachen fremd war. Endlich genaß sie wieder und begann Theil an ihren Umgebungen zu nehmen. Theresens ganze Thätigkeit war diese Zeit über größtentheils Marien gewidmet, aber nun kehrte sie zu ihren früheren Beschäftigungen zurück, zu welchen sie auch Marien zu vermögen suchte. In ihrer Abgeschiedenheit hatte sie sich alle Unglückliche der Nachbarschaft zu Freunden gemacht, und war ringsum nur unter dem Namen „der guten Nonne vom Hügel" bekannt. Die Zeit, welche sie zu Hause zubrachte, war getheilt zwischen der Sorge für einen kleinen Garten, zwischen dem Lesen religiöser Bücher aus dem christlichen Alterthum und dem Spiel der Harfe. Marie lauschte ihr mit Entzücken, aber sie zeigte kein Verlangen, sich von der Freundin in dieser Kunst unterrichten zu lassen, wie sie ihre andern Beschäftigungen zu theilen begann. Aber die Liebe, mit welcher Marie oft stundenlang das Bild der Fremden betrachtete, die Vergleichungen, welche sie zwischen ihm und der Natur anstellte, und einige gute Gemälde in der bischöflichen Kirche zu Chur und im Kloster des heiligen Lucius brachten Therese auf den Gedanken, ihr Unterricht im Zeichnen zu geben. Marie machte wunderbar schnelle Fortschritte, und bald erlaubte ihr die Lehrerin, sich, nach Anleitung ihres kleinen Gemäldes, ganz der Natur hinzugeben. Ihre Seele war so frei von aller sklavischen Nachahmung, als die Natur selbst; das Leben in der Natur, die Elementargeister, schlummernd oder lächelnd, oder im majestätischen Zorn, wußte sie durch den Zauber ihres begeisterten Gemüths und ihrer Kunst zu beschwören. Man bemerkte, daß sie niemals auf ihren Gemälden menschliche Gestalten anbrachte. Hatte sie das Leben zu sehr erschreckt unter der Gestalt des Menschen? — Aber wenn ein neblicher Herbstmorgen rauhe Felsen und grüne Matten, wilde Wasser und rauchumhüllte Dörfer in eine phantastisch duftige Harmonie verschmilzt; oder wenn der Donner in den Alpen rollt, während alles tief unten im Dunkel liegt, über den Gewitterwolken die ewigen Bergspitzen blendend emporragen, und der unendliche Himmel rein und mild darüber sich ausspannt; oder wenn am Abend der westliche Himmel glüht, und jeden Schatten in Purpur, und jedes Licht in Gold taucht; oder wenn von dem grünen Alpengras und hundert lebendigen Wasserfällen die uralten Pfeiler der Erde in jugendlicher Frische aufzuleben scheinen; oder wenn die Wogen eines stürmischen Sees wie durch einen mächtigen Zauber sich mit einer glatten, durchsichtigen Eisdecke überkleiden; des Mondes Wiederschein an den silbernen Bergen, die blauen Wogen der Alpseen — solche Bilder tauchten sich tief in ihr geistiges Auge, und ihre Farben verschmolzen sich zum Spiegelbild ihrer Seele.

So brachte Marie in Betrachtung und Darstellung von Gottes schöner Natur ihr Leben hin, überall, wo sie an Theresens Seite erschien, begrüßt wie ein wohlthätiger Engel Gottes.

Die Höhen über Paris.

(Beschluß.)

Wie oft liest man in Romanen von Besuchen auf diesem Kirchhof; getrennte Liebe weint hier auf den Gräbern, ernster gestimmte Gemüther blättern in Youngs Nachtgedanken; Ausländer erzählen, sie wünschten in Paris zu sterben, um hier begraben zu werden. Seltsam, auf mich hat der berühmte Kirchhof einen ganz verschiedenen Eindruck gemacht, und ich ging fort mit dem ernsten Wunsche, das Schicksal möchte es nicht fügen, daß auch mein Körper einmal unter diesem Walde von Marmorsäulen eingeschaufelt werde. Man denke an kein Vorurtheil, an keine ironische Stimmung. Weit entfernt von beiden, sehnte ich mich, nach wochenlangem Geräusch eines bunten und doch in seinen Resultaten für den Geist

so gleichgültigen Stadtlebens, nach der erhabenen Einsamkeit eines Kirchhofs, der durch solche Erinnerungen geheiligt wurde. Die metaphorischen Bilder unserer Sprache: „hier ruht in kühler Erde“ und „hier unter grünen Rasen schläft,“ haben für mich einen eigenen Reiz. Davon erwartete ich doch etwas, aber ich fand weder die Einsamkeit, noch die kühle Erde, noch den grünen Rasen.

Ich fand ein dumpfes Geräusch über den ganzen Berg schallend, von den Rädern der Leichenwagen, der Trauerkutschen, den Tritten der Neugierigen und den Hammerschlägen der Steinmetzen. Nicht der Todtengräber wühlte in der feuchten Erde, sondern der Maurer polirte drüber und seine Schaufel warf Kalk auf Kalk und er sezte Stein auf Stein. Von den schweren Rädern der Leichenwagen war der Weg zu Staub zerrieben und troz der feuchten Witterung, war Busch und Halm ringsum weiß. Heut hatten sie zwar einen Marschall und Pair von Frankreich, den Fürsten von Hohenlohe, von dem einst der Constitutionnel sagte: ce n'est pas celui, qui fait des miracles, mit militärischen Ehren beigesezt, aber liefert nicht Paris täglich genug Todte, um einen Marschall vergessen zu machen? Schon von den Leichen und ihren Verwandten wird die Einsamkeit verscheucht. — Nun denke dir einen ganzen, weiten Bergabhang, nicht voll grüner Rasenhügel, wo dann und wann ein Kreuz, eine Urne, eine Trauerweide vorragt, nein, ein unermeßliches Feld steinerner, kalter Monumente. Wohl wuchert mancher grüne Strauch dazwischen, es sind aber meist Gewächse fremder Länder und Zonen, von der Kunst gepflegt, sie haben mit den Todten nichts zu thun. Die künstliche Anordnung, die Absicht ist zu deutlich. Ich will auf dem Kirchhof auch den Schierling sehen und den Stechapfel, die mit dem üppigen Sammtgrase aus dem feuchten Moderboden Nahrung ziehen. Was soll hier am Eingange Abelard und Heloisens gothisches Denkmal, aus der Kirche herüber verpflanzt? die modernen, fein polirten Denksteine moquiren sich darüber. Die Mode und etwas Sentimentalität läßt täglich Blumenkränze und Immortellen auf die Grabstätte der Märtyrer der Liebe werfen; troz der Blumen und troz der Kränze, sieht aber das Denkmal entsetzlich verlassen und verwaist aus. Da hat ein Marquis dicht am Wege auf seiner geschmacklosen Familiengruft eine Jungfrau Maria aushauen lassen, und die Mutter Gottes präsentirt ihr Kind den Vorübergehenden und sagt ihnen dabei, wie fromm der Marquis gewesen; der Mann hat es gefaßt, man muß der Welt sagen, daß man fromm war, sie glaubt es sonst nicht.

Etwas höher hinauf verschwindet auch das künstliche Grün. Hier liegt Stein an Stein, Säule erhebt sich an Säule, Sarkophag stößt an Sarkophag. Das Auge trifft nur auf platten, eckigen Marmor, der Fuß tritt nur auf Marmorstaub. Hier ruhen meistens große Männer, deren Wiege des Ruhms von der Revolution geschaukelt wurde. Wie glatt und kalt ist es in diesem Revier! die ächte Ruhestätte einer gemacht antiken Welt. Formen und Inschriften — es ist keine Wärme, es ist kein Trost darin. Die Nachwelt soll lesen und staunen, das ist alles. Nicht einmal, wenn Nebel darüber fährt, schweben ihre Geister dazwischen, wie die Halbwesen der ossianischen Welt. Es ist auf dem ganzen Kirchhof kein Plätzchen, kein Winkel für einen Geist. Aber auch viele Fremde haben die Nähe der tönenden, vornehmen Namen gesucht. Das Denkmal der russischen Familie Demidoff brillirt vor allen. Nur das, welches Frankreich seinem ersten Redner, dem General Foy sezt, soll es an Größe und Pracht überbieten. Es ist noch nicht vollendet und die Franzosen haben keine Schinkels und Rauchs. Ein spanischer Edelmann hat seinem Kinde ein Epitaph errichtet, und eine pomphafte kastilianische Inschrift sagt dem Wanderer in Versen, daß das Kind, obgleich nur zwei Monate alt, doch in tausend Jahren nicht werde vergessen werden. — Unbefriedigt wandte ich mich ab von diesen versteinerten Trümmern eines todten Ehrgeizes und suchte die von Unkraut und wildem Gesträuch verwachsenen Seitenpartien des Kirchhofes. Auch hier nur Kalkboden und kein duftiger Rasen; aber so mancher schon halb zerstörte Grabstein unbekannter Menschen fesselte mich länger, als die Sarkophage der Marschälle mit allen ihren Schlachten, und ein einfacher Stein, zur Hälfte in der Erde versunken und mit Nesseln überwachsen — aber die Inschrift war noch ganz zu lesen: „ma mère je t'attends“ — blieb für mich das sprechendste Denkmal unter allen auf dem Kirchhof des Pater La Chaise.

Von dieser glänzenden Ruhestätte der Todten hat man eine schöne Aussicht über Paris, und doch kein ganzes Bild. Man sieht den jenseitigen Triumphbogen an der Barriere von Neuilly, das große unvollendete Mark- und Wahrzeichen der Weltstadt im Westen; aber nach Nord und Süd will Paris kein Ende finden, und immer neue Häusermassen und Gruppen schließen sich den Parthien an, die wir für die lezten zu halten geneigt waren. Indessen gewinnt der Landschaftsmaler für seine Kunst von hier die beste Auffassung.

Nicht so der Dichter. Der betrachte, um es ganz in seiner Seele aufzunehmen, Paris von der höchsten Kante des Montmartre. Dicht an der nördlichen Seite der Stadt sich erhebend, ist dieser berühmte Berg der höchste Punkt in der Nähe. Das Auge überfliegt das weite, graubraune Dächermeer, von Rauch und Dampf schattirt. Die Sonne ist im Untergehen und das violette Licht gießt sich über das weite Seinethal aus. Dann hört man das dumpfe Geräusch aus der Tiefe, die tausend und tausend Stimmen der Jubelnden und der Klagenden, die Ambosschläge der Fabriken, das Rasseln der Maschinen, den Paukenklang der Musikchöre, den Gesang einer Sontag, das Geplärr eines Marktschreiers, das Gebrüll des

Schlachtviehes, alle diese Töne, die den Pariser betäuben, entzücken oder stumpf lassen, hier in der Höhe werden sie *ein* dumpfes Gebrause. Lege dich hier auf den dürren Gipsboden, blicke über dich, wo die ersten Sterne dich grüßen, schließe die Augen und du hörst unter dir den Strom der Zeit, heut wie gestern, und heut wie morgen. Das Leben lebt sich unten fort, bewußtlos, ohne Abtheilung, ohne Grenzen, ohne Aussicht. Die Gleichheit, so liebenswürdig in der Nähe, wie fürchterlich von hier oben! Das große Paris, worin die Welt aufgehen soll, wird ein einzelner Punkt, und alle Stimmen, die hier ertönen, werden ein dumpfer, unverständlicher Laut. Noch etwas höher, und man hört nicht mehr das Gebrause.

Meine Freunde wollten nie wieder auf den Montmartre, so unheimlich war ihnen von hier der abendliche Blick auf Paris. Wer die Einsamkeit in der Weltstadt sucht, der steige hier hinauf, und wenn er auch hundert Begleiter mitbringt, er wird sie finden.

W. Alexis.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Juli.

Zunahme der Verbrechen im weiblichen Geschlecht. Maaßregeln dagegen.

Seit der Wiederherstellung der päbstlichen Regierung haben sich die Mordthaten, von Weibern an ihren Männern und Liebhabern oder auch an andern Weibern begangen, auf eine beunruhigende Weise vermehrt. Erst in diesen Tagen wurde ein junger Mensch von zwanzig Jahren, der erst seit neun Monaten verheirathet war, am Morgen früh, während seine Frau, kaum achtzehn Jahre alt, zum Scheine ausgegangen war, um einzukaufen, ermordet in seinem Bette gefunden. Der Frau läßt sich nichts beweisen; sie sagt, der Mann habe selbst Hand an sich gelegt. Das Sonderbarste bei der Sache ist, daß aus dem Schnitte im Halse durchaus nicht abzusehen seyn soll, ob er von eigener oder von fremder Hand herrührt. Diese Blutgier des weiblichen Pöbels schreibt man dem Umstande zu, daß hier kein Weib mit dem Tode bestraft werden darf, sondern daß jede mit lebenslänglicher Einkerkerung davon kommt. Es sollen daher mehrere bedeutende Männer dem Pabste eine Schrift überreicht haben, in welcher sie die traurigen Folgen dieses Gesetzes schildern und um Abschaffung desselben bitten. Der Pabst soll die Sache in reifliche Ueberlegung gezogen und sich geneigt gezeigt haben, dem Gesuche zu willfahren. Nun sollen, heißt es, in den nächsten Tagen zwei Weiber, welche ihre Männer ermordet haben, guillottinirt werden. Dabei, daß bis jezt die Capitalstrafe der Weiber in lebenslänglicher Einkerkerung bestanden hat, ist dem Menschenfreunde und Beobachter von jeher auffallend gewesen, daß die zu dieser Strafe verurtheilten Weiber nicht abgesondert, sondern mit andern weiblichen Gefangenen, und nicht allein mit eigentlichen Verbrecherinnen, sondern selbst mit solchen Personen, deren ganzes Vergehen in einem Verstoße gegen die Sittlichkeit besteht, vermischt werden. Welchen Nachtheil muß für Mädchen oder Frauen, die sich, troz ihres regellosen Lebenswandels, recht gut vom Hange zu eigentlichen Verbrechen frei erhalten haben können, das Zusammenleben mit Diebinnen, Räuberinnen und Mörderinnen haben! Der vorige Pabst hatte alle diese Weiber aus dem Michaels-Hospitale, welches eigentlich ein Waisenhaus ist, weg- und auf den Diocletianischen Termenplaz bringen lassen, „damit,“ war seine Aeußerung, „die Unschuld der im Hospitale erzogenen Kinder, durch das Zusammenseyn in einem und eben demselben Gebäude mit verworfenen Weibern, nicht gefährdet werde.“ Da der Termenplaz im Geruche der ungesunden Luft steht, hatte man diesen Grund geltend zu machen gesucht, um ihn von seinem Entschlusse abzubringen; er aber war standhaft geblieben, ja hatte sogar zur Antwort gegeben: „Was schadet es, wenn dieser Abschaum des weiblichen Geschlechts jährlich mit ein paar Fiebern zu kämpfen hat?“ Ist dies wirklich seine Aeußerung gewesen (woran jedoch noch sehr zu zweifeln steht), so muß man sie für Ironie nehmen, denn er selbst glaubte an keine ungesunde Luft in Rom. Davon hat er durch seine beständige Residenz auf dem Vaticane, wo, nach dem allgemeinen Glauben, in den drei Sommermonaten der Sensenmann stark spuken soll, den deutlichsten Beweis gegeben.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Logogryphs in Nr. 194:

Streben. Reben. Eben. Ben. n.

Räthsel.

Die Kaserne.

Ich bin ein kleines Haus
Und gleiche grauem Löschpapier;
Viel schlanke Krieger zieh'n bei mir
Oft ein und aus.

Im schönen grünen Wald,
Da bauten sie mich selber hin.
Nach freier Beute steht ihr Sinn,
Die macht sich bald.

Sie haben keine Wehr,
Als jeder einen kleinen Spieß.
Der sucht sein Ziel und trifft's gewiß,
Der scharfe Speer.

Sie haben keinen Herrn,
Und sammeln keinen Vorrath ein,
Sonst würden's etwa Bienen seyn;
Frei sind sie gern.

Und wenn sie müde nun
In meinen Kammern sich versammeln,
Und künstlich sich darin verrammeln,
Um auszuruhn:

So störe du, mein Kind,
Die ruhenden Freibeuter nicht,
Sonst fahren die Spieße dir ins Gesicht,
Und du bist blind.

J. G. M.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 22.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 201.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 23. August 1830.



Ein feuchter Schleier webt sich vor das Auge,
Wenn an das Herz des Herzens Stimme klingt.

V. Hugo.

Der Graf von Aichelberg.

„Seht ihr das Gut am Berge dort?
Es glänzt wie grüner Edelstein;
Deß Lehen soll's von heute seyn,
Der zu mir spricht das liebste Wort!“

Und alle Mannen, die zu Pferd
Dem Grafen folgen in das Thal,
Zu sprechen heben an zumal
Ein Wörtlein, das ihm dänchte werth.

Da heißt er gütig, heißt er schön,
Ein reicher Herr an Volk und Feld,
Uralt von Stamm, ein starker Held,
Sein Schloß das herrlichste der Höh'n.

So hallt sein Lob zum Rossеshuf;
Da steht am Weg ein Mütterlein,
Am Stab gebeugt, vom Alter klein,
Die läßt ertönen ihren Ruf.

„Du lieber Sohn! Gott grüße dich!“
So schallt ihr Gruß am Pferd empor,
Der Graf neigt schmerzlich Aug' und Ohr,
Die stolzen Ritter wundern sich.

„Was sprichst du für ein thöricht Wort?
Die Mutter liegt im Grabe mir,
Sie war der Edeltöchter Zier,
Von ihrer Brust trug man mich fort!“

Da sprach das Mütterlein: „Ja, Sohn!
Man trug dich fort von ihrer Brust,
Doch eh du spürtest den Verlust,
Lagst du an meinen Brüsten schon!

„Dein Auge, das so traurig schaut,
Es lachte hold an mir empor,
Es lauschte meinem Lied dein Ohr,
Und sanft war deiner Stimme Laut.

„In deinen Adern floß mein Blut,
Ich stahl die Milch dem eignen Sohn;
Drum laß mir meinen Ammenlohn:
Ich nenne „Sohn“ dich wohlgemuth!“ —

Im Nebel schwamm des Grafen Blick,
Und vor ihm schwankte Berg und Thal,
Dann ward sein Aug' ein Sonnenstrahl,
Er bog vom Pferd sein stolz Genick.

Die Rechte bot er dar der Frau,
Sein Mund auf ihrer Lippe ruht,
Den Rittern stieg zu Haupt ihr Blut,
Er aber deutet' auf die Au':

„Siehst du das Gut am Berge dort?
Es glänzt wie grüner Edelstein;
Dein Lehen soll's von heute seyn,
Du sprachst zu mir das liebste Wort!“

Gustav Schwab.

Ueber sympathetische Uhren.

Auch eine Ansicht von der Nachtseite der Natur.

Von Dr. Nürnberger.

Sympathetische Uhren? werden die Leser fragen, wir haben wohl von sympathetischen Kuren, von einer Sympathie der Seelen u. s. w. gehört, aber eine Sympathie zwischen Uhren?

Man hat schon vor Jahrhunderten mit Grund behauptet, daß es Dinge zwischen Himmel und Erde gebe, von welchen sich unsere Philosophie nichts träumen läßt, und die Natur besitzt eine Nachtseite, vor welche die besonnene Forschung mehr fragend und rathend, als errathend tritt. Mit den sympathetischen Uhren, d. h. mit den Uhren, zwischen welchen eine geheimnißvolle Sympathie besteht, wie wir sehen werden, hat es so gut seine vollkommene Richtigkeit, wie mit den sympathetischen Kuren. Was aber die lezteren betrifft, so weiß ziemlich Jedermann einzelne Erfahrungen darüber beizubringen, wenn auch der Begriff der Sache selbst in ihrem ganzen Umfange nicht scharf bestimmt seyn mag. Als das bei aller Sympathie wirksame Agens muß man schlechterdings eine gewisse, wenn auch unerklärbare, geheimnißvolle Wechselwirkung zwischen den verschiedenen organischen Wesen und unorganischen Körpern der Natur annehmen, eine Wechselwirkung, welche sich zwischen Menschenkörpern und Geistern, Gestirnen, Thieren, Pflanzen u. s. w. offenbart, und welche eben so wenig handgreiflich dargethan, als frech weggeläugnet werden kann. Es gehört diese geheimnißvolle Wechselwirkung, wie gesagt, zu der unendlich großen und noch unendlich interessanteren Nachtseite der Natur, zu welcher der aufrichtige Forscher nur mit ehrfurchtsvollem Schauer tritt.

Eine solche Sympathie nun, wie sie in diesem Sinne geheimnißvoller Wechselwirkung selbst zwischen leblosen Körpern bestehen kann, ist unlängst von dem berühmten Pariser Uhrkünstler und Mechaniker der französischen Marine, Breguet, auch zwischen Uhren entdeckt worden, und diese eben so geheimnißvolle als interessante Entdeckung ist es eben, die ich den Lesern hier vorlegen will. Zwei, mit der größten Sorgfalt und genau nach denselben Grundsätzen, Verhältnissen und Dimensionen verfertigte Uhrwerke werden in demselben Gehäuse dergestalt neben einander befestigt, daß beide Unruhen einander so nahe als nur irgend möglich kommen, ohne sich jedoch wirklich zu berühren. In diesem Zustande wird zwar der Gang beider Uhren, aller angewandter Sorgfalt ohnerachtet, anfänglich immer noch nicht vollkommen übereinstimmen, ja es werden sich in dieser ersten Zeit mitunter ziemlich beträchtliche Differenzen zeigen, deren gänzliche Wegräumung auch alle blos mechanischen Kräfte und Kunstgriffe selbst der vollkommensten Uhrmacherkunst übersteigt; allmählig aber fangen die solchergestalt eng vereinigten Uhrwerke an, einen geheimnißvollen sympathetischen Einfluß auf einander zu üben, dergestalt daß sie, wie unglaublich es auch klingt, fernerhin nicht im mindesten mehr von einander abweichen, indem die Schwingungen beider Unruhen nunmehr ganz genau mit einander übereintreffen und beide Zeiger durchaus denselben Strich zeigen. Am merkwürdigsten dabei ist, daß die Uhren in dieser Vereinigung nicht absolut richtig zu gehen brauchen, sondern daß vielmehr eine kleine Unrichtigkeit der einen den richtigeren Gang der andern sogar alteriren kann, um nur den sympathetischen Hauptzweck des Wechseleinflusses, nämlich die vollkommene Gleichheit des beiderseitigen Ganges, zu erreichen. An der vollkommenen Zuverläßigkeit dieser Resultate einer solchen Uhrenvereinigung darf aber gar nicht gezweifelt werden, da dieselben von den Astronomen des Pariser Bureau des longitudes sowohl ihrer unendlichen Merkwürdigkeit, als des davon zu erwartenden Nutzens wegen, einer langen und äußerst strengen Prüfung unterworfen und durchaus bestätigt worden sind. Von der geheimnißvollen Ursache dieses regulirenden Wechseleinflusses endlich haben die auf diese Weise konstruirten Uhren den Namen der sympathetischen Doppelchronometer erhalten.

Bei dem Interesse, welches diese Entdeckung darbietet, habe ich mich zuvörderst bemüht, noch andere Beispiele eines solchen sympathetischen Wechseleinflusses anscheinend frei und von einander unabhängig bewegter Körper aufzufinden, und habe Spuren ähnlicher Beobachtungen auch schon in älteren Schriften angetroffen. So bemerkt bereits der berühmte holländische Mathematiker und Naturforscher Huygens *), daß die Pendel zweier nahe neben einander gehender Uhren einen Wechseleinfluß auf einander ausüben, und ein Ungenannter theilt im Märzhefte des Journal des savans für 1665 eine Beobachtung mit, welcher zu Folge die Schwingungen solcher Pendel, ihre gleiche Länge vorausgesezt, nach einer gewissen Zeit übereinkommen. Noch wichtiger aber sind die Erfahrungen des englischen Naturforschers Ellicot **), welcher zwei Pendeluhren, jede in einem besondern Gehäuse, an die nämliche hölzerne Latte lehnte, und zu seiner großen Ueberraschung wahrnahm, daß in dieser Verbindung die Pendel beider Uhren, wenn sie Bogen von einer gewissen Größe beschrieben, ihre Ungleichheiten durch gegenseitige Beschleunigung oder Verminderung auf eine höchst merkwürdige Art ausglichen, bei Beschreibung sehr kleiner Bogen aber einander abwechselnd zum Stillstehen und zur Bewegung brachten.

Der gegenseitige Einfluß nahe neben einander gehender Uhrwerke ist also auch schon vor Breguet längst bekannt gewesen, und ihm kommt nur das Verdienst der Anwendung dieses Umstandes auf Regulirung des Uhrenganges

*) In seinem bekannten Werke: Horologium oscillatorium.
**) Philosophical Transact. 1741.

selbst und der Bezeichnung der geheimsten Natur dieses Wechseleinflusses, durch die Beziehung auf Sympathie, zu. In der That mag man das, was bei den sympathetischen Uhren vorgeht, analysiren wie man will, so bleibt kaum etwas anderes, als jene Beziehung auf eine geheimnißvolle sympathetische Neigung der Natur übrig. Das Plausibelste wäre vielleicht noch, anzunehmen, daß zwei neben einander gehende, durch dieselbe Unterlage oder andere Verbindung mit einander kommunicirende Uhrwerke beide dieser Unterlage ihre Vibrationen mitzutheilen streben und, bei getheilter Wirkung auf dieselbe, eine Kompensation hervorbringen, deren Rückwirkung sich hernach auf die Uhren selbst äußere; allein es bleibt, auch unter dieser Voraussetzung, bei näherer Betrachtung, noch so vieles im Vorgange unerklärt, daß man schlechterdings zur Sympathie seine Zuflucht nehmen muß.

Diejenigen Vorgänge in der Natur, welche man unter dem Namen der sympathetischen zusammen begreift, haben schon die Aufmerksamkeit der ältesten Naturforscher erregt. Man mußte gewahr werden, daß in unzähligen Fällen, ohne alle in die Sinne fallende Verbindung oder sonstigen Causalbezug, zwei oder auch mehrere Körper die auffallendsten Wechselwirkungen und Einflüsse auf einander zeigen. Dergleichen Einflüsse erklärte die scholastische Philosophie aus einer geheimen, unbekannten Verbindung, die sie zu ihren „verborgenen Qualitäten (qualitates occultæ)" zählte, und mit dem Namen Sympathie oder Antipathie belegte, nachdem der hervorstechende Charakter jenes Einflusses eine Neigung oder Abneigung anzudeuten schien. Weder der Ausdruck noch der Begriff sind also blos eine neuere Erwerbung, und tausendjährige Erfahrungen stehen ihnen, neben dem Volksglauben *), als Autoritäten zur Seite. Auch gibt es ganz unverkennbare Aeusserungen, sowohl der Sympathie als der Antipathie, bei welchen man sich gezwungen findet, eigenthümliche, geheime Gründe der Zuneigung und Abneigung anzunehmen, ohne darüber etwas Bestimmteres anzudeuten, weil sich diese Fäden in die dunkle Region der Gefühle verlieren. Die Philosophen, welche in der neuern Zeit jene Andeutungen der Scholastiker über Sympathie und Antipathie weiter verfolgt haben, und unter ihnen einer der hellsten jezt lebenden Köpfe, Krug zu Leipzig, haben daher auch keinen Anstand genommen, eine eigene Wahlverwandtschaft der Geister und Körper in der ganzen Natur als lezten Grund aller sympathischen und antipathischen Erscheinungen anzunehmen, und dieser fruchtbare Gedanke dürfte tief in das eigentliche Wesen des sympathetischen Naturgeheimnisses hinabführen. Die Sympathie der Seelen scheint sich demnach auf eine geistige Wahlverwandtschaft zu gründen, die aus der innigsten, uns vielleicht selbst kaum bewußten Beziehung zu ähnlich organisirten Gemüthern entspringt; und es wird leichter, nach einer solchen Voraussetzung, auf den Begriff einer Sympathie, welche durch die ganze Natur, und selbst durch ihren scheinbar unbelebten Theil herrscht, überzugehen. Der sonst fast unbegreifliche Wechseleinfluß unserer sympathetischen Uhren z. B. dürfte sich hiernach auf eine sympathetische Neigung der, jene Kunstwerke in Bewegung setzenden und erhaltenden Urkräfte der Natur zurückführen lassen, unter den rechten Umständen einen gewissen Rhythmus der Bewegungen zu begünstigen, eine Idee, auf welche der Verfasser dieses Aufsatzes Werth legt, und deren weitere Ausführung, die sich für die engen Grenzen dieser Blätter nicht eignet, er den Lesern selbst überläßt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Baaden, August.

Verschönerungen. Badeleben.

Die großen Veränderungen im gesellschaftlichen Leben von Europa seit der französischen Revolution haben sich besonders auch in den Bädern sichtbar gemacht. Man besucht jezt den Sommer über wenig mehr einsame Landgegenden, sondern strömt an Heilquellen zusammen, wo mit der schönen Natur zugleich alle Lockungen der Stadt sich auf einige Monate vereinigen. So ist es gekommen, daß unter acht- bis zehntausend Fremden, welche jährlich Baaden besuchen, wohl kaum zweitausend eigentliche Kurgäste gezählt werden. Viele weilen hier, um sich zu zerstreuen oder neue Zerstreuungen zu suchen, und mit dem zwanglosen Aufenthalte alle Annehmlichkeiten der Gesellschaft und alle Genüsse der verlassenen Stadt zu verbinden. Dadurch hat Baaden, wo man früher nur unbedeutende Wohnungen mit bescheidener bürgerlicher Einrichtung fand, sich seit ungefähr zwanzig Jahren so gänzlich umgewandelt. Elegante Wohnungen mit aller Pracht und Bequemlichkeit des Luxus, reizende Anlagen, glänzende Soirées, Konzerte, Bälle, Restaurationen, die es den Parisern gleich thun ꝛc., sind nach und nach entstanden, und wo sonst einsame Spaziergänger oder trauliche Gruppen zu Fuße wanderten, begegnet man jezt modernen Equipagen, hübschen Miethwagen, eleganten Reitern und Reiterinnen, theils auf kostbaren Pferden, theils auf Eseln, die besonders für Kinder und schüchterne Feauen gewählt weeden. Auch das gehört unter die neuen Erscheinungen am hiesigen Kurorte, daß die Zahl von Kindern und Frauen die der Männer gewöhnlich über-

---

*) Wie sehr man die Thatsachen, welche der Volksglaube in seiner Unschuld geltend macht, zu respektiren hat, und mit welcher Vorsicht die scheinbar am besten begründeten Doctrinen angewendet werden müssen, wenn sie mit jenen Thatsachen in Widerspruch gerathen, davon hat die neueste Naturerscheinung wieder ein auffallendes Beispiel gegeben. Bekanntlich bezeichnet der Volksglaube die Eisschollen, mit denen sich die Ströme bei den ersten bedeutendeeen Frösten bedecken, mit der Benennung Grundeis, und weist ihnen dadurch ihren Ursprung auf dem Grunde der Gewässer an. Gegen diese Behauptung hat sich die gelehrte Physik des ganzen vorigen Jahrhunderts erhoben, und Nollet z. B. beweist in der Hist. de l'acad. roy. des sc. 1773 nach seiner Meinung die gänzliche Unhaltbarkeit dieses Volksglaubens. Gleichwohl aber haben neuere Forschungen auf ganz unzweifelhafte Weise dargethan, daß er vollkommen gegründet sey, und ich will mit dieser Anführung nur nochmals diejenige Bescheidenheit einschärfen, welche eine umsichtige Naturforschung, dem so oft verlachten Volksglauben gegenüber, nie verläugnen sollte.

steigt, wodurch allerdings das Badeleben eine reizendere Mannigfaltigkeit erhält, und der Ort selbst mehr die Physiognomie einer großen Stadt, die sich plötzlich bildet, um dann wieder auf sechs Monate zu verschwinden.

Der Badebesuch beginnt mit dem Mai und endigt mit dem Oktober. Die größern Wohnungen werden gewöhnlich schon im Anfange des Frühlings gemiethet und meist für die ganze Kurzeit. Baaden ist allmählig ein europäisches Bad geworden; man kann das jährliche Verhältniß der Fremden aus allen Theilen Europas folgendermaßen annehmen: ⅓ Deutsche, eben so viele Engländer und Franzosen, und ⅓ Niederländer, Italiener, Russen, Polen, Amerikaner ꝛc. Die hier den Sommer über herrschende Sprache ist darum auch die französische. Dagegen bilden die verschiedenen, meist leicht kennbaren Nationalphysiognomien, die mancherlei Sitten, die bisweilen seltsam abstechenden Trachten ein überraschendes und anziehendes Gemälde. Die nationellen Verschiedenheiten der Badegäste machen sich hier auch im täglichen Leben bemerklich. Den Engländer erkennt man schon an Gang und Haltung, an seinem Frühstücke, an der Zeit seines Mittagsessens; bei aller Wirthschaftlichkeit liebt er Eleganz und Bequemlichkeit, ist weniger umgänglich, und die Familien halten sich im Ganzen ziemlich abgeschlossen. Dagegen haben die meisten englischen Frauen bedeutsame Physiognomien; die häuslich-religiöse Erziehung ist überall in ihrem Thun und Wesen sichtbar; sie lieben Kunst und Natur und beschäftigen sich häufig mit Musik und Zeichnen. Schon zum Theil ihre Kleidung und Haltung verräth auf den ersten Blick die brittische Insulanerin. Der Franzose ist genügsamer, geselliger, anschliessender, höflicher. Dabei bleibt er unverändert in der Fremde, wie in seinem Lande. Den Britten lernt man erst auf seiner Insel kennen, den Franzosen überall, wo man ihn findet.

Man sollte übrigens denken, der Aufenthalt an einem Badorte, der von so vielen Menschen aus allen Theilen des gebildeten Europa besucht wird, müsse sehr kostbar und für Manche außerdem ziemlich lästig seyn. Dies ist jedoch bei Baaden keineswegs der Fall, indem hier jeder Fremde ohne Zwang, nach seinem Sinn und seiner Börse leben kann. Auch bietet dieser Kurort, in seinen reichen Umgebungen, eine Menge Spaziergänge dar, wo der Freund der Natur und der ländlichen Stille vom Lärm und Gewühl der bunten Menge unberührt bleibt. Es sind hier nur zwei Punkte, auf denen sich die größere Menschenzahl (meist in den Abendstunden) hin und her bewegt: die Anlagen um das Conversationshaus und die heitern Alleen, die nach dem Kloster Lichtenthal und von da in das romantische Beurerthal führen. Aber auch hier, wo der Reichthum und die Mode ihren Schimmer entfalten, kann man sich unbeachtet, im schlichten Ueberrocke, in das wogende Gedränge mischen, und selbst Gecken, die durch bizarre Kleidung Aufmerksamkeit erregen wollen, wie dies bisweilen geschieht, erregen keine Aufmerksamkeit und finden sich in ihrem lächerlichen Calcul getäuscht.

Wer das: Freut euch des Lebens, zu seinem täglichen Morgensegen macht, der darf in Baaden nicht über Mangel an Gelegenheiten klagen, seine Zeit, sein Geld und, wenn er will, auch seine Gesundheit los zu werden. Für das öffentliche Vergnügen bestehen hier: 1) Ein gesellschaftlicher Verein unter dem Namen Union, 2) ein Theater, 3) eine Spielbank. Die Union versammelt sich Abends nach dem Theater im Conversationshause, wo zugleich eine Restauration ist. Nur Personen aus den gebildeten Klassen der Gesellschaft werden zugelassen. Man abonnirt sich auf eine bestimmte Zeit, oder löst jedesmal sein Eintrittsbillet. Die Unterhaltung besteht in Gesprächen, Musik und Tanz; jeden Sonnabend ist bal paré. Wer bloßer Zuschauer seyn will, geht auf die Gallerie. Höchst anziehend für den Beobachter ist dieser gesellige Verein durch die Mischung von verschiedenen Nationen; der Fremde findet hier eine günstige Gelegenheit, Bekanntschaften zu machen; es herrscht dabei Anstand ohne Zwang, und die verschiedenen Nüanceen von Rang und Stand verlieren sich in geselliger Lust und dem heitern Gefühl eines in solchen Momenten unabhängigen Daseyns.

In dem niedlichen, geschmackvollen Theater, welches einen Theil des Conversationshauses ausmacht, spielt gewöhnlich die Freyburger Aktiengesellschaft, die zu den besten kleinen Gesellschaften in Deutschland gehört. Manche Stücke gehen mit einer Rundung, einer Lebendigkeit, wie man sie nicht immer auf größern Bühnen sieht. Die Oper wird mehr besucht (auch von Engländern und Franzosen ꝛc.) als das Schauspiel. Das Orchester könnte besser seyn. Die Blasinstrumente sind gut, aber es fehlt ein gutes Violinquartett.

Rom, Juli.

(Beschluß.)

Hitze. Krankheiten. Große Fruchtbarkeit.

Wir haben hier, seit Anfang des Juli, eine ungemein starke und anhaltende Hitze; das Barometer erhält sich fast stets auf 29 Grad Reaumür. Dabei hat es seit länger denn zwei Monaten nicht geregnet. Diese Dürre, bei stetem, heftig wehenden Nordostwinde, fängt an, nicht sowohl Fieber, als vielmehr Brustbeschwerden zu erzeugen, und die Krankheiten, deren während der Monate Mai und Juni auffallend wenige gewesen waren, bedeutend zu vermehren. Auch Diarrhöen, vom unmäßigen Genusse des unreifen Obstes erzeugt, grassiren in der untern Volksklasse. So können die Apotheker nicht genug Abführungsmittel anschaffen, und das Oglio di riccini steht bei ihnen in doppelten Reihen aufgeschichtet. Das Oglio di riccini ist die Panacee der Römer; wer zehn Octaven davon im Leibe hat, glaubt sich unsterblich. Daher vergeht kein Monat, wo nicht eine Dosis genommen wird. Wer es versäumt hat und sich unpäßlich, das heißt außer Stande fühlt, seine gewöhnlichen vier Mahlzeiten in derselben genau abgemessenen Quantität zu halten, der sagt erboßt zu sich selbst: „Geschieht mir doch recht; warum habe ich kein Oglio di riccini genommen!“ Troz dem gibt es Leute, die einen unbesiegbaren Widerwillen dagegen haben; unter diesen mag der verstorbene Pabst Pius VII. den ersten Rang behauptet haben; nichts hat ihn in seiner lezten Krankheit bewegen können, eine Portion davon zu nehmen, selbst nicht der Fußfall seines Lieblings, des nun auch verstorbenen Kardinals Consalvi.

Gehe ich von den Riccinibeeren zu den übrigen Vegetabilien über. Diese sind alle ohne Ausnahme dieses Jahr besser gerathen, als man es seit langer Zeit erlebt hat. Die Kirschen wurden am Ende nicht mehr nach Pfunden, sondern wagenweise verkauft, und die Apricosen hat man auf die Düngerhaufen werfen müssen; dasselbe wird wahrscheinlich auch mit den Pfirsichen geschehen, welche in noch größerer Menge vorhanden sind. Was aber die allgemeine Freude auf den höchsten Grad steigert, ist der ungemeine Ertrag, den die Weinlese verspricht; man sieht keine Blätter, sondern nur Beeren. Das Volk scheint schon im Voraus betrunken zu seyn. Der Wein hat daher beträchtlich abgeschlagen; derjenige, von welchem die Foglietta (zwei große Biergläser) fünf Bajocchi (ein Geringes mehr denn zwanzig Pfennige) kostete, wird jezt für drei gegeben; ja die unterste Klasse kann welchen für zwei und für anderthalb Bajocchi trinken. So fließt der Wein, als wenn es Wasser wäre. Wollte der Himmel, es mischte sich nicht auch Blut darunter!

Beilage: Literaturblatt Nr. 86.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 202.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 24. August 1830.

Was hier nicht ist, das siehst du dort,
Sein Eignes hat ein jeder Ort,
Und jeder liebt das Seine.

Cramer.

Parallele zwischen dem Reisen in Deutschland und in Frankreich.

Indem ich mir vornehme, im Folgenden das Reisen in Deutschland und in Frankreich neben einander zu stellen, hebe ich einige Hauptmomente heraus: die Landstraßen, die Menschen, die Gasthöfe, die Gegenden und die verschiedenen Reisemethoden.

Was zunächst die Straßen betrifft, so werden die Beschreibungen derselben, wie wir sie noch in Büchern, die vor dreißig Jahren geschrieben sind, finden, bald zu den Mährchen gehören. Fänden wir nicht glücklicherweise noch eine Menge Neben- oder sogenannte Landwege, die uns das Bild der ehemaligen Straßen vergegenwärtigen, so würden wir alle jene Beschreibungen für Fabeln, oder doch für die ungeheuersten Uebertreibungen halten. Vergleichen wir die jetzigen Straßen in Deutschland mit denen in Frankreich, so gebührt ohne alle Widerrede im Allgemeinen den ersten der Vorzug. Als Normal können die Chausseen in Böhmen an die Spitze gestellt werden. Wer einmal von Prag nach Karlsbad gefahren ist, dem genügt so leicht keine andere Straße. Ganz dieser gleich war im Anfange die von Breslau nach Berlin. Leider hat dieser aber die Zeit sehr schnell Runzeln eingedrückt. Die durch Oberschlesien dagegen steht noch in ihrer jugendlichen Blüthe da, und kann mit jeder wetteifern. In Bayern, Würtemberg und Baden hat man wenig zu klagen; auch ist man dort besonders der Ueberlast überhoben, alle Augenblicke durch einen Schlagbaum aufgehalten zu werden, um Wegegeld zu bezahlen, indem man es ein für allemal an der Grenze entrichtet. Schön ist es freilich, gute Wege zu finden, aber die Freude darüber wird sehr gemäßigt, wenn man, wie in Sachsen und Preußen, so viel dafür zu bezahlen hat. Da komme man einmal nach Frankreich; dort fällt es niemanden ein, sich den Weg bezahlen zu lassen, weil es der Staat für Schuldigkeit hält, gute Wege zu unterhalten. Sind nun auch dort die Straßen mitunter etwas uneben, so kommt dieß von dem unbeschreiblich vielen Fahren auf denselben. Nur die kurze Strecke vor Wien, wo die Straßen von Prag und Brünn sich vereinigen, gibt ein Bild von dem Treiben auf der Straße von Metz nach Paris. Wenn nun auch alles Mögliche gethan wird, einen solchen Weg gut zu erhalten, so kommt man bei schlechtem Wetter damit doch nicht zu Stande, weil wenige Stunden hinreichen, um sie wieder zu verderben. Im Ganzen sind auch die dortigen Straßen viel zu wenig mit Vorräthen von Kies und zerschlagenen Steinen versehen, um jede schadhaft gewordene Stelle sogleich wieder herzustellen.

Was die Menschen betrifft, mit welchen man auf Reisen in nähere oder entferntere Berührung kommt, so wird der Deutsche natürlicherweise in seinem Vaterlande mehr angesprochen als in Frankreich. Jedoch ist dieß in den verschiedenen Gegenden Deutschlands nicht überall gleich. Im Norden findet er eine Art von geschraubter Bildung, im Süden dagegen mehr Gemüthlichkeit.

Wenn in Deutschland, besonders im östlichen und nördlichen Theile desselben, die Menschen sich mit ihren Arbeiten zurück in die Häuser ziehen, so wird dagegen in Frankreich alles öffentlich getrieben. Man sollte dabei freilich glauben, daß durch das immerwährende Vorübergehen und Fahren die Arbeiter gestört werden müßten; es ist dieß jedoch wenig der Fall, und die Gewohnheit macht, daß die Menschen sich, troß ihrer natürlichen Neugierde, wenig darum bekümmern, was vorbei passirt.

Werfen wir aber einen Blick auf Gestalt und Schönheit, und fassen wir dabei besonders das weibliche Geschlecht ins Auge, so verliert Frankreich sehr gegen Deutschland. Einen fast ununterbrochen unangenehmen Anblick hat man im Elsaß und Lothringen. Denn sind auch die Mädchen dort mitunter noch erträglich anzusehen, so wendet man doch seine Augen unwillkührlich ab, wenn man betagten Frauen begegnet. Man hätte sich zwar in Würtemberg und Baden schon mitunter an diesen Anblick gewöhnen können, aber die vielen scharf gezeichneten und mit lieblichen Zügen begabten jungen Gesichter geben hier reichlichere Entschädigung als dort. Vielleicht übt die Gewohnheit, von Jugend auf schwere Lasten auf dem Kopfe zu tragen, großen Einfluß auf die Verzerrung der Gesichtszüge. Könnte man einzelne Gegenden des übrigen Deutschlands, z. B. Salzburg, Oberösterreich, Schlesien, Sachsen u. a. unmittelbar nach dem Elsaß und Lothringen durchreisen, so würde man einen höchst angenehmen Eindruck empfinden. Denn die vielen dort vorkommenden, zartgeformten und mit so lieblichen Zügen begabten Madonnengesichter würden einen schroffen Gegensatz mit jenen braunen, verzogenen und tief gefurchten bilden. Troß ihrer Eitelkeit, räumen selbst die Franzosen, als wahre Kenner, ein, daß Deutschland unter den Frauen ungleich mehr Schönheiten aufzuweisen hat, als Frankreich. Nach ihren Begriffen würden diese aber noch mehr Reiz haben, wenn sie plus de coquetterie hätten, wie sie sich ausdrücken. Und gerade daß sie diese nicht haben, das ist es, was wir Deutschen unsern Frauen zur Tugend rechnen. Man muß freilich den Begriff genau kennen, den die Franzosen mit dem Worte coquetterie verbinden. Bei ihnen bezeichnet es das Streben, sich angenehm und auf seine Umgebungen einen günstigen Eindruck zu machen. Daß es häufig in das übergeht, was wir Deutschen hineinlegen, nämlich in Gefallsucht, ist sehr natürlich.

Beobachten wir die Menschen in ihrer Nationalität, so kommen wir auf ganz verschiedene Resultate. Während man in Deutschland die Deutschen sucht, ist in Frankreich jeder Knabe, der uns aufstößt, ein Franzose. Seine charakteristische Lebhaftigkeit, sein Nationalstolz, sein Gemeingeist, der sich in allen Aeußerungen kund thut, alles macht ihn zu einer Partikel eines großen Körpers, der Nation. Welch ein Zusammenhang, welch eine übereinstimmende politische Ansicht fand ich im Mai dieses Jahrs, nachdem die Deputirtenkammer aufgelöst worden war. Es war darum auch gar nicht schwer, zu prophezeihen, daß, troß aller Bemühungen des Ministeriums, bei den neuen Wahlen die Liberalen den glänzendsten Sieg davon tragen würden. Encore une dissolution et nous avons une revolution, war der vielfach wiederhallende Refrain. In Deutschland würde man, wenn in einem Staate desselben Aehnliches von Seiten der Regierung geschähe, sich Anfangs verwundern, und zulezt die Deputirten auslachen, die man nach Hause geschickt hätte.

Will man das Volk in Parade sehen, so geben die Sonntag-Morgen in Deutschland dazu die beste Gelegenheit. Im großen Staate wallt alles zur Kirche, und auf dem Lande kommen dann alle charakteristischen Nationaltrachten zum Vorschein. So ist es aber in Frankreich nicht, denn wenig merkt man dort vom Sonntage. Bis gegen Mittag werden alle Geschäfte, Handel und Arbeiten aller Art getrieben, und nur erst dann puzt man sich etwas und gönnt sich Ruhe. Der Besuch der Kirchen wird aber noch schwach getrieben, und so viel Mühe sich auch die Väter der Propaganda geben, noch ist es ihnen nicht gelungen, auch nur äußerlich die Ehre der Kirche wieder herzustellen. Die Ursache davon ist in zweierlei zu suchen. Einmal ist der Franzose nicht bigott, und jede etwaige Anlage dazu hat die Revolution zerstört; zweitens ist in Frankreich jezt die Religion in die Politik gezogen worden. Religiös seyn, ist fast synonym mit Royalist seyn. Die Liberalen können also das erste nicht, weil sie das zweite anzunehmen oder sich dessen verdächtig zu machen fürchten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber den Cretinismus.

In der Versammlung der Gesellschaft schweizerischer Naturforscher in St. Gallen am 27ten Juli d. J. wurde von Dr. Troxler aus Basel eine sehr scharfsinnige Denkschrift über das endemische Uebel der Schweiz, den Cretinismus und seine Formen, vorgetragen. Da die Schlußbetrachtungen dieser Abhandlung nicht nur allgemein interessant sind, sondern auch, weil jenes Uebel leider überall sich findet, gemeinnützig werden können, so theilen wir sie hier mit.

* * *

Das innerste Leben des Menschen, und zwar um so mehr, je näher er seinem Ursprung ist, beruht auf einer geheimen Wechselwirkung mit einer in der körperlichen verborgenen geistigen Außenwelt, die nur zuweilen, und alsdann mit auffallenden und der materialistischen Ansicht unerklärbaren Erscheinungen aus ihrer Hülle hervortritt. Unbefangene Naturforscher haben dieß auch schon längst geahnet, nur nicht zur Theorie ausgebildet. Eine Spur der

Art findet sich bei unserem Zimmermann; er sagt: „Der Sonnenstich ist in der Schweiz auf dem Lande nichts ungewöhnliches. Ich habe Landleute gesehen, die auf ihrem Acker plötzlich niedergesunken und gestorben sind, andere, die von dieser hitzigen Krankheit genasen, aber nachdem sie das Bett verlassen und von neuem der Hitze sich ausgesezt hatten, in wenig Stunden starben. Auch sehr heftige Tobsuchten sah ich auf diese Weise entstehen. Im untern Wallis müssen die Einwohner ihre Kinder im Sommer auf die hohen Berge versenden, damit sie nicht in den zwischen hohen Felswänden liegenden Thälern wahnsinnig werden. Vermuthlich gibt es nur aus dieser Ursache in dem von Rousseau so ungemein gelobten Wallis so viele Thoren, daß deren Zahl in den Ebenen zwischen den Bergen unglaublich ist." Um solche animalisch-tellurische Einflüsse in einer höheren Betrachtungsweise würdigen zu lernen, nehme man hinzu, was Ackermann von der sonderbaren Wirkung der von Schnee- und Gletscherfeldern zurückprallenden Sonnenhitze, was Saussure von ähnlichen Verhältnissen in seinen Alpenreisen, was Humboldt und viele andere von sonderbaren Wirkungen athmosphärischer Störungen unter gegebenen Lokalverhältnissen erzählen. Man vergleiche die noch von Niemand erörterten höchst merkwürdigen Wirkungen des südlichen Alpenwindes, den wir Fön nennen, und man erforsche die hieher gehörige, ihrem Wesen nach immer noch dunkle Seekrankheit, die aus Sumpfluft entspringenden Wechselfieber u. s. w. Doch es muß genügen, zu unserem Zweck diese Idee angedeutet zu haben.

Kant hatte schon in seiner Anthropologie die Intelligenz der Taubstummen, die er nur für ein Analogon der Vernunft erklärte, Itard in seinem Buche über die Krankheiten des Gehörorgans die Moralität derselben tief herabgewürdigt, indem er lehrte: „l'homme n'est aimant, que parce qu'il est éclairé et civilisé;" andere Philosophen und Humanisten haben mit gleicher Befangenheit und Härte die Blindgebornen beurtheilt, indem sie wie kurzsichtige und engherzige Theologen wähnten, alles Licht und Heil könne nur von außen in den Menschen kommen, und nicht erkannten, daß nichts in ihn hinein kommen kann, was nicht in ihm liegt und schon auf halbem Wege entgegengekommen ist. Darum, sagen wir, sind einzig und allein die Cretine die wahrhaft elenden Geschöpfe und einzig unglücklichen. Ihr Geist ist wie ihr Körper, er kann sich nicht selbst helfen, und darum hilft ihm auch Niemand, weil bei ihnen kein Weg hat gefunden werden können, auf welchem die Heilkraft der Natur hätte geweckt, und kein Sinn, wodurch ein anderer etwa hätte ersezt werden mögen; weil die Sinnlichkeit, des Körpers Blüthe und des Geistes Wurzel, in ihrem organischen Grunde untergraben ist. Keine jener großartigen Methoden, wodurch, was nicht geheilt werden kann, ersezt wird, keine jener Methoden, wodurch de l'Epée und Hauy Blindheit und Taubheit bezwangen, und wie Schöpfer mit den hehren Künsten, welche ein Ulrich und Näf unter uns üben, Menschen aus dem Todtenreich der Finsterniß und Dumpfheit ans Licht und an den Tag der Kultur riefen, keine jener Methoden weiß hier Rath und Hülfe. Die Priester aller Stände, die mitleidigen Samariter der medizinischen, wie die hochschwebenden Leviten der theologischen Fakultät, eben so die Pädagogen und Diplomaten und namentlich die Landpfleger unserer zweiundzwanzig Gaue von A bis Z gehen an ihnen vorüber: sie sind an den Anblick gewöhnt und vom Mitleid entwöhnt. Glücklich und selig möchte ich hier jene in fremde Kriegsdienste verkauften Seelen und jene im Elend herumziehenden Heimathlosen preisen; glücklich und selig, im Vergleich mit den Unglücklichen und Armseligen, die von allen Menschen und von sich selbst verlassen sind, auf die sogar weder unsere Industrie, die sonst, wenn auch nicht aus Zähnen, doch mit Zahnen Menschen aus der Erde hervorruft, noch unser Pietismus, der seine überzähligen Schätze zu zweideutigen Bekehrungen wildfremder Horden spendet, ein Auge wirft, für die sie weder Spekulation, noch Liebeswerke haben.

An uns, schweizerische Naturforscher, scheint also der von so vielen Seiten abgelehnte Ruf ergangen zu seyn, Rath und Hülfe zu schaffen den elenden Geschöpfen, deren Zahl in unserm Vaterlande Legion ist; und sollten wir dies nicht vermögen durch Mittel und Wege, welche die Quelle des Unheils verstopfen oder verhüten? Nicht mit Verzweiflung, mit Begeisterung muß man beginnen. Auf diese Weise sind bereits in unserm Vaterlande stockende Sümpfe ausgetrocknet und verdorbene Verfassungen verbessert worden. Die von Mitgefühl und Theilnahme geleitete Naturwissenschaft muß hier den ersten Schritt thun. Die Aufgabe ist groß und herrlich, und wenn nur etwas davon gelöst wird, muß in jedem Fall der Erfolg lohnend seyn. In dem Hauptsitz des Uebels kann und wird das Heilmittel dagegen erkannt werden. Die Schweiz ist das natürliche Land der Naturgeschichte; ihre Gebirgswelt ist eine ganze Erde, begreift alle Zonen und Klimate, alle Tiefen unter den Bergen, alle Höhen über dem Meere, alle Jahreszeiten und Regionen, alle Zustände der Atmosphäre und Temperatur, alle Arten von Wasser und Erde, eine unendliche Fülle von Pflanzen und Thieren, und endlich den Menschen in einer Vielgestaltigkeit und Verschiedenartigkeit, wie ihn die Erde anderwärts auf einer so kleinen Strecke wohl kaum hervorgebracht hat. Nur darum scheint unserm Vaterlande auch der Cretinismus, mit seinem ganzen Gefolge von so außerordentlichen Metamorphosen unsers Geschlechts, beschieden zu seyn.

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen.

Der verewigte Herder sagte oft in seiner lezten Krankheit: „Ach wenn mir nur eine neue, große, geistige Idee irgend woher käme, die meine Seele durch und durch ergriffe und erfreute — ich würde auf einmal gesund!“ — Leider starb nicht blos Herder am Mangel einer solchen Idee, ganze Zeiten und Nationen sterben daran.

*

In ältern Zeiten beschlossen und wagten die Herrscher selten etwas ohne ihre Hofastrologen oder Hofnarren, in spätern nichts ohne ihre Hofpatres oder Hofprediger. Jezt richten sie ihren Blick gern auf die Hofdiplomaten und Hofpolitiker. Unter allen diesen Rathgebern waren, wie hundert Anekdoten beweisen, die Hofnarren weder die schlechtesten, noch die verrücktesten. — Wer schenkt unserer ernsten Zeit bald wieder einen lustigen Pfaffen vom Kalenberge, einen diplomatischen Eulenspiegel, und wenn die Noth am höchsten steigt, wie bei Sempach 1386, einen närrisch-gescheuten Heini von Uri?

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juli.

Beisezung Georgs IV. Popularität Wilhelms IV.

Am 15. Juli fand die Beisezung Georgs IV. zu Windsor statt. Der Zug sezte sich um 9 Uhr des Abends in Bewegung, und es wurde Mitternacht, ehe alle Anwesenden die Kapelle verlassen hatten. Die Anwesenheit des Königs und seiner Brüder, die Menge der Hofbedienten und Großen in ihren reichen und mannigfaltigen Trachten, das langsame Anschlagen der Glocken aller umliegenden Gemeinden, der Donner des Geschüzes, die Trauermusik, die Tausende der Zuschauer in- und außerhalb der Kapelle, machten das Ganze zu einem imponirenden Schauspiel. Aber es war leider auch nur ein Schauspiel; die Feierlichkeiten waren ganz dieselben wie die, womit man die Hülle des edlen Georgs III. zur Ruhe geleitet hatte; aber damals war nicht blos äußere Trauer; denn obgleich schon seit Jahren das Gemüth des guten Fürsten verfinstert war, und folglich sein Hintritt kein unmittelbarer Verlust genannt werden konnte, auch sein Sohn, der schon lange als Regent geherrscht hatte, als Fürst nichts zu wünschen übrig ließ, so war es doch, als habe Jeder einen guten Vater verloren, und wo nicht wirkliche Thränen flossen, da verkündigte doch anständiger Ernst auf den Gesichtern, daß man wenigstens die Gesinnung der Nation theile. Am 15. aber stach die Heiterkeit der Gesichter und die leichtfertigen Bewegungen der Zuschauer ganz sonderbar gegen den Ernst der Feierlichkeit und die äußer Trauer ab. In London indessen war dieses noch auffallender; die Läden waren zwar wie bei der erwähnten Gelegenheit geschlossen, alle Glocken hallten Grabgeläute, das Innere der Kirchen war schwarz behangen und in den meisten ward Gottesdienst gehalten; aber damals waren die Kirchen voll von Betenden, und mit Begierde vernahm das Volk aus dem Munde der Prediger die Aufzählung der Tugenden des heimgegangenen Monarchen; am 15. Juli aber waren die Kirchen leer und voll nur — die Wirthshäuser. An 9000 Menschen sollen sich an diesem Tage auf den Dampfboten am Tower eingeschifft haben; dabei waren alle andern Lustfahrzeuge, Eilwagen, Miethkutschen und Pferde in Requisition gesezt; schon vor 12 Uhr war zu Gravesend alles Brod aufgezehrt, und die Wirthsleute mußten nach Rochester um neuen Vorrath schicken; fast in allen Städten und Dörfern auf viele Stunden in der Runde mußten in der Eile Lämmer und Schaafe geschlachtet werden, und das Fleisch wurde warm von den Thieren gebraten, denn die Londoner Million hatte sich den Tag, an welchem Georg IV. zu seinen Vätern versammelt wurde, zum Feiertag erkoren. Was sehr Vieles dazu beiträgt, der Nation einen Monarchen so schnell aus dem Gedächtniß zu bringen, zu dessen Lobe bei seinen Lebzeiten der ganze Journalistenwiz sich erschöpft hatte, das ist der Charakter des neuen Königs. Wilhelm IV. macht keine so elegante Verbeugung, und weiß vielleicht einen Zudringlichen nicht wie sein Vorgänger mit einem einzigen Blicke niederzudonnern; aber er ist thätig, leutselig, gutmüthig und vor allen Dingen — gerecht. In den wenig Wochen seit seiner Thronbesteigung hat er dem Volke mehr Gelegenheit gegeben, ihn in der Nähe zu sehen, als Georg IV., seitdem er Regent geworden ist. Nicht zufrieden, auf drei, vier Paraden und Musterungen gewesen zu seyn, erschien er ein paarmal unerwartet und ohne Begleitung unter der aufziehenden Wache im Schloßhof, so einfach gekleidet und ohne alle Auszeichnung, daß ein junger Offizier, den er einmal um den Namen des Regiments fragte, dem unbekannten Frager den Rücken zukehrte. Einmal ging er zu Fuße mit einem alten Bekannten in der Pall-Mall Straße auf und ab, und wurde von einem Weibe ungestüm umarmt und mit dem Ausruf begrüßt: „Wie gehts, lieber Will?“ Er fährt oft in einem offenen Wagen mit der Königin spazieren, und scheint überhaupt seine Freude daran zu finden, seinen Unterthanen recht nahe zu seyn. Auch sieht man es gern, daß Se. Maj. beständig die Mitglieder seiner Familie um sich hat, und alle gleicher Achtung und Liebe zu würdigen scheint. Zwar hat er nicht, wie Manche erwartet, seine alten persönlichen Freunde ins Ministerium gedrängt; aber darin handelt er weise.

Bei einer Musterung neulich fiel ein Zuschauer in der Nähe des Königs vom Pferde. Sogleich eilten ihm der König und der Herzog von Gloucester zu Hülfe, und während dieser ihm aufhalf, reichte ihm der König den entfallenen Hut und fragte ihn besorgt: „Ich hoffe, mein Herr, Sie haben keinen Schaden genommen.“ Der Mann war unbeschädigt, aber so verwirrt, daß er nicht einmal zu danken vermochte. Diese Anekdote, die ich selbst von einem Augenzeugen gehört habe, ist ein würdiges Seitenstück zu der menschenfreundlichen Aufmerksamkeit der Königin, welche eine Frauensperson, die vor der herantrabenden Reiterei außer sich vor Schrecken davon floh, beim Arm faßte und so lange unter ihrem Schuze behielt, bis der König sie durch einen seiner Begleiter aus dem Gedränge bringen ließ. — Als bei dem gestrigen Lever Sir Robert Wilson Sr. Maj. vorgestellt wurde, faßte der König den ritterlichen Krieger freundlich bei der Hand, hörte seine Danksagungen für seine Ernennung zum Generallieutenant an und erwiederte: „Danken Sie nicht mir; meine Minister haben mir, was ich für Sie gethan, dringend empfohlen, und ich werde nie im Wege stehen, wenn die Krone einen verdienten Mann belohnen kann. Ich bin überzeugt, daß, wenn ich Ihrer bedürfen sollte, ich einen guten Offizier und treuen Unterthan in Ihnen finden würde.“

Beilage: Kunstblatt Nr. 67.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 203.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 25. August 1830.

Du heiliges und weites Meer,
Auf deiner Wogen blauem Schooß
Wiegt Dichters Phantasie sich groß.

F. L. v. Stolberg.

Erinnerungen an Adria.

Von Anastasius Grün.

Auf dem Meere.

Auf's Meer bin ich gefahren
 Im Kahne ganz allein,
Begeisterung im Herzen,
 Im Korb die Flasche Wein.

Auf's Meer bin ich gefahren,
 Zu leeren die Flasche rein;
Sieht man so vieles Wasser,
 Schmeckt doppelt süß der Wein.

Den vollen blinkenden Becher
 Heb' ich empor in der Hand:
Hoch all' ihr fernen Lieben!
 Hoch deutsches Vaterland!

Hinaus bin ich gefahren
 Zu sehn, was bewegter wallt:
Mein Herz, wenn's denkt der Lieben,
 Das Meer, wenn's in Wogen sich ballt?

Ein Zug von holden Gestalten,
 Der schreitet über den Plan,
Als Heiland mit dem Oehlzweig
 Wallt jede von ihnen heran.

Es sind viel Bilder der Lieben,
 Sie sitzen zu mir herein;
Gottlob, daß es nicht die Leiber,
 Sonst sänke der Nachen ein!

Auf's Meer bin ich gefahren,
 Zu schwören festen Eid,
Beständ'ges hier inmitten
 Der Unbeständigkeit:

Treu stets an dem zu halten,
 Was wahr und recht und schön,
Kann ich zu den Besten nicht klimmen,
 Doch nie bei den Schlechten zu stehn!

Wo edel der Kampf, zu kämpfen,
 Doch fern, wo Wahnwitz ficht!
Und Herz und Mund und Thaten
 Für Freiheit, Recht und Licht!

Liegt Einer krank auf dem Lager,
 Der hat zum Scherzen nicht Zeit;
Trennt wen ein Brett nur vom Tode,
 Der schwört keinen falschen Eid.

Auf's Meer bin ich gefahren,
 Zu singen nebenbei
Ein Lied in den freien Aether,
 Wie er so frisch und frei!

Hat guten Klang das Liedlein,
So klingt es doppelt gut,
Wenn's auf den Flügeln der Lüfte
Sanft hinschwebt über die Fluth.

Hat üblen Klang das Liedlein,
So hat es ja Keiner belauscht,
So wird's ja verweht von den Winden,
Und von den Wellen verrauscht.

Parallele zwischen dem Reisen in Deutschland und in Frankreich.

(Fortsetzung.)

Ich komme drittens zu den Gasthöfen. Jeder Reisende weiß wohl, daß sie zum Vergnügen einer Reise wesentlich beitragen. Wer das Schicksal gehabt hat, viel in Böhmen, Mähren und Schlesien zu reisen, dem ist die Freude gewiß unzählige Mal durch die erbärmlichen Gasthöfe verdorben worden. Ich spreche hier nicht etwa von Dörfern, sondern von Städten, und zwar auch, mit weniger Ausnahme, von den großen. Man komme nur einmal nach Brünn oder Breslau. Eine schöne natürliche Teintüre (die Profanen nennen es Schmutz) glänzt dort in vielen Gasthöfen auf den recht einfachen Meublen. Schlechte Bewirthung und schlechte Bedienung schließen sich daran, und um das Ebenmaaß nicht zu stören, kommt hintennach eine theure Zeche. Auffallend ist es, daß man in Mähren und Schlesien jezt in den kleineren Provinzialstädten in Hinsicht der Gasthöfe weit besser daran ist, als in den Hauptstädten. Jedoch ist namentlich in Breslau auch nicht Unbilliges zu fordern. Stets strömen dort so viele Fremde hin, daß alle Gasthöfe besezt sind, und man müßte die Wirthe der Verschwendung anklagen, wenn sie Ausgaben, z. B. für Verschönerung der Zimmer, bessere Bewirthung ꝛc. machen wollten, da sie ihre schlechten Einrichtungen jederzeit anbringen und gut dafür bezahlt werden. Anders ist es freilich in Süddeutschland, und nur noch bis nach Wien haben sarmatische Gewohnheiten und Einrichtungen in einigen Gasthöfen sich erhalten. Dagegen ist die höhere Kultur schon bis nach Prag vorgedrungen. Kommt man aber über das Böhmer Waldgebirge hinaus, nach Nürnberg und von dort weiter, so findet man unter den Gastwirthen doch die wohlthätige Vorstellung verbreitet, daß anständige Menschen auch anständig bewirthet seyn wollen. Die ganze Länge des Rheins hinab erhöht die gute Einrichtung und Billigkeit der Gasthöfe das Vergnügen der Reise. Unmerklich ist dabei der Uebergang über den Rhein; denn jenseits findet man es in der Güte wieder, wie man es hier verließ. Der angenehme Taumel wird aber zerstreut, wenn man weiter gegen Paris vorrückt. Denn findet man auch hier überall tapezierte und mit großen Spiegeln bekleidete Zimmer, und hie und da marmornen Fußboden, so fällt einem doch unwillkührlich die Floskel ein: „wenn ich nur was davon hätte!“ Man ist nämlich, was den Magen betrifft, wohl auch gerade nicht übel daran, ob man sich gleich erst an die französische Küche gewöhnen muß, aber die Rechnungen arten meist in Prellerei aus. So wie man das Haus betritt, wird man mit Fragen bestürmt und mit einem ganzen Schwall von hergezählten Gerichten überschüttet, wovon der Deutsche meist nicht das Zehnte der französischen Benennung nach kennt. Entfahren ihm aber, um sich vor der Fluth der Anerbietungen zu retten, die Worte: servez-moi de ce que vous avez, dann ist er verloren. Denn nun wird er mit drei bis vier Gängen traktirt, und jeder Gang bringt fünf bis sechs Schüsseln. Fragt man nun am Ende nach seiner Zeche, so antwortet der Wirth mit vielen Komplimenten: Monsieur, vous avez six francs. Zuweilen sind es zwar nur fünf, oftmals aber auch sieben. Selbst auf die Benennung kommt es an. Tritt man Nachmittags um sechs bis sieben Uhr in einen Gasthof, so fragt der Wirth sogleich: Monsieur dînera? Besteht man aber darauf, daß man nicht diniren, sondern soupiren will, so kosten dieselben Gerichte sogleich ein bis zwei Franken weniger. Was aber diese Uebertheurungen besonders zu Wege gebracht hat, das sind die Messagerien (Eilposten). Denn da man auf diesen sehr schnell reist, und ihrer so viel sind, so kommt es seltener wie sonst vor, daß Fremde in Gasthöfen einkehren. Darum müssen sich die Wirthe an diejenigen halten, die ihnen das Schicksal zuführt. Ueberhaupt ist es ein Charakterzug des Franzosen, der sich bei den Gastwirthen besonders klar ausspricht, daß sie eine offenbare Prellerei eines Fremden sich gar nicht übel nehmen, so sehr sie auch sonst auf Ehre halten. Derselbe Mann, der es für eine unauslöschliche Schande halten würde, Jemanden auch nur einen Sous zu stehlen, findet gar nichts Entehrendes darin, auf die gedachte Weise die Fremden offenbar zu betrügen. Es scheint, als setzen sie sogar eine Ehre darein, die sie wohl in der Schlauheit suchen, welche sie anwenden, um die Leute zu prellen. Am meisten ist man diesem ausgesezt, wenn etwas am Wagen zerbricht oder man sonst einen ähnlichen Unfall auf der Reise erfährt. Ein solcher traf mich in Chateau-Thierry, wo ich eine Reparatur an meinem Wagen vornehmen lassen mußte. Dort übersezten mich der Schmied und der Rademacher dermaßen, daß die Gastwirthin, die sich ihre Rechnung auch doppelt hatte bezahlen lassen, doch nicht schweigen konnte, und mit jenen über ihre Unverschämtheit in heftigen Streit gerieth. Um nun diesen offenbaren Betrügereien zu entgehen, ist nur ein Mittel übrig, es ist dasselbe, was man auch in Italien überall anwenden muß, nämlich: gleich vorweg über alles zu handeln und die Preise fest zu setzen. Viel honneter aber sind die Pariser, und man hat dort selten über Vertheurung zu klagen.

Viertens will ich meine Parallele auf die verschie-

denen Arten des Reisens ausdehnen. So sehr man sich ehemals scheute, mit dem Postwagen zu reisen, so ist dieß doch ohne alle Widerrede jezt die wohlfeilste, zeitsparendste und fast auch bequemste Art. Seitdem in Deutschland die Schnellposten und Eilwagen nach dem Vorbilde der ehemaligen französischen Diligencen, aber in verbesserter Form, eingeführt worden sind, hat das reisende Publikum außerordentlich gewonnen. Die Kosten sind nicht größer, wie ehemals in den rippenbrechenden alten Postwagen, und doch fährt man jezt mit aller möglichen Bequemlichkeit, und hat dabei noch den Zeitgewinn, indem man doppelt so schnell weiter befördert wird. Rechnet man dazu noch die größere Höflichkeit des sämmtlichen Postpersonals, welche besonders in Preußen der Generalpostmeister von Nagler wie mit einem Zauberschlage herzustellen verstand, so kann man wohl sagen, daß im Ganzen nur noch wenig zu wünschen übrig bleibe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber den Cretinismus.

(Beschluß.)

Es ist nur eine und dieselde menschliche Natur, welche hier umgewandelt wird, und nur eine und dieselbe Außenwelt mit ihren verschiedenen Elementen und Einflüssen, welche auf sie einwirkt, und je nach Maßgabe der gegenseitigen und wechselweisen Verhältnisse eben so wohl Veredlung als Entartung veranlassen kann. Die Möglichkeit des einen liegt nur neben der Möglichkeit des andern. Haller bemerkt daher wahr und treffend, daß in demselben Land, wo der Cretinismus einheimisch ist, auch die stärksten, lebendigsten, gesündesten Menschen angetroffen werden. Gewiß ist, daß, wenn nur in tiefen Thälern und Niederungen, wo die Erde feucht, das Wasser schlecht, die Luft dumpf und schwül, stockend oder nur von Süd- und Westwinden einförmig bewegt ist und viel von Nebeln durchzogen wird, cretinische Uebel herrschen, dagegen an Orten, welche 2400 Fuß über der Meeresfläche und unter offenem Himmel dem Sonnenstrahl zugänglich liegen, oder auch in Ebenen und Thälern, die nicht zu tief und eng sind, deren Atmosphäre von Nord- und Ostwinden bewegt wird, die mit frei über der Erde stehenden, nicht von Waldungen, Bäumen, Felsen u. s. w. zu dicht umschlossenen Wohnungen, mit guten Trinkbrunnen versehen sind, nirgends endemischer Cretinismus vorkommen wird. Deßwegen hat sich auch im Wallis durch theils zufällig eingetretene, theils absichtlich veränderte Lokalverhältnisse und unter Mitwirkung günstiger moralischer und physischer Ursachen, wie bessere Lebensweise und Erziehung, der Cretinismus bedeutend vermindert und ist an einigen Orten gänzlich verschwunden. Auch ist durch Erfahrung bewiesen, daß selbst von cretinischen Eltern an Geist und Körper vollkommen gesunde Kinder erzeugt und geboren worden sind, so wie daß Kinder mit bestimmten und deutlichen Anlagen zu Cretinismus, mittelst Versetzung in höhere, freie Gebirgsgegenden geheilt, und an geringeren Graden leidende durch zweckmäßige ärztliche Behandlung, durch schickliche Erziehung zu menschlichem Leben und Wirken gebildet worden sind. Es ist also auch darin mehr, als man gewöhnlich glaubt, in der Menschen Hand und Macht gegeben. Gewiß ist es Sünde und Schande, daß in der Schweiz, wo die Sonnenhöhen der weltbeherrschenden Gebirge sich als wahre Geburtsstätten der Kraft und Gesundheit, als Veredlungsplätze unsers Geschlechts und als wahrhaft wunderthätige Heil- und Gnadenorte für Kranke und Schwache, besonders für Thalsieche aller Art erweisen, noch immer der Cretinismus in vielen Gegenden endemisch herrscht. Wo aber der Mensch wirken und helfen will, muß er erst das Uebel ergründet und erkannt haben, und dieses ist bei großen Naturverhältnissen auch nur mittelst der Vereinigung vieler Kräfte möglich.

Deswegen, vaterländische Naturforscher, habe ich es gewagt, diesen Gegenstand zur Sprache zu bringen. Ich wollte aber die Sache hier keineswegs erschöpfen, sondern vielmehr nur Sie zu ihrer Untersuchung anregen. Das Studium des Cretinismus, dieser über so viele Theile der Schweiz und der Erde endemisch und sporadisch verbreiteten Entartung des Menschengeschlechts, fordert weit umfassenderes Studium, als bis jezt darauf verwandt worden ist. Von erster und höchster Wichtigkeit wäre die Ausmittlung der äußern und entferntern Ursachen, welche die cretinische Entartung im Ganzen und in ihren besondern Formen, Arten und Graden bedingen. Um nun aber diese in ihren naturgetreuen Erscheinungen, so wie die ihnen entsprechenden Gelegenheitsursachen kennen zu lernen, wäre das Nothwendigste und Zweckmäßigste die Aufnahme einer allgemeinen topographischen Charte oder statistischen Uebersicht des Cretinismus in unserm gesammten Vaterlande. Es ist mit Grund zu erwarten, daß sowohl die Naturwissenschaft, als die leidende Menschheit sich glücklicher Erfolge von solch einem Unternehmen zu erfreuen haben werden.

Und wer wird wohl anstehen, unter allen Aufgaben, die der Philosoph und Menschenfreund, in welchem Stand und Gewand er immer wandle, zu lösen wünschen kann, diejenigen als die höchsten und dringendsten obenan zu stellen, welche darauf hinzielen, einen Theil der Nation vor dem Verlust der lebendigen Seele zu bewahren und für die Menschheit und ihre Kultur wieder zu gewinnen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

L'insurrection von Méry und Barthélemy.

Paris gleicht einem ungeheuren Lager nach einer gewonnenen Schlacht, und das Morgenblatt ist kein politisches Jour-

nal. Man weiß, was dies in Deutschland sagen will, aber was soll ich also berichten? Wenn man in kürzerer Zeit, als sonst ein hiesiger Kleiderkünstler braucht, um eine neue Robe zu komponiren, einen König vom Thron stürzen und einen neuen auf den Schilden des Volks erheben sieht, so gehören natürlich alle Gedanken und Gefühle den ungeheueren Ereignissen an, und sogar ich, der ich nicht Franzose bin, habe noch nicht Zeit und Muße gefunden, mich umzusehen, was für Gesichter die Pariser zu ihrem Siege machen. Zwar zweifle ich nicht, daß Paris den Scepter der Kunst, des Luxus und der Mode, den es auf einen Augenblick bei Seite gelegt, um den Prätorianern eine Schlacht zu liefern, bald wieder ergreifen, und daß dann die Ausbeute für die deutschen nicht-politischen Journale desto reichlicher seyn wird, aber für den Augenblick ist selbst die nichtperiodische Literatur rein politisch; Geschichten der Revolution von 1830, improvisirte epische Gedichte, Hymnen und Lieder erscheinen in Menge, und die Chorführer dieser patriotischen Poeten sind natürlich diejenigen, welche die dreifarbige Fahne so oft vor den Ohren der Herrn Villele und Polignac besungen haben — Méry und Barthelemy. Sie haben so eben ein Gedicht erscheinen lassen: L'insurrection, das sich zwar ohne Zweifel mit reißender Schnelligkeit auch über den Rhein verbreiten wird, aus dem ich Ihnen aber doch zur Probe eine Stelle mittheile, die wenigstens für einen Theil Ihrer Leser, denen das Ganze nicht oder doch später zu Gesicht kommt, Interesse haben wird.

Ich schicke, als sehr charakteristisch, die Dedication an die Pariser voraus:

„Ihr seyd groß, wie eure Väter. Ein König verabschiedete eure Bürgerwache, eure Bürgerwache hat diesen König verabschiedet. Die Fremden, die euch sahen, erklären euch für das Volk, dem keines gleich kommt. Ihr habt euch voll Verstand gezeigt im Aufstande, erhaben im großen Kampf, großmüthig und ruhig nach dem Sieg. Handwerker, Künstler, Gewerbemänner, Handelsleute, Greise, Kinder, Schüler, Schriftsteller, Reiche, Arme, junge Mode- und Lebemänner, du Wundervolk, das wiederhergestellte Frankreich hat nicht genug Kränze für dich. Zwei Marseiller weihen euch dieses Gedicht."

Voici ce que disaient les courtisans prophètes:
Voyez-la cette ville idolâtre des fêtes!
Comme aux jours décrépits de l'empire romain,
Dans l'ivresse du cirque où son peuple se plonge
Chaque soir de la vie il s'endort, sans qu'il songe
A ses maitres du lendemain.

Ainsi passe leur vie. En ses faubourgs de fange,
Que fait la plèbe vile? Elle boit, elle mange,
Elle exhale sa joie en de cyniques chants;
Ignobles journaliers, grotesques politiques,
On les verrait encor trembler dans leurs boutiques
Devant le prévôt des marchands.

Ils ne sont plus ces jours où la voix de Camille
Convoquait la revolte au pied de la Bastille;
La rouille a dévoré la pique des faubourgs.
Tout ce peuple abruti dort d'un penible somme,
Et Santerre aujourd'hui, sans eveiller un homme,
Passerait avec ses tambours.

Osons tout, oublions leurs vieux anniversaires,
Deployons sans effroi des rigeurs nécessaires;
Le trône de Saint Cloud est bâti sur le roc:
D'un brumaire royal faisons naitre l'aurore,
Si Paris se levait, il tomberait encore
Devant le canon de Saint-Roch.

Eh bien! ils ont osé... Quand la lave voisine
S'apprête à secouer Agrigente et Messine,
D'abord la grande mer, par élans convulsifs,
Pousse des flots huileux sur l'algue des récifs;
De bleuâtres vapeurs s'échappent du cratère,
Et la voix d'un volcan gronde au loin sous la terre.
Tel bouillonnait Paris. Les travaux et les jeux
S'arrêtent tout à coup sur un sol orageux;
Un peuple entier, sorti des foyers domestiques,
Ondule en murmurant sur les places publiques,
Et partout sur les murs du splendide bâzar
De prophétiques mots menacent Balthazar.
Un cri tonne: à ce cri les fleurs de lys brisées
Tombent en provoquant de sinistres risées;
Ce vieil écu de France, orgueilleux écriteau,
Se disperse en éclats broyé sous le marteau;
Et l'obscur artisan, héroïque Vandale,
Arrache à nos palais l'insigne féodale.
Voyons! qui vengera la sainte royauté?
Accourez, professeurs de légitimité!
L'heure sonne: au secours des vieilles monarchies!
Arborez le panache à vos têtes blanchies!
Héroïques Lambese, superbes Besenval,
Montrez vous, c'est l'instant de monter à cheval;
Sortez du carrousel par les hautes arcades,
Poussez vos fiers chevaux contre nos barricades,
Appelez au soutien du trône et de l'autel
Les enfants de Melchthal et de Guillaume Tell.
Ils sont venus! voyez leur livrée écarlate;
Là, dans leurs pelotons, la fusillade éclate:
Ici les hauts lanciers, la javeline en main,
Sur les groupes massifs labourent un chemin,
Et dans les rangs confus surgit auprès du glaive
Le chapeau galonné des licteurs de la Grève.

La mort nous enveloppe, entendez vous nos cris?
Au secours, au secours, défenseurs de Paris!
Venez prendre une part dans nos combats épiques,
Vous qui sortiez jadis avec cent mille piques,
Redoutables faubourgs Saint-Antoine et Marceau,
Du vieil Hôtel-de-ville envahissez l'arceau;
Saluez en passant l'ombre de la Bastille,
Le canon du dix août va tonner à la grille:
Reprennez les marteaux qui brisent sur les gonds
Les lourds battants de bronze où veillent les dragons.
Et vous qui prolongez vos lignes parallèles,
Saint Denis, Saint Martin, grandes cités jumelles,
Venez, armez vos bras du fer des ateliers,
Tombez du Panthéon, généreux écoliers,
Quittez vos bancs; payez par votre jeune audace
La grande inscription qu'aucun maitre n'efface;
Montrez vous les premiers au front des combattants,
Enfants de Gouttemberg opprimés si long temps!
Gloire à vous, jeunes gens de plaisirs et de fêtes!
Quels bravos sont sortis de nos coeurs de poètes,
Quand vous avez paru dans le poudreux chemin,
Sous les habits de luxe, un fusil à la main!
Et vous dont les accents électrisent une âme,
Un rôle vous est dû dans ce merveilleux drame,
Artistes citoyens! Amoncelez ici
Les sabres de Corinthe et ceux de Portici;
Fouillez pour soutenir notre lutte civile
Tout, jusqu'à l'arsenal du joyeux Vaudeville.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 23.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 204.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 26. August 1830.



Moitié renards, moitié loups,
Notre règle est un mystère.
Nous sommes fils de Loyola,
Vous savez pourquoi l'on nous exila.

Béranger.

Ungedruckte Briefe Diderots.

In Kurzem werden in Paris vier bis fünf Bände ungedruckter Schriften und Briefe von Diderot erscheinen; diese Sammlung verspricht in mancher Hinsicht sehr interessant zu werden. Wir zweifeln nicht daran, daß die folgenden, dieser Sammlung entnommenen Briefe eines der merkwürdigsten und einflußreichsten Männer des vorigen Jahrhunderts den Lesern willkommen seyn werden. Sie sind an Mademoiselle Volland gerichtet, mit der Diderot fünf-und-zwanzig Jahre lang korrespondirte. Diese Briefe sind besonders dadurch interessant, daß Diderot, der sich überhaupt keinen Zwang anthat, sich darin noch mehr gehen läßt als gewöhnlich.

* * *

Paris, 12ten August 1762.

Liebe Freundin, da haben Sie den Leichenzettel der Jesuiten *). Ich habe ihn so knapp beschnitten, als ich konnte, damit die Post nichts davon merke; die Seiten sind übrigens alle numerirt. Da bin ich denn eine Menge mächtiger Feinde auf einmal los. Wer konnte dieß Ereigniß vor anderthalb Jahren ahnden? Sie hatten so viele Zeit, diesem Streich zuvorzukommen, daß nothwendig ihr Einfluß sehr gering, oder der König fest entschlossen gewesen seyn muß, sie auszurotten: lezteres ist wohl das Wahrscheinlichste. Was in Portugal vorgegangen ist, hat ohne Zweifel auf das, was in Frankreich vorging, so viel Licht geworfen, daß sie vor dem König in ihrer ganzen Gehässigkeit dastanden, und da hat er denn den Zeitpunkt abgesehen, wo er sich Leute, die ihm schon einmal zu Leib wollten und die, wie er wohl wußte, beständig die Hand drohend gegen ihn aufgehoben hatten, vom Halse schaffen konnte. Sie mischten sich aber auch in zu vielerlei. Unter den zweihundert Jahren, seit sie bestehen, ist fast nicht Eines, das nicht an einen großen Frevel von ihrer Seite erinnerte; sie brachten Verwirrung in Kirche und Staat; sie standen in ihren Häusern unter dem Zwange eines Despotismus ohne Grenzen, und warfen sich dagegen in der Gesellschaft zu den niederträchtigsten Lobpreisern desselben auf; sie predigten dem Volke blinden Gehorsam gegen die Könige und die Unfehlbarkeit des Pabstes, damit sie, einmal Herrn eines Einzigen, Herrn Aller wären. Außer ihrem General erkannten sie keine Autorität an; er war für sie der Alte vom Berge. Bei alle dem konnte Ein Mann wie Bourdaloue sie retten; aber er war nicht mehr unter ihnen. Gar komisch ist, mit welcher Treuherzigkeit die Jansenisten über ihre Feinde triumphiren; sie merken nicht, daß bald kein Mensch mehr an sie denken wird; es ist wie in der Fabel von den zwei gegen einander gestüzten Sparren, die sich mit einander stritten: der Baumeister, des Zanks müde, hieb den einen ab und der andere fiel von selbst. Die unzufriedenen Bischöffe wissen weit besser, was ihr Vortheil ist. Dieser Jesuitenkram enthielt gutes und schlechtes Zeug aller Art; aber gut versehen war er,

*) d. h. den königlichen Befehl zu ihrer Verbannung.

und die Krämer waren große Charlatans; sie wußten Leute in Menge an sich zu ziehen und St. Peters Barke war herrlich flott. Diese Geschichten geben den Philosophen viel zu lachen. Die guten Väter hatten übrigens bis auf den lezten Augenblick Hoffnung behalten; dieß beweißt ihre Ueberraschung, ihre Bestürzung, als man ihnen die Befehle eröffnete; mehr als einer sah aus wie ein Uebelthäter, dem man sein Urtheil spricht. Einer meiner Bekannten, der, durch seine Stellung veranlaßt, in ihrer Gesellschaft lebt, und ihnen nichts weniger als hold ist, konnte es bei ihrem Jammer nicht mehr aushalten und ging davon. Jezt hat man Mitleid mit ihnen, morgen spottet man über sie in Versen, übermorgen denkt kein Mensch mehr an sie; so ist einmal das liebe Volk der Franzosen.

Gestern den ganzen Morgen lasen sie Messe in ihren drei Kirchen und ließen welche lesen, um Gott für ihre Erhaltung zu bitten; er hat sie aber nicht erhört. Zwischen eilf und zwölf Uhr war in ihrem Hofe ein Haufe Andächtiger, die die Hände rangen, sich die Mützen vom Kopfe rissen und wie unsinnig heulten. Sie können sich denken, was für Lärm dieß Alles macht. Man erwartet in wenigen Tagen einen dritten Erlaß des Parlaments, welches Inhalts weiß ich nicht, und unmittelbar darauf ein Edikt des Königs, welches die Erlasse des Parlaments bestätigen soll.

Ich meine, ich sehe und höre Voltairen; er hebt Augen und Hände zum Himmel empor und spricht: nunc dimittis servum tuum, domine, quia viderunt oculi mei salutare tuum.

Der unbegreifliche Mann hat ein Ding geschrieben, das er Éloge de Crebillon nennt. Sie werden finden, welch wunderliche Lobpreisung dieß ist: die Wahrheit ist es, aber Wahrheit im Munde des Neids verlezt. Eine solche Kleinlichkeit kann ich einem so großen Mann nicht verzeihen; wo er ein Piedestal sieht, fällt er darüber her. Er arbeitet an einer Ausgabe des Corneille; ich wette, was man will, die Anmerkungen, mit denen er sie durchspikt, werden lauter kleine Satiren. Aber immer zu, immer herabgezerrt! ich kenne ein Dutzend Männer im Volke, die, ohne auf die Zehen zu stehen, ihn um eine Kopflänge überragen. Der Mann ist nur der zweite in allen Fächern . . .

Paris, 5ten Sept. 1762.

Bereits habe ich gehorcht, theuerste Freundin, und im vorlezten Briefe mein Tagebuch wieder vorgenommen. Unter Ihren Augen zu leben, ist meine Lust; nur die Augenblicke, in denen ich mir vornehme, an Sie zu schreiben, haften in meinem Gedächtniß; die andern alle sind verloren. Ich war, glaube ich, bei unserer Reise nach Biche stehen geblieben. Ich kannte dieses Haus noch gar nicht; das Wasser, die Gärten, der Park, Alles ist wild schön. Damilaville und ich kamen zur Tafelstunde hier an; wir speisten sehr gut und waren sehr heiter. Nach Tisch fuhren wir spazieren; Damilaville, Grimm und der Abbé Raynal sprachen von Politik; die russische Revolution machte besonders dem Abbé viel zu schaffen. Vor dem Nachtessen wurde gelesen, gespielt, Musik gemacht, gesprochen, besonders schwazte man viel von der Jesuitengeschichte, die noch ganz neu war. Ich war so frei zu sagen, ihrer Geschichte nach seyen diese Leute eine Rotte von Fanatikern, die von einem machiavellischen Oberhaupt despotisch regiert würden. Dem Abbé Raynal, der Exjesuit ist, behagte meine Definition nicht sehr, wenn er gleich hat drucken lassen, die Gesellschaft Jesu sey ein Schwerdt, dessen Handgriff in Rom und dessen Spitze überall sey. So ist einmal der Mensch: er verfolgt den Schlechten, wenn es ihm gut geht, er vergißt ihn, wenn es ihm übel geht, er beklagt ihn, wenn er nichts mehr von ihm zu fürchten hat. Man rechnet sich das einemal seinen Muth, das anderemal seine Menschlichkeit zum Verdienst; unsere Eitelkeit weiß alles zu drehen. Zwar zuweilen vergißt man sich auch und gibt zum Spaß einem, der schon zu Boden liegt, einen Puff; der Art war, was einer dem Pater Griffet zur Antwort gab. Nach einem langen Klaglied, wie strenge man mit ihnen verfahre, fuhr Griffet fort: „Man jagt uns fort, man hat uns Kleider, Namen, Stand, das Haus genommen, wo die Herzen unserer Könige uns umgaben." — „Ehrwürdiger Vater," erwiederte einer, „Ihr konntet es aber auch gar nicht erwarten, bis Ihr Ludwigs XV. seines bekamet."

(Die Fortsetzung folgt.)

Parallele zwischen dem Reisen in Deutschland und in Frankreich.

(Fortsetzung.)

In noch vollendeterer Art und weit größerer Ausdehnung finden wir diese Anstalten in Frankreich. Die ehemaligen Diligencen führen jezt den Namen Messagerieen, deren so viele auf allen Hauptstraßen und zu allen Zeiten fahren, daß fast das ganze reisende Publikum sich deren bedienen kann. So fahren allein zwischen Straßburg, Metz und Paris deren täglich zwölf, sechs hin und sechs her; das heißt, zwölf Wagen gehen an jedem Orte alle Tage durch. Rechnet man nun, daß die Fahrt drei Tage dauert, so sind sechs-und-dreißig Wagen stets auf dieser einzigen Straße im Gange. Jeder dieser Wagen hat vier Abtheilungen. Die vordere, ganz in Form einer halbgedeckten Kutsche, heißt das Coupet, die zweite, ganz bedeckt, das Interieur, die dritte, eben so gestaltet, die Rotonde, und oben über dem Coupet ist noch ein gleiches

Behältniß, die Banquette genannt. Im ersten sitzen drei, im zweiten und dritten je sechs, und im vierten wieder drei Personen, zusammen achtzehn. Wenn nun alle sechs-und-dreißig Wagen voll sind, und nur selten sind sie es nicht, so gibt dieß stets 648 Reisende auf dieser einzigen Tour. Nun kommen aber dazu noch eine Menge kleiner Wagen, die theils zwischen den größern Provinzialstädten hin und her, theils auch von diesen nach Paris fahren. Jetzt nehme man zu diesen Passagierfuhrwerken noch die unzählige Menge von Frachtwagen aller Art, die oft auf ganze Strecken die Straßen im eigentlichsten Sinne des Wortes bedecken, so wird man sich eine Vorstellung von dem Treiben und Leben auf denselben machen können. Die Schnelligkeit dieser Messagerieen, der wohlfeile Preis, wofür man fährt (von Metz bis nach Paris nach der Ordnung der Plätze für siebzehn bis vier-und-zwanzig Franken), und die Bequemlichkeit erklären den Zudrang zu denselben. Sie sind meist von Privatunternehmern errichtet, und nur etwa ein Viertheil derselben ist königlich. Gegen diese großen Unternehmungen sind freilich die Eilwagen in Deutschland nur ein Schatten. Hier gibt es dagegen eine Menge Lohnkutschen, die zwischen den größern Städten, besonders im südlichen Deutschland, beständig im Gange sind, und mit denen man zwar ziemlich wohlfeil und bequem, aber bei weitem nicht so rasch fortgeschafft wird, wie auf den französischen Messagerieen. Es ist freilich sehr natürlich, daß von dieser wohlfeilen und bequemen Art zu reisen eine unzählige Menge Gebrauch macht, die es sonst nicht thun konnte, und daher zu Fuß gehen mußte. Darum nimmt die letztere Art zu reisen auch immer mehr ab, und selbst Handwerksbursche, die nur irgend die Mittel haben, setzen sich in solche Fuhrwerke, und sparen das, was sie hier zu zahlen haben, an der Zeit und an den Schuhen. Dadurch wird denn die Reisegesellschaft etwas bunt, und man muß es mit den Ansprüchen an Bildung nicht genau nehmen.

Mit eigener Equipage zu reisen, ist in Frankreich so selten, daß es auffällt, und man ist dabei den Uebertheurungen aller Art vorzüglich ausgesetzt. Dasselbe gilt von dem Fahren mit Extrapost. „Monsieur est Anglais," ist die gewöhnliche Bemerkung der Gastwirthe, wenn man ankommt, und damit ist man denn gewissermaßen schon um einige Franken mehr besteuert.

Zum Schlusse mache ich noch einige Bemerkungen über Gegenden und andere dem Reisenden aufstoßende Gegenstände.

Nicht Eigenliebe ist es, die den Deutschen sein Vaterland wenigstens eben so schön finden läßt, wie Frankreich. Rechnet man die herrlichen Gegenden von Oestreich, Böhmen im nördlichen Theile, Schlesien, Sachsen, Magdeburg, Thüringen, Baiern, Salzburg, Tyrol, Würtemberg, Baden und die Rheinprovinzen zusammen, und nehmen wir dazu noch die erhabenen Ansichten, die man in Baden und Würtemberg von dem nördlichen Rande der schweizer Alpen hat, so gibt dies unstreitig ein Uebergewicht über alle Schönheiten Frankreichs. Nur der südlichere Himmel, den dieses vor Deutschland voraus hat, kann dies einigermaßen ausgleichen. Reist man in den Weinländern im Frühjahre, so gleichen sie einem Frauenzimmer, das noch nicht Toilette gemacht hat. Kaum erkennt man sie wieder, wenn man sie sonst immer im Sommer und Herbste sah. Da ist im April und zu Anfang des Mai alles noch so kahl; die sonst mit üppigen Reben prangenden Weinberge liegen wie verödet; denn noch deckt sie kein Grün. Selbst das Leben, das durch die Arbeiter in sie gebracht wird, verliert sich und bleibt unbeachtet. Anders ist dies aber mit romantischen und großartigen Gebirgspartien. Diese haben gerade zur gedachten Zeit einen eigenthümlichen Reiz, denn gewöhnlich sind dann die Häupter der Berge noch mit Schnee bedeckt, während an deren Fuße die Vegetation eintritt und das zarteste Grün überall hervorschimmert. Darum muß man jede schöne Gegend zu verschiedenen Jahreszeiten sehen, um ihre Vorzüge ganz zu würdigen. Wenn man aber in solchen herrlichen Gegenden überall von einer Schaar von Bettlern angefallen wird, wie das z. B. unbegreiflicherweise noch in Baiern, Baden, Hessen und auch in den meisten Gegenden von Frankreich der Fall ist, dann wird einem dieser hohe Genuß aufs Unangenehmste vergällt. Wann wird denn endlich die Civilisation die Landespolizei so hoch stellen, daß solchen Uebelständen allgemein abgeholfen wird? In Böhmen, wo diese Bettelei sonst mehr als irgendwo herrschte, ist sie fast ganz abgeschafft; in Schlesien bemerkt man sie kaum, so wie in fast allen preußischen Provinzen. Wäre es manchen Gegenden wegen vorherrschender Armuth auch wirklich nicht möglich, ihre Armen aus eigenen Mitteln zu ernähren, so müßten sie darin von andern unterstützt werden. Ja selbst das äußerste Mittel, die Fremden zu diesem Zweck beim Eintritte in solche arme Provinzen eine Abgabe entrichten zu lassen, wäre nicht halb so belästigend, als dieses Lagern an den Straßen und dieses Umgeben des Wagens, sobald man anhält.

Ob ein Volk seinen Regenten liebe, das zeigt sich hie und da an besondern Merkmalen. So steht z. B. in der Gegend von Landshut in Bayern an einer Tafel beim Eingange in eine Obstallee: „aus Liebe zum Könige schont die Bäume," und ich fand an der ganzen Straße, die von diesen Bäumen eingefaßt war, dieselben gut erhalten.

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen.

Unsere scharfsinnigsten Professoren und Diplomaten waren in großer Verlegenheit, als Napoleon, von allen Groß- und Klein-Mächten zugleich angefallen, sich die Kaiserkrone hatte entreißen lassen. Sie meinten und glaubten und bewiesen sogar, jezt müsse er sich vergiften wie Hannibal, erhängen wie Maximianus Herculeus, oder erschießen wie Goethe's Werther. Nichts von alle dem. Sogleich behaupteten sie, es fehle ihm dazu an Muth und Lebenskraft. Da ward bekannt, wie richtig und scharf er auf dem Felsen von St. Helena dachte und schrieb, und welche Licht- und Feuerfunken er auch dann noch in die Welt hinausschleuderte. Nun blieb nichts übrig, als den klugen Satz anzunehmen: er werde seine stolze Rolle bis ans Ende spielen, aber bei Annäherung des Todes schon beten lernen. Auch hier täuschte sie die innere Kraft des angeschmiedeten Prometheus. Wer hätte sich auch einbilden können, daß Napoleon über den Tod gerade so denken würde, wie der ruhig-verständige Lessing, nämlich: „Ich werde vielleicht in meiner Todesstunde zittern, aber vor meiner Todesstunde zittere ich nicht."

*

Kaiser Joseph II. besuchte seine Schwester, die Königin von Frankreich. Nicht weit von Paris schlummerte er in seinem Wagen, als man gerade durch den berühmten Wald von Rosny fuhr, und erwachte erst eine Stunde nachher. Nun erinnerte er sich, daß Sully einst diesen Wald, sein schönstes Eigenthum, für 70,000 Livres verkauft hatte, um das Geld seinem damals von allen Hülfsmitteln entblößten Heinrich IV. zu geben. Sogleich befahl Joseph den Postillons, umzukehren und den Wald in allen Richtungen zu durchfahren. Mit eigenen Augen wollte er die Größe des Opfers ermessen, welches Sully seinem königlichen Freunde gebracht hatte. — Welche Consequenzen er wohl daraus gezogen habe, läßt sich leicht errathen.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juli.

Parlamentswahlen. Karrikaturen.

Allem Anscheine nach wird sich der König den größten Theil des Jahres in London aufhalten, und dieses, nebst den häufigen Levers und Courtagen, wird in die Stadt, welche durch des vorigen Königs Zurückgezogenheit merklich gelitten hat, neues Leben bringen. Die Krönung wird indessen wohl erst im Frühjahre stattfinden. Auch die bevorstehenden Parlamentswahlen verheißen eine bedeutende Bewegung im Lande, denn zu solcher Zeit geht das demokratische Element im Staate aufrecht einher, und die Aristokratie schmiegt und bückt sich und besticht das Volk entweder mit baarem Gelde, mit Versprechungen von Aemtchen u. dgl., oder doch mit starkem Bier; ein System, welches die Art des Abstimmens, die von jeher in England Sitte war, nothwendig herbeiführen mußte und welches auch häufig zu stürmischen Auftritten Anlaß gibt. Dies muß man durchaus ins Auge fassen, wenn, wie wohl jezt oft geschehen mag, die Frage aufgeworfen wird: wie kommt es, daß in Frankreich bei einer allgemeinen Gährung der Gemüther die Wahlen so friedlich vorübergegangen sind, während es in England und Irland, selbst in den ruhigsten Zeiten, fast allenthalben blutige Köpfe sezt? Doch glaubt man, daß es diesmal ziemlich friedlich hergehen wird, indem wahrscheinlich aus mancherlei Ursachen, vorzüglich aber, weil die Reichen ihre Beutel schonen wollen, wenige Wahlen stark bestritten werden. Merkwürdig ist es dabei, daß troz der großen Bewegung, welche der Vorschlag zur Emanzipation der Katholiken im Lande verursacht hatte, jezt, da die erste allgemeine Wahl seit dieser Emanzipation eintritt, Niemand sich darum zu bekümmern scheint, ob viele Katholiken ins Parlament kommen werden oder nicht. So gewöhnt man sich an Alles, besonders bei dem raschen Gang der Begebenheiten in unserer Zeit.

Die Subscription für Buckinghams Unternehmung einer Weltumseglung ist schon bedeutend, und ich zweifle gar nicht, daß die Sache zur Ausführung kommen wird. Man sagt, die ostindische Gesellschaft werde heimlich die Ausrüstung befördern, weil sie dadurch eines sehr fähigen und beharrlichen Gegners los wird, welcher durch seine Schriften und öffentlichen Vorlesungen alle nicht mit ihr verbundenen Kaufleute gegen ihr Monopol in Harnisch gebracht hat.

Keine Nation in der Welt besizt den Humor im Karrikaturenzeichnen, wie die englische; bei den Franzosen ist die Zeichnung meistens unbedeutend, und der Scherz dreht sich gewöhnlich um ein Wortspiel; hier sind die Bilder, so roh sie auch hingeworfen seyn mögen, immer sprechend, die Gesichtszüge sind bei den willkührlichsten Uebertreibungen vollkommen ähnlich, und besonders seit den lezten Jahren Gruppirung und Faltenwurf sehr malerisch. Auf einem Blatte reiten der König und sein erster Minister auf einem Pferde; der erste sizt vorne in breiter Bequemlichkeit, während der leztere durch seine klägliche Stellung und Geberden zu erkennen gibt, wie wenig ihm ein solches Reiten behagt. Dagegen sieht man den Herzog in einer andern Karrikatur auf einem feurigen Rosse in edelstolzer Haltung dahin sprengen; ein Jüngling mit einer Peitsche in der Hand sucht ihm den Weg zu vertreten. „Sey ruhig," ruft der Stolze, „ich werde nicht über dich hinreiten" — und in kleinerer Schrift auf der Seite — „wenn du mir aus dem Wege gehst." Eine andere heißt „der Gheber, welcher die aufgehende Sonne anbetet," und hier sieht man, als Anspielung auf eine von ihm im Parlamente gehaltene Schmeichelrede, Hrn. Brougham mit ausgebreiteten Armen vor der aufgehenden Sonne knien, welche nicht nur das Gesicht des neuen Monarchen vorstellt, sondern zum Ueberfluß Guilielmus IV. Rex. als Umschrift führt. Auf dem „Plan zu einer Regentschaft" erblickt man die Herzogin von Kent als eine schöne Puppe auf einem Thronsessel, während Prinz Leopold ihre Tochter als ein junges Kind, dem die Krone weit über die Augen herabhängt, auf dem Schooße hat und ihm Kirchen zum Spielen vorhält; aber durch eine offene Thür im Hintergrunde sieht man den versammelten Rath, den, obgleich der Herzog von Cumberland mit dabei ist, eine Grenadierwache in Ordnung zu halten scheint, wobei der Herzog von Wellington von einem hohen Sessel herunterdonnert: „Ich bin Präsident des Raths, wer will mir widersprechen?"

Beilage: Kunstblatt Nr. 68.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 205.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 27. August 1830.



Du kennst das alte Wort: es trügt der Schein.
Fest muß das Mark, nicht glatt die Rinde seyn.

Heusler.

Erinnerungen an eine Alpenreise.

Der Wanderstab.

Stab! mein Stab, was beugst du dich,
Wo fest zu stehen es gilt; —
Trugst so manche Jahre mich,
Wanktest nicht, wo Alles wich,
Hielt'st aus, wo keiner hielt!

Stab, mein Stab, was soll das seyn?
Er kracht — o weh — er bricht! —
Seine Freundschaft war nur Schein,
Läßt uns in der Noth allein,
Und hört den Angstruf nicht!

Glatter Heuchler, fahr denn hin,
Der Bergstrom sey dein Grab!
Falschheit zeichnet dich wie ihn,
Seinen Wellen gleicht dein Sinn,
Hinab zu ihm, hinab!

Diesem nackten Schlehdorn hier
Vertrau' ich mich nun an,
Ohne Schmuck und ohne Zier
Ist er sicher treuer mir
Auf meiner Dornenbahn!

Fehlt ihm auch die Politur,
So fehlt ihm nicht die Kraft,
Sprößling ist er der Natur,
Keines falschen Schimmers Spur
Hat ihn noch erschlafft!

Schlehdorn, ja, du bist mir treu,
Denn, ob auch hart und rauh
Deine Außenseite sey,
Bricht kein Eisen sie entzwei,
Sie ist nicht blos zur Schau!

L. Halirsch.

Die englischen Ehemänner.

Ich erinnere mich einmal zu London am Fenster eines Bilderhändlers eine alte Karrikatur gesehen zu haben; ich sage eine alte, denn die Jugend der Karrikaturen ist so vergänglich als die Jugend der Mädchen. Sie stellte einen Mann vor, der eine halbleere Weinflasche vor sich, den Kopf auf die Brust gesenkt, am Tisch saß und sanft in Gott Bacchus entschlafen war; eine junge Frau saß am Kamin, den Kopf in die Hand gestützt; unten stand: „Welch angenehme Gesellschaft habe ich da!“ Der Zeichner wollte darstellen, wie wenig die Frauen der ersten Stände in England von der Gesellschaft ihrer Männer haben, und ich versuche es im folgenden, dieses Thema etwas weiter auszuführen.

Die Ehe hat in England sehr viel vom Wittwenstande. Seht, wie es der Frau ergeht, deren Gemahl Parlaments-

glied ist: um vier Uhr geht er hin, bleibt bis Mitternacht dort, ja oft bis drei Uhr Morgens; ist er Mitglied eines oder mehrerer Ausschüsse, so ist es noch ärger. Die Richter, die Advokaten, die Prokuratoren, was einen schwarzen Rock und eine große Perrücke trägt, dieses Heer, das in England noch zahlreicher und furchtbarer ist als in Deutschland und Frankreich, lassen gleichfalls ihre keuschen Hälften fast das ganze Jahr allein; denn abgesehen von ihren gewöhnlichen Geschäften, sind sie, da es in den Provinzen keine Gerichtshöfe gibt, beständig auf der Landstraße von einer Grafschaft zur andern, die einen um zu richten, die andern um zu plaidiren. Die Bankiers, Spekulanten, Kommerzanten, Manufakturisten denken nicht viel mehr daran, sich ihren Frauen zu widmen; der Wechselkurs in den fremden Ländern, das Steigen und Fallen der Papiere, kurz, die Mittel, Geld zu gewinnen, nehmen sie völlig in Anspruch; für einen englischen Gewerbsmann hat kein Weib in der Welt so viel Reiz als eine Dampfmaschine.

Aber nicht alle Lords sind Parlamentsglieder, nicht alle reichen Leute sitzen in der Kammer der Gemeinden, nicht alle sind Richter und Handelsleute; es gibt eine wohlhabende, sehr zahlreiche Klasse, deren einzige Beschäftigung darin besteht, daß sie keine hat. Ganz richtig; die armen Frauen sind aber darum um nichts besser daran. Der verheirathete Mann sezt zu London seine Junggesellenwirthschaft fort; vor Tisch wird in Bondstreet spazieren gegangen oder im Hyde-Park spazieren geritten; gespeist wird im Kaffeehaus mit Bekannten; man ist Mitglied von zwei, drei Klubbs, dort wird fast immer der Abend zugebracht, und oft geht man nur weg, um in einem modischen Spielhaus den Rest der Nacht am Spieltisch zu verbringen.

Der Juni ist verflossen und die Mode, welche zu Anfang Februars die reichen Familien, die den sogenannten Bon ton bestimmen, nach London getrieben hat, jagt sie auf sieben Monate wieder hinaus; denn ist einmal die Sitzung des Parlaments zu Ende, so wäre es eine Schande, ließe man sich noch in der Hauptstadt blicken. Man riskirte, Johann ohne Land gescholten zu werden, oder für einen Menschen zu gelten, der keinen Bekannten hat, bei dem er den Sommer zubringen könnte, oder nicht Geld genug, um ins Bad oder auf's Festland zu reisen. In England kann man einem aber nichts Schlimmeres nachsagen, als man sey nicht reich, und so reist jeder auf seine Güter oder besucht seine Bekannten auf dem Lande. Sehr reiche Leute verschaffen sich auf ihren Schlössern mit großen Kosten die Vergnügungen Londons; die andern, und dieß ist die Mehrzahl, leben sehr sparsam und eingezogen, um wieder glänzen zu können, wenn man in die Hauptstadt zurückgekehrt ist. Kommen wir wieder auf die armen verlassenen Frauen. Man denkt vielleicht, in diesen sieben Pönitenzmonaten haben sie ihre Männer um sich; nichts weniger. Ihre Herrn und Meister jagen vom Morgen bis zum Abend mit den Landedelleuten in der Nachbarschaft; matt und müde kommen sie sehr spät mit ein Paar Jägern heim, die von nichts zu reden wissen, als von den Listen und Schlichen des Fuchses, den sie gejagt, von den Hecken und Graben, über die sie gesezt, von den Stücken Wild, die sie geschossen, und was sich alles auf der Jagd zugetragen. Dieses Gespräch ist höchst anziehend für eine Frau; sie steht daher auch so bald als möglich vom Tische auf, und läßt den Gemahl bei Gästen, die so gute Trinker als muthige Jäger sind.

Daß die englischen Frauen so allgemein vernachläßigt werden, ist wirklich auffallend, denn sie besitzen alle Eigenschaften, welche Männer fesseln können. Allerdings fehlt ihnen die freie Beweglichkeit und die graziöse Haltung der Französinnen, aber ihre Züge sind sehr schön und ihr Teint herrlich. Vollkommene Schönheit ist überall selten, aber Häßlichkeit ist in England so gut wie unbekannt. Sie sind aber nicht nur hübsch, sondern auch gebildet: im Tanzen, Singen, in der Musik und im Zeichnen haben es alle mehr oder weniger weit gebracht; sie verstehen mehrere Sprachen und es ist auffallend, daß, während die Engländer das Französische schrecklich radbrechen, die meisten Damen es richtiger und nicht mit so viel Accent sprechen. In Geschichte und Geographie sind sie nicht fremd; ja manche besitzen sogar einige eigentlich wissenschaftliche Kenntnisse, und es gibt zwar auch sogenannte blue-stokings, Blaustrümpfe, d. h. gelehrte Weiber unter ihnen, aber die Bescheidenheit wird in der Regel unter ihren Tugenden nicht vermißt, und wenn sie gerne sprechen, so verstehen sie auch zuzuhören. Sie sind Muster von Mäßigkeit, und selten gehen sie über zwei kleine Gläser Wein beim Dessert. Es ist also garstige Verläumdung, wenn man ihnen Unmäßigkeit Schuld gegeben hat. Wer dieß that, kannte wohl blos jene Weiber vom Pöbel, welche in einem Glas Genever, das sie auf dem Schenktisch zu sich nehmen, auf einen Augenblick ihren Jammer ersäufen.

Die englischen Ehemänner aus den niedrigern Klassen schenken ihren Frauen nicht viel mehr Aufmerksamkeit. Die Kleinhändler sind den ganzen Tag allein mit ihrem Verkauf beschäftigt; ihre Frauen lassen sich fast nie in der Boutike blicken; Abends haben sie ihre Rechnungen zu stellen. Den Künstlern, den Handwerkern ist es, wenn der Tag herum ist, wohler in der Schenkenluft, als in der Gesellschaft ihrer Weiber. Sie kommen halb, wo nicht ganz betrunken nach Hause; es gibt Zank und Streit, und die Frau wird geschlagen, gesetzlich geschlagen, denn die englischen Gesetze erlauben dem Mann, seine Frau zu schlagen, wenn der Stock, dessen er sich bedient, nicht dicker ist als ein Daumen. Eine Frau, die es müde war, jeden Abend geschlagen zu werden, war davongelaufen. Der Mann, dem das Spiel mit dem Stock wohl

nicht so zuwider war als ihr, kundschaftete ihren Aufenthaltsort aus und führte sie vor das Polizeigericht des Sprengels, damit sie wieder unter die eheliche Zucht gesprochen werde. Die Frau erklärte, um alles in der Welt wolle sie nicht mehr mit einem Manne leben, der alle Abende betrunken nach Hause komme und sie jedesmal schlage. Der Mann, ein wahrer Herkules, erwiederte, er habe sie nie anders als mit einem daumensdicken Stocke gezüchtigt. „Ja," rief die Frau, zum Richter gewandt, „aber, gestrenger Herr, seht seinen Daumen an, er ist so dick als mein Arm." Dennoch ward sie gesetzlich verurtheilt, wieder zu ihrem Mann zurückzukehren.

Parallele zwischen dem Reisen in Deutschland und in Frankreich.

(Beschluß.)

Angenehm wird allemal das Ohr berührt, wenn man in einem fremden Lande seine Muttersprache hört. Denn so mächtig man auch der fremden seyn mag, immer bleibt sie fremdartig und erinnert an die Ferne der Heimath, die bei der gedachten Erscheinung gleichsam näher rückt. So war es mir wenigstens, als ich zwischen Straßburg und Paris mehreren Haufen von deutschen Auswanderern begegnete, die aus Hagenau (im Elsaß), aus Baden und Würtemberg waren. Aber wenn der erste frohe Eindruck, den die Sprache auf mich machte, vorüber war, empfand ich es traurig, daß mein Vaterland seine Kinder nicht mehr soll ernähren können.

Eine Eigenthümlichkeit, die man in den Rheingegenden schon ziemlich allgemein nachgeahmt findet, ist die, daß man in Frankreich überall, in Städten wie in Dörfern, an den Häusern mit großen Buchstaben angeschrieben sieht, wer darin wohnt. In der Bauart weichen die Häuser in Frankreich von denen in Deutschland sehr ab. Tritt man dort in ein Haus, so befindet man sich sogleich auf dem Schauplatze der ganzen häuslichen Thätigkeit. Was nämlich in Deutschland Hausflur ist, das ist in Frankreich Küche, Arbeitsstube und Gesellschaftssaal. Hier sitzt die ganze Familie, wenn das Wetter nicht in's Freie lockt, um den Kamin und unterhält sich mit französischer Lebhaftigkeit. Ein großes Stück Holz, das, wenn ein Theil abgebrannt ist, immer weiter vorgerückt wird, unterhält das Feuer. Hier setzte ich mich oft in den Kreis und nahm Theil an der Unterhaltung, die mit vieler Lebhaftigkeit von einem Gegenstande zu dem andern sprang, immer aber bei dem Interesse des Vaterlandes am meisten verweilte. Besonders gern ließ man sich vom Herzog von Reichstadt erzählen, und ihn oftmals gesehen zu haben, galt für mich als beste Empfehlung. Aehnliche Conversationen geben wohl in Deutschland die Billardstuben, aber selten kommt es dort zu so traulicher Mittheilung.

Große Vorzüge hat die Landespolizei in Deutschland vor der in Frankreich auch darin, daß man dort überall die Ortsnamen auf Tafeln vor den Ortschaften angeschrieben sieht, so wie überall Wegweiser findet, was man hier fast allenthalben vermißt. Frägt man nun nach den Wegen, so wird man zwar mit vieler Zuvorkommenheit berichtet, aber die große Redseligkeit des Franzosen kann alle Neben- und Seitenwege nicht genug bezeichnen, und so wird man durch die allzugenaue Beschreibung oftmals gerade irre geleitet.

Eine dem Fremden eben nicht sehr angenehme Gewohnheit, die zwar in Deutschland auch, aber lange nicht in der Ausdehnung stattfindet, ist das Geben von Trinkgeldern. In jedem Wirthshause in Frankreich rechnet der, welcher uns nur die geringste Handreichung thut, wenn sie auch zu seinem Dienste gehört, darauf. Hat man an einen Kellner, der eine Tasse Kaffee gebracht hat, einige Sous zu bezahlen, so gibt man ihm fast die Hälfte davon an Trinkgeld. Damit man dabei nicht in Verlegenheit komme, bringen die dienstbaren Geister jederzeit, wenn man etwas zurückzuerhalten hat, Kupfermünzen, wenn sie es auch mit Silber abmachen könnten. Dieses Kupfergeld ist aber eben so schwer und unbequem, wie in Oesterreich, und man gibt die Sous gewöhnlich leichter weg, als man dieß mit kleinen Silberstücken thun würde, blos um die Last aus den Taschen los zu seyn. Nur summirt sich dieß in Frankreich mehr wie in Oesterreich, weil zwei Sousstücke, deren am meisten kursiren, schon mehr als sechs Kreuzer betragen.

Vergleicht man den französischen Landmann mit dem deutschen, so findet man, außer einer scheinbar größern Geschäftigkeit des erstern, wenig Unterschied. So wie in Deutschland kommt man in Frankreich durch große Landstrecken, wo an der Agrikultur noch viel auszusetzen ist, während man sie auf andern wieder in großer Vollkommenheit trifft.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Ende Juli.

Schenkungen an die todte Hand. Eine Geistererscheinung. Vorsätze aus dem bürgerlichen Leben.

Ich schreibe in der furchtbarsten Krisis, in der peinlichsten Erwartung, wie sich das schreckliche Drama in Paris entwickeln wird. Doch ich verschone Sie mit Politik; wenn Sie diesen Brief erhalten, wissen Sie wohl schon, wie sich unser Schicksal entschieden hat. Ich hole heute nach, was ich noch über unsern bisherigen Zustand zu berichten habe; mögen

die Würfel so fallen, daß, wenn ich das nächstemal schreibe, unsere Stadt, in der schon so viel Elend herrscht, wenigstens keine trübere Zukunft vor sich hat.

Die bekannten und offiziell angezeigten Geschenke und Legate, die voriges Jahr in unserem Departement der Geistlichkeit, geistlichen Stiftungen und Institutionen gemacht wurden, betrugen 118,405 Fr., in ganz Frankreich aber 4.268.927 Fr. In den vier vorhergehenden Jahren hatten sich diese Donationen zusammen auf 20.750.981 Fr. belaufen. Dieß macht also in fünf Jahren mehr denn 25.000.000 Fr. Dabei ist noch manches Auffallende zu bemerken. Die Summe dieser Schenkungen war 1829 nur halb so groß, als 1827 und 1828, aber um das Doppelte größer als 1825 und 1826. In den ersten sechs Monaten von 1829 wurden der Geistlichkeit nur 10.410 Fr. geschenkt, in den andern sechs Monaten aber, seit der Ernennung des Ministeriums Polignac, 4,172.750 Fr. Welcher Unterschied! Was müssen da für Mittel gewirkt haben! Die protestantische Kirche hat im Jahr 1829 nur 55.491 Fr. erhalten, in den Departements Unter-Charente, Drome, du Gard, de l'Oise, Niederrhein und Seine. Den Hospitälern wurden nur 2,683.579 Fr. vermacht, also mehr als die Hälfte weniger, als der katholischen Geistlichkeit; ein schrecklicher Abfall, denn in den vier vorhergehenden Jahren hatten sie nur ⅙ weniger, als die Geistlichkeit, nämlich 17.263.505 Fr. Die Gemeinden erhielten nur 585.639 Fr., also 3.500.000 Fr. weniger, als die Geistlichkeit; die öffentlichen Unterrichts- und Schulanstalten gar nur 105,580 Fr.! Im Jahr 1828 konnte man bemerken, daß die geistlichen Schenkungen in den Departements Jura, Niederalpen, Vienne, Somme und Morbihan, wo die Jesuiten zu Hause sind und ihre Schulen haben, in erschreckendem Verhältniß zunahmen. Ebenso war es 1829, denn in Vienne wurden 311.455 Fr., in Morbihan 99.038 Fr. und im Sommedepartement 88.802 Fr. an die todte Hand geschenkt. Diese drei Schenkungen haben aber erst seit dem Ministerium Polignac in der zweiten Hälfte des Jahres stattgefunden. In den ersten sechs Monaten — unter dem Ministerium Martignac — wurde kein Heller geschenkt.

Als Beweis, daß nicht nur in Würtemberg Verstorbene wiederkommen, diene folgender Vorfall. Unter unsern Nonnenklöstern ist eins der heiligen Therese gewidmet, das der Kardinal Berulle 1601 für Karmeliterinnen gestiftet hat. In diesem Kloster soll kürzlich bei der nächtlichen Hora ein Geistlicher an das Chorfenster geklopft und einen Gehülfen zum Messelesen verlangt haben. Das erstemal glaubte man, es sey irgend ein loser Vogel, der sich in der Kirche versteckt habe; darum suchte die Pförtnerin am folgenden Tage Alles aus, ohne das Geringste zu entdecken. Demungeachtet geschah das Klopfen und Verlangen in der nächsten Mitternachtshora abermals. Man antwortete, um diese Stunde sey hier kein Geistlicher zu finden. Indessen wird der Hr. Bischof von dem Vorfall in Kenntniß gesezt und um Abhülfe gebeten. Die Kongregation versammelt sich auch unverzüglich und es wird beschlossen, daß der Großvikar in der nächsten Nacht in der Kapelle bleiben und Acht geben soll. Kaum war die Hora begonnen, so erscheint ein junger Geistlicher im Meßgewand und verlangt wieder einen Gehülfen. Der Großvikar begleitet ihn zum Altar und hilft ihm die Messe halten; gegen deren Ende erkennt er in ihm einen jungen Geistlichen, der vor mehreren Monaten gestorben war, man sagte damals, aus Liebe zu einer jungen Nonne im Kloster, die ihm, als er noch im weltlichen Stande lebte, versprochen gewesen, hernach aber von ihren Eltern ins Kloster gezwungen wurde. Seit dieser Messe, die den jungen Mann wieder zur Ruhe brachte, soll er nicht wieder erschienen seyn.

Vor Kurzem starb einer unserer ausgezeichnetsten Einwohner, Mitglied einer Freimaurerloge. Seinem Leichenbegängniß folgten eine Menge Maurer-Brüder aus allen Ständen und überdies sehr viele Arbeiter und Arme, denn der Mann war sehr geliebt und wohlthätig gewesen. Es war sichtlich, daß diese Menschenmenge dem Pfarrer von St. Michel, der die Leiche begleitete, nicht gefiel. Um seine Abneigung und Verachtung gegen den Todten und die Lebenden auszudrücken, die ihn jezt zur Ruhe begleiteten, hielt er sich mit seinen Chorknaben in auffallender Ferne von dem Sarg und warf verachtende Blicke rechts und links. Die Verwandten und Begleiter der Leiche thaten aber, als wenn sie es nicht sähen. Endlich war die Ceremonie vorüber und die Leiche ins Grab gesenkt; die Verwandten wollten sich eben wieder ordnen und zurückgehen, da gibt der Priester dem Kreuzträger und seinen Chorknaben einen Wink, und Alle eilen an den gerührten und betrübten Reihen mit Spott vorüber, der Geistliche aber sagt laut: „Wahrhaftig! wenn die Giraffe hier gestorben wäre, so hätten sie nicht mehr Leute beerdigen sehen."

Nicht blos im vorigen harten Winter, sondern auch jezt noch ist viel Elend bei uns zu finden. Ich wollte vor einigen Tagen in St. Georges einige Leute aufsuchen, die das Wohlthätigkeitsbureau um Hülfe gebeten hatten. In einem dunkeln Gang im sechsten Stockwerk höre ich das Weinen und Wimmern einer Frau; schon dachte ich, es habe auch hier, was leider bei unsern Armen so häufig vorkommt, ein Mann seine Frau geschlagen, und öffnete daher eine zerbrochene Thür. Da fand ich es aber anders: vier Kinder kauerten um ihre noch junge Mutter, die bitterlich weinte, weil sie den Kindern kein Brod geben konnte. Der Mann, seines Zeichens ein Strumpfmacher, hatte acht Tage lang für einen andern Strumpfweber gearbeitet, und da dieser auch bei zahlreicher Familie arm war, so hatte er das für die Arbeit empfangene Geld zur Nahrung seiner eigenen Kinder verwendet. Der Arbeiter, dergleichen hier Compagnons heißen, hatte also seinen achttägigen Arbeitslohn nicht empfangen und war mit leeren Händen nach Haus gekommen; daher der Jammer. Die bleichen Kinder suchten selbst die Mutter zu beruhigen und sagten zu ihr: ne pleurez pas, nous ne mangerons pas. Da fielen mir unwillkührlich die herrlichen Worte Victor Hugos ein:

Donnez, afin qu'un jour, à votre heure dernière,
Contre tous vos péchés vous ayez la prière
D'un mendiant puissant au ciel.

Schon vor einiger Zeit hatte der Pfarrer von Vault bemerkt, daß von Zeit zu Zeit alte römische Münzen, besonders aus Antonins Zeit, in den Opferstock und in den Klingelbeutel geworfen wurden. Zu Ende vorigen Jahres wurden diese Gaben häufiger. Dieß bewog den Pfarrer, mit einem Winzer zu sprechen, den er deßhalb sehr in Verdacht hatte. Im Anfang läugnete der Bauer gerade weg; auf das gütige Zureden des Geistlichen gestand er aber endlich, diese Münzen kämen von einem Feld, das fast auf der Höhe eines bekannten Bergs, genannt Mont-Martre (mons Martis), liege. Außerdem fügte er noch hinzu, er habe in diesem Feld auch steinerne Bilder, dicke Backsteine und einen fürchterlichen Kopf entdeckt. Auf Verlangen des Pfarrers brachte er diesen Kopf herbei und es fand sich, daß er einer ziemlich roh gearbeiteten Statue angehört hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 87.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 206.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 28. August 1830.

Die Narrheit ist die Parodie der Vernunft und im Tollhaus ist das ganze Jahr Karneval.

Le Sage.

Bicètre.

In der Salpetrière werden die weiblichen, in Bicètre die männlichen Irren verwahrt. Wer hintereinander beide Häuser besucht, dem wird recht anschaulich, wie verschieden sich der Wahnsinn im Allgemeinen bei den beiden Geschlechtern äußert. Ein sehr durchgreifender Charakter des männlichen Wahnsinns ist Ernst und Ruhe. In Bicètre sieht man nicht wie in der Salpetrière jene beweglichen Gesichter, deren Ausdruck jeden Augenblick wechselt, weil in dem kranken Hirn eine bizarre Idee die andere jagt; in Bicètre hat man nicht jenes groteske, vielfach bewegte Schauspiel, wie wenn man in die Höfe der Salpetrière tritt. Der Wahnsinn der Weiber äußert sich weit mehr nach außen, ist viel geschwätziger, der der Männer dagegen mehr nach innen gekehrt, schweigsamer. An Ausnahmen fehlt es freilich nicht in dieser wunderlichen Welt, wo die menschliche Vernunft, tausendfach gebrochen, in tausend Farben spielt. Der Wahnsinn, und dieß bildet seinen Hauptcharakter, ist ewig wechselnd und immer originell.

Der Bicètre ist, wie die Salpetrière, zugleich ein Hospital für alte Leute, jener für Männer, diese für Weiber. Im ersten Hof des Bicètre wohnen die Siechen; dann kommen in einzelnen Abtheilungen die Epileptischen, die Züchtlinge und die Narren. Schnell eilte ich durch die ersten Höfe und an den grauen Veteranen vorbei, welche die Sträflinge bewachen, und betrat den ersten Hof der Narren, wo die Blödsinnigen sich aufhalten. Eben theilte man ihnen ihre Suppe in hölzernen Näpfen aus; einige aßen mit Löffeln, die meisten aber können dieß nicht, oder finden es bequemer, ohne Löffel zu essen; diese stecken den ganzen Kopf in den Napf, und ein Hund verzehrt sein Mittagessen ungleich reinlicher. Bei manchen stecken Arme und Hände in Zwangshemden; ohne zu warten, bis man sie frei macht, fahren sie lustig damit in die Suppe. Kurz, die Blödsinnigen stehen so ziemlich auf der Stufe der Thiere, und dennoch fand ich sie nicht so schrecklich tief gesunken, wie die Weiber in der Salpetrière; sie sahen doch noch aus wie Menschen; ja bei manchen äußert sich noch einige Geistesthätigkeit. So zeigte man mir einen, der sogleich lebendig wird, wenn man vom Wasserstoffgas spricht; um ihn aus seiner Apathie aufzurütteln, darf man dieses Wort nur nennen; er spaziert dann lebhaft umher, gestikulirt und deklamirt voll Feuer gegen das Wasserstoffgas, das er für die Quelle aller Uebel, für seinen ärgsten Feind hält. Woher diese seltsame Idee rührt, weiß man nicht. Ich hielt mich auch bei einem ehemaligen Kutscher der Schauspielerin Mars auf; die Erinnerung an seinen frühern Stand ist nicht ganz erloschen; er erzählt einige Geschichten von Mademoiselle Mars und von Personen, die zu seiner Zeit zu ihr kamen. Ich bin zu galant, um sie nachzuerzählen, und was will auch das Geschwätz eines Narren bedeuten? Dieser Kutscher wurde merkwürdiger Weise auf einmal ein Narr: eines Tags peitschte er auf dem Platze Vendome plötzlich auf seine Pferde los und fuhr, trotz Schreien und Drohen, im Galopp um die Vendomesäule herum, bis man den Pferden in die Zügel fiel.

Die wüthenden Narren waren gerade sämmtlich sehr ruhig. Die Zellen waren offen, einige gingen im Hofe oder unter dem Säulengange, der rings herumläuft, spazieren, andere saßen im Kreise um einen Kameraden, der ihnen eine Zeitung vorlas. Sah man sie so aufmerksam zuhören, hätte man nimmermehr gedacht, daß diese Menschen vielleicht gestern rasten und tobten. Es ist merkwürdig, daß die Aufseher immer von den Narren selbst aufmerksam gemacht werden, wenn das schreckliche Uebel bei einem auszubrechen droht; die Gesunden halten den Wüthenden, bis die Wärter kommen und ihn in seine Zelle sperren. Unter den wüthenden Narren ist ein ehemaliger Militär, der sich mit Abfassung von Romanzen, Madrigalen, Räthseln und Charaden die Zeit vertreibt. Er theilt seine Produkte unter die Fremden aus, singt ihnen etwas vor und erhält dafür ein Paar Sous, um seine Dose füllen zu können; denn es ist bekannt, daß für Narren beiderlei Geschlechts der Schnupftabak ein fast so dringendes Bedürfniß ist, als Essen und Trinken; tritt man in einen Hof, so bestürmen einen hundert Stimmen in flehendem Tone um einen Sou zu Tabak. Wir hielten uns einen Augenblick bei einem kleinen Bucklichten auf, an dem lediglich nichts Verrücktes zu bemerken war; er schwazt recht geistreich, ist sehr munter, spaßhaft und voll von jener spöttischen Laune, mit welcher die Natur Wesen seiner Art fast immer ausstattet. Der arme, drolligte Bursche erlöste uns von einem langweiligen Schwätzer, der sich nicht zum Schweigen bringen ließ; dieß war ein Advokat, der ein Weltsystem erfunden hat und dasselbe jedem Besuch entwickelt; ich weiß nur noch so viel davon, daß das Meer darin das Urprinzip von Allem ist. Der Mann ist sehr ungehalten auf Thenard, weil er so ein fünfzig Elemente annimmt; nach ihm gibt es keines als das Meer. Er ist nicht der einzige Wissenschaftsnarr; das merkwürdigste Beispiel dieser Narrheit ist ein Pastetenbäcker, der seine Kuchen über der Chemie und der Physik verwahrlost hat; der arme Mann spricht jezt rein von nichts als von Encyklopädie, Mathematik, Krystallisation, alles bunt durcheinander.

Kein Hof ist bevölkerter und lärmender als der der Unheilbaren. Hier herrscht ewiger Tumult, ein bizarrer, ein lächerlicher oder empörender Auftritt drängt den andern. Hier geht ein Mann auf und ab, der sich mit viel Kunst und Scharfsinn von Kopf bis zu den Füßen bewaffnet hat; der lange Schnurrbart, der Hut mit der Feder, der martialische Gang, geben ihm ein sehr kriegerisches Ansehen; dort sizt einer ruhig im Winkel und liest; er hat ein griechisches Evangelium und einen Homer, den er zu seiner Unterhaltung übersezt. Weiter hin winkt uns ein Alter lächelnd zu sich; „sind diese Leute nicht Narren,“ fragt er, „die mich wider Willen hier halten wollen? Gestern habe ich die Säule auf dem Vendomeplaz mit der Hand aufgehoben, und sie bilden sich ein, ihre Mauern könnte ich nicht niederreißen!“ Dieser Herkules ist indessen sehr ruhig und legt nie Hand ans Werk. Einer leidet gewiß schreckliche Qualen; schon auf seinem Gesichte war zu lesen, wie sehr er litt. „Was fehlt Dir?“ fragt man ihn. — „Immer höre ich sie.“ — „Wen?“ — „Immer die nämlichen.“ — „Was sagen Sie?“ — „Man müsse mich guillotiniren.“ Neben diesem Unglücklichen stand ein kleiner Alter, dem, seinem lebendigen Auge und seiner frischen Gesichtsfarbe nach, sein Leben ruhig, angenehm verfloß; man hielt ihn für einen Sechziger und er ist fast hundert Jahre alt. Er wartete nicht, bis man ihn anredete, sondern machte uns sogleich damit bekannt, daß wir in ihm einen Sohn Ludwigs XV. erblickten; „aber,“ fuhr er lächelnd fort, „ein Kind der Liebe bin ich, jedoch anerkannt; der Pabst selbst hat mich nach Rom einladen lassen.“ Der lustige Bursche genießt seines schönen Alters und hat es durchaus kein Arg, daß man den Bastard eines Königs von Frankreich in Bicêtre aufbewahrt. Indessen sahen wir noch weit vornehmere Herrn; von dem nicht zu sprechen, der sich für Gott Vater hält, und den ganzen Tag die Vesper singt, ist da ein kleiner, aufs Wunderlichste aufgepuzter Mann, mit einem dreieckigten Hute, der von Flittergold glänzt; er ist König von Frankreich, England, Preußen, von ganz Europa; er beschenkte jeden von uns mit einem Diamanten im Werth von 500,000 Franks; er sammelt Glasstücke in den Taschen seiner gestickten Weste, um immer Präsente machen zu können. Ein großer, stolzaussehender Mann, mit starrem Blick und steifer Haltung hält sich für den Dauphin von Frankreich.

So groß die Zahl der Unheilbaren ist, so soll doch ein Fünftheil sämmtlicher nach Bicêtre gebrachten Irren geheilt werden.

In ernster, wehmüthiger Stimmung durch den Anblick der furchtbarsten Entartung der menschlichen Natur ging ich langsam nach Paris zurück, das ich Morgens früh verlassen hatte. Allmählig schwand der Gedanke an die gräßliche Gesellschaft, in der ich ein Paar Stunden zugebracht, aus meiner Seele, denn eine große, volkreiche Stadt, in der überall Vernunft und Ordnung herrscht, breitete sich herrlich vor mir aus. Wie konnte ich ahnen, daß diese Stadt mit den friedlichen, fleißigen Einwohnern Tags darauf der Schauplaz der blutigsten Verwirrung, fast das Opfer des Wahnsinns werden würde? Es war der 26ste Juli; ich kam nach Hause, und die Nachricht von den verhängnißvollen Ordonnanzen traf mich wie ein Donnerschlag. Wahrlich, die gefährlichsten Narren sind nicht in Bicêtre.

Ungedruckte Briefe Diderots.

(Fortsezung von Nro. 204.)

Paris, 5ten Sept. 1762.

Nach dem Nachtessen unterhielt uns Doktor Gatti. Er schilderte die Annehmlichkeiten des Aufenthaltes in Ita-

lien und was Alles dazu beiträgt: Klima, Weiber, Malerei, Musik, Baukunst, Wissenschaft, Sitten, schöne Künste, ja sogar die Denkfreiheit. Wir gingen die verschiedenen Provinzen Italiens durch; besonders hielten wir uns in Venedig auf, und wie sollte man sich nicht an einem Orte aufhalten, wo der Karneval sechs Monate dauert, wo sogar die Mönche in Maske und Domino gehen, und wo man auf demselben Platze hier auf Gerüsten Possenreißer lustige, ausgelassene Farcen, und dort auf andern Gerüsten Priester Farcen anderer Art aufführen sieht. Es erzählte Jemand, ich glaube Doktor Gatti war es, zwei Geschichten ganz verschiedener Art, die Ihnen aber Vergnügen machen werden. Sie müssen wissen, daß die venetianischen Senatoren die elendesten Sklaven ihrer Größe sind; bei Lebensstrafe dürfen sie mit keinem Fremden ein Wort wechseln; das Haus eines Gesandten, gleichviel von welchem Hofe, zu betreten, ist ein Kapitalverbrechen. Ein Senator liebte eine Frau seines Standes und wurde geliebt. Jeden Abend, gegen Mitternacht, ging er, in seinen Mantel gehüllt, allein, ohne Diener aus und brachte eine, zwei Stunden bei ihr zu. Er mußte, um zu der Geliebten zu kommen, einen Umweg machen oder durch das Hotel des französischen Gesandten gehen. Die Liebe weiß nichts von Gefahr und der glückliche Liebende zählt die verlornen Augenblicke. Unser verliebter Senator besann sich nicht lange und schlug den kürzesten Weg ein. Schon öfters war er durch das Hotel des Gesandten durchgegangen, da wurde er endlich entdeckt, angezeigt und verhaftet. Man verhört ihn; es brauchte nur ein Wort, so war der Geliebten Ehre befleckt und ihr Leben gefährdet, aber das seinige gerettet; er schwieg und wurde enthauptet. Dieß ist schon recht; durfte aber auch die Geliebte schweigen?

Hier die zweite Geschichte, die ich Ihnen versprochen. Der Präsident Montesquieu und Lord Chesterfield trafen sich auf einer Reise in Italien. Beide Männer waren dazu gemacht, sich schnell an einander anzuschließen, und der Bund war auch bald geschlossen. Unterwegs stritten sie sich beständig über die Vorzüge beider Nationen. Der Lord gab dem Präsidenten zu, die Franzosen haben mehr Geist als die Engländer, dagegen fehle es ihnen an praktischem Verstand (sens commun); der Präsident läugnete dieß nicht, meinte aber, diese beiden Eigenschaften ließen sich gar nicht vergleichen. Der Streit dauerte schon mehrere Tage. Sie befanden sich zu Venedig; der Präsident war sehr geschäftig, ging überall hin, besah Alles, fragte, schwazte, und schrieb sich Abends seine Beobachtungen auf. Er war eine oder zwei Stunden zu Hause und saß an seiner gewöhnlichen Arbeit, da ließ sich ein Unbekannter melden. Es war ein schlecht gekleideter Franzose, der Folgendes zu ihm sprach: „Mein Herr, ich bin ein Landsmann von Ihnen. Seit zwanzig Jahren halte ich mich hier auf, aber mein Herz hängt immer noch an den Franzosen, und ich fühlte mich von jeher glücklich, wann sich von Zeit zu Zeit eine Gelegenheit darbot, einem einen Dienst leisten zu können, wie dieß jezt mit Ihnen der Fall ist. Hier zu Lande darf man Alles thun, nur nicht sich in Staatsangelegenheiten mischen. Ein unvorsichtiges Wort gegen die Regierung kostet den Kopf, und Sie haben bereits ihrer mehr denn tausend fallen lassen. Die Staatsinquisitoren sind aufmerksam auf Ihre Schritte, man lauert Ihnen auf, man schleicht Ihnen überall nach, man bemerkt sich, was Sie thun, man ist fest überzeugt, daß Sie schreiben. Ich weiß ganz zuverlässig, daß Ihnen vielleicht heute, vielleicht morgen ein Besuch bevorsteht. Besinnen Sie sich, mein Herr, ob Sie wirklich etwas geschrieben haben, und bedenken Sie, daß eine unschuldige Zeile, die man falsch auslegte, Ihnen das Leben kosten könnte. Weiter habe ich Ihnen nichts zu sagen; ich habe die Ehre, mich zu empfehlen. Als einzigen Lohn für einen Dienst, den ich für nicht ganz unwichtig halte, bedinge ich mir aus, daß Sie mich, wenn Sie mir auf der Straße begegnen, nicht kennen, und sollten Sie sich zufällig nicht mehr retten können und verhaftet werden, mich nicht angeben.“ Mit diesen Worten machte sich der Mensch unsichtbar und ließ den Präsidenten Montesquieu in der äußersten Bestürzung. Das erste, was er that, war, daß er an seinen Schreibtisch ging, die Papiere nahm und ins Feuer warf. Kaum war dies geschehen, so kam Lord Chesterfield nach Hause. Es mußte ihm auffallen, in welch schrecklicher Verwirrung sich sein Freund befand, und er erkundigte sich, was ihm zugestoßen sey. Der Präsident erzählt ihm, was er für einen Besuch gehabt, daß er seine Papiere verbrannt und Befehl gegeben habe, seine Postchaise auf drei Uhr Morgens fertig zu halten; denn er war entschlossen, ohne Verzug einen Ort zu verlassen, wo ein Augenblick länger oder kürzer für ihn so schreckliche Folgen haben konnte. Milord Chesterfield hörte ihn ruhig an und sagte: „Das ist schon recht, lieber Präsident; aber ruhig im Kopf einen Augenblick! besprechen wir Ihr Abentheuer mit kaltem Blute.“ — „Sie sind nicht klug, erwiederte der Präsident; wie soll mein Kopf ruhig seyn, da er nur an einem Faden hängt?“ — „Wer ist aber der Mensch, der sich so edelmüthig der äußersten Gefahr aussezt, um Sie zu retten? Das geht nicht mit rechten Dingen zu. Franzose hin, Franzose her; die Vaterlandsliebe treibt einen zu keinen so gefährlichen Schritten, vollends nicht einem Unbekannten zu Liebe. Der Mensch ist kein genauer Bekannter von Ihnen?“ — „Nein.“ — „Er war schlecht gekleidet?“ — „Ja, recht schlecht.“ — „Hat er Ihnen Geld abgefordert, so ein Thälerchen für seine Warnung?“ — „Bewahre, nicht einen Liard.“ — „Das ist noch auffallender. Woher weiß er aber die Sachen alle, die er Ihnen gesagt hat?“ — „Wahrhaftig, das weiß ich nicht ... wohl von

den Inquisitoren selbst.“ — „Nicht davon zu sprechen, daß dieser Rath der geheimste in der Welt ist, wie käme dieser Mensch in seine Nähe?“ — „Es ist vielleicht ein Spion von ihnen?“ — „Warum nicht gar! Man wird einen Fremden zum Spion machen, und dieser Spion wird sich wie ein Lump kleiden bei einem Handwerk, das niederträchtig genug ist, daß es seinen Mann gut nährt, und dieser Spion wird seine Herrn um Ihretwillen verrathen, auf die Gefahr hin, erdrosselt zu werden, wenn man Sie aufhebt und Sie ihn angeben, wenn Sie entwischen und der Verdacht auf ihn fällt, Sie seyen durch ihn gewarnt worden! Das ist alles Larifari, lieber Freund!“ — „Was kann es denn aber seyn?“ — „Ich besinne mich schon lange, es fällt mir nichts bei.“

Nachdem sich beide in allen möglichen Vermuthungen erschöpft hatten, und der Präsident fortwährend darauf bestand, so schnell als möglich, um ganz sicher zu gehen, das Feld zu räumen, rieb sich Chesterfield im Auf-und-abgehen die Stirne, als käme ihm plötzlich ein luminöser Gedanke, blieb stehen und sagte: „Präsident, warten Sie, lieber Freund, mir fällt etwas ein. Wie wäre es . . . wenn zufällig der Mensch“ — „Nun, der Mensch?“ — „Wenn der Mensch . . . ja, das könnte wohl seyn, und es ist so, ich zweifle nicht mehr daran.“ — „Nun, wer ist denn der Mensch? Wenn Sie es wissen, sagen Sie es nur schnell.“ „Ob ich es weiß? o ja, ich glaube, jetzt weiß ich es . . . .“ „Wie, wenn einer den Menschen geschickt hätte, der“ — Haben Sie die Güte, schonen Sie mich!“ — „Ein Mann, der manchmal boshaft ist, ein gewisser Lord Chesterfield; er hätte Ihnen gern durch die Erfahrung bewiesen, daß ein Loth praktischen Verstands mehr werth ist, als hundert Pfund Geist, denn mit praktischem Verstand . . .“ — „Ha! Abscheulicher Mensch!“ rief der Präsident, „was haben Sie mir für einen Streich gespielt! Und mein Manuscript, mein Manuscript verbrannt!“ Der Präsident konnte dem Lord diesen Scherz nie verzeihen. Er hatte Befehl gegeben, seinen Wagen bereit zu halten, und er reiste noch in der Nacht ab, ohne von seinem Reisegesellschafter Abschied zu nehmen. Ich wäre ihm um den Hals gefallen und hätte gesagt: „Lieber Freund, Sie haben bewiesen, daß es in England Männer von Geist gibt, und ich finde vielleicht ein andermal Gelegenheit, Ihnen zu beweisen, daß es in Frankreich Leute von Verstand gibt.“ Ich schreibe Ihnen diese Geschichte in Eile; hauchen Sie meiner Erzählung den Geist ein, der ihr fehlt, und wenn Sie dieselbe dann wieder erzählen, so ist sie gewiß sehr hübsch.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Ende Juli.

(Fortsetzung.)

Corneilles Denkmal. Ein Fastnachtsspaß.

Ein wohlhabender Mann kaufte dem Winzer sein Feld ab und stellte Nachgrabungen an, die auch schon in einigen Tagen gute Ausbeute gaben, denn man entdeckte die Mauern und den Porticus eines kleinen Tempels oder einer Kapelle (Sacellum), welche die Römer gewöhnlich an ihre Landstraßen bauten. Dabei wurden zwei Statuen ausgegraben, deren einer jener „fürchterliche“ Kopf angehörte. Aus einer Inschrift ging hervor, daß das Sacellum dem Merkur geweiht gewesen war. Dicht daneben wurden, ganz frei, hundert und vier römische Münzen gefunden, unter denen nur zwei silberne waren.

Eine der würdigsten und volksthümlichsten Ideen des neuen, jungen Frankreichs ist der Vorsatz, Corneille eine Statue zu setzen. Sie wissen, was in dieser Beziehung in Rouen geschah, wo man den Anfang damit machte, durch theatralische Vorstellungen, Deklamationen und dergleichen Beiträge für diesen Zweck zu sammeln. So war es denn auch hier. Es wurde Cinna gegeben und dabei Delavigne's etwas trockener Diskurs über Corneille gelesen. Ich meine, ein Dichter könnte doch über einen Dichter etwas Besseres sagen. Nach Abzug aller Kosten blieben 595 Fr. übrig, die der Theaterdirector durch eine freiwillige Gabe auf 700 Fr. erhöhte.

Es fällt mir noch ein Curiosum aus dem vergangenen Winter ein. Im Februar machte sich ein Eisblock, ungefähr zehn Fuß im Durchmesser, vom Kay Saint-Clair los; darauf stand eine rüstige, weißgeschürzte Köchin vor dem Feuer und drehte saftige Poularden. Bald waren sie fertig und wurden auf den Tisch getragen, an dem drei lustige Gäste saßen. Die Köchin selbst sezte sich zu ihnen und munter wurde nun gegessen und getrunken; eine Violine machte dazu die Tafelmusik. Schon war der Eisblock glücklich unter dem Pont Morand weg und nahe bei der Brücke Charles X., als er an etwas stieß und mit Feuer, Tisch, Essen, Wein, Gästen und Musik umschlug. Dies focht aber die vier guten Schwimmer troz des eiskalten Februarbades nicht im Geringsten an. Einen Augenblick schwammen sie zwischen den Trümmern ihres Diners und stiegen dann lachend in ein Boot, das ihnen immer gefolgt war. Es waren vier junge Männer aus guter Familie, die diesen Fastnachtsspaß glücklich ausführten und unter dem Jubel der Menge wieder ans Land kamen, wo Bedienten mit Mänteln und Pelzen sie erwarteten. (Der Beschl. folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nro. 200:
Wespennest.

Charade.

Erste Sylbe.

Es soll Verbrechen furchtbar hecken,
Soll sie mit schwarzem Schleier decken.
Es soll den Menschen feindlich seyn;
Sprecht lieber: hold! so stimm' ich ein.

Zweite Sylbe, homonymisch.

Ein Strich, ein Punkt — all' seine Gaben,
Doch ist's der ganze Mensch — in Schwaben.
Geneckter Mädchen schriller Ton.
Ein Ausruf, häufig im Robinson.

Dritte Sylbe.

Wie heißt der arge Hexenmeister?
Aus Nervenmark citirt er Geister.
An Knochenhügeln sieht er schon
Der Seelen Constellation.

Das Ganze.

Die Sontag, Milder, Catalani
Und Mara bin ich nicht, doch sah nie,
Nie eine größere Sängerin
Als mich die Welt. Sprich, wer ich bin?

J. G. M.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 24.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.



№. 207.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 30. August 1830.

Schweizerberge, undurchdringlich
Hohe Festung der Natur!
Aber, Brüder, unbezwinglich
Sind wir doch durch Eintracht nur.

Lavater.

Die Schwingfeste der Grindelwalder und Lauterbrunner.

Probe von F. J. Hugi's naturhistorischer Alpenreise.

Die Schwingfeste, sonst immer an Sonntagen abgehalten, sind jezt auf Montage verlegt. Die Alp, der Ort, wo die Hirten zusammenkommen, heißt Dorf. Den ersten Montag im August ist ein Dorffest auf Stadtalp, auf der Höhe an den Landmarken zwischen Bern und Unterwalden. Hier treten die Hasler und Unterwaldner im Kampf zusammen. Acht Tage später ist das Dorffest an der großen Scheidecke zwischen den Haslern und Grindelwaldern. Wieder acht Tage später wird es auf Itramenalp zwischen den Grindelwaldern und Lauterbrunnern begangen. So hat es jährlich jede Thalschaft zweimal zu begehen, das eine Mal mit der östlichen, das andere mit der westlichen Thalschaft. Das Fest bei Unspunnen, im Centrum des Oberlandes, ist dann allgemein.

In der angenehmen Gesellschaft der Familie des Pfarrers von Grindelwald, verließ ich das Thal. Man stieg empor gegen die westliche Scheidecke. Bei den obern Hütten trennte ich mich und stieg in gerader Linie zum Tschuggen hinan. Um den südlichen Fuß dieses Hornes zieht sich ein alter Arvenwald. Die meisten Bäume sind dem Alterstode nahe. Unten gegen die Alp herab geben viele Wurzelstöcke Beweise von der ehemals kräftigen Vegetation. Oben liegen noch Bäume, vom Sturme und dem Alter gebrochen, vermodernd über einander. Das Ganze gibt das traurige Bild baldigen Aussterbens. Der Abhang des Waldes ist nicht jäh ansteigend, die Erde zur Holzvegetation trefflich und die Gegend gegen Lawinen gesichert. Dennoch versuchte man keine neue Anpflanzung, die, von den alten Bäumen geschüzt, gewiß gelingen würde. Allein von solchen Dingen will der Aelpler nichts hören; er spricht sich sehr feindlich dagegen aus. Ich sah an manchen Orten auffallende Thatsachen, wie sehr man trachtet, heimlich oder auch öffentlich ähnliche Waldungen zurückzudrängen und jedes Aufkeimende zu zerstören. Einerseits wächst bei größerer Tiefe in dichtgedrängten Wäldern das Holz weit schneller und größer empor, als in den Höhen, wo in längerer Periode nur geringe Bäume emporsteigen. Anderseits gedeiht in jenen höhern Regionen das Holz nur in bedeutenden Waldungen; alle Bäume müssen jeden einzelnen und vorzüglich die jungen schützen vor Sturm, Kälte und herabgleitendem Schnee. Einzeln oder in kleiner Menge ist die Holzpflanzung sehr schwer oder unmöglich; ganze Waldungen aber erhalten in jenen Höhen den Schnee zu lange; sie machen die Alp kalt und das daraus abfließende Schneewasser macht sie sumpfig. Zudem sind der kräftigen Weide die schönsten Stellen dadurch entzogen. Der Holzbedarf für einige Alphütten während zwei oder drei Sommermonaten ist zu unbedeutend, als daß man es nicht lieber von unten herauf holen sollte; auch nach kühlendem Schatten wird sowohl der Hirte als das Vieh in einer Höhe von sechs bis sieben tausend Fuß nur selten sich sehnen. Einigen Vortheil gewährten solche

Hochwaldungen bei Sturm und Ungewitter allerdings; allein man achtet das so wenig, daß man nicht einmal trachtet, durch Stallungen dem Uebel abzuhelfen. Wenn ich allseitig das Ganze erwäge, so scheint es mir, ein Theil der Reisebeschreiber hat Unrecht, wenn er die Eigenthümer und Regierungen schlechter Wirthschaft bezüchtigt; ein anderer Theil hat Unrecht, wenn er die Natur für nicht mehr fähig erklärt, in jenen Höhen Holz zu erzeugen. In dem so sehr bewohnten Urserenthale müssen dem Beobachter freilich andere Urtheile sich aufdringen.

Ein starker Nebel hatte schon längst des Hornes Höhe umhüllt. Jezt aber senkte er sich tiefer, während ich durch ihn emporstieg. Wir glaubten den Gipfel beinahe erstiegen zu haben, als er aus dem Nebel halb sich zu entschleiern anfing. Aber wie staunten wir da! In gewaltiger Höhe und fast senkrecht thürmte sich vor unserem Blicke die Masse aufs Neue unersteigbar auf. Der Führer, oft schon hier, meinte, wir wären am unrechten Horne, denn da sey keine Möglichkeit, emporzukommen. Ich zog, die Sache besser einsehend, empor gegen das scheinbar Unerreichbare. Jeden Augenblick, wie der Nebel massenweise sich herabsenkte, änderte sich die Ansicht. Einen Augenblick wurde es oben lichter, und da sah ich einige hundert Schritte vor mir den leicht zu ersteigenden Gipfel mit dem alten Tannenbusche als Signal. Jezt drückte die Wolke wieder, alles halbverschleiernd, abwärts; die Felsgestalten verzerrten sich wieder sonderbar. So erreichte ich in einem wirklich merkwürdigen Momente die Höhe. Immerhin ist diese so außerordentliche Strahlenbrechung durch Nebelbläschen eine Erscheinung, die näher gewürdigt zu werden verdiente und wichtigere Aufschlüsse über mehrere Erscheinungen im Gebiete der Natur böte, als mancher künstlich in das Gebiet der Wissenschaft hereingezogene Körper. Mit Mühe gelangte ich von da hinab auf die Itramenalp, die frei vom Nebel, und reich mit zerstreuten Menschengruppen besezt war.

Auf der Höhe des Grates hob sich eine große Menschenmenge in buntem Gewirre hervor. Allenthalben hörte man Jodlen und Gesang. Der Kampf der Erwachsenen war längst vorbei, da ich die Menge erreichte. Längs dem Itramengrate saßen viele Verkäufer und Verkäuferinnen von allerhand Eß- und Trinkwaaren. Einzelne Partien kauften Wein, Brod, Fleisch, und lagerten dann familienweise sich ins Grüne der Alp hin. Auf dem Kampfplatz standen an zwei Stellen auf Gerüsten von Reffen und Körben drei Musikanten, der eine mit einer Schalmei, der andere mit einem Hackbrett, der dritte mit einer Geige; sie musicirten aus Leibeskräften darauf los. Rings um diese Virtuosen bewegte sich in weiten Kreisen das lustige Volk paarweise in kräftigen Sprüngen und hoch aufjauchzend. Etwas entfernt hatten die Buben beider Thalschaften sich gesammelt und waren im heftigsten Kampfe begriffen. Nie wollte da der Besiegte, war er auch rechtlich zwei Mal auf den Rücken geworfen, besiegt seyn. Immer griff er aufs Neue wieder den Gegner an. Oft glaubte ich, nun müsse schnell die ganze Menge gegen einander in blutigen Kampf gerathen; allein immer wurde gemittelt, und einzelne Kämpfer begannen aufs Neue wieder mit äußerster Anstrengung. Da nun Regen einbrach, späheten Väter und emsige Mütterchen rings umher, ihre Hausgenossen zu sammeln, man jauchzte hoch auf zum Abschiede, drückte gegenseitig sich die Hände und stieg dann familienweise westlich hinab über schroffe Felsen nach Lauterbrunnen; östlich eilte man haufenweise über sanft geneigte Alpen hinunter nach dem enternstern Grindelwald.

In jeder Hinsicht schön darf man das vierzehn Tage früher gehaltene Dorffest auf Stadtalp nennen. Die Unterwaldner, bei 500 Mann stark, zogen in Ordnung hinauf gegen die Marken des Landes. Ortsvorgesezte und zwei Pfarrer begleiteten sie, was auch immer bei den Haslern und Grindelwaldern der Fall ist. Während die Hasler, von einem Schwinger angeführt, sich um den Kampfplatz sammelten, waren die Unterwaldner auf einer Anhöhe aufgestellt, ihre Schwinger in der Mitte. Auf ein gegebenes Zeichen stürzten sie unter Jubel herab. Beiderseits traten nun die gewählten Kampfsrichter begrüßend zusammen. Die Hasler, ihren Vortheil berechnend, stellten gleich Anfangs ihren ersten Schwinger auf, weil man unbedingt Sieg von ihm hoffte. Die Unterwaldner stellten ihm ihren Mann gegenüber. Bald war der Hasler auf dem Rücken und der halbe Kreis brach in Jubel aus. Nun gab man, alles gegen den Sieger aufbietend, ihm andere Kämpfer, denen es nicht besser ging, bis Unterwalden seinen Helden zurückzog, wogegen Anfangs Hasli protestirte. Es wurde fortwährend mit äußerster Kraftanstrengung fortgerungen. Am Ende hatte Unterwalden mehr gewonnene Schwingen als Hasli, und war mithin Sieger. Nun gingen Sieger und Besiegte Hand in Hand zum Essen und Trinken; aber schon nach einer halben Stunde blies das Unterwaldner Horn. In zehn Minuten standen die Unterwaldner oben in Ordnung. Bei Strafe durfte keiner zurückbleiben. Allgemein jauchzend, nahm man Abschied; die Unterwaldner zogen unter dem Geschmetter ihres Hornes hinab in ihr Land, während die Hasler ebenfalls sich zu Thal begaben.

Früher fielen bei diesen Festen sehr oft blutige Zwiste vor, in neuster Zeit aber nie mehr. Die beiderseitigen Anführer und Kampfsrichter kennen es als ihre erste Pflicht, gegenseitige Freundschaft zwischen den Landschaften zu erhalten und zu nähren. Ist die eine Thalschaft besiegt, sucht sie nächstes Jahr zu siegen. Es gibt kräftige Schwinger, gewandte und listige. Die erste Kunst der Anführer ist, dem aufgestellten Gegner einen angemessenen Mann entgegen zu stellen. Nicht immer wird Kraft durch Kraft besiegt.

Diese Schwingfeste sind für die Alpenbewohner nicht ohne Wichtigkeit. In den Hochgebirgen wohnen die Menschen außerordentlich zerstreut, oft einsiedlerisch. Durch jene Feste werden sie einander näher gebracht; sie lernen sich kennen, es entwickelt sich Sinn für das Ganze und Verträglichkeit. Der aufblühende Aelpler ist in fortwährender Uebung seiner sich entwickelnden Kräfte, der ein gemeinsames, geselliges Streben zu Grunde liegt. Einen ähnlichen Zweck haben die Schützen- und manche andere vaterländische Vereine, denen in anderer Sphäre die wissenschaftlichen zur Seite stehen und mit ihnen beitragen, daß die Einwohner der getrennten Staaten freundeidgenössisch sich kennen lernen als Bürger Eines Landes.

Ungedruckte Briefe Diderots.

Paris, 23ten Sept. 1762.

Ich weiß nicht, wo ich mein Tagebuch wieder aufnehmen soll; ich erinnere mich nur, daß, bei Gelegenheit der Geschichte mit Montesquieu und Lord Chesterfield, eine andere vom ersten aufs Tapet kam. Er war auf dem Lande mit Damen; es befand sich eine Engländerin darunter und an diese richtete er ein Paar Worte in ihrer Sprache; er verkeherte sie aber dergestalt, daß die Dame sich des Lachens nicht enthalten konnte; darauf sagte der Präsident: „Da bin ich schon ganz anders gebeugt worden in meinem Leben. Ich besuchte den berühmten Marlborough in Blenheim; bevor ich ihm die Aufwartung machte, hatte ich alle höflichen Redensarten auf Englisch, die ich nur wußte, in meinem Kopf in Reih und Glied gestellt, und im Durchgehen durch die Schloßzimmer sagte ich sie her. Bald hatte ich eine Stunde englisch mit ihm gesprochen, da sagte er: „Mein Herr, ich ersuche Sie, englisch zu sprechen; französisch verstehe ich nicht."

Derselbe Präsident sagte einmal in einem Gespräche über Religion zu Suard: „Sie werden zugeben, Herr Suard, es ist etwas Gutes um die Beichte." — „Allerdings, Hr. Präsident, erwiederte Suard; aber Sie werden auch zugeben, es ist etwas Schlimmes um die Absolution."

Wir fuhren Montag Morgens im Regen nach Marly, und wurden für unsern Muth durch den schönsten Tag belohnt. Welch herrlicher Ort ist dies! theuerste Freundin; ich glaube, ich habe schon einmal davon gesprochen... Noch im Gefühle der Bewunderung, die ich Le Nostre, denn dieser Garten ist, glaube ich, sein Werk und sein Meisterstück, nicht versagen konnte, ließ ich in diesen Räumen Heinrich IV. und Ludwig XIV. vor mir aufsteigen. Dieser zeigte jenem das herrliche Gebäude. Heinrich sprach: „Ihr habt Recht, mein Sohn, es ist sehr schön; aber die Häuser meiner Bauern von Gonesse möchte ich gerne sehen." Was hätte er gedacht, hätte er rings um die unermeßlichen, prächtigen Gebäude Bauern gefunden ohne Obdach, ohne Brod und auf dem Stroh?

Der beständige Wechsel nützlicher, mannigfaltiger Beschäftigungen ist es, was den Aufenthalt auf dem Lande so angenehm und das Stadtleben so widrig macht, wenn man einmal ländlichen Beschäftigungen Geschmack abgewonnen hat. Woher kommt es, daß man, je mehr man sein Leben mit Arbeit ausfüllt, desto weniger daran hängt? Ist dem so, so kommt es wohl daher, daß ein thätiges Leben in der Regel ein schuldloses ist, daß man weniger an den Tod denkt und ihn weniger fürchtet, daß man, sich selbst unbewußt, dem gemeinsamen Loose der Wesen sich unterwirft, die man immer und immer, ringsum und überall vergehen und wieder erstehen sieht. Nachdem der Mensch in einer Reihe von Jahren sein Tagewerk, wie es der Lauf der Natur Jahr um Jahr wiederbringt, gethan, sagt er sich allmählig los davon, er wird es endlich müde; die Kräfte schwinden, man fühlt sich schwach, man sehnt sich nach des Lebens Ende, wie man sich, nach tüchtiger Arbeit, nach dem Ende des Tages sehnt; lebt man der Natur gemäß, so lehnt man sich nicht gegen Gebote auf, die man überall nach nothwendigen und allgemeinen Gesetzen befolgen sieht; hat einer so oft in der Erde gegraben, so ist es ihm nicht mehr so zuwider, unter sie zu kommen; hat man so oft über der Erde geschlummert, so fühlt man sich aufgelegter, auch ein wenig unter ihr zu schlummern; um auf einen eben geäußerten Gedanken zurückzukommen, jedes von uns sehnt sich, nachdem man recht herzlich müde geworden, in sein Bett, sieht dem Augenblick, wo man sich niederlegen darf, mit inniger Lust entgegen; ist doch das Leben für gar viele Menschen nichts als ein langer Tag der Last und Arbeit, und der Tod ein langer Schlaf, und der Sarg ein Ruhebett, und die Erde ein Kopfkissen, auf das man am Ende mit Lust den Kopf niederlegt, um ihn nicht wieder aufzuheben. Ich gestehe Ihnen, aus diesem Gesichtspunkte und nach den Widerwärtigkeiten allen, die über mich ergangen, sehe ich dem Tode mit der größten Freude entgegen. Ich will mich immer mehr gewöhnen, ihn so anzusehen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

Sanitätsverhältnisse Algiers und der Armee.

Ein Mitglied des Sanitätsraths in Algier schreibt Folgendes an die Redaktion eines Pariser medizinischen Journals:

„Obgleich der Feldzug nur zwanzig Tage gedauert hat (vom 15. Juni bis 5. Juli), so war er doch einer der mühseligsten, deren sich die Offiziere erinnern; Hunger, Durst

und Schlaflosigkeit sind die geringsten Leiden, mit denen man zu kämpfen hatte. Nach forcirten Märschen durch den Sand mußte man häufig ohne Obdach in kühlen, feuchten Nächten bivouakiren. Da nur wenige Truppen in Algier selbst liegen, so dauert der Feldzug für vier Fünftheile des Heers wirklich noch fort. Die Mühseligkeiten hatten in Wahrheit mit dem Tage der Einschiffung in Toulon begonnen, denn durch das Zusammenpressen einer unverhältnißmäßig großen Menschenmenge in den Schiffen war bereits größtentheils die Gesundheit der Soldaten untergraben worden. Nun trat noch dazu die Zeit der Obstreife ein. Es gibt eine Menge Obst um Algier, es ist aber sehr schlecht; der Landbau ist noch in der Kindheit, und von Veredlung der bittern, faden wilden Früchte daher keine Rede. Die nicht gepfropften Bäume tragen fortwährend herbe Wildlinge; die Gemüsekräuter sind schwer, unverdaulich. Der Magen, schon geschwächt durch die übermäßigen Schweiße, gereizt durch das Uebermaaß geistiger Getränke, die einem scheinbar Bedürfniß sind, komme durch den Genuß ungesunder Nahrungsmittel vollends in Unordnung. So oft Soldaten mit Begier Berberfeigen (cactus ficus indica), Wassermelonen mit rothem Fleisch, Trauben oder Pflaumen gegessen hatten, bekamen sie galligtes Erbrechen oder Diarrhöen, die bald in Cholera morbus oder in Ruhr übergingen. Bereits beginnen die Verheerungen des Typhus in den überfüllten Hospitälern; in der Ambulance von Sydi-Ferruch sollen täglich bedeutend viele Menschen sterben. Man war so klug, so viel Kranke als möglich aus dem gefährlichen Klima und den überfüllten Spitälern wegzubringen. Zahlreiche Convois sind bereits nach Mahon und Toulon abgegangen. Eine Kommission beschäftigt sich mit einem andern wichtigen Sanitätsgegenstand, nämlich mit den Mitteln, die Stadt zu säubern und gesünder zu machen. Dabei wird es aber Augiasställe zu reinigen geben.

Algier ist an den Abhang eines Hügels gebaut; der Muselmann baut aber immer ohne Ueberlegung, und so ist es auch hier. Hat man auch einen Augenblick die Schädlichkeiten des Klima's nicht vergessen und bemerkt, in wie weit die Baukunst davor schützen kann, so hat man doch eines wie das andere bald wieder aus dem Gesicht verloren. So würden z. B. allzubreite Straßen in einem so heißen Land allzuviel Licht und Wärme zulassen; nun hat man aber die Straßen vier Fuß breit gemacht, und noch dazu springen die Stockwerke eins über das andere vor, so daß sich die Häuser oben berühren; dadurch wurden die Straßen dunkle, verpestete Kloaken. Die dunkle Farbe der Backsteine, oder der Steine und des Thons, womit man baut, zieht die Hitze an; allerdings; aber die Sucht, alles zu weißen, hat noch weit größere Nachtheile. Die Terrassen sind hier zu Lande die öffentlichen Plätze und die Spaziergänge. Bei Tag findet man hier etwas Kühle; aber Wände und Boden sind so sorgfältig geweißt, daß man unmöglich fünf Minuten hier verweilen oder auch nur einen Augenblick über die andern Häuser der Stadt hinblicken kann, ohne durch die zurückprallenden Sonnenstrahlen völlig geblendet zu werden. Dies muß nothwendig den andern, den Augen schädlichen Einflüssen mächtigen Vorschub leisten; diese sind die Unreinlichkeit, die Feuchtigkeit bei Nacht in völlig offenen Zimmern oder auf Terrassen, wo so viele Menschen den Abend und oft die ganze Nacht zubringen. Die Blinden, Einäugigen und Augenkranken sind hier aber auch so häufig als in Egypten.

Die gemeinste Krankheit außerdem ist sicher der Aussatz. Vorzüglich unter den Juden scheint er zu herrschen, und ihr Elend ist so groß als ihr Schmutz. Dieser unvermischte Menschenschlag scheint den Keim zu diesem alten Uebel, das im Pentateuch so gräßlich wahr beschrieben ist, unter sich fortzupflanzen. Die meisten Aussätzigen, die ich gesehen, scheinen aber in ihrer allgemeinen Gesundheit durchaus nicht zu leiden; sogar der übermäßige Umfang des leidenden Glieds scheint sie nicht sehr zu belästigen. Vielleicht bekomme ich noch Gelegenheit, die Krankheit in ihren spätern Perioden zu beobachten; nach dem, was ich von den Verwandten einiger Kranken weiß, muß das Uebel dann fürchterlich seyn.

Lyon, Ende Juli.

(Beschluß.)

Mortalitätsverhältnisse. Medizin.

Auffallend sind die nun bekannt gewordenen Ergebnisse bei der Vergleichung der persönlichen Statistik Lyons von 1829 mit 1828. Im Jahr 1828 wurden hier 5885 geboren, 1829 nur 5613. Getraut wurden 1828, 1292, im Jahr 1829 nur 1155. Es starben 1828, 4499, dagegen 1829, 5123. Es ergeben sich also für 1829, 272 Geburten und 137 Ehen weniger, dagegen 624 Todesfälle mehr als 1828. Seit Menschengedenken hat der Januar hier nicht so viel Menschen weggerafft, als 1830; denn es starben in seinen 31 Tagen 740 Menschen und darunter waren 262 Greise über 70 Jahre, denn den alten Leuten war dieser harte Monat besonders todtbringend. Im Jahr 1829 starben in diesem Monat nur 441, und 1828 gar nur 380. Auch in unsern Hospitälern war die Sterblichkeit im Januar entsetzlich. Im Hôtel-Dieu starben 237; 1829 nur 158 und 1828, 150. In der Charité war es noch viel ärger; da starben im vergangenen Januar von 560 alten Leuten (221 Männer und 336 Weiber) 123, also fast ⅕ der ganzen Summe. Im Januar 1826 waren nur 34 und 1828 gar nur 16 gestorben. Um diese schreckliche Sterblichkeit zu erklären, sagt man freilich, daß nur Greise über 70 Jahre da aufgenommen werden; dieß erklärt aber nicht Alles, und es liegen hier gewiß noch andere Ursachen zu Grunde, die wir im Publikum nicht wissen, die aber gewiß den Aerzten dieser Anstalt bekannt sind. In den Jahren 1826 und 1828 waren die Greise nicht jünger als heuer, und doch war da die Sterblichkeit viel geringer. Sie fand auch in andern ähnlichen Hospizen nicht statt. So werden im Dépôt de mendicité auch nur ganz alte und gebrechliche Leute aufgenommen und gewöhnlich sind 112 darin; von diesen starben in diesem Januar nur 4.

Seit einigen Monaten erscheint hier ein klinisches Journal über unsere Hospitäler, das eine große Lücke ausfüllt, auch die intellektuelle und literarische Unabhängigkeit des innern Frankreichs von Paris immer mehr begründen hilft, das bisher in Allem Norm, Model und Gesetzgeber seyn wollte. In der Medizin und Chirurgie kann Lyon um so eher nach Unabhängigkeit und individueller Bedeutung streben, als es reich an trefflichen Heil- und Versorgungsanstalten ist und immer die ausgezeichnetsten Aerzte und Chirurgen aufzuweisen hatte. Die hiesigen Aerzte wissen überdies recht gut, woran es ihren Pariser Commilitonen fehlt. Sie halten sich lediglich an die auf Erfahrung gegründeten Fortschritte ihrer Kunst, nicht an die sich alle Augenblick ändernden Pariser Systeme. Die Therapeutik ist ihr Leitstern, den sie, fortgerissen von dem Systemschwindel, leider auch für einige Zeit verließen, dem sie nun aber wieder folgen; sie lassen keine ausschließende Lehre mehr Herr werden und befolgen den Grundsatz: ars medica tota in observationibus.

Beilage: Literaturblatt Nr. 88.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 208.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 31. August 1830.

Warum will sich Geschmack und Genie so selten vereinen?
Jener fürchtet die Kraft, dieses verachtet den Zaum.

Schiller.

Ungedruckte Briefe Diderots.

Grandval, 20ten Okt. 1760.

Sie sollen hören, liebe Freundin, wie es uns weiter ergangen ist. Wir haben viele Leute hier, Herrn le Roy, Freund Grimm, den Abbé Galiani, Herrn und Frau R... Gegen sieben Uhr sezte man sich an die Spieltische; le Roy, der Abbé Galiani, Grimm und ich schwazten. Aber dießmal sollen Sie den Abbé kennen lernen; Sie haben ihn bisher vielleicht für einen süßen Herrn gehalten, für nichts mehr; er ist aber etwas ganz anderes. Grimm und le Roy handelten untereinander das Genie, als schöpferisches, und die Methode, als ordnendes Prinzip ab. Grimm kann die Methode nicht ausstehen; sie ist ihm nichts als literarische Pedanterie. „Wer blos zusammenzustellen versteht, thäte besser, er ließe es ganz bleiben; wer bies durch so Zusammengestelltes unterrichtet werden kann, thäte besser, er bliebe ganz unwissend." — „Aber nur durch die Methode bringt man es zu etwas." — „Und durch sie wird man verdorben." — „Ohne sie macht man sich nichts zu eigen." — „Außer man gibt sich Mühe; desto besser. Was brauchen denn auch so viele Leute mehr zu wissen, als zu ihrem Handwerk gehört?" Sie brachten noch vieles vor, was ich Ihnen nicht wiederhole, und sie sprächen noch, wäre ihnen nicht der Abbé Galiani auf folgende Weise ins Wort gefallen: „Meine Freunde, da fällt mir eine Fabel ein, hört sie einmal an. Sie ist vielleicht etwas lang, aber Langeweile soll sie euch nicht machen."

„Eines Tags entspann sich im Walde ein Streit zwischen der Nachtigall und dem Kukuk über den Gesang. Jeder Theil streicht sein Talent heraus. „Welcher Vogel," sprach der Kukuk, „singt so leicht, so einfach, so natürlich und so im Takt wie ich?" — „Welcher Vogel," erwiederte die Nachtigall, „singt wohl sanfter, mannigfaltiger, brillanter, gewandter, rührender als ich?" — Der Kukuk: „Ich gebe wenig von mir, aber was ich sage, ist von Gewicht, ist gut geordnet, und man behält es." — Die Nachtigall: „Ich spreche gern; aber was ich sage, ist neu, und ich ermüde nie. Ich entzücke die Wälder, der Kukuk macht sie trübselig. Er hängt so an dem, was ihn seine Mutter gelehrt, daß er nicht einen Ton wagte, den er nicht von ihr hat. Was mich anlangt, ich weiß und will nichts von einem Lehrmeister; ich spotte der Regeln. Just wenn ich mich über sie wegsetze, bewundert man mich am meisten. Wie kann man seine langweilige Methode mit meinen glücklichen Seitensprüngen auch nur vergleichen wollen!" Der Kukuk versuchte es zu wiederholten Malen, die Nachtigall zu unterbrechen, aber die Nachtigallen singen in einem fort und hören Niemand an; dieß ist so ein kleiner Fehler von ihnen. Die unsrige überließ sich dem raschen Flusse ihrer Ideen und kümmerte sich um die Einwürfe ihres Nebenbuhlers nichts. Indessen wurden sie doch nach manchem Hin- und Widerreden einig, es auf den Ausspruch eines dritten Thiers ankommen zu lassen. Wo aber diesen Dritten finden, der so unterrichtet als unpartheyisch seyn mußte? Ein guter Richter ist nicht so

leicht gefunden. Sie machen sich indessen auf und sehen sich überall nach einem um.

Sie flogen über eine Wiese, da gewahrten sie einen Esel, so gesezt, so feierlich, als man nur einen sehen kann; seit die Familie geschaffen war, hatte noch keiner so lange Ohren getragen. „Ach," sprach der Kukuk, als er ihn ansichtig wurde, „wie glücklich sind wir! unser Streit ist ein Ohrenhandel, das ist unser Richter; Gott schuf ihn ganz eigens uns zu Gefallen. Der Esel weidete; er dachte nichts weniger, als daß er noch musikalischer Kunstrichter werden sollte; doch die Vorsicht fügt es oft noch weit sonderbarer. Unsere beiden Vögel lassen sich vor ihm nieder, machen ihm ihr Kompliment über sein würdiges Aussehen und seinen Verstand, setzen ihm den Gegenstand ihres Streites auseinander und ersuchen ihn unterthänigst, sie anzuhören und einen Spruch zu thun. Aber der Esel wendet, immer kauend, seinen plumpen Kopf kaum nach ihnen um, und bedeutet ihnen mit seinen Ohren, er habe Hunger und sitze heute nicht zu Gericht. Die Vögel wiederholen ihre Bitte; der Esel weidet immer fort, aber im Weiden stillt sich seine Freßlust, am Rande der Wiese standen einige Bäume, und er spricht: „Wohlan, macht euch dorthin, ich komme nach; ihr singt, ich verdaue, höre euch zu, und dann sollt ihr meine Meinung hören." Die Vögel fliegen davon und lassen sich nieder; der Esel folgt ihnen mit der Miene und dem Gang eines Parlamentspräsidenten, der durch die Gemächer des Justizpallasts schreitet; jezt ist er an Ort und Stelle, er lagert sich und spricht: „fangt an, der Gerichtshof ist bereit, euch anzuhören." Der ganze Gerichtshof war er.

Der Kukuk sagte: „Gnädiger Herr, möge von Ihnen die Eigenthümlichkeit meines Gesanges nicht unbeachtet bleiben, und insbesondere belieben Sie zu bemerken, wie originell und kunstreich er ist." Drauf warf er sich in die Brust, schlug mit den Flügeln und sang: „Kukuk, Kukukuk, Kukuk;" er verschlang diese Laute auf alle denkbaren Arten unter einander, und schwieg.

Die Nachtigall stimmt ohne Einleitung ihr Lied an; sie verliert sich in den kühnsten Wendungen, entwickelt die neusten, die zierlichsten Melodien; jezt schlägt sie einen Triller, jezt trägt sie den Ton; bald hört man die Töne fallen und in der Kehle gurgeln, gleich der Welle des Bachs, die zwischen Kieseln dahinrollt, bald hört man sie sich heben, anschwellen, hoch die Lüfte erfüllen und darin schwebend verhallen. Sie war eins ums andere schmelzend, tändelnd, blendend, pathetisch, und malerisch dabei, sie mochte seyn wie sie wollte; ihr Gesang war aber nicht für Jedermann. Sie sänge noch, so riß sie die Begeisterung hin; aber der Esel, der bereits zu wiederholten Malen gegähnt hatte, fiel ein und sprach: „Ich denke wohl, was Ihr da gesungen habt, ist Alles sehr schön, aber ich verstehe nichts davon; es dünkt mir bizarr, verworren, ohne Zusammenhang. Ihr mögt geschickter seyn als euer Nebenbuhler, aber er ist methodischer als Ihr, und ich für meine Person bin für die Methode."

Der Abbé wandte sich nun zu le Roy, wies auf Grimm und sagte: „Der ist die Nachtigall, und Ihr seyd der Kukuk, und ich bin der Esel, der Euch gewonnen Spiel gibt. Gehabt Euch wohl." Des Abbés Mährchen sind gut, vortrefflich aber agirt er dazu. Man möchte dabei bersten; auch Sie hätten mehr als zu viel lachen müssen, hätten Sie gesehen, wie er bei der Nachtigall den Hals reckte und ein feines Stimmchen hören ließ, wie er sich beim Kukuk in die Brust warf und in einen rauhen Ton fiel, wie er die Ohren schüttelte und den Esel mit seiner dummen, plumpen Gravität nachahmte; und das Alles vollkommen natürlich und ungesucht. Er ist aber auch vom Wirbel bis zur Zehe Mimiker. Herr le Roy war so klug und lobte lachend die Fabel.

Bei Gelegenheit des Vogelsanges wurde die Frage aufgeworfen, wie die Alten dazu gekommen seyen, dem Schwan, der eine rauhe, näselnde Stimme hat, im Tode melodischen Gesang zuzuschreiben. Ich antwortete, der Schwan sey vielleicht das Sinnbild des Menschen, der im lezten Augenblick immer gut spricht, und wenn ich die lezten Worte eines Redners, eines Dichters, eines Gesetzgebers in Verse zu bringen hätte, würde ich mein Machwerk Schwanengesang betiteln.

Dadurch nahm die Unterhaltung eine etwas ernste Wendung; man sprach davon, welchen Schauer uns allen der Gedanke der Vernichtung einflöße. „Allen?" rief Vater Hoop, „Ihr werdet so gut seyn, mich auszunehmen. Man dürfte mir die ewige Seligkeit für einen Tag im Fegefeuer bieten, ich wollte nichts davon; nicht mehr zu seyn, ist das Beste." Dieß gab mir zu denken, und ich meine, so lange ich gesund bleibe, werde ich wohl denken wie Vater Hoop; im lezten Augenblick aber würde ich vielleicht das Glück, noch tausend Jahre zu leben, mit zehntausend Jahren in der Hölle erkaufen. Theuerste Freundin, da sähen wir uns wieder, da liebte ich Sie wieder, da würde ich glauben, was eine Tochter ihren sterbenden Vater glauben machte. Der war ein alter Wucherer; ein Priester hatte ihn versichert, er werde verdammt, wenn er das unrechte Gut nicht herausgebe. Er war entschlossen dazu, ließ seine Tochter rufen und sprach: „Kind, Du meintest, ich hinterlasse Dir großes Gut, und dem wäre auch so gewesen; aber der Mann hier bringt Dich um Alles; er versichert, ich müsse ewig in der Hölle braten, wenn ich sterbe, ohne Ersatz geleistet zu haben." — „Ihr seyd nicht klug, Vater," erwiederte die Tochter, „mit Eurem Ersatzleisten und Eurem verdammt werden; ich kenne Euch, Ihr seyd nicht zehn Jahre verdammt, so seyd Ihr daran gewöhnt." Dieß kam ihm nicht so unwahr vor und er starb, ohne Ersatz zu leisten. . . . .

Ueber einen galanten Sprachfehler.

Sprachfehler haben das mit allen Menschenfehlern gemein, daß es eben auch Fehler sind; es sind Handlungen gegen das (Sprach-) Gesetz, Mängel, welche die Ordnung, Reinheit, Klarheit der (Sprach- und Denk-) Welt stören, und, wenn sie auch nicht immer schädigend auf den Fehlenden zurückwirken, doch davon Kunde geben, daß er entweder kein Freund dieser Ordnung, oder nicht so gut organisirt, erzogen, gebildet sey, um in ihr einheimisch und ein Förderer derselben zu werden. Die Sprachfehler stecken auch, wie die sittlichen, in dem hintern der beiden Säcke, die uns, nach der Fabel, Jupiter angehängt, so daß wir sie an andern viel leichter als an uns selbst wahrnehmen. Wir sind sie so gewohnt, daß wir sie nicht spüren, bis man unser Bewußtseyn durch Rütteln am (Schul-) Sack weckt; wir sind aber auch so leichtsinnig, daß wir uns wieder hineinziehen lassen, so oft die Lockung eine neue Variation pfeift. Ihre Zahl ist Legion; denn schon der Gesetze gibt es eine Unzahl, und gegen jedes kann auf vielfache Weise gefehlt werden. Kein redender und schreibender Mensch ist ganz rein von Sprachsünden; nur strebt der Bessere stets dahin, es möglichst zu werden durch tägliches Insichgehen, durch Selbsterkenntniß. Wie aber auch der gottesfürchtigste Prediger sich im Bußgebet nicht ausnimmt, so mag auch der Sprachtugendprediger gestehen, daß er nicht fehlerfrei sey, und so will denn auch ich, Sprecher dieß, bevor ich der Gemeinde (dem Publikum) von den unzähligen in Schwang gehenden Sprachfehlern dießmal nur einen einzigen vorhalte und schildere, bekennen, daß auch ich täglich an mir zu säubern habe, und daß ich möglicherweise während der Rede selbst von dem oder jenem Fehl beschlichen werden könne.

Es ist ein galanter Fehler, von dem ich reden will; er gibt, wie so manches Lästerchen, kein Skandal, kein schreiendes Aergerniß; aber man darf ihn nur recht ins Licht stellen, die Umstände recht kontrastirend zusammentreffen lassen, um bemerkbar zu machen, daß ein wirklicher Uebelstand obwalte. Die Lehre, das Sprachgesetz voranzuschicken, wird nicht so räthlich seyn, als an einigen warnenden Beispielen das Rechte, gegen welches gefehlt worden, erscheinen zu lassen.

Die Fehlenden, die ich gerade (in einem eleganten Taschenbüchlein) vor mir habe, sollen nicht genannt werden. Halte ich die Sprachlehre in die Höhe, so bediene ich mich der erlaubten List jenes Pfarrers, der, von der ehelichen Treue predigend, die Bibel erhob und sie gegen einen ungenannten Hauptfrevler in diesem Punkt zu schleudern drohte, worauf sich die ganze verheirathete Gemeinde bückte. Der zu rügende Sprachfehler geht so im Schwange, daß sich im ähnlichen Fall fast die ganze Sprach- und Schreibgemeinde bücken dürfte.

In einer Erzählung von weiblicher Feder, die so gut angelegt und durchgeführt ist, daß ich sie gemacht zu haben wünschte, heißt es von der Heldin: „Sie gab sich ganz hin, wo sie liebte, und kannte weder Täuschung, noch Wandelbarkeit, aber ihre Brust war verschlossen wie das Grab, wo keine Neigung sie anzog. Nachgebend, gern gehorchend in dem leichten Verkehr des Lebens, konnte keine Rücksicht sie bewegen, gegen ihr Gefühl zu handeln, gegen ihr Herz zu kämpfen.“ Hier sollte es sprachrichtiger heißen: „konnte sie durch keine Rücksicht bewogen werden ꝛc.,“ weil sonst die “Rücksicht“ als „nachgebend“ und „gehorchend“ erscheint. Bald darauf lesen wir: „Erst beim Grauen des Morgens schienen die geheimnißvollen Gäste sich zu entfernen. Weit entfernt, einem bestimmten Gedanken Raum zu geben, vermehrten doch diese Bemerkungen A..s Widerwillen gegen ihren Wirth.“ Hier entsteht der Zweifel, ob A. oder ihre Bemerkungen weit entfernt waren ꝛc., und es sollte der Klarheit wegen etwa heißen: „fühlte sie doch durch diese Bemerkungen den Widerwillen gegen ihren Wirth vermehrt.“ An einer andern Stelle heißt es: „Unfähig, einen großen Plan zu fassen und durchzuführen, schwankten seine Entschlüsse zwischen kleinen Bedenklichkeiten, während er einzelne Meinungen, allen Gründen zum Trotz, mit eiserner Beharrlichkeit festhielt.“ Ich frage etwas peinlich: Waren denn die schwankenden Entschlüsse unfähig ꝛc. oder der Fürst?

In einer kleinen historischen Novelle sagt C. A. gleich am Anfang: „Christian der Vierte hatte seine Gemahlin durch den Tod verloren, und obgleich noch in dem kräftigsten Mannesalter, schien es doch, als werde er den nun vereinsamten Thron nicht wieder mit einer neuen Lebensgefährtin theilen.“ Es hieße richtiger: „schien er doch — nicht wieder theilen zu wollen.“ Später: „Im Feuer der Rede hatten sich ihre Wangen rosiger gefärbt und ihre Augen mit hellern Strahlen geschmückt. Vom lebhaften Gefühl dessen, was sie sprach, durchdrungen, war jede kleinliche Verlegenheit, jede störende Furcht in ihr gewichen.“ Wir fragen, und ärgern damit freilich den Verfasser (wahrscheinlicher eine Verfasserin), ob denn die kleinliche Verlegenheit von lebhaftem Gefühl durchdrungen gewesen sey und gesprochen habe? Auf demselben Blatt kommt: „Früh gewöhnt, den fragenden Blick auf alle Lebensverhältnisse rings um mich her zu richten, um zu spähen, ob nicht aus irgend einem eine Hoffnung für mich und die Meinen hervorgehen könnte, hat keine Täuschung mich jemals in süßen Wahn gewiegt.“ Hier sollte man glauben, die „Täuschung“ wäre das „früh gewöhnte“ gewesen.

In allen diesen (Sprachsünden-) Fällen hat das Vorangehende nicht das richtige Verhältniß zum Kommenden, dieses steht jedesmal in fehlerhaftem Bezug zu jenem. Im Anfang erscheint eine Person als gedachtes Subjekt; im

Verfolg des Satzes tritt aber immer ein Sächliches als solches auf, zu welchem nun die Prädikate nicht passen. Die Auflösung der participalen Form in die indikative könnte alles klar machen. In den einfachen Sätzen kann jene Redeform gebraucht werden, wenn das Subjekt, an welches gedacht, von welchem gesprochen wird, das Einzige, Stehenbleibende ist, und wo dann auch der Beugefall sich nicht ändern darf.

Wem das Bisherige noch nicht genug seyn sollte, der nehme einige lustige Exempel in den Handel: „An beiden Füßen lahm geschossen, erschien vor ihm der Läufer des Fürsten und erkundigte sich nach seinem Befinden.“ „Vom Platzregen triefend, war mir des Wirths trockene Antwort sehr auffallend.“ „Waschend, fegend, kehrend ohne Unterlaß, konnte selbst der Beichtvater ihr keine religiösen Gefühle beibringen.“ „Rechtschaffen, gottesfürchtig, wie ihn die Welt kennt, wagt auch der Satan nicht, diesen Mann zu versuchen.“ „Sie machte mir allerhand Vorwürfe. Viel zu abgeschmackt, um sie beantworten zu können, schwieg ich still.“ „Ohne ein Vaterunser gebetet zu haben, fuhr ihm der Dolch in die Brust.“

Korrespondenz-Nachrichten.

London, August.

Die Elemente der englischen Sprache. Englische Capacität.

Aus der bereits in diesen Blättern erwähnten interessanten Geschichte Englands von Sir James Makintosh theile ich folgende Stelle mit, welche die Freunde der englischen Sprache interessiren dürfte.

„Von den Angelsachsen haben wir die Benennungen für unsere ältesten Aemter, die meisten Abtheilungen des Königreichs und beinahe alle Städte und Dörfer; wir leiten aber überhaupt fast unsere ganze Sprache von ihnen her, deren Bau durchaus sächsisch ist. Von den 96 Wörtern, aus welchen das Vaterunser besteht, sind nur 5 nicht sächsisch; der beste Beweis, welche Wörter gewählt zu werden pflegen, wenn man unbefangen redet oder schreibt. Unter 81 Wörtern in Hamlets Selbstgespräch sind nur 13 lateinischen Ursprungs. Selbst in einer Stelle von 90 Wörtern im Milton, dessen Styl doch gelehrter als der irgend eines andern Dichters ist, finden sich nur 16 lateinische Wörter. In 4 Versen der kirchlich anerkannten Bibelübersetzung, welche ungefähr 130 Wörter enthalten, kommen nicht mehr als 5 lateinische vor. Unter 79 Wörtern Addisons, dessen reiner Geschmack keinem Theil der Sprache einen pedantischen oder gezwungenen Vorzug gab, finden wir nur 15 Wörter. In spätern Zeiten hat sich die Sprache gegen den schlechten Geschmack derer empört, welche, statt ihren Styl, wie Milton, durch Verbindungen und Wortfügungen zu veredeln, denselben durch ungewöhnliche und weithergeholte Ausdrücke aufzuputzen suchen. Dr. Johnson selbst, von dessen verderblichem Einfluß sich der englische Styl eben erst zu erholen anfängt, hat unter 87 Wörtern in seiner schönen Vergleichung Drydens mit Pope nicht mehr als 21 lateinischen Ursprungs anzubringen gewußt. Die Sprache des gemeinen Umgangs, die Ausdrücke des Scherzes und der Tändelei, so wie die der nothwendigen Beschäftigungen, die Sprüchwörter, die Partikeln, von welchen die Syntax abhängt und welche beständig wiederkehren — alle diese Sprachgrundlagen sind noch entschiedenere Beweise des sächsischen Ursprungs der englischen Sprache, als selbst die große Mehrheit der sächsischen Wörter, deren man sich im Schreiben und noch häufiger im Reden bedient. Die weit tiefere Bedeutung der sächsischen Ausdrücke als der lateinischen ist oft äußerst auffallend. „Well-being arises from well-doing“ (Wohlseyn entspringt aus Wohlthun) ist ein sächsischer Ausdruck, welcher sich folgendermaßen in den lateinischen Theil der Sprache übersetzen läßt: „Felicity attends virtue;“ wie schwach aber ist das leztere gegen das erstere! Da in dem sächsischen Satze die Theile oder Wurzeln der Wörter in unserer Sprache Bedeutung haben und für Ohr und Auge geläufig sind, so theilen sie den Zusammensetzungen und Ableitungen ihre volle Bedeutsamkeit mit, während die gleichbedeutenden lateinischen Wörter ihre Grundwurzeln in einer andern Sprache haben, und folglich einem englischen Ohr nur einen kalten und konventionellen Sinn zuführen. Man darf sich übrigens nicht wundern, daß die Sprache mit unsern Gedanken und Empfindungen in weit innigerem Rapport steht, als unsere Philosophie zu erklären vermag.“

Ein sehr reichhaltiges Werk sind die Personal Memoirs etc. von P. L. Gordon. Ich hebe folgende Anekdote von dem berühmten Professor Porson aus, weil sie zugleich ein Beispiel von einer Capacität gibt, die unter den höhern Ständen in England nichts weniger als selten ist. „Ich hatte ihn zu einer Gesellschaft von Freunden eingeladen; aber der Professor irrte sich im Tage, und erschien in vollem Staate am vorhergehenden. Wir hatten bereits gegessen und waren eben beim Käse. Als er seinen Irrthum entdeckte, ward er ungehalten. „Ihr Irrthum, mein Freund, erwiederte ich, kostet mich ein Beefsteak und eine Flasche von Ihrem Lieblingsale, so daß Sie dabei gewinnen.“ Er sezte sich und leerte bis nach Mitternacht jede Flasche, die ihm in den Weg kam. Da ich wohl wußte, daß, wenn er einmal hinlänglich mit Getränke versehen war, sein Zechen kein Ende nahm, so ließ ich ihn ohne Umstände bei dem Ueberrest von sechs Flaschen allein; es galt dem ehrlichen Professor gleich, von welcher Gattung der Stoff war, wenn es nur an der Quantität nicht fehlte. Als ich am folgenden Morgen zum Frühstück herunter kam, fand ich zu meinem Erstaunen meinen Freund auf einem Sopha, wo er mit großer Aufmerksamkeit eine interessante Sammlung italienischer Novellen las, die ich auf meinen Reisen aufgegriffen hatte. Ich erfuhr, da er das Getränke gut und die Novelle antiche anziehend gefunden, habe er die Lampe aufgefrischt und sey im Hause geblieben. „Ich denke, sezte er hinzu, mit Hülfe eines Rasiermessers und eines reinen Halstuches werde ich mich schon sauber genug für Ihre vornehme Gesellschaft machen können.“ Am Abend stellte sich eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft ein, und Porson unterhielt dieselbe mit einer Uebersetzung (ohne Buch) der Erzählung, die ihn am meisten angezogen hatte. Sein Gedächtniß war so ausnehmend scharf, daß, obgleich über vierzig Namen darin vorkamen, er nur einen davon vergessen hatte. Die Gesellschaft blieb bis um 3 Uhr Morgens beisammen, aber Porson rührte sich nicht von der Stelle, und mit nicht geringer Mühe bewog ihn mein Bruder, um 5 Uhr aufzubrechen, nachdem er mich just sechsunddreißig Stunden mit seiner Gesellschaft beehrt hatte. In dieser Zeit hatte er, meiner Rechnung nach, eine Flasche Branntwein, zwei Flaschen starkes Ale und sechs Flaschen Bordeauxwein getrunken, die leichteren Weinsorten gar nicht gerechnet; er leerte dabei eine Halbpfundbüchse Schnupftabak und rauchte in der ersten Nacht ein Bündel Cigarren.

Der König, welcher sich gern um Alles verdient machen will, hat beim Präsidenten der k. Akademie angefragt, auf welche Weise Se. M. am besten die Kunst fördern könne. Viele meinen, die beste Antwort würde seyn: durch die Auflösung der Akademie. So wird sie wohl aber nicht lauten, eher: durch den Ankauf der Werke der Akademiker, oder so ungefähr.

Auflösung der Charade in Nr. 206:
Nachtigall.

Beilagen: Kunstblatt Nr. 69. u. Monatsregister August.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Vier und zwanzigster Jahrgang.

1830.

September.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1830.

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc. —

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze. —

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Romane und Erzählungen.

Länder- und Völkerkunde.

Geschichte.

Reisen.

Alterthümer.

Naturgeschichtliches.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Korrespondenz.

Kunst-Blatt.

Literatur-Blatt.

N°. 209.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 1. September 1830.

Sie eine Capulet? O theurer Preis! mein Leben
Ist meinem Feind als Schuld dahingegeben.

Shakespeare.

Das Brautfest in Venedig.

Historische Novelle von Aloys Schreiber.

In der ersten Hälfte des neunten Jahrhunderts war Pietro Candiani Doge in Venedig. Sein Vater hatte dieselbe Stelle bekleidet und seinen Tod in einem Gefecht mit den Narentanischen Seeräubern gefunden. Der kühne, trotzige Geist des alten Doge schien verjüngt in dem Sohne und Nachfolger wieder aufzuleben. Unter den angesehenen Familien der Stadt herrschten seit lange erbliche Feindschaften, die nicht selten in geheime Verschwörungen und offene Gewaltthätigkeiten ausarteten.

Candiani hatte sich als Parteihaupt und noch außerdem durch seine Strenge bei mehreren Bürgern verhaßt gemacht, welche seinen Untergang schwuren. Als er einst in später Nacht von einem sterbenden Freunde, in Begleitung eines einzigen Dieners, nach Hause ging, wurde er auf dem St. Markusplatz, nicht weit von seiner Wohnung, von einigen Vermummten angefallen. Der Doge zog sein Schwert, aber beim ersten Angriff trafen die Dolche der Mörder seinen Diener, der todt zur Erde sank, und er erhielt eine Wunde in die Schulter. Sein Untergang schien unausbleiblich, ob er sich gleich mit Löwenmuth vertheidigte und bereits zwei seiner Gegner außer Stand gesetzt hatte, den ungleichen Kampf fortzusetzen. Schon wollte der dritte ihm die Brust durchbohren, der Dolch glitt jedoch ab an einem Panzer, welchen Pietro unter dem Oberkleide trug, und in demselben Augenblick sank der Angreifer von einem furchtbaren Streich zu Boden, der sein Haupt traf. Ein junger Mann von hoher, edler Gestalt, der eben vorüber ging, war dem Angegriffenen zu Hülfe geeilt, und kaum lag der eine Mörder am Boden, als die übrigen die Flucht ergriffen.

„Ich weiß nicht, wer Ihr seyd,“ sagte der Doge, „aber Ihr habt mir das Leben gerettet. Begleitet mich nach Hause, ich werde dankbar seyn.“ — „Wo wohnt Ihr?“ „Dort neben der Kirche des heiligen Dominikus.“ — „Das ist ja der Pallast des Herzogs,“ sagte der Jüngling. — „Ich bin Pietro Candiani, und werde redlich vergelten.“ — „Ihr seyd der Herzog,“ rief der Fremde, „der Herzog? nun, es sollte wohl so seyn!“

Pietro achtete nicht auf die Worte und den seltsamen Ton, womit sie gesprochen wurden. Er legte seine Hand in den Arm des Jünglings und ließ sich von ihm nach seinem Pallaste führen.

„Aber Euern Namen habt Ihr mir noch nicht gesagt,“ sagte der Doge, als sie am Eingang standen. „Ich heiße Flaminio de Ponte,“ erwiederte der Fremde, „bin aus Fiesole, und vor wenigen Tagen nach Venedig gekommen, um bei der durchlauchtigsten Republik Kriegsdienst zu nehmen.“ — „Gut, gut, morgen früh erwarte ich Euch bei mir.“ Dieß sagend, wollte Pietro die Pforte des Pallastes öffnen, aber der starke Blutverlust, dessen er bis jetzt nicht zu achten geschienen, zog ihm eine plötzliche Ohnmacht zu, und er fiel leblos in die Arme seines Begleiters. Flaminio pochte an die Pforte und rief nach Hülfe. Der

Thürsteher kam augenblicklich herbei; bald folgten einige andere Diener; man trug den Doge in das nächste Zimmer und suchte ihn wieder ins Leben zu bringen. Der Lärm brachte bald das ganze Haus in Bewegung. Auch Ermengard, die einzige Tochter Candianis, stürzte im leichten Nachtgewande, mit aufgelösten Haaren, in das Gemach, und warf sich, mit allen Zeichen der Verzweiflung, neben ihren Vater auf die Knie nieder.

Ermengard war eines der schönsten Mädchen Venedigs, und ihre hohen Reize wurden in diesem Augenblick noch vermehrt durch den rührenden Ausdruck kindlicher Liebe. Flaminio, der bis zu ihrem Eintritt stumm und ernst dagestanden und seine Augen auf den starr daliegenden Verwundeten gerichtet hatte, wurde seltsam ergriffen beim Anblick der überraschenden Erscheinung. Er stand jezt noch unbeweglicher als vorher und seine Seele war nur noch in seinen Augen. Der Doge kam allmählig wieder zu sich, der herbeigerufene Arzt untersuchte die Wunde, die er für nicht gefährlich erklärte, und legte einen Verband auf. Pietros Blicke trafen zuerst seine Tochter; er legte seine Hand auf ihr lockigtes Haupt, dann betrachtete er schnell die Umstehenden, einen nach dem andern, und als er Flamino gewahr wurde, winkte er ihm, näher zu kommen, reichte ihm die Hand und sagte mit leiser Stimme: „Morgen erwarte ich Euch."

Ermengard bemerkte jezt erst die Anwesenheit des Jünglings und gerieth in große Verlegenheit; denn schon damals war es Sitte der unverheiratheten Frauen in Venedig, sich dem Anblick der Männer, welche nicht zur Familie gehörten, zu entziehen, und selbst der Bräutigam bekam die Braut erst am Altare zu sehen. Doch folgten ihm ihre Blicke unwillkührlich, als er sich jezt schnell entfernte, und eine Unruhe, die sie sich nicht zu erklären wußte, blieb in ihrer Seele zurück.

Der Jüngling traf des andern Tags zur bestimmten Zeit in dem herzoglichen Pallast ein. Man führte ihn in den Saal, welcher an das Schlafgemach des Dogen stieß, und hieß ihn warten. Kaum hatte er einige Minuten daselbst zugebracht, als Ermengard herein trat, die ihren Vater besuchen wollte. Sie erröthete beim Anblick des Fremden und zog sich schnell wieder zurück, in sichtbarer Verwirrung. Der Jüngling starrte die Thüre an, in welcher sie verschwunden war, als könnte er mit der Gewalt seiner Sehkraft das liebliche Bild wieder zurück zaubern, und er kam aus seiner Verzückung erst zu sich, als ein Bedienter aus dem Kabinet trat und ihm im Namen des Herzogs einen Beutel mit Gold überreichte, mit dem Bedeuten, er möge sich nach zwei Tagen wieder melden.

Der Jüngling warf abwechselnd finstere Blicke auf den Diener und auf den Beutel, und war schon im Begriff, das Geld auf den Tisch zu legen, als er sich plötzlich besann und mit den Worten entfernte: „ich werde wieder kommen."

Es ist jezt nöthig, den Leser mit dem Jünglinge, welcher bis jezt etwas räthselhaft auftritt, näher bekannt zu machen.

Er war aus dem alten Geschlechte der Morosini, welches zu den heftigsten Gegnern des Candiani gehörte. Konstantin Marosini war von der Signoria, einer angeblichen Verschwörung wegen, aus Venedig verbannt und seiner Güter beraubt worden. Dieß war auf Antrieb des vorigen Dogen, Pietros Vater, geschehen, und der Haß zwischen beiden Häusern mußte dadurch vermehrt und unauslöschlich werden. Der alte Morosini hatte zu den Vielen gehört, welche sich nicht für das Gemeinwohl in den Parteikampf stürzen, sondern um Theil an den Genüssen der höchsten Gewalt zu erhalten. Doch verfolgte sein unruhiger Geist selten einen bestimmten Zweck, er gefiel sich vielmehr in jener wilden Thätigkeit, welche lieber zerstört als aufbaut, und nur an fortwährender stürmischer Bewegung ihre Lust hat. Der Verlust eines reichen Besitzthums schmerzte ihn nicht sehr, denn seine ganze Seele war mit Gedanken der Rache gefüllt. Bevor er das Schiff bestieg, das ihn nach Candia, dem Ort seiner Verbannung, bringen sollte, nahm er seinen damals zehnjährigen Sohn Flaminio bei der Hand, führte ihn in die Kirche des heiligen Petrus zu Castello, wo sein Vater und Großvater begraben lagen, und ließ den Knaben bei den Gebeinen derselben schwören, die Schmach ihres Hauses zu rächen, wenn ihm selbst der Himmel diesen einzigen Wunsch seiner Seele versagen würde.

Flaminio besaß den stolzen, unbeugsamen Sinn seines Vaters, aber die Natur hatte dieser gefährlichen Eigenschaft etwas von dem edlen, gefühlvollen Herzen seiner ihm früh entrissenen Mutter beigemischt. Unter günstigern Umständen hätte sich ohne Zweifel aus diesen Elementen ein herrlicher Charakter entwickelt, aber das Schicksal geht mit denen, deren Erziehung es unmittelbar übernimmt, seinen eigenen Weg.

Konstantin verlebte die ersten Jahre auf Candia in scheinbarer Ruhe. Aber still und verschlossen brütete er über unheilbringenden Entwürfen, auch unterhielt er fortwährend geheime Verbindungen mit den Mißvergnügten in Venedig. Später machte er verschiedene Reisen in Italien und einigen Nachbarländern, und suchte einige Herrn und Städte gegen die Republik in sein Interesse zu ziehen. Da und dort erhielt er unbestimmte Zusage, worüber mehrere Jahre hingingen. Endlich gelang es ihm, den Markgrafen von Istrien zu gewinnen. Zwar wollte sich dieser Fürst zu keinem Kriege mit der Republik bereden lassen, denn es fehlte ihm an Mitteln dazu, aber thörichterweise belegte er, auf Anrathen des Verbannten, die venetianischen Kaufleute mit schweren Zöllen, und die Unterthanen der Republik, welche Güter in seinem Gebiete besaßen, mußten ungeheure Abgaben entrichten.

Der Doge erfuhr bald durch einen Kundschafter, den

er am Wohnsitze des Markgrafen unterhielt, wer der Anstifter so unfreundlicher Maßregeln gegen Venedig gewesen, und verlangte gebieterisch die Entfernung des Morosini aus Istrien. Der Markgraf gerieth hierüber in nicht geringe Verlegenheit. Er wollte sich nicht gern in den Augen eines angesehenen, tapfern Mannes, dem er öffentlich Schutz versprochen, durch feige Aufkündigung desselben herabsetzen; auf der andern Seite erlaubte ihm die Klugheit nicht, es mit der mächtigen Republik zu einem Bruche kommen zu lassen. Er nahm daher zu einer List seine Zuflucht, indem er dem Verbannten im Vertrauen eröffnete, er wünsche mit den Narentanern ein Bündniß gegen Venedig zu schließen, aber zuvor die Gesinnungen ihrer Häuptlinge kennen zu lernen. Morosini sollte sich daher in aller Stille nach Narenta begeben und vorläufig Kundschaft einziehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Veränderungen der Küstenländer durch die Einbrüche des Meers, seit dem achten Jahrhundert.

Die Veränderungen, welche die Gestalt des Landes seit den historischen Zeiten, besonders durch die Einbrüche des Oceans erleidet, sind allerdings im Vergleich mit der kleinsten der Revolutionen, welche dem gegenwärtigen Zustande der Dinge auf der Erde vorangegangen sind, höchst unbedeutend; der Umriß der Küsten ist jedoch durch die fortwährend langsame, noch mehr aber durch die periodisch gewaltsame Wirkung des Meeres weit beträchtlicher verändert worden, als besonders der Bewohner des Binnenlandes sich vorstellt, der nie die schrecklichen Wirkungen einer Sturmfluth gesehen hat. Dieß wird aus folgender chronologischen Uebersicht hervorgehen, in welcher die hauptsächlichsten Veränderungen der Küstenländer seit dem achten Jahrhundert unserer Zeitrechnung zusammengestellt sind. Wir entnehmen sie dem Edinburgh philosophical Journal. (Juli 1830).

* * *

800. Im Laufe des achten Jahrhunderts riß das Meer einen großen Theil der bedeutenden Insel Helgoland, die vor den Mündungen der Weser, Elbe und Eider lag, weg.

800 — 900. Im neunten Jahrhundert wurde durch Stürme der Umriß der Küste von Bretagne beträchtlich verändert; ganze Thäler und Dörfer wurden verschlungen.

900 — 950. Heftige Orkane veränderten die Gestalt der venetianischen Lagunen; die Inseln Ammiano und Constanziaco, deren in alten Chroniken Erwähnung geschieht, verschwanden.

1044 — 1309. Furchtbare Einbrüche des baltischen Meeres auf die pommersche Küste; sie richteten schreckliche Verheerungen an und gaben Anlaß zu den Volkssagen vom Untergang der vermeintlichen Stadt Vineta, deren Existenz, trotz Kants und anderer Gelehrten gewichtiger Autorität, rein chimärisch ist.

1106. Malamocco, eine bedeutende Stadt in den Lagunen von Venedig, verschwand.

1106. Eine große Ueberschwemmung bildete den Golf von Jahde, so benannt nach dem kleinen Flusse, der durch das fruchtbare, durch jene Katastrophe zerstörte Land floß.

1219 — 21. 1246 u. 1251. Schreckliche Stürme rissen die heutige Insel Wieringen vom Festlande los, und gaben Anlaß zu dem später erfolgten Bruch der Landenge, welche das heutige Nordholland mit dem Lande Staveren verband, das jezt zu der Provinz Friesland gehört.

1277. 1278. 1280 u. 1287. Ueberschwemmungen verschlangen die fruchtbare Provinz Reiderland, zerstörten die Stadt Torum, fünfzig Städte, Dörfer und Klöster, und bildeten den Dollartsee. Die Flüsse Tiam und Eche, die durch diese Gegend flossen, verschwanden.

1282. Die Landenge, welche die Provinz Friesland mit Nordholland verband, wurde durch heftige Stürme gebrochen, und so bildete sich die Zundersee.

1240. Ein Einbruch des Meers brachte an der Westküste von Schleswig beträchtliche Veränderungen hervor; vieles Ackerland wurde verschlungen und der Meerarm, welcher die Insel Nordstrand vom Festland trennt, wurde weit breiter.

1300. 1500. 1649. Drei Viertheile der Insel Helgoland wurden weggerissen.

1300. Nach Fortis wurde die Stadt Ciparum in Istrien vom Meere zerstört.

1303. Nach Kant riß das Meer einen großen Theil der Insel Rügen weg und bedeckte mehrere Dörfer an der Küste von Pommern.

1337. Eine Ueberschwemmung verschlang vierzehn Dörfer auf der Insel Kadzand in Zeeland.

1421. Der Bergsewald wurde überschwemmt, zweiundzwanzig Dörfer zerstört und dadurch der See gebildet, der sich zwischen Gertruidenberg und der Dordrechter Insel ausbreitet.

1475. Das Meer riß ein großes Stück Land an der Mündung des Humbers weg; mehrere Dörfer versanken.

1510. Das baltische Meer bildete die Mündung des frischen Haffs bei Pillau, achtzehnhundert Faden breit, zwölf bis fünfzehn tief.

1530 — 1532. Die Stadt Kortgene auf der Insel Nord-Beveland wurde vom Meer verschlungen. 1532 wurde auch der östliche Theil der Insel Süd-Beveland weggerissen; die Städte Borselen und Stemerswalde nebst mehreren Dörfern verschwanden.

1570. Ein heftiger Sturm verheerte die Hälfte des Dorfs Scheveningen, nordöstlich vom Haag.

1625. Das Meer riß einen Theil der Halbinsel Darse

in Schwedisch-Pommern los und bildete so die Insel Zingst, nördlich von Barth.

1634. Die ganze Insel Nordstrand wurde überfluthet; dreizehnhundert acht und dreißig Häuser, Kirchen und Thürme wurden fortgerissen; es kamen sechstausend vierhundert und acht Menschen und fünfzigtausend Stücke Vieh um; von dieser einst sehr blühenden Insel ist jezt nichts mehr vorhanden als drei kleine Eilande, Pelworm, Nordstrand und Lützamoor.

1703 — 1746. In diesem Zeitraum riß das Meer über hundert Faden von der Küste der Insel Kadzand weg.

1726. Ein heftiger Sturm verwandelte die Salzsümpfe von Araya in der Provinz Cumana in Columbien in einen mehrere Meilen breiten Meerbusen.

1770 — 1785. Strömungen und Stürme bildeten einen Kanal zwischen dem hohen und dem niedrigen Theile der Insel Helgoland und verwandelten so dieses Land, das vor dem achten Jahrhundert so ansehnlich gewesen war, in zwei kleine Eilande.

1784. In Folge eines heftigen Sturms bildete sich der See von Abukir in Niederegypten.

1791 — 1793. Neue Einbrüche des Meers rissen wieder einen großen Theil der Insel Nordstrand weg, welche schon so klein geworden war.

1803. Das Meer verschlang die lezten Trümmer der Priorei Crail in Schottland.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

Zustand der Stadt und der Regierung.

Der gewaltige Sturm hat sich gelegt, und die sichtbaren Spuren seiner Verheerung fangen an zu verschwinden. Beinahe in allen Straßen ist das Pflaster hergestellt; nur die Laternen beleuchten noch manches Quartier sehr kümmerlich. Es wird beträchtliche Summen kosten, das Innere der Tuilerien, des Louvre und der Kasernen wieder in brauchbaren Stand zu sezen; auch hat der Minister des Innern schon fünf Millionen Kredit für öffentliche Bauten begehrt, wohl eher die Beschäftigung müßiger Handwerksleute, als jeden andern Zweck beabsichtigend. Es war auch hohe Zeit, denn am Anfang dieser Woche regte sich's im Faubourg St. Antoine wieder; Gruppen bildeten sich, Unruhestifter — vielleicht von den Bourbonisten angestellt — suchten die Arbeiter aufzuwiegeln und zu der Zerstörung der Maschinen anzutreiben, zum Glück ohne weitern Erfolg; sonderbare Gerüchte verbreiteten sich schon in den entfernteren Theilen der Hauptstadt; doch Bewegungen dieser Art bleiben wohl unvermeidlich; es ist das Hin- und Herwogen der aufgerührten Fluth nach geendetem Sturme.

Im Ganzen bleibt das Verhalten der niedern Volksklassen bewunderswürdig, und es möchte im Grund nicht schwer zu entscheiden seyn, wer auf einer niedrigern Stufe stehe, der gemeine Vorstädter (faubourien), der sein Leben unter den Kartätschen preisgab, oder der ferne Bewohner des Modequartiers, der jezt, mit erlogenem Dienste prangend, sich in die Antichambres der neuen Minister drängt. Es ist in der That ein widriger Anblick um diese Höflingsnaturen, um diese Nachzügler (hommes du lendemain), welche hundertweise sich um die überall freigewordenen Aemter bewerben. Der eine begehrt, weil er nichts hat, der andere, weil er mehr will... Wer kann da Alle befriedigen! So trägt man sich in diesem Augenblick mit einer wizigen Antwort des Hrn. Guizot, Minister des Innern. Ein Sollicitenr hatte mit Ungestüm eine Oberpräfektur verlangt; der Minister gab ihm, wohl aus guten Gründen, blos eine Unterpräfektur. „Non, Monsieur le ministre,“ sagte der Unverschämte, „non, je ne puis me contenter d'une souspréfecture!“ — „Eh bien prenez en deux!“ erwiederte der Minister. Nur kam die Lehre leider nicht an den rechten Mann.

In monarchischen Verfassungen mag oft die Ministerstelle für Manchen zum Polsterstuhle geworden seyn; bei einer konstitutionellen Regierung, besonders in gegenwärtiger, vielbewegter Zeit, findet nicht nur in Frankreich das Gegentheil statt, sondern ich begreife kaum, wie die ehrenwerthen Männer, welche jezt das Staatsruder halten, nicht unter der ungeheuren Geschäftslast erliegen. Täglich neue Gesezvorschläge bereiten — denn es gilt einen neuen Bau aufzuführen von Grund aus — in der Kammer dieselben verfechten, dem Staatsrathe beiwohnen, mit dem König arbeiten, die laufenden Geschäfte jedes Ministeriums betreiben, dem Mückenschwarm der Bewerber und der Beeinträchtigten Rede stehen, nicht zu gedenken der ungeheuren Verantwortlichkeit, welche jezt auf jedem Wort der Machthaber ruht — wahrlich, es ist keine Kleinigkeit! Von Essens- und Schlafenszeit ist kaum die Rede. Von sechs Uhr Morgens bis um Mitternacht immer im Joche! Auch hat man bemerkt, daß einige dieser Herrn schon abgemagert sind, und doch stehen sie kaum drei Wochen im Amte.

Einfachere Sitten sind auch in die großen Hôtels der Ministerien eingewandert. Durch eine königliche Ordonnanz fällt der Titel Exzellenz und Monseigneur weg; man benennt die Minister künftig blos: Mr. le ministre. Der Herzog von Broglie, Minister des Erziehungswesens, hat seine Privatwohnung nicht einmal verlassen; seit 35 Jahren wohl das erste Beispiel dieser Art. Doch was sollten die Stellvertreter der königlichen Gewalt voraushaben vor dem Könige selber, der, als Privatmann gekleidet, mit einem Regenschirm unter dem Arme, durch die Straßen geht, oder auf dem Altan seines Pallastes vor versammeltem Volke die marseillaise anstimmt, jedem Bürger die Hand reicht und ihn wohl mitunter an seine Tafel ladet. Ob er wohl daran thut, ist eine andere Frage. Der Franzose überspringt leicht die Grenzen, wenn er den Machthaber nicht durch einen Nimbus und in gehöriger Entfernung erblickt. Die Folge wird zeigen, ob der ehemalige Herzog von Orleans den rechten Weg betreten oder nicht.

Es steht noch Großes und Seltenes bevor, das ist gewiß. Wenn die liberale Parthei in ihren Forderungen sich zu mäßigen wüßte, könnte aus der jezt ausgestreuten Saat eine segensreiche Erndte entsprießen. Die Angriffe auf die Pairskammer dienen indeß nicht als Beweise dafür; in der gestrigen Sizung der Deputirtenkammer fiel manches herbe Wort, und es ging ein Vorschlag durch, zufolge dessen jeder Pair, welcher nicht binnen eines Monats den neuen Eid der Treue geleistet, seiner Würde verlustig erklärt wird. Männer, wie Chateaubriand, sehen sich hiermit in die peinlichste Lage versezt; sie können unmöglich, ohne ihre frühere Laufbahn, ihre früher ausgesprochenen Ideen über Legitimität zu verdammen, dem neuen Geseze Genüge leisten; und entsagen sie großmüthig ihrer Pairswürde, weiß ihnen doch Niemand Dank dafür, am allerwenigsten die verwiesene königliche Familie.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 89.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 210.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 2. September 1830.

— Wir sind nur Schergen des Gesetzes,
Des grausamen; Gehorsam heißt die Tugend,
Um die der Niedre sich bewerben darf.

Schiller.

Die Aufhebung Pius VII. aus dem Quirinal durch die französische Regierung, am 6ten Juli 1809.

Die zu Rom erschienenen geschichtlichen Memoiren des Kardinals Pacca, des Begleiters Pius VII. auf seiner Reise nach Fontainebleau, enthalten interessante Aufschlüsse über diese Reise. Eine der merkwürdigsten Episoden des Napoleonischen Dramas ist die gewaltsame Entführung des heiligen Vaters aus dem Quirinal, und man weiß, wie viele, zum Theil widersprechende Gerüchte in der damaligen Gährung der Gemüther über dieses Ereigniß in Umlauf kamen: ein Theil des Quirinals sollte verbrannt, der Pabst, wie der gemeinste Verbrecher ergriffen, an Stricken aus einem Fenster hinabgelassen worden seyn u. s. w. Alle diese Sagen, welche den französischen Behörden barbarische Rohheit Schuld gaben, widerlegen zum Theil die Memoiren des Kardinals, und der vor Kurzem erschienenen zweiten Auflage seines Buchs ist eine eigenhändige, umständliche Geschichtserzählung des Vorgangs vom Generallieutenant Baron Radet, der bei der Aufhebung im Quirinal den Befehl führte, beigegeben. Diesem Berichte ist ein vom 12ten September 1814 datirter Brief Radets vorangeschickt, in dem er den Pabst feierlich zum Zeugen der Wahrheit seiner Aussagen aufruft. Wir glauben, daß ein Auszug aus diesem Berichte, der in den Hauptpunkten mit der Darstellung des Kardinals übereinstimmt, dem Leser nicht unwillkommen seyn wird.

* * *

Ich befand mich von der Mitte Junius 1809 an als General-Polizeidirektor des römischen Staats in Rom. Die Regierungsveränderung, die Protestationen Sr. Heiligkeit und besonders die Excommunikationsbullen vom 10ten und 11ten Juni 1809 machten tiefen Eindruck auf das Publikum. Die Macht der alten Regierung war gelähmt, eine Menge Interessen durch die Einführung der neuen verlezt; die Folge davon war eine Art von Interregnum, ein augenblickliches Aufhören der vollziehenden Gewalt, und daraus entsprang Unordnung und Räuberei, Uebel, welchen das Klima und die natürliche Konstitution des Landes überhaupt Vorschub leisten. Maaßregeln wurden ergriffen, da erschien aber gegen Ende Junius eine englisch-sicilianische Flotte mit Landungstruppen im Angesicht Roms und lavirte drei Tage lang; drauf wurden Truppen, so viel wir ihrer in den römischen Staaten hatten, auf den Höhen jenseits Velletri zusammengezogen; sie marschirten auf Neapel, aber wenige Tage darauf bemächtigte sich die Flotte der Inseln Capri, Ischia und Procida.

Der Anblick dieser Flotte und der Abmarsch der Truppen hatten indessen zur Folge, daß die Räubereien sich augenblicklich über das ganze Land ausbreiteten; beträchtliche Banden zeigten sich namentlich gegen die Abruzzen zu bei Piperno, Frosinone, Norcia u. s. w.; keine Straße war frei; überall, ja sogar in Rom selbst, fielen der Räubereien so viele vor, daß die Konsulta ihren Sitz nach Spoleto verlegen wollte. Es waren uns in Rom blos 500 Mann Besatzung und 100 berittene Gensdarmen geblieben;

mit so schwachen Mitteln war es uns durchaus unmöglich, irgend eine kräftige Maaßregel zu Unterdrückung des Uebels zu ergreifen.

Zu der Zeit befand sich der Kaiser an der Donau und sah den wichtigsten Ereignissen entgegen; Italien war ohne Truppen, Bayern stand auf, Tyrol befand sich in vollem Aufruhr, und bis Ferrara, Bologna, ins Herzogthum Urbino, ja bis an die Thore von Florenz loderte seine Flamme. Die Schlacht von Wagram wurde geschlagen, der Friede folgte darauf, und es ist nur zu bekannt, was es trotz dieses Friedens kostete, die Ordnung wieder herzustellen.

Man kann sich nach dieser flüchtigen Skizze vorstellen, in welcher Lage wir uns zu Rom befanden und welche Wachsamkeit von unserer Seite erfordert wurde, wollten wir uns daselbst halten, namentlich um St. Johannis und St. Peters Tag. Indessen ließ der Generalgouverneur, da er sah, daß die Unruhe den höchsten Grad erreicht hatte, mich am 4. Juli Morgens rufen; er verbreitete sich weitläuftig über unsere Lage: die allgemeine Gährung gefährde die öffentliche Sicherheit und die Existenz der Franzosen in Italien aufs Aeußerste; alle Mittel der Strenge, um die Ruhe herzustellen, seyen vergeblich von ihm versucht worden, es bleibe ihm nichts mehr übrig, als Se. Heiligkeit von Rom zu entfernen, und er habe mich zu diesem wichtigen Geschäft ausersehen.

Ich bemerkte ihm, einen Schritt der Art thue man nicht ohne schriftlichen Befehl von oben, ohne reifliche Ueberlegung und ohne Truppen; er erwiederte, noch diesen Abend solle ich geschriebene Befehle und Truppen bekommen und ich habe meine Vorkehrungen dergestalt zu treffen, daß auch der leiseste Verdacht vermieden werde. Ich ging; der erhaltene Auftrag beunruhigte mich aufs Aeußerste, die peinlichsten Gefühle, Widerwillen, Besorgniß, vermochte ich, so viele Mühe ich mir gab, nicht aus meiner Einbildungskraft zu verbannen; meine einzige Hoffnung war, daß der Mangel an Truppen mich der Vollziehung dieses Befehls überheben möchte, da meldete mir der Generalgouverneur, in der Nacht werden neapolitanische Truppen eintreffen; ich habe meinen Operationsplan zu entwerfen und alles für die kommende Nacht anzuordnen. Ich machte dem General von Neuem Vorstellungen; er erwiederte mir aber, daß der einreißenden Unordnung und dem Blutvergießen durchaus durch einen Donnerschlag Einhalt gethan werden müsse, und daß wir, als Militärs, unbedingten Gehorsam schuldig und mit unserem Kopf für die Vollziehung höherer Befehle verantwortlich seyen. Ich wußte, was Ehre und Eid mir geboten, und so entschloß ich mich denn, die Befehle zu vollziehen, welche ich schriftlich erhalten würde, sobald die Mannschaft zur Hand wäre.

In der Nacht kam auch wirklich ein 800 Mann starkes Bataillon neapolitanischer Rekruten, die zum Theil unbewaffnet waren. Ich entwarf einen Plan, nach dem ich Niemanden ins Vertrauen zu ziehen brauchte, theilte ihn dem Generalgouverneur Miollis mit, und dieser gab schriftlich seine Zustimmung dazu.

Am fünften mit Tagesanbruch traf ich die nothwendigen materiellen Vorkehrungen, die ich den Augen des Publikums durch kleine, sich kreuzende Patrouillen und durch Polizeimaßregeln glücklich entzog; ich ließ die Truppen den ganzen Tag in den Kasernen, um das Publikum und den Quirinal desto sicherer zu machen; was nur dazu dienen konnte, jeden Verdacht zu verscheuchen, wurde angewendet. Um 5 Uhr Abends ließ ich die Offiziere einen um den andern kommen und ertheilte ihnen meine Befehle. Um 10 Uhr war Alles beisammen auf dem Platze der heiligen Apostel und an der Kaserne della Pilota, nicht weit vom Monte Cavalle, auf den sich nun meine Operationen concentriren sollten. Zu Hause erwartete mich der Generalgouverneur; ich machte ihn mit meinen Anordnungen bekannt und auf mein Begehren händigte er mir den schriftlichen Befehl ein: den Kardinal Pacca, und im Fall der Pabst sich widersetze, auch seine Heiligkeit zu verhaften und nach Florenz zu führen. Ich wollte Einwendungen gegen diese bedingte Ordre machen, aber es war zu spät; der Generalgouverneur war bereits weg, 11 Uhr hatte es geschlagen, alles war in Ordnung und zum Aufbruch bereit; ich ging daher an die Pilota und auf den Platz Santi Apostoli hinab, woselbst ich meine Patrouillen, Wachen, Posten und die zur Ausführung bestimmten Truppe selbst abtheilte und ausstellte, während der Generalgouverneur, um die Trasteveriner im Zaume zu halten, die Brücken über die Tiber und das Kastell St. Angelo durch das kleine neapolitanische Bataillon unter den Befehlen des Generals Pignatelli Cerchiara besetzen ließ.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Brautfest in Venedig.

(Fortsetzung.)

Morosini, der nichts Arges ahnete und freudig jede Gelegenheit ergriff, die ihn seinem Ziel — der Rache an Venedig — näher bringen konnte, machte sich alsbald mit seinem Sohne auf den Weg, und zweifelte auch keinen Augenblick an einem günstigen Erfolge seiner Sendung.

Konstantin und sein Sohn machten die Reise auf einem griechischen Fahrzeuge, welches eben nach Narenta abgehen wollte. Der Himmel war trüb wie die Seele des Verbannten, der in düstern Gedanken verloren, auf dem Verdecke stand und in die See hinaus starrte. Bereits hatten sie sich einige Meilen vom Hafen entfernt, als Flaminio besorgt zu seinem Vater trat und ihm ins Ohr raunte: „Ich glaube, wir sind einem Schurken in die

Hände gefallen. Das Schiff scheint die Richtung gegen Venedig zu nehmen. Sieh nur nach dem Stand der Sonne."

Konstantins geübter Blick erkannte schnell die Richtigkeit der Bemerkung seines Sohnes. Er gab ihm einen Wink zu schweigen, und sann nach über einen Entschluß, der den wahrscheinlichen Untergang noch von ihnen abwenden konnte. Einige Schiffe waren inzwischen schon ziemlich nahe an ihnen vorüber gesegelt, und in diesem Augenblicke näherte sich ein anderes von eigenthümlicher Bauart, welches gerade auf sie zuzusteuern schien. Konstantin flüsterte seinem Sohne einige Worte ins Ohr und rief den Schiffspatron herbei, der in diesem Augenblick aufs Verdeck trat. „Was ist das für ein Schiff, das auf uns zukommt?" Der Schiffspatron erblaßte. „Das ist ein Korsar von Narenta, wir sind verloren." — „Wie," rief Konstantin, „Du fürchtest Dich vor den Narentanern, denen Du Deine Ladung zuführst?" Der Schiffsherr gab eine unverständliche Antwort und wollte sich entfernen; aber die Morosini hielten ihn fest. „Laßt mich um Gotteswillen, ich muß Anstalten zur Gegenwehr treffen." — „Nicht von der Stelle, schändlicher Verräther," sprach Konstantin, während er einen Dolch hervorzog und den Griechen zu durchbohren drohte.

Unterdessen kamen die Narentaner so nahe heran, daß man Leute und Waffen gehörig unterscheiden und die Anstalten, welche sie zum Angriffe gemacht hatten, übersehen konnte. Dieses Volk bestand damals aus den kühnsten, entschlossensten Seeräubern, welche sich allen Küstenbewohnern des adriatischen Meeres furchtbar machten, und häufige Landungen im venetianischen Gebiete unternahmen. An einen Widerstand durfte der Grieche, dem es an streitbarer Mannschaft fehlte, nicht denken, und da er auch seine Verrätherei entdeckt sah, warf er sich zu Morosinis Füßen und wimmerte um Schonung seines Lebens. „Du wolltest mich nach Venedig bringen," zürnte Konstantin ihn an; „wer hat Dich zur schändlichen That gedungen?" — „Ein verkappter Kundschafter der Republik, der nämliche, welcher sich zu Euch im Hafen gesellte und Euch auf mein Schiff brachte." — „Mit Deinem Blute will ich meine Hände nicht besudeln," murmelte Konstantin und winkte ihm aufzustehen. Jezt stürzten mehrere Matrosen aufs Verdecke und zehn verwirrte Stimmen schrieen durcheinander: „die Narentaner, die Narentaner!" Der Schiffspatron heftete sein dunkles Auge an den Boden und schien in eine Bildsäule verwandelt.

Das Geschrei der Schiffsleute erhob sich von neuem; der Grieche war nicht aus seiner Besinnungslosigkeit zu bringen. In diesem Augenblicke vernahm man auch schon vom Verdecke des feindlichen Schiffes den furchtbaren Ruf: „Ergebt Euch!" Konstantin und sein Sohn machten Zeichen der Unterwerfung. Wenige Augenblicke, und der Anführer der Korsaren sprang mit einigen seiner Bewaffneten an Bord des griechischen Fahrzeugs. Es war ein Mann von kaum mittelmäßiger Größe, hagerm, aber nervigtem Körperbau, das Gesicht stark gezeichnet und vom schärfsten Gepräge, die Augen kalt, aber der Blick vernichtend. „Bist Du der Herr des Schiffs?" fragte er den ältern Morosini. „Nein, dieser ists; ich hatte ihn gedungen, mich nach Narenta zu bringen, aber der Schurke wollte mich den Venetianern überantworten." Der Korsar warf dem Griechen einen schrecklichen Blick zu und gab seinen Leuten einen Wink, die ihn augenblicklich ergriffen und in die See warfen. „Wer bist Du und welch ein Gewerbe führt Dich nach Narenta?" fragte der Korsar. „Ich komme vom Markgrafen von Istrien und bringe einen Antrag an die Häupter eurer Stadt," antwortete Konstantin. „Und Dein Name?" — „Ich heiße da Ponte und dieser hier ist mein Sohn," erwiederte der Verbannte. „Da Ponte? Ich sehe wohl, die Muttersöhnchen der Republik fahren noch immer fort, ehrlichen Leuten ihre Namen streitig zu machen, damit sie die Erbschaft allein in die Tasche stecken können."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Fortsetzung.)

Journale. Revolutionäre Litteratur.

Unter den Tageblättern, welche jezt die vernünftigste Meinung vertheidigen, steht der National oben an. Er ist völlig orleanistisch gestimmt, predigt gesezliche Freiheit und entwickelt seine Grundsätze mit logischer Festigkeit und Konsequenz, geht aber auch keinen Schritt zu weit; es ist zu vermuthen, daß er zum offiziellen Journale werden wird. Sein Hauptredakteur, Thiers, Verfasser der besten Geschichte über die französische Revolution, ist zum Mitglied des conseil d'état ernannt, hat sich aber nichtsdestoweniger täglich einen oder zwei Artikel in den National zu liefern verpflichtet, und, wenn es seine Ueberzeugung mit sich bringen sollte, denkt er, nach wie vor, oppositionsweise gegen die Regierung zu verfahren. Thiers ist einer der umfassendsten, thätigsten Köpfe Frankreichs; seine Kenntnisse im Finanzwesen hat er schon in seinem größern Werke durch die Entwickelung des Assignatensystems, und in einer Zeitschrift durch die Erklärung des Lawschen Systems unter Ludwig XV. glänzend dargethan. Man will wissen, er arbeite viel an den gehaltvollen Reden, welche Hr. Lafitte jährlich über das Budget hält. Mit einem unbestrittenen Talente verbindet er große Charakterfestigkeit. Er war es, der einfache Journalist, der den Herzog von Orleans zur Annahme der lieutenance-générale, mithin der Krone bewog. Auf der Ecke eines Tisches schrieb er am 29. Juli, unter dem Getümmel der Revolution, in größter Eile die Bedingungen, welche das Häuflein der damals zu Paris versammelten Deputirten vorschlug, und brachte sie nach Neuilly, der Residenz des Herzogs, den er nie zuvor gesehen. Der Erfolg ist bekannt. Thiers, er ist kaum 32 Jahre alt, scheint zu einer wichtigen Rolle in der Zeitgeschichte bestimmt.

Unter den übrigen Journalen nimmt der Temps eine Hauptstelle ein. Er verfährt mehr oppositionsweise als der

National, ist aber im Grunde doch ein Vertheidiger der jetzigen Ordnung der Dinge. Der Globe dagegen, heißt es, hat ausgelebt und erscheint in Kurzem nicht mehr, oder geht wenigstens in andere Hände über. Die ganze Last der Redaktion fiel seit einiger Zeit auf Hrn. Dubois; die übrigen Mitarbeiter treten meist in bedeutende Stellen ein, und werden somit für ihr langes Bekämpfen der alten Ordnung belohnt. Kleinere Zeitschriften, den Figaro und den Corsaire z. B., möchte ich unzufriedenen Hunden vergleichen, die immer anbellen, ob Freund oder Feind vorübergeht. „Es muß auch solche Käuze geben." Wie ungesunde Pilze sprießt auch eine Unzahl revolutionärer Blätter hervor, als da sind, le Tocsin, la Tribune des départements, le Révolution u. a. m. Es ist ekelhaft, solche Auswüchse zu finden; mitunter mögen solche Journale Unzufriedenheit und ungebührliche Ansprüche erwecken; im Ganzen bleiben sie unbeachtet.

Die Literatur hat sich, wie natürlich, verschüchtert zurückgezogen. Wer möchte jezt Romane lesen, da die unerhörten Begebenheiten sich unter den Augen eines Jeden abspielen! Wer kann mit ruhigem Gemüth sich in die stillen Musenhaine flüchten, wenn noch der Kanonendonner und das Volksgeschrei in den Ohren hallt! Produkte, die unmittelbar in die Zeit eingreifen, finden allein Abgang. Béranger, der Volksdichter, hat bis jezt geschwiegen; nicht so Méry und Barthélemy, welche die Flinte kaum aus der Hand gelegt hatten, als sie sogleich die Feder ergriffen. Ebenso schnell als die Revolution in ihrem Wettergang, warfen sie ein freiheitglühendes Gedicht in die Welt hinaus: L'insurrection, der Aufstand, dieser Titel allein gibt Tendenz und Inhalt an. Es sind mitunter meisterhafte Schilderungen einzelner Kriegsscenen eingeflochten; an kräftigen Ideen fehlt es nicht, nur ist der Styl bisweilen mit Epitheten überladen und die Farben zu dick aufgetragen. Auch tadelt jeder Gemäßigte die unvorsichtigen Ausfälle, welche die Verfasser sich gegen die Fremden erlauben. In der Hymne la Tricolore, welche das Gedicht schließt, herrscht eine wahre Patriotenwuth; sie ist angefüllt mit Versen folgender Art:

Si l'Europe nous jetait un roi,
Avec les tables de la loi
Que le peuple écrase sa tête...

Zum Glücke regeln sich die Kabinette nicht nach den Wünschen so stürmischer Dichter.

(Die Fortsetzung folgt.)

Petersburg, August.

Die Militärkolonien in Rußland.

Unter allen ruhmwürdigen Stiftungen des unvergeßlichen Kaisers Alexander I. ist besonders eine, welche in ihrer Fortbildung die ganze Gestalt unsers Reichs zu verändern, unsern kriegerischen Ruhm sicher zu stellen, unsere Sitten zu mildern und seinen Namen zu verewigen verspricht, das Institut der Militärkolonien, die so vieles Aufsehen in Europa verursacht haben.

Unter dem Militär in Rußland wird man freilich wenig Personen finden, die über diese große Maßregel nicht die Nase rümpfen und zu beweisen bemüht sind, daß sie den Waffenruhm des Reichs bedrohe. Niemand, sagen sie, kann zweien Herren dienen. Niemand zugleich Soldat und Ackerbauer seyn, ohne daß eins von beiden, das Schwerdt oder die Pflugschaar, darunter leide. Aber nach diesem Ausspruche darf man nicht urtheilen; die Sache ist neu, von ihrer glänzenden und vortheilhaften Seite noch wenig betrachtet, Vorurtheil und Neid aber reichen sich stets die Hände, das Neue und Große anzugreifen. Auf der andern Seite haben Fremde und Ausländer den militärischen Effekt dieser Maßregel zu hoch angeschlagen; besonders haben Engländer und Franzosen davon Veranlassung genommen, Europa zu schrecken und es mit der Furcht vor unserer Kriegsmacht zu allarmiren. Keins von beiden aber ist der richtige Gesichtspunkt.

Als Kaiser Alexander im Jahr 1817 den Vorschlag des Artillerie-Generals Araktschejeff, eines talentvollen Mannes, der von unten auf gedient hatte, annahm und die Kolonisirung eines Theils seines Heeres beschloß, leiteten ihn ganz andere Rücksichten als Zwecke dieses Planes, dem er seitdem vieles Geld und viele Arbeit gewidmet hat. Fortschritt und Beförderung der Landeskultur, physische und moralische Civilisation, Verminderung der Conscription, die den Landbau bedrückte, allmählige Gewöhnung des Landmanns zur Freiheit, und Hoffnung, den Finanzetat der Armee zu verringern — das waren Alexanders leitende Ideen. Wenige, selbst hier unter uns, wissen, daß die Niederlassung eines Regiments, als Kolonie, ein Sieg über die Natur, eine Eroberung über die Wüsten unsers Reichs ist; wenige wissen, welch mühevolle Arbeit derselben vorangeht, die Austrocknung der Sümpfe, das Lichten der Wälder, das Umbrechen wüster Ländereien, lauter Fortschritte der Landeskultur, die für Rußland unschätzbar sind, und Arbeiten, die, seitdem unsere Klöster sich nach dem Verlust ihrer Grundstücke unter Katharina II. nicht mehr damit befaßten, beinahe entschlummert waren. Welche Aussichten eröffnet allein diese Rücksicht, so wenig die Russen sie auch noch fassen und schätzen?

Der Gedanke der Kolonisirung selbst ist ganz einfach und zweckmäßig. Ich habe ihre Einrichtung vor zwei Jahren kennen gelernt und kann versichern, daß es ein eigenthümliches Wohlgefühl erregt, diese der Einöde abgewonnenen Länder mit hübschen Dörfern besezt und gartenartig kultivirt zu sehen, welche sonst von Fröschen, Krähen und Heuschrecken bewohnt wurden.

Diese Ländereien gehören der Krone. Ist die Aufräumung des Landes, seine Eintheilung und der Bau der Wohnungen vollendet, so versezt die Regierung aus ihren sechs Millionen Kronbauern die Wirthe des Regiments in ihre neue Heimath. Der junge Bauer führt seine Familie mit sich, erhält seine gesund und kräftig gebaute Wohnung, seinen Garten, sein Feld, 15 Desätinen *) Landes und, was die Hauptsache ist, seine Freiheit. Denn von dem Augenblicke an, da er seine beiden militärischen Gäste aufnimmt, hört er auf, leibeigen zu seyn; er wird Soldat und freier Ackerwirth. Die beiden zur Kolonisirung bestimmten Bataillone rücken ein; jedes Haus erhält vier Wirthe und acht Gäste, welche das zweite Stockwerk bewohnen. Alle sind zugleich Soldaten und Ackerbauer. Der Wirth ernährt seine beiden Gäste und diese dienen ihm dafür bei seinen ländlichen Arbeiten. Er selbst wird Soldat und opfert zwei Tage in der Woche den militärischen Uebungen; das ganze Regiment baut das Feld. Jedes Haus liegt abgesondert, umgeben von seinem Garten und sein Feld hinter sich. Diese lange Gasse nimmt für jede Kompagnie einen Raum von drei Wersten (fast eine halbe deutsche Meile) ein und besteht aus siebenzig Häusern für das Bataillon. Jede Kompagnie hat ihr Exerzierhaus, ihre Wache, ihre Kapelle, ihr Popenhaus in der Mitte.

(Der Beschluß folgt.)

*) Ein Desätin hält 3200 Quadratfaden (Klafter); er ist nämlich 80 Faden lang und 40 Faden breit.

Beilage: Kunstblatt Nr. 70.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 211.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 3. September 1830.

Stark ist der Rache Geist; doch laßt uns sehn,
Wie sie im Kampf mit Liebe wird bestehn.

Johnson.

Das Brautfest in Venedig.

(Fortsetzung.)

Der Venetianer war überrascht und um eine Antwort verlegen. „Kennst Du mich nicht mehr?“ fuhr der Korsar fort; „die Natur macht die erste Anlage zu unsern Gesichtern, und überläßt der Zeit die Ausarbeitung. An dem meinigen hat sie seit fünfzehn Jahren gepfuscht, und da ist freilich vom Kopf des damals schmucken Coloprini fast kein Zug mehr geblieben.“ — „Du Coloprini?“ — „Und Du Morosini, ein Verbannter wie ich.“ Mit diesen Worten reichte der Korsar jenem die Hand.

Coloprini stammte aus einem alten Geschlechte in Venedig, und war wegen Theilnahme an einer Volksbewegung verbannt worden. Er trieb sich lange in Sizilien, Croatien, Ungarn und andern Ländern herum, nahm, wo sich Gelegenheit bot, an allen Fehden Theil, und ging zulezt nach Narenta, wo er sich unter dem Namen Crevello allen Seefahrern furchtbar machte. Das alles erzählte er seinem Landsmanne umständlich, während sie nach Narenta zusegelten, und fügte hinzu: „Das Handwerk eines Korsaren ist freilich nicht sehr ehrenvoll, aber eine treffliche Schule für Seeleute und Waghälse. Die ersten Helden Roms waren ja auch Söhne von Räubern. Ich hoffe nach und nach eine Macht zu bilden, die vielleicht den Löwen des heiligen Markus an die Kette legen wird. Erleb' ich's auch nicht mehr, so geht doch über meinem Grabe auf, was ich gesäet.“

Konstantin fuhr wild empor. „Ich habe all meinen Haß auf diesen Pietro Candiani geladen, er ist das Opferthier, das ich meiner Rache schlachten will. Sollt' ich aber den Tag nicht erleben, so wird mein Flaminio mein furchtbares Gelübde lösen.“

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen langten die Schiffe in Narenta an, wo die Morosini eine günstige Aufnahme fanden. Aber nach wenigen Tagen wurde Konstantin von einem bösartigen Fieber ergriffen, welches sein Leben schnell endigte. Flaminio saß im stummen, thränenlosen Schmerz bei des Vaters Leichnam, als Coloprini eintrat. Er betrachtete den Todten einige Augenblicke und sagte dann: „Ihm bleibt ein Rächer zurück und Dir ein Vater. Von nun an, Jüngling, betrachte mich als solchen. Ich bin kinderlos. Schätze besitze ich freilich nicht, denn wenn ich die Herzen der rohen Menge gewinnen wollte, mußte ich sie zum Siege führen und ihnen die Beute überlassen. Aber wo es Rath und That gilt, kannst Du auf mich zählen.“

Zwei Jahre waren vorübergegangen seit Konstantins Tod; Flaminio hatte während dieser Zeit an den gefährlichsten Zügen der Narentaner Theil genommen, und bei jeder Gelegenheit Beweise eines ungewöhnlichen Muthes und einer Einsicht gegeben, die über sein Alter ging. Er hatte jezt sein zwei-und-zwanzigstes Jahr zurückgelegt, da sagte Coloprini eines Tags zu ihm: „Es ist Zeit, daß wir etwas gegen die Herrn in Venedig unternehmen, aber vorher müssen wir über mancherlei Dinge

Kundschaft einziehen; Niemand kennt Dich dort; gehe hin und bewirb Dich zum Scheine um eine Stelle bei den Truppen der Republik, so wirst Du Gelegenheit haben, manches zu beobachten und Nachrichten einzusammeln, die uns von großem Nutzen seyn können. An Geld soll Dirs nicht fehlen." Flaminio übernahm mit Freuden den Auftrag. Doch war es weniger der Haß gegen Candiani und die herrschenden Geschlechter, was ihn dazu trieb, als Sehnsucht, den Schauplatz seiner Kindheit wieder zu sehen, der ihm nur noch in unbestimmten Umrissen vor der Seele stand, und ein dunkles Gefühl, daß das Schicksal seines Lebens an seine Vaterstadt geknüpft sey und ihm dort die Entscheidung seines Looses fallen müsse.

Flaminio befand sich erst seit einigen Tagen in Venedig, als der oben erzählte Vorfall sich ereignete. Die Gluth seines Hasses gegen Candiani schien bald durch ein anderes Feuer erstickt zu werden. Die Tochter des Doge hatte einen unbeschreiblichen Eindruck auf sein von Liebe bis jetzt noch unberührtes Herz gemacht, und ohne auch nur daran zu denken, wohin diese Leidenschaft führen könne, sann er bereits auf Mittel, sie dem Gegenstande derselben zu entdecken.

Als er zum zweiten Male nach dem Pallaste ging, fand er einen neuen Thürsteher an der Pforte, einen dicken Burschen mit doppeltem Kinn und selbstgefälligem Lächeln, dessen kleine lauernde Augen sich in der Fleischmasse fast verloren. „Ich wünsche den Dogen zu sprechen," begann Flaminio. — „Wird schwerlich seyn können." — „Nun denn, der Doge will mich sprechen." — „Weiß nichts davon." Flaminio hatte Mühe, seinen Aerger zurückzuhalten, und er war im Begriff, das Haus wieder zu verlassen, aber der dicke Bursche stellte sich ihm in den Weg und sagte mit widerlichem Lächeln: „Ich habe das Glück, bei seiner Herrlichkeit ein Wörtchen reden zu dürfen, auch werdet Ihr mir wohl ansehen, daß ich nicht gemeiner Leute Kind bin. Ich — ja, ich könnte vielleicht selbst in der Signoria sitzen, aber mein Vater wollte mich nicht anerkennen, und meine Mutter, der Himmel tröste sie, hatte nie das Herz, mir seinen Namen zu nennen." Flaminio merkte nun wohl, um was es dem Ehrenmanne zu thun sey, zugleich kam ihm aber auch der Gedanke, ihn für seine Absicht zu gewinnen. „Das Glück ist ein Weib und hat Weiberlaunen," sagte er, „aber man muß es zu haschen und festzuhalten suchen, wenn es vorüber gehen will." Bei diesen Worten drückte er dem Thürsteher einige Goldstücke in die Hand. Der Dicke steckte das Geld ruhig in die Tasche, ohne auch nur durch eine Miene anzudeuten, daß er etwas empfangen. „Ich verkaufe meine Dienste nicht," sagte er mit einer Unverschämtheit, die Erstaunen erregen mußte, „ich verkaufe meine Dienste nicht, aber wenn ich mich für einen Menschen interessire, so kann er auf mich rechnen bei jeder Gelegenheit." — „Der Doge hat eine Tochter," flüsterte Flaminio mit kaum hörbarer Stimme, und hätte das Wort gern zurück genommen, nachdem es über seine Lippen war. — „Ja, und sie soll schön seyn, ich habe sie aber noch nicht gesehen, denn ich bin erst seit zwei Tagen im Hause. Wollt Ihr um sie werben?" — „Um ihre Gunst bei ihr selbst," erwiederte Flaminio; „die Hand vergibt der Vater." — „Wo wohnt Ihr?" Flaminio bezeichnete ihm seine Wohnung. „Ihr sollt von mir hören," schmunzelte der Thürsteher. „Jetzt geht nur die Treppe hinauf, Ihr findet oben im ersten Zimmer rechts einen Diener, der Euch bei seiner Herrlichkeit melden wird. Der Bursche heißt Olivio und ist, wie die meisten Leute von gemeiner Geburt, auch sehr gemeiner Sinnesart; ein Goldstück wird ihn Euch zum Freunde machen. Man kann der Freunde in Venedig nie zu viele haben."

Flaminio ärgerte sich über den unverschämten Gesellen; da er aber wohl einsah, daß die Dienste dieser Leute ihm in diesem Augenblicke nöthig seyen, verbiß er seinen Unmuth und befolgte den Rath des Thürstehers. Olivio war ein Bursche von mittlern Jahren, mit einem blassen, verschmizten Gesicht. Sein Lächeln glich dem Grinzen eines Affen, und er sprach mehr durch Gebährden als durch Worte. Als Flaminio ihm ein Goldstück hinreichte, warf er einen forschenden Blick auf den jungen Mann, legte dann die Hand auf die Brust und nickte mit dem Kopfe, als wollte er sagen: „Du kannst auf mich rechnen." Er meldete ihn hierauf beim Dogen, den Flaminio an einer langen Tafel sitzend fand, auf welcher viele Papiere lagen. Der Alte schien seinen Eintritt nicht zu bemerken und seine ganze Aufmerksamkeit auf eine Landkarte zu heften, die er in der Hand hielt. Nach einigem Stillschweigen sagte er, ohne jedoch von der Karte aufzublicken: „Die Republik findet eine Vermehrung ihrer Landmacht nöthig. Ich werde sorgen, daß Ihr eine Offiziersstelle dabei erhaltet."

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Aufhebung Pius VII. aus dem Quirinal durch die französische Regierung, am 6ten Juli 1809.

(Fortsetzung.)

Sämmtlichen Führern der verschiedenen Truppe war eröffnet worden, wann und auf welches Zeichen die Ersteigung des Pallastes stattfinden sollte; auf den Glockenschlag Ein Uhr nach Mitternacht auf der Uhr des Quirinals sollte Hand ans Werk gelegt werden, aber ein unvorhergesehener Umstand gebot Aufschub. Ich erfuhr, ein Offizier der päbstlichen Garde wache auf dem vorspringenden Thurm neben dem großen Thor des Quirinals; jede Nacht werde diese Sicherheitsmaaßregel ergriffen, die Wache aber mit Tages Anbruch eingezogen. Ich gab daher Gegenbefehl, theilte meine Posten in der Nähe der Fontäne Trevi

in kleinere Haufen, ließ die vornehmsten Kirchthüren in der Nähe besetzen, damit die Sturmglocke nicht gezogen werden könnte, beobachtete den wachenden Offizier auf dem Thurm, bis er hineinging, und gab endlich um 2 Uhr 35 Minuten das Zeichen.

Während ein Trupp von dreißig Mann die Gartenmauer bei dem großen Thore hinter dem Hofe della Panetteria erstieg, um die Ausgänge dieses Hofs, und die Thüren der unterirdischen Gewölbe im Winkel bei der Kapelle zu besetzen, besezte ein anderer Trupp von fünf- und-zwanzig Mann die kleine Hinterthüre an der Straße, die zum Lavatojo hinabführt; der Oberst Siry stieg mit einem Trupp von fünfzig Mann durch das Fenster eines leeren Zimmers im Mittelpunkt der an den Quirinal anstoßenden Gebäude, woselbst größtentheils die Dienerschaft des Pabstes wohnte; ich meiner Seits hatte vierzig Mann bei mir, mit welchen ich über das Ende des Dachs der Dateria auf den Thurm steigen wollte, um von da in die Gemächer zu gelangen; aber zwei Leitern zerbrachen, und so mußte ich durch das große Thor des Quirinals hineinzukommen suchen. Der Oberst Siry war indessen in den großen Hof des Pallastes gedrungen; ich hörte Geräusch und Alarmgeschrei, worunter deutlich die Worte all'arme, traditori! Die Uhr schlug drei und die Glocke der Kapelle wurde angezogen; dieses Läuten ließ meine Mannschaft fürchten, es sey die Sturmglocke, aber nach zwei Minuten hörte es wieder auf; ich beruhigte meine Leute und ließ zwanzig Mann von den fünf-und-zwanzig holen, welche an der Thüre des Lavatojo standen, durch welche sie nicht hatten eindringen können, weil sie von innen vermauert war. Eben war ich daran, das Pförtchen in einem Thürflügel des großen Thorwegs gewaltsam öffnen zu lassen, da ließ Oberst Siry vom innern Hofe her das Thor öffnen und verschaffte mir so Eingang in den Pallast. Ich sammelte nun meinen um zwanzig Mann verstärkten Trupp und vereinigte ihn mit dem seinigen, ließ eine Wache an den Eingang stellen und rückte gerade gegen einen Trupp Arbeiter an, die sich im rechten Winkel hinten im Hofe vertheidigen zu wollen schienen; ich ließ sie zerstreuen und ging nun von Zimmer zu Zimmer bis zum Vorzimmer des Thronsaals, genannt delle Sanctificazioni. Hier fand ich die mit Einschluß des Kapitäns vierzig Mann starke Schweizer Garde Sr. Heiligkeit unter den Waffen und in guter Ordnung hinten im Zimmer aufgestellt; ich ließ meine Mannschaft hereinkommen und forderte die Garden auf, das Gewehr zu strecken; sie leisteten keinen Widerstand; ich ließ sie entwaffnen, wegführen und in ihrem eigenen Wachhause scharf bewachen.

Ich ging nun durch den Thürverschlag dieses Zimmers in den großen Thronsaal; hier zeigten sich mir mehrere Thüren. Ich hatte einen vertrauten Mann bei mir, der das Innere des Pallastes gut kannte; dieser wies mir die Thüre, welche zu den Zimmern des Pabstes führte, durch welche Zimmer ich gehen mußte, um zu der Wohnung des Kardinals Pacca zu gelangen. Da ich mich nun in der Nähe Sr. Heiligkeit wußte, so pochte ich an diese Thüre; es erschien Niemand; ich pochte noch einmal und verlangte im Namen des Kaisers Einlaß; Alles blieb still.

Die Augenblicke waren kostbar, und schon sah ich mich nach andern Mitteln und Wegen um, zum Kardinal Pacca zu gelangen, ohne an Sr. Heiligkeit vorüber zu müssen, da höre ich einen Schlüssel rasseln, und die Thüre geht auf; ein junger, großer, schwarz gekleideter Priester erscheint, ich frage ihn, wie er heiße . . . Pacca, war die Antwort . . . Se. Eminenz? fragte ich . . . Nein, sein Neffe. Der Name Pacca durchzuckte mich, denn er ließ mich hoffen, ich könne meine Sendung hier abmachen. Ich fragte ihn, wo der Kardinal sey; er neigte sich, trat an den Verschlag zurück und schwieg, man begreift leicht warum. Ich trete einen Schritt vor, blicke links und gewahre am Ende eines ziemlich schmalen Corridors ein Zimmer, Licht und mehrere Leute; ich schreite auf dieses Zimmer zu; im Hingehen bemerkte ich verschiedenfarbig, aber einfach gekleidete Geistliche; alsbald nahm ich den Hut in die Hand; an der Thüre des Zimmers angelangt, sah ich Sr. Heiligkeit im päbstlichen Gewand an ihrem Schreibtische sitzen, und im Gemach etwa zehn Personen, fast lauter ehrwürdige Gesichter, wie ich dachte, Minister, Großwürdenträger oder Prälaten Sr. Heiligkeit.

Denke sich ein Jeder an meine Stelle, und ist ihm nicht jedes sittliche, jedes menschliche Gefühl unbekannt, so kann er ermessen, wie peinlich meine Lage war. Ich hatte noch nicht Befehl, mich der Person des Pabstes zu versichern; tiefe Ehrfurcht vor diesem geheiligten, doppelt gekrönten Haupte erfüllte meine ganze Seele, verschlang alle meine Gefühle; so ihm gegenüber, bewaffnete Mannschaft hinter mir, fühlte ich meine Glieder wie gelähmt; daß es so kommen würde, hatte ich nicht vorhergesehen, und ich wußte mir durchaus nicht zu helfen: was sollte ich thun, was sagen, womit beginnen?

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, August.

(Beschluß.)

Die Militärkolonien in Rußland.

Der Stab des Regiments, die Wohnungen der Offiziere, die Kirche, das Hospital, die Bäckerei, die Garküche, die Badstuben, die Schule, die Bibliothek ꝛc. befinden sich in der Mitte des Regiments. Alle diese Häuser sind von Stein. Eine eigene Verwaltung und ein besonderes Gesetzbuch regiert diese Koloniedörfer. Das heranwachsende Geschlecht zerfällt in drei Klassen. Bis zum achten Jahre bleiben die Kna-

ben bei den Eltern, dann kommen sie bis zum dreizehnten Jahre in die Militärschule, wo sie lesen, schreiben und rechnen lernen. Hierauf werden sie Kantonisten und im siebenzehnten Jahre Rekruten.

Jede Kolonie hat ihren eigenen Gerichtshof, dessen Vorsizer der oberste Offizier ist; militärische Zucht waltet überall. Der älteste Sohn, wenn er zum Soldaten tauglich ist, bleibt der Reservemann des Vaters und erbt sein Gut; nach 25 Jahren ist er frei und kann seinen doppelten Dienst verlassen. Von den sechs Millionen Kronbauern genügen zwei Drittel, um die ganze Armee zu kolonisiren, und schon jezt hat das Reich seine westliche Grenze von der Ostsee bis zum schwarzen Meere, und im Innern die Gouvernements von Nowgorod, Cherson, Charkow und Jekatherinoslaw mit dem Gürtel einer kriegerischen Bevölkerung umgeben, wo Jeder Soldat ist und welche die Stelle der hier fehlenden Festungen vertritt. Vor mehreren Jahren schon zählte man 400,000 Mann und 40,000 Pferde in den Militärkolonien, und das ganze System würde, vollendet, drei Millionen männliche Einwohner, von denen die Hälfte ins Feld ziehen kann, umfassen. Allmählig hört dann die Conscription auf, die Wüsten bevölkern sich mit Kriegern, die volksmäßig gebildet, an militärische Zucht gewöhnt und allesammt Ackerbauer sind, wobei die Sicherheit des Reichs über jede Gefahr erhaben ist.

Der Staat hat mehr als 16 Millionen Rubel auf diese Einrichtung verwendet, und das Dreifache wird nicht zureichen, sie zu vollenden. Allmählig aber bringt dieses Kapital seine Zinsen. Schon habe ich in Nowgorod Regimenter gesehen, die im Vollgenuß aller Früchte ihrer mühseligen Arbeiten stehen, und deren Erhaltung den Staat nichts mehr kostet. Eine andere Frage ist es freilich, ob unserm Throne auch immer die Kraft beiwohnen wird, eine gehäufte militärische Bevölkerung von 2 — 3 Millionen im Zaume zu halten, eine andere Frage, welche Härte, welche Zwangsmittel im Einzelnen die militärische Ausführung einer solchen Neuerung mit sich gebracht haben mag, wie viele gezwungene Ehen oder gewaltsame Trennungen dabei vorgekommen seyn mögen, und ob der Bauer, welcher die Leibeigenschaft mit der kriegerischen Strenge vertauscht, dabei für sich selbst viel gewonnen hat. Mit einem Worte, die Wage schwankt noch, und obgleich der jezige Kaiser das Bestehende mit großer Sorgfalt erhält, so scheinen doch eben diese leztern Rücksichten den frühern Eifer für Vollendung dieses Systems etwas gemäßigt zu haben. Er selbst und sein erster Generaladjudant sind übrigens die Chefs dieser ganzen, so sehr gefürchteten Einrichtung, welche auch wohl so leicht keine Nachahmer finden wird und auch nicht wohl finden kann.

Paris, August.

(Fortsezung.)

Delavigne. Neue Vaudevilles.

Andere Nationalgesänge entstehen im Uebermaß. Die parisienne von C. Delavigne ist ein ziemlich mattes Machwerk; einer der besten Verse:

> Sous le canon voyez éclore
> Ces vieux généreux de vingt ans,

ist nicht frei von akademischer Antithese. Ich fürchte, die schönen Zeiten dieses Dichters sind vorbei. Er hat einmal (1815) das Unglück und die Erniedrigung seines Vaterlandes mit warmem, hinreißend elegischem Tone besungen; jezt sind jüngere, glühendere Sängernaturen nachgewachsen; ich betrüge mich gerne, aber daß die Riesenscenen des verflossenen Monats seine Stimmung nicht höher gehoben, ist von böser Vorbedeutung.

Die Theater beginnen seit einigen Tagen jene weltgeschichtlichen Vorfälle in Vaudevilles zu bringen. Im Odéon wurde gestern Abend zum erstenmal ein solches Gelegenheitsstück (Dix jours après, ou le gentilhomme de la chambre) mit ungemeinem Beifall aufgeführt. Die Fabel ist ziemlich vergriffen, aber auf den gemeinen Grund haben die Verfasser eine Menge höchst drolligter Scenen gebaut. Montags den 26. Juli, als die berühmten Ordonnanzen an das Tageslicht traten, bekam zufällig ein Kammerherr zu St. Cloud Anfälle von Podagra; unfähig seine Stelle zu versehen, läßt er sich nach Paris in seine Wohnung bringen; man hatte den Arzt herbeigerufen; er verordnete einen schmerzstillenden Trank; in der Verwirrung aber, welche schon das Haus ergriffen, gab man dem Kranken eine starke Dosis Opium; erst zehn Tage nachher kommt er aus einem Zustand von Erschlaffung und Bewußtlosigkeit zu sich selber. Es ergibt sich von selbst, wie sein Erstaunen bei jedem neuen Gegenstand, der ihm unerwartet zu Gesichte kommt, gesteigert werden muß. Zuerst hört er seinen Bedienten auf der Geige die Marseillaise spielen. In großer Hast ruft er ihn herbei. „Bruneau! Bruneau! qu'est-ce cela?" Der arme Teufel fürchtet sich, seinem Herrn die Wahrheit zu sagen. „Es ist die charmante Gabrielle." — „Wie! mir schien es ganz was anders." — „Um Vergebung, gnädiger Hr. Marquis, es ist die charmante Gabrielle, mit einigen Variationen." Darauf erblickt der gnädige Herr die Büste des verwiesenen Königs nicht mehr. „Wo habt ihr sie hingethan?" — „Mein Herr, seit einiger Zeit neigte sie sich zu sehr auf die rechte Seite, und ist endlich heruntergestürzt." — „Nun, konntet ihr sie nicht wieder an Ort und Stelle bringen?" — „O nein, denn die Nase ist im Fall zerbrochen: il n'est plus présentable!" Das Gelächter war ganz unbändig; denn nirgends wird wohl die gefallene Größe unmilder behandelt, als in Frankreich. Die komischen Scenen werden immer höher gesteigert. Der Marquis meint, es sey eine Verschwörung in seinem Hause angezettelt; er will nach St. Cloud, will ihre Exzellenzen, die Minister, benachrichtigen; da kommt ein liberaler Bierbrauer und begehrt für seinen Sohn, einen Zögling der polytechnischen Schule, die Hand der Nichte des Marquis. Der alte Herr glaubt bestimmt, er sey ein Narr, besonders da er ihm von Revolution, von dreifarbiger Fahne, von wiederhergestellten Rechten, als von weltbekannten Dingen spricht. Mittlerweile erscheint der Arzt, und in wenig Worten erfährt der Kranke, daß der Bierbrauer doch nicht ins Narrenhaus gehöre. Nun ergreift ihn aber ein panischer Schrecken. Die Königsfamilie gestürzt! 93 mit all seinen Schrecknissen vor der Thüre! Er will auswandern; cela nous a déjà réussi une fois! ruft er aus, und singt:

> Noble France, qui regrettes
> Ce nouvel éloignement,
> Je te laisse quelques dettes,
> C'est mon seul bien à présent.
> Admire mon dévouement,
> Puis qu'il ne soit point stérile,
> Tu vois ce qu'il me coûte;
> Je connais ton équité!
> Je reviendrai, sois tranquille,
> Pour toucher l'indemnité!

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 90.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 212.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 4. September 1830.

Dies Priesterkleid und mein Gemüth für Gott
Nenn' ich allein jezt mein.

Shakespeare.
Heinrich VIII.

Die Aufhebung Pius VII. aus dem Quirinal durch die französische Regierung, am 6ten Juli 1809.

(Fortsetzung.)

Meine Mannschaft betrat mit mir das Zimmer; die Anwesenheit des heiligen Vaters, seines hohen Kollegiums und der heilige Ort geboten Achtung und Anstand; ich wandte mich daher um, gab Befehl, daß die Mannschaft in den Thronsaal zurückgeführt, daselbst aufgestellt und Patrouillen von ihr abgeschickt würden, um die Ordnung im Pallast aufrecht zu erhalten. In der größten Verlegenheit, wie ich es anzufangen habe, um weder den Erfolg der Sache zu gefährden, noch den Gouverneur und mich einer Verantwortung auszusetzen, benuzte ich die rückgängige Bewegung meiner Leute und schickte eilends den Gendarmerie-Quartiermeister Cardini zum Generalgouverneur mit der Meldung: ich befinde mich dem Pabste gegenüber, habe aber zum Kardinal Pacca, den ich nicht kenne, noch nicht gelangen können, und erwarte Befehl. Ich hieß meine Mannschaft ihre Bewegungen immer noch fortsetzen, ließ aber nur wenige Offiziere bei ihr; die andern, so wie die Gendarmerieunteroffiziere, ließ ich mir zur Seite treten; sie kamen sehr höflich herein, mit dem Hute in der Hand; jeder verbeugte sich vor dem Pabste und stellte sich dann in die Doppelreihe, die sich von der Thüre nach innen bildete. Dies alles währte etwa fünf Minuten, da kam der Quartiermeister Cardini und meldete mir leise den Befehl des Gouverneurs: den Pabst sammt dem Kardinal Pacca zu verhaften und sie sogleich aus Rom zu führen; so streng mir auch dieser Befehl schien, ich mußte gehorchen.

Ich trat achtungsvoll, in einer Hand den Hut, die andere auf der Brust, dem heiligen Vater ein Paar Schritte näher, verbeugte mich und sagte zu Sr. Heiligkeit: „so weh es mir thue, einen so traurigen, harten Befehl vollziehen zu müssen, so streng verpflichten mich mein Eid und heilige Pflichten dazu.“ Bei diesen Worten erhebt sich der Pabst, sieht mich an und spricht mit der herzergreifenden Würde, die ihm eigen ist: „Warum stören Sie zu dieser Stunde meine und meines Hauses Ruhe? Was wollen Sie?“ Ich antwortete: „Heiligster Vater, ich bin hier, um im Namen der Regierung Ew. Heiligkeit nochmals aufzufordern, amtlich Ihrer zeitlichen Oberherrlichkeit zu entsagen.“ Der Pabst schlug ohne Zeichen von Ueberraschung die Augen auf und sprach mit aufgehobener Hand: „Was ich immer gethan, so habe ich zuvor gebetet, daß der heilige Geist mich erleuchten möge, und eher ließe ich mich in Stücke reißen, als daß ich widerriefe.“ Ich beschwor Se. Heiligkeit, einen aufmerksamen Blick nach außen zu werfen: überall werde sie Verwirrung, überall das Blut ihrer Kinder fließen sehen; ich bemerkte ferner, ich sey überzeugt, daß Se. Heiligkeit den Schrecken eines Aufruhrs zuvorzukommen wünsche, dessen unausbleibliche Folge ein Blutbad seyn würde. Se. Heiligkeit erwiederte mir: sie mißbillige Alles, wodurch die öffentliche Ordnung gestört und Menschenblut vergossen

werden könnte; sie sey unschuldig an den Dingen, die sie hören müsse und tief betrübt darüber, sie rufe des Allmächtigen Beistand zu Wiederherstellung der Ordnung in der Hauptstadt und dem Staate an. Der heilige Vater fuhr fort, er sey weit entfernt gewesen, sich solcher Mißhandlungen, solcher Geringschätzung und Undankbarkeit von Seiten des Oberhauptes einer liebenswürdigen Nation zu gewärtigen, dem er so starke Beweise seiner besondern Zuneigung gegeben habe." Ich erwiederte: fortwährend verehren wir Se. Heiligkeit als unsern geistlichen Oberherrn, als das Oberhaupt der katholisch-apostolisch römischen Kirche; so spreche das Gesetz, dieß sey der Wunsch und der Befehl unseres Souveräns; die Religion, die Furcht und die Liebe Gottes und die Liebe zum Nebenmenschen seyen in unser Herz geschrieben. Der heilige Vater antwortete: „Uebrigens vergebe ich ihm und Allen."

Da der heilige Vater nicht zu vermögen war, der zeitlichen Herrschaft zu entsagen, und überdieß die mir gesetzte Zeit fast abgelaufen war, sah ich mich genöthigt, Sr. Heiligkeit zu erklären, ich habe Befehle, die mich in die schmerzliche Nothwendigkeit versetzen, ihn aus Rom zu führen. Der Pabst erwiederte: „Weil dem so ist, so gebe ich der Gewalt nach; Sie werden aber doch mir und den Personen, die mich begleiten sollen, zwei Stunden zugestehen, um unsere Vorkehrungen zur Reise zu treffen?" Ich antwortete, nach meinen Instruktionen habe ich dazu keine Vollmacht; wolle mir aber Se. Heiligkeit das Verzeichniß der Personen geben, welche sie mitzunehmen wünsche, so werde ich dieselbe dem Generalgouverneur zustellen und ihn um Befehl bitten lassen. Der Pabst, der stand, setzte sich nun wieder an seinen Schreibtisch, schrieb eigenhändig die Liste und erwies mir die Ehre, sie mir zuzustellen; auf der Stelle rief ich den Gendsdarmerieoffizier Desilippi und gab ihm vor dem Pabst und allen Anwesenden die Liste mit dem Auftrag, sie Sr. Excellenz dem General Grafen Miollis zu bringen, ihm den Wunsch des Pabstes mitzutheilen und mir seine Befehle zurückzubringen. Es währte keine zehn Minuten und ich war noch zur Seite Sr. Heiligkeit, da kam der Offizier zurück und brachte laut die Antwort, welche ich vom Quartiermeister Cardini bereits leise erhalten hatte; hier ist sie Wort für Wort: „Se. Excellenz der Generalgouverneur befiehlt, daß der Pabst und der Kardinal Pacca unverzüglich mit General Radet abreisen; die andern Personen kommen nach." Ich verbeugte mich vor dem heiligen Vater; ohne ein Wort zu sagen, stand er auf, nahm das Buch, das auf seinem Schreibtisch lag, und stieg die Stufe herab. Der Pabst war leidend, ich trat vor und reichte ihm den Arm; ich fragte Se. Heiligkeit, ob der Kardinal Pacca zugegen sey, sie antwortete ja; da winkte ich einem Offizier und hieß ihn Se. Eminenz bitten, sich sogleich zur Abreise zu rüsten; darauf ging der Kardinal, im einfachen Leibrock, mit dem Offizier durch das Zimmer des Pabstes, um sich in dem seinigen, das blos durch einen Verschlag davon getrennt war, auzukleiden. Ich führte Se. Heiligkeit unter dem Arm in das anstoßende Zimmer; unter der Thüre mußte ich meinen Arm zurückziehen, um den Pabst ungehindert durchgehen zu lassen; da kam zufällig seine Hand in die meinige zu liegen, und hingerissen vom Gefühle der Verehrung, das mich durchdrang, küßte ich andächtig diese heilige Hand und den Fischerring daran.

Ich war ganz allein beim Pabste; diesen Umstand benützend, erbot ich mich gegen Se. Heiligkeit, mich zu entfernen, damit er ungestört, wem er wolle, seine Befehle ertheilen, seine Geheimnisse und die Kostbarkeiten, auf die er Werth legte, anvertrauen könnte. Se. Heiligkeit antwortete: „Wenn man nicht mehr am Leben hängt, hängt man auch nicht mehr an den Gütern dieser Welt." Erschöpft setzte sich der heilige Vater auf einen Stuhl oben an seinem Bette, das weder Himmel noch Vorhänge hatte, und ich ging in das Zimmer zurück, aus dem ich herkam.

(Der Beschluß folgt.)

Das Brautfest in Venedig.

(Fortsetzung.)

Ohne auch nur aufzusehen, entließ der Doge den Jüngling bei diesen Worten mit einer leichten Bewegung der Hand. In der Seele des jungen Venetianers kämpften Haß und Liebe zugleich, doch bald vereinigte sie gemeinsamer Vortheil zu einem Bunde. „Es ist Sünde an der Asche meines Vaters," sagte er beim Nachhausegehen zu sich selbst, „daß ich die Tochter seines Todfeindes liebe. Aber wie? wäre es nicht zugleich die empfindlichste Rache an diesem Candiani, wenn es mir gelänge, ihre Gunst zu erhalten und sie zur Flucht aus dem väterlichen Hause zu bereden? Das Unternehmen gegen Venedig geht dabei doch immer seinen Gang. Auch ist sie ja schuldlos an dem Unrecht ihres Vaters." Mit solchen Gedanken suchte er sein mahnendes kindliches Gefühl zu beschwichtigen. Einige Tage gingen vorüber, ohne daß er von dem Thürsteher Olivio Nachricht erhalten hätte; jede Stunde vermehrte seine Leidenschaft und seine Unruhe. Endlich am vierten Morgen in der Frühe trat Olivio in sein Zimmer. „Wenn Ihr Fräulein Ermengard zu sprechen wünscht, so kann es heute geschehen," sagte er. „Wann, wie, wo?" fragte Flaminio, und sein ganzes Wesen schien in Feuer und Flammen aufgehen zu wollen. „In Venedig muß man leise sprechen, leise gehen und sogar leise beten," versetzte Olivio. „Heftige Leidenschaft ist ein Fenster, durch welches man tief in die Geheimnisse der Brust hineinschauen kann." — „Nun," rief Flaminio, „ich will mich mäßigen."

„Mäßigung ist eine löbliche und nützliche Tugend," entgegnete der Diener, „und ich kenne nur eine Tugend, welche jener nachgehen und die Schleppe tragen muß." — „Diese heißt?" — „Großmuth," erwiederte Olivio mit seinem widerwärtigen Lächeln. Flaminio drückte ihm einige Goldstücke in die Hand. „Meine Gebieterin," fuhr jener fort, indem er seinen Mund so nahe an das Ohr des Jünglings brachte als möglich, „meine Gebieterin geht heute um zehn Uhr in die St. Annenkirche zur Messe, wohin die alte Aja und ich sie begleiten." — „Weiter, weiter!" — „Hört nur. Nach der Messe theilt die Signora vor der Kirche Allmosen aus. Da müßt Ihr Euch nun unter die Krüppel und Taugenichtse mischen, um zu einem kleinen Gespräch mit ihr zu gelangen."

Flaminio schüttelte den Kopf. Olivio fuhr fort, ohne darauf zu achten: „Die Aja wird Euch nicht im Wege stehen, denn während meine Herrin ihre milde Hand öffnet, kniet die Alte noch einmal auf den Stufen der Kirche nieder und richtet ihr Gebet an die Heiligen, welche an der Thüre geschnizt sind, denn sie vernachlässigt keinen, der im Himmel etwas gilt." — „Wozu soll das führen?" fragte der Jüngling. Olivio machte eine Bewegung mit der Hand, um anzudeuten, man müsse einen Schritt nach dem andern thun. Flaminio wurde nachdenkend. „Ich muß gehen," sagte der Diener, „entschließt Euch ohne Grübeln. In der Liebe wie im Kriege fängt man mit einer Erklärung an."

„Der Schurke hat nicht so ganz unrecht," murmelte der Jüngling, nachdem Olivio sich entfernt hatte; „erst muß sie meine Neigung kennen, bevor ich erfahren kann, was für mich zu hoffen ist."

Zur bestimmten Stunde fand sich Flaminio bei der St. Annenkirche ein. Sein Anzug war ärmlich, aber nett und rein; um jedoch den Schein der Dürftigkeit zu haben, stüzte er den Arm auf eine Krücke. Olivio kam zuerst aus der Kirche. „Beim Löwen des heiligen Markus," rief er, „das Bettelvolk brütet sich in den Lagunen aus, wie Frösche. Jeder Tag bringt neues Ungeziefer. Weg, ihr junges Pack, dem Alter gebührt der Vortritt." Dies sagend, drückte er die Jüngern in den Hintergrund und flüsterte Flaminio zu: „Tretet zulezt vor." In diesem Augenblick erschien Ermengard. Der Schleier verhüllte ihr Gesicht bis an den Mund, aber die herrliche Zeichnung des Kopfes, die frische blühende Haut und das schwarze leuchtende Auge waren durch die leichte Hülle sichtbar. Die Armen entfernten sich, einer um den andern, so wie sie ihre Gaben empfangen hatten, und nur ein Paar Kinder hoben noch die Händchen zur schönen Geberin empor, als Flaminio sich ihr näherte. Sie reichte ihm ein Silberstück. „Ich bedarf keines Geldes," sagte Flaminio, „keine Schätze der Erde können mir Glück bringen, nur ein gutes Wort aus Eurem Munde, schönes Fräulein, entscheidet, ob ich leben oder sterben soll." — „Wer seyd Ihr, was verlangt Ihr?" — Als Ermengard bei diesen Worten einen Blick auf den vermeinten Bettler warf, erkannte sie in ihm den jungen Mann, den sie in den Zimmern ihres Vaters gesehen und der ihm das Leben gerettet hatte. Sie zitterte und hatte Mühe, sich aufrecht zu halten. „Mein Stern wollte," fuhr Flaminio fort, „daß ich Euch sehen mußte, um die Lösung meines Schicksals zu finden. Ich bin von edler Geburt, ich liebe Euch mit einer Liebe, die der Tod nicht bezwingen kann; sprecht, ob ich Euch wiedersehen oder hoffnungslos in mein Grab gehen soll?" — „Nächsten Mittwoch findet Ihr mich wieder hier," stotterte Ermengard in einer Verwirrung, die ihr beinahe die Sprache raubte. Schnell zog sie jezt den Schleier tiefer herab und kniete neben die alte Aufseherin hin, welche mit ausgespannten Armen auf den Kirchenstufen ihr Gebet verrichtete. Olivio, der sich während dieses Auftritts damit beschäftigt hatte, den steinernen Bildern an der Kirchthüre nach der Reihe die Füße zu küssen, zog sich jezt wieder auf die unterste Stufe zurück und machte unbemerkt gegen Flaminio ein Zeichen, wodurch er ihm Behutsamkeit empfahl. Der Jüngling entfernte sich langsam.

Zwischen dem heutigen und nächsten Mittwoch lagen sechs lange, qualvolle Tage für den Liebenden. Zwar hatten seine Worte die Jungfrau nicht beleidigt, sie wollte sogar ihn wiedersehen; aber das konnte unbedachte Aeußerung in der augenblicklichen Verwirrung seyn. So schwankte er zwischen Furcht und Hoffnung, und wenn jene finstere Nacht um ihn verbreitete, trat diese freundlich zu ihm, vom Schimmer der Morgenröthe umflossen.

Endlich näherte sich der ersehnte Tag. Am Vorabend kam Olivio, ihm anzukündigen, daß die Gebieterin gewiß erscheinen werde. „Ich weiß nicht," sagte er unter andern, „wie es kommt, daß ich in mir eine so innige Zuneigung zu Euch verspüre, als ob Ihr mein leiblicher Bruder wäret. Ich wage freilich nicht wenig." — Flaminio merkte wohl, worauf es abgesehen sey, und gab ihm abermals einige Goldstücke. Des andern Tags fand er sich zur bestimmten Zeit bei der Kirche ein. Ermengard theilte, wie das vorige Mal, ihre Spende aus, und Flaminio näherte sich zulezt. „Geht diesen Nachmittag zu meiner Amme," flüsterte sie mit bebender Stimme, „sie wird Euch mehr sagen. Nachdem sie ihm noch den Namen und die Wohnung der Frau bezeichnet hatte, verließ sie ihn schnell und in heftiger Bewegung.

Flaminio verfehlte nicht, Ermengards Amme aufzusuchen. Frau Marina, so hieß sie, saß in einem kleinen, dunkeln Stübchen, auf einem alten gepolsterten Stuhl und betete ihren Rosenkranz, als der Jüngling in ihre Thüre trat. „Ich komme —" hob er an; die Alte schnitt jedoch den Faden seiner Rede augenblicklich ab, indem sie ihm mit der

dürren Hand bedeutete, sie wolle vorerst ihr Gebet zu Ende bringen. Dieß dauerte noch einige Minuten, und Flaminio hatte inzwischen Zeit, sich im Gemach umzusehen. Es stellte ein Bild verfallenden Wohlstandes dar, der Tisch, die Stühle und ein Schrank, welche das Hausgeräth ausmachten, trugen noch Spuren ehemaliger Zierlichkeit. In einer Nische stand eine Madonna mit dem Kinde, von einem guten Meister, aber der kararische Marmor war von Staub und Lampenruß geschwärzt.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Beschluß.)

Neue Vaudevilles und Tragödien.

Der Marquis ruft seine Nichte herbei; sie soll sich verkleiden, soll Holzschuhe anlegen und sich auf die gefährliche Reise bereit halten. Er selber schneidet seine ailes de pigeon ab und nimmt die dreifarbige Kokarde. Da erschallt ein wildes Geschrei auf der Straße: Vive, vive la Charte! — Es ist mein Todesurtheil, ruft der Marquis; sie holen mich ab! Nur mit Mühe wird er beruhigt und über den wahren Zustand der Dinge aufgeklärt. Eine Nationalgardenscene auf öffentlicher Straße schließt. Sehr ergötzliche Couplets sind in das Ganze eingestreut. So singt z. B. der Marquis, nachdem er aus seinem zehntägigen Schlafe erwacht ist, einen Traum erzählend:

Pourquoi me réveiller?
Ah le beau rêve,
S'il s'achève!
Pourquoi me réveiller?
Je voudrais encor sommeiller.

Plus de ces vils impôts
Qui vexaient la noblesse,
Plus de ces longs journaux
Qui troublaient son repos.
Nous n'étions plus égaux
Sous la loi qui nous blesse,
Nous avions nos créneaux
Et nos droits féodaux.

Tout noble sans argent
Allait à la pairie,
Et sa femme à l'instant
Obtenait le pliant. *)
Nos cadets en naissant
Avoient une abbaye,
Nos ainés, en tettant
Avaient un regiment etc.

Vizentini, in der Rolle eines verwundeten Vorstädters, ist eine rein komische Figur, ohne Uebertreibung; etwas mehr Karrikatur ist Féville als Marquis. Der Gesang der meisten Schauspieler war erbärmlich; singen ist aber im Odeon ihre Pflicht keineswegs, und man nahm vorlieb. Das Beifallklatschen war so unmäßig, daß der Saal zu erzittern schien. Guillaume Tell, von Pichat, der denselben Abend aufgeführt wurde, besteht aus einem Wirrwarr von Schillerschen Scenen, ohne Plan auseinander gehäuft und durcheinander geworfen, daß einem Hören und Sehen vergeht. Der Autor, er ist todt und Gott habe ihn selig, hat es besser machen wollen, als Schiller. Hätte man es darauf angelegt, ein Meisterstück zu zersetzen, es hätte fürwahr nicht besser gelingen können. Ich war entrüstet; mehrere Franzosen, die neben mir saßen und mit der deutschen Literatur bekannt sind, theilten meinen Eindruck. Nichts mehr davon. Im Théâtre français wird ein Junius Brutus von Andrieux mit Nächstem erscheinen. Seit zwanzig Jahren hält die Censur die Tragödie in ihrem Carton zurück. Ich fürchte, das allein möchte das Verdienst des Stückes ausmachen. Andrieux ist ein höchst witziger, eleganter, netter Dichter, hat aber keinen tragischen Funken in seinem ganzen Wesen. Sollte ich mich irren, nun, ein Widerruf kostet nicht viel. Nach Brutus soll „der Neger" auf den Brettern erscheinen. Auch diesen hält die Censur seit zwei Jahren eingekerkert. Nächstens mehr von diesem merkwürdigen Drama und seinem bis jezt wenig bekannten Verfasser.

Sph.

*) Das Recht, am Hofe zu sitzen.

Räthsel.

Ein launisches Weib bin ich, wie sie ja sind,
Bald wild, wie ein Mann, bald sanft, wie ein Kind.
Sie wollen's nicht anders, die Herren, der eine
Verlangt, ich soll lachen, der andre sagt, weine.
Drum macht mich, erröth' ich auch zehnmal darob,
Nicht besser der Tadel, nicht schlechter das Lob.

*

In dunkeler Klause, da koch' ich mein Gift;
Weh! wenn es die Unvorbereiteten trifft;
Vor meines Sohnes und meinem Namen
Fuhr mancher beherztere Krieger zusammen;
Und zieh' ich die herrischen Hosen gar an,
So fliehe! denn sonst ist um dich es gethan.

*

Den Reiter von seinem geschwinden Roß
Werf' ich im Zorne mit Einem Stoß;
Zertrümmere den Frechen, der's wagt, mir zu stehen.
Den schwirrenden Pfeil hemmt kein klägliches Flehen;
Wohl hat man mit Stangen mich glücklich bekämpft,
Doch nie in die Länge den Zorn mir gedämpft.

*

Oft reut mich die Bosheit, dann wein' ich so sehr,
Daß naß wird von Thränen mein Lager umher,
Und gut seyn will ich, und bin es wieder,
Dann preisen mich tausend der freudigsten Lieder,
Und was ich verdorben im zornigen Muth,
Das mach' ich, so viel es noch möglich ist, gut.

*

Dann schmückt mich ein festliches, blaues Gewand,
Dann zaubert ein strahlender Diamant
Aus meinen Thränen Smaragde, Saphire,
Rubinen, und reiht sie zum Gürtel an Schnüre,
Und stickt mir im Abend- und Morgentraum
Das Gewand mit goldnem und purpurnem Saum.

*

Und leg' ich das Festkleid in seinen Schrein,
So hüll' ich in dunkeln Talar mich ein,
Besezt mit unzähligen, großen und kleinen,
Kunstreich gereiheten Edelsteinen,
Und seine silberne Spange glänzt,
Wie Nektar, von Hebe den Göttern kredenzt.

J. G. M.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 213.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 6. September 1830.

Seht, welch ein Fluch auf Eurem Hasse ruht,
Daß Eure Freuden Liebe tödten muß!

Shakespeare.
Romeo und Julia.

Das Brautfest in Venedig.

(Beschluß.)

Am meisten zog die Aufmerksamkeit des Jünglings ein Pergament auf sich, welches an der Wand hing und mit allerlei seltsamen Figuren und Charakteren bemalt war. Er betrachtete es mit Verwunderung, bis die Alte, welche jezt das lezte Ave an ihrem Rosenkranze hergesagt hatte, ihm mit heiserer Stimme zurief: „Sezt Euch hier neben mich, das Ding dort versteht Ihr doch nicht. Mein liebes Kind Ermengard war diesen Morgen bei mir, sie besucht mich manchmal. Von allen Menschen auf der Welt hab' ich Abschied genommen, weil ich bald meine große Reise antrete, nur meinem Kinde, meiner Ermengard kann ich nicht Lebewohl sagen. Es ist mir, als müsse sie mich begleiten. Verständet Ihr die Zeichen dort auf dem Pergament zusammen zu setzen, so würdet Ihr auch verstehen, was ich sage. Ihr wollt meine Ermengard heirathen?" — „Ob ich will?" rief Flaminio, doch die Alte unterbrach ihn auf der Stelle: „Sie war diesen Morgen bei mir und weinte helle, bittere Thränen. Der Doge meint es gut mit ihr, wenn er nur nicht ihr Vater wäre. Ihr seyd ein Orseoli und freilich von einem alten Geschlecht." — „Ich bin kein Orseoli, sondern ein Fremder, mein Name ist Flaminio da Ponte." — „Da Ponte?" fragte Marina. „Mir deucht, sie habe von Euch gesprochen, von einem da Ponte, der dem Dogen das Leben gerettet. Ich glaube, sie hat Euern Namen aus Dankbarkeit in ihrem Herzen aufgeschrieben."

Flaminio wollte etwas sagen, doch die Alte ließ ihn nicht zu Wort kommen. „Wenn Ihr fremd seyd in dieser schönen, großen Stadt, so wißt Ihr wohl nichts vom Feste der Bräute im Dom zu St. Peter? Es sind jezt noch vier Wochen bis Mariä Lichtmeß, da könnt Ihr den Zug sehen. Meine Ermengard wird auch dabei seyn, mit einem Kranz von weißen Rosen im schwarzen Haar; das bedeutet eine Braut des Himmels, und die Himmelsbräute haben ihr Hochzeitbett im Sarge." Flaminio merkte wohl, daß es im Kopfe der Alten etwas bunt durcheinander lief, doch war auch wieder ein dunkler Sinn in ihrer Rede, der ihn ängstigte. Er wollte es versuchen, ihre Gedanken auf einen bestimmten Gegenstand zu heften, und fragte: „Ermengard hat also von mir gesprochen?" — „Ei freilich, wenn Ihr da Ponte seyd. Sie würde Euch ohne Zweifel gern am Tage vor Mariä Lichtmeß im Dom zu Castello finden; aber dort steht schon der finstere Orseoli und wartet." Jezt fiel es wie ein Wetterstrahl in die Seele des Jünglings. „Hat vielleicht der Doge seine Tochter dem Orseoli zugesagt?" — „Ei freilich. Darum hat das gute Kind diesen Morgen helle, bittere Thränen in meinen Schooß geweint." Flaminio sprang auf, bleich und zitternd. „Kommt," sagte die Alte, „ich will Euch das Horoscop stellen. Dort auf jenem Pergament steht's geschrieben." Sie nahm ihren Stab, der ihr zur Seite stand, und schleppte sich zu dem Pergament hin. „Mein Gott," rief sie, „meine Augen sind fast erloschen, aber das Licht geht, wenn die Nacht im Anzuge ist."

Flaminio hörte nichts von den Worten der Alten. Nachdem er aus der ersten Betäubung zu sich gekommen, ergriff er ihre Hand. „Lebt wohl, Frau Marina! Sagt der schönen Ermengard, daß ich nie ein anderes Weib lieben werde."

Mit diesen Worten stürzte er aus der Thüre. Noch an demselben Tage vernahm er von mehreren Personen die Nachricht, der Doge habe dem jungen Orseoli die Hand seiner Tochter zugesagt. Schnell fuhr ihm jezt ein Gedanke durch die Seele, und er säumte keinen Augenblick, sich zur Ausführung anzuschicken.

In Venedig war es seit undenklichen Jahren Sitte der Vornehmen, sich an einem bestimmten Tage in der Kathedrale zum heiligen Petrus in Castello trauen zu lassen. Dieß geschah am Tage vor Lichtmeß; im feierlichen Zuge gingen beim frühen Morgen die Bräute, begleitet von ihren Verwandten, dahin, und jede trug in einem Kästchen ihren Schmuck und ihre Aussteuer. In einem zweiten Zuge folgten die Bräutigame. Der Bischof hielt in der Kirche eine Rede und verrichtete die priesterliche Einsegnung. Auf dieses Brautfest baute Flaminio seinen Entwurf. Er begab sich eiligst nach Narenta und theilte den Plan seinem väterlichen Freunde Coloprini mit, ohne jedoch des Vorfalls mit Candiani und der Liebe zur schönen Ermengard zu erwähnen. Coloprini billigte den Anschlag und traf in der Stille die nöthigen Vorkehrungen. Da ihn eine alte, wiederaufgebrochene Wunde verhinderte, das Unternehmen selbst zu leiten, so übertrug er den Befehl dem Andreas Pola, einem versuchten Seemann, der jedoch mehr Tapferkeit als Klugheit besaß. Um übrigens dem Verdachte vorzubeugen, welchen das plötzliche Verschwinden Flaminios bei dem argwöhnischen Dogen erwecken konnte, mußte dieser sogleich wieder nach Venedig zurückkehren.

Die zu dem Ueberfalle bestimmten Barken liefen einzeln aus und sammelten sich am Vorabend des Festes in den Gewässern von Venedig, wo sie sich leicht verbergen konnten. Sie waren mit den verwegensten Narentanern bemannt; die meisten hatte der reiche Gewinn zur Theilnahme vermocht, andere die Kühnheit und der Glanz des Unternehmens selbst.

Der Tag vor Mariä Lichtmeß stieg dießmal trüb und unfreundlich herauf. Flaminio säumte nicht, sich zeitig in der festlich geschmückten Kirche einzufinden. Er hatte sich in einen Mantel gehüllt und mit einem Dolche bewaffnet. Nahe dem Hochaltare lehnte er sich an ein Grabmahl; der Doge hatte es seinem Vater an dieser Stelle errichten lassen, und der Jüngling wurde von unwillkührlichem Schauer ergriffen, als er zufällig die Blicke darauf heftete und den Namen Pietro Candiani las. In diesem Augenblicke ertönte das Geläute der Glocken und verkündigte den herannahenden Zug. Bald öffneten sich die Thore, und herein trat zuerst die Reihe der Bräute, jede tief verschleiert, das Haupt mit einem Kranze von weißen Rosen geschmückt und von zwei Gespielinnen begleitet. Sie stellten sich zur rechten Seite des Chors, während ihre Verlobten, welche den zweiten Zug bildeten, ihren Platz auf der linken Seite nahmen. Ermengard war die vorderste in der Reihe der Frauen. Flaminio erkannte sie augenblicklich an der hohen, schlanken Gestalt und dem goldenen Löwen, der auf ihrem Schleier gestickt war. Jezt kam der Bischof, von der Geistlichkeit umgeben, aus der Sakristei, bestieg die Stufen des Altars und begann nach einem kurzen Gebet die Anrede. Er hatte kaum einige Minuten lang gesprochen, als man ein Getöse vernahm, wie von einem herannahenden Sturme. Es kam immer näher und plötzlich erhob sich ein wildes Geschrei, die Thüren der Kirche wurden aufgerissen, und herein stürzten dreihundert Narentaner mit hochgeschwungenen Schwertern. Ein Schrei des Schreckens und der Verzweiflung schlug an die Gewölbe des Doms empor, die meisten Bräute suchten Schutz bei ihren Verlobten, einige sanken halb ohnmächtig zu Boden, nur Ermengard stand eine Weile regungslos; als sich aber die Korsaren auf die Bräute stürzten, um sich ihrer Morgengabe und ihrer selbst zu bemächtigen, warf sie ihr Kästchen von sich und wollte hinter das Grabmahl fliehen, an welchem Flaminio wie festgebannt lehnte, aber bei seinem Anblick wurzelten ihre Füße am Boden. Er eilte auf sie zu, und indem er ihr zurief: „Vertrauet mir, Ermengard, ich schwöre, Euch zu schützen," faßte er sie mit den starken Armen, trug sie aus der Kirche und eilte mit ihr den Schiffen zu. Ihm folgten die übrigen Räuber, die zitternden Jungfrauen in ihrer Mitte. Von den anwesenden Jünglingen und Männern hatte keiner an Widerstand gedacht, da sie ohne Waffen waren; manche hatten schnell die Flucht ergriffen und waren nach Venedig zurückgelaufen, wo sich die Nachricht von dem Ueberfalle mit Blitzesschnelle verbreitete. Candiani, mehr von Wuth über die Schmach, welche der Republik widerfahren, als vom Schmerz über die verlorne Tochter ergriffen, traf auf der Stelle Anstalten zur Verfolgung der Korsaren. Aber noch bevor er die Venetianer unter die Waffen rief, kamen die Künstler und Handwerker aus der Pfarre Santa Maria der Schönen in zahlreichen Haufen und aufs Beste bewaffnet, und verlangten vom Dogen, gegen die Feinde geführt zu werden. Alle tauglichen Schiffe wurden eiligst mit wehrhaften Männern besezt, und Candiani übernahm selbst den Oberbefehl.

Die Korsaren erreichten unterdessen mit ihren Barken ungehindert die Kanäle von Caorle. Unterwegs entspann sich unter ihnen ein Zwist über die Beute, und Andreas von Pola, ihr Anführer, machte den Vorschlag, zu halten und Gold und Kostbarkeiten auf der Stelle zu theilen. Die Bräute aber sollten nach Narenta gebracht und nur gegen schweres Lösegeld zurückgegeben werden. Die Habsucht der Narentaner war so groß, daß jezt der Gedanke an die gemachte Beute jeden andern verschlang, und sie sogar die

Vorsicht vergaßen, ein Wachtschiff auszustellen. Während aber die wilden Haufen mit der Vertheilung beschäftigt waren, wobei es nicht an stürmischen Auftritten fehlte, saß Flaminio neben Ermengard in einer Ecke seiner Barke, und suchte ihr Beruhigung einzusprechen. „Wie kann ich Euern Worten trauen, da Ihr im Bund mit diesen Räubern seyd?“ fragte sie mit einem Tone, der die Härte des Vorwurfs mildern sollte. „Das verdanke ich dem Schicksal und Eurem Hause,“ antwortete der Jüngling. „Ich bin ein Venetianer, aus dem Geschlechte der Morosini, mein Vater wurde durch Euern Großvater verbannt.“ — „Ein Morosini seyd Ihr?“ — „Ja, mein Vater starb in der Verbannung und ich, den nicht einmal ein Verdacht treffen konnte, irre als Geächteter umher.“ — „Gott,“ seufzte Ermengard und wollte in der ersten Bewegung die Hand des Jünglings fassen, zog aber die ihrige schnell wieder zurück. „Aber was soll aus mir und den übrigen gefangenen Jungfrauen werden?“ fragte sie nach einer Weile, mit zagender Stimme. „Man gibt Euch alle zurück gegen Lösegeld, und dann könnt Ihr noch Orseolis Gattin werden.“ Sie fuhr heftig zusammen. „Ich vertraue Eurer Ehre, bringt mich sicher nach Fiesole.“ — „Nach Fiesole?“ — „Ich habe dort eine Tante,“ fuhr sie fort, „sie ist Vorsteherin im Kloster der heiligen Jungfrau. Gelobt mir, meine Bitte zu erfüllen.“ — „Ich gelobe es bei dem, der die Menschen richtet und bei der Asche meines Vaters,“ rief Flaminio.

Plötzlich wurden sie aus ihrer Unterredung durch ein lautes Geschrei aufgeschreckt; „die Venetianer, die Venetianer,“ tönte es von allen Barken. Wirklich waren auch die Schiffe der Republik schon so nahe, daß an eine Flucht nicht mehr gedacht werden konnte. Alles griff zu den Waffen. Auch Flaminio sprang auf und zog sein Schwert. „Um Gotteswillen, rettet Euch,“ rief Ermengard, „wir sind hier nahe am Ufer, rudert ans Land.“ — „Wenn Ihr mir folgen wollt,“ versetzte der Jüngling. „Ich kann, ich darf nicht!“ — „Gut, so falle ich an Eurer Seite,“ antworte Flaminio.

Die Venetianer waren den Korsaren nicht nur an Schiffen und Mannschaft überlegen, sondern auch in der Kriegskunst. Candiani manövrirte so geschickt, daß sich die Narentaner in kurzer Zeit ganz umzingelt sahen. An ein Entrinnen war nicht mehr zu denken, es galt jezt einen Kampf auf Leben und Tod. Durch einen sonderbaren Zufall stieß die Galeere, auf welcher sich der Doge befand, mit Flaminio's Barke zusammen. Candiani, beherzt und kräftig wie ein Jüngling, erblickte kaum seine Tochter, als er an der Spitze von zwanzig Bewaffneten in das feindliche Fahrzeug sprang. Flaminio umfaßte mit der Linken die zitternde Ermengard, mit der Rechten hielt er das Schwerdt empor. Candiani stuzte, als er den Jüngling erkannte. „Da Ponte!“ rief er. — „Nicht da Ponte, ich bin Morosini, der Sohn des unglücklichen Konstantini, den Ihr gemordet habt.“ Der Doge wich einen Schritt zurück, doch faßte er sich schnell und sagte: „Du hast mein Leben gerettet, ich verbürge Dir das deinige, laß meine Tochter los!“ — „Komm und nimm sie,“ rief Flaminio mit fürchterlichem Lachen. Der Doge drang wüthend auf ihn ein; der Jüngling, mehr besorgt um die Geliebte, als um sich, vertheidigte sich mit unsicherm Arm und erhielt vom Schwerdte seines Gegners eine Wunde in die Brust. Dies geschah in demselben Augenblicke, als er seine Stellung ändern wollte, und verlor darüber das Gleichgewicht. Er taumelte und fiel mit Ermengard, die sein Arm noch immer fest umschlossen hielt, über den Rand der Barke ins Wasser. Dem Dogen gerann das Blut zu Eis; er stand da mit weitgeöffnetem Munde, bleich wie ein Marmorbild, und das Auge heftete sich starr auf die Stelle, wo seine Tochter verschwunden war. Einige seiner Leute sprangen nach, um sie zu retten, aber es war umsonst; nicht einmal die Leichname Ermengards und Flaminios wurden mehr gefunden.

Der stumme Schmerz des Alten ging schnell in die Wuth der Verzweiflung über; er stürzte sich ins Gefecht, welches sich jezt furchtbar erneuerte; alle Korsaren fielen unter den Streichen der Venetianer, und Candiani kehrte am Abend, in traurigem Triumphe, kinderlos nach der Stadt zurück.

Die Aufhebung Pius VII. aus dem Quirinal durch die französische Regierung, am 6ten Juli 1809.

(Beschluß.)

Ich trat wieder zu Sr. Heiligkeit und ließ dem Kardinal Pacca melden, der heilige Vater sey bereit; Se. Eminenz kam hinter mir mit dem Oberst Cosé; der Pabst wartete unser mit einem Buche in der Hand, ich hatte die Ehre, ihm den Arm zu reichen, und nun gingen wir hinab und durch den großen Hof. Unter dem Thorweg am Montecavalloplatze angelangt, blieb der Pabst stehen und segnete Rom. Der größte Theil meines kleinen Trupps, ein Theil der Patrouillen und die Wache vom Pallaste Colonna waren an verschiedenen Orten des Platzes in Schlachtordnung aufgestellt; tiefe Stille herrschte, es war fünf Minuten vor vier Uhr und die Mannschaft empfing den Segen des h. Vaters in tiefer Ehrfurcht. Auch nicht Ein Bürger war auf dem Platz oder an den Fenstern, wenigstens ließ sich keiner blicken; ich wunderte mich darüber, und ich nicht allein. Diese starre militärische Ruhe war sehr sprechend, ja ergreifend, und noch gesteigert wurde dadurch der moralische Eindruck eines Akts, in dem sich ein doppelter Charakter aussprach: Vermessenheit und Verehrung.

Mein Wagen stand da; der Pabst geht darauf zu, der Kardinal Pacca steigt zuerst ein, ich helfe dem Pabst einsteigen, schwinge mich dann auf den Bock und befehle,

während der Quartiermeister Cardini sich neben mich sezt, dem Obrist Costé, den Befehl im Quirinal zu übernehmen und Ordnung darin zu halten, dann dem Kutscher, uns gegen Porta Pia zu durch Porta Salara und längs der Mauern vor die Porta del Popolo zu führen. Wir fuhren ab unter Gensdarmeriebedeckung.

Während man am Thor umspannte, suchte ich den Pabst zu zerstreuen; ich fragte, ob sich Se. Heiligkeit wohl befinde, und ob sie, da sie mit nichts versehen sey, mir die Gnade erweisen wolle, über mich und die Vorräthe, die ich für sie und Se. Eminenz den Kardinal Pacca in Bereitschaft habe, zu verfügen. Der Pabst antwortete: „Ich befinde mich wohl, unser Herr hat weit mehr gelitten.“ Darauf öffnete er seine Dose, es waren aber nur noch zwei Prise Tabak darin; sogleich nahm ich eine Flasche von meinem Vorrath und füllte die Dose; es war meine Schuldigkeit, ihre Erfüllung machte mich glücklich und es schien auch dem heiligen Vater Freude zu machen; er gestand, er habe nicht daran gedacht, das Geringste mitzunehmen; dann zog er ein kleines Geldstück aus der Tasche, hatte die große Güte, es mir auf dem Finger zu zeigen, und sagte: „Dies ist Alles, was ich habe.“ Ich nahm aus der Rocktasche einen Beutel mit Gold und Silber und bot ihn sogleich Sr. Heiligkeit an, mit dem Bemerken, er gehöre mein, und ich bitte unterthänigst, er möchte für seine Bedürfnisse und zum Almosengeben darüber verfügen. Er dankte mir, und erst hinter Radicofani gab er meinen dringenden Bitten nach und nahm etwas davon, um Almosen reichen zu können.

Während dieser Unterhaltung langte ein aus dem Quirinal abgeschickter Offizier mit der Meldung an, die Sbirren seyen über dem Plündern der heiligen Kapelle betroffen und der Schuldigste verhaftet worden. Der Pabst äußerte, ein französischer Soldat würde ein solches Verbrechen nicht begangen haben; das Bewußtseyn seines heiligen Charakters und seine unaussprechliche Güte verließen ihn keinen Augenblick, und er fragte: „ob bei dem Ereigniß Blut vergossen worden sey?“ ich erwiederte: „nicht ein Tropfen;“ „Gott sey gelobt,“ war seine Antwort, und wir fuhren ab.

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Ende August.

Vorträge über Chemie und französische Literatur.

Während des Sommers entvölkern sich unsere gesellschaftlichen Cirkel; das Theater wird wenig besucht und alle jene Anstalten, welche die Unterhaltung der gebildeten Welt bezwecken, stellen einstweilen ihre Thätigkeit ein. Eine Ausnahme davon machte jedoch in den jüngst verwichenen Monaten der physikalische Verein. Hier vernahmen wir mehrere in wissenschaftlicher Hinsicht sehr interessante Vorträge, die der gelehrte Pharmaceut Schweinsberg über das Chlor und dessen wichtigste Verbindungen hielt. Um seine Zuhörer auf den Standpunkt zu führen, von wo aus dieser wichtige Naturkörper, bei den Fortschritten, welche die Wissenschaft in unsern Tagen gemacht hat, betrachtet werden muß, eröffnete derselbe seine Vorlesungen mit einem kurzen Abrisse der Geschichte der Chemie. Bei Darstellung der phlogistischen und antiphlogistischen Ansichten am längsten verweilend, theilte er besonders Stahls und Lavoisiers Erklärungen der chemischen Erscheinungen ausführlich mit. Hiernächst ging S., mit Rücksicht auf den praktischen Zweck seines Vortrags, zur Betrachtung des Kochsalzes und seiner Verbindungen in allen Naturreichen über, wo Salzsäure an Natron gebunden ist. Er bemerkte bei dieser Gelegenheit, daß sich das Kochsalz, als Stein- und als Seesalz, überall verbreitet finde, in Salz- und Mineralquellen, daß es auch in verschiedenen Pflanzen vorkomme, einen Bestandtheil des organischen Körpers bilde, und endlich, daß es höchst wahrscheinlich eine Rolle bei der vulkanischen Thätigkeit spiele. Hiefür spreche z. B. der Ausbruch des Vesuvs im Jahr 1822; der Berg habe nämlich damals eine so starke Salzmasse ausgeworfen, daß viele Bewohner der Umgegend davon für ihren Hausbedarf einsammelten, und damit so lange fortfuhren, bis sie die Aufmerksamkeit der Steuerbeamten erweckten, die nunmehr jene Salzmasse als ein Kronregale in Beschlag nahmen. In Folge der hierauf angestellten Untersuchung aber ergab sich, daß die Masse vorzugsweise Kochsalz, nebst salzsaurem Kali, Glaubersalz, Schwefelsäure, Eisenoxyd, Magnesia, Gips, Kiesel-, Thon- und Kalkerde enthielt. Es kommt ferner, an Ammonium gebunden, die Salzsäure als Salmiak in den Dämpfen vor, die den Kratern entsteigen und sich alsdann theils in der Atmosphäre zerstreuen, theils als Salmiak niederschlagen, wo man sie als Beschlag oder Efflorescenz in den Spalten und Höhlen der Krater findet, wie z. B. in den kraterähnlichen Vertiefungen des brennenden Berges bei Duddweiler (zwischen Saarbrücken und Ottweiler), der durch ein entzündetes Steinkohlenflöz in Thätigkeit ist. Auch Humboldt gibt Nachricht von verschiedenen Quellen in Neuspanien, wo Salzsäure theils ganz rein, theils, wie in dem sogenannten Essigflusse, mit Schwefelsäure verbunden vorkommt. — In der lezten Vorlesung stellte S. das Chlor selber dar und zeigte seine Eigenschaften, namentlich das dadurch bewirkte Zerstören aller Pflanzenfarben, worauf die Schnellbleiche beruht u. s. w. Wir sehen der Fortsezung dieser Vorträge mit desto größerm Vergnügen entgegen, da S. dabei nicht blos ein gründliches Studium des Faches bekundete, sondern auch den Beruf an den Tag legte, durch eigene Forschungen das Gebiet der Wissenschaft zu erweitern.

Wer mit der französischen Literatur nicht unbekannt ist — und welchem Gebildeten dürfte man dies in unsern Tagen gestatten? — der wird auch mit Theilnahme den Wettkampf verfolgt haben, der sich zwischen Romantikern und Klassikern erhoben hat. Aus diesem Gesichtspunkte war ein Cours de littérature française, den in den lezten Monaten zu eröffnen Hr. Peschier aus Genf sich bewogen fand, eine sehr erfreuliche Erscheinung. Ein vielversprechender Ruf war dem Auftreten dieses jungen Gelehrten bei uns vorangegangen; denn schon im verflossenen Winter hatte derselbe zu Berlin Vorlesungen über das Jahrhundert Ludwigs XIV. gehalten, die sich des Beifalls selbst sehr hoher Personen zu erfreuen hatten. Daher fand denn auch hier sein Cours einen zahlreichen Zuspruch von Damen und Herrn des diplomatischen Corps, der Handels- und der gelehrten Welt, ungeachtet der zu literarischen Lucubrationen so wenig geeigneten Jahreszeit und der Abwesenheit eines großen Theils desjenigen Publikums, das sich sonst für dergleichen Dinge am meisten interessirt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 91.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 214.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 7. September 1830.

Zu Pferd, ihr wackern Prinzen! flugs zu Pferd!
Seht nur die hungrige und arme Schaar,
Eu'r schöner Schein saugt ihre Seele weg,
Und läßt von Männern ihnen nur die Hülsen.

Shakespeare.
Heinrich V.

Historische Scenen aus der lezten Woche des Julius 1830.

Mitgetheilt von einer Haushälterin.

Der Charakter der Mäßigung, der die französische Revolution vom Jahr 1830 im Waffenlärm auszeichnete, verläugnet sich auch jezt nicht, da die Literatur sich der außerordentlichen Ereignisse zu bemächtigen beginnt. Nimmt man die Produkte einiger Poeten, welche der heilige Wahnsinn zu weit fortgerissen hat, und die Aufsätze mancher geringerer Journale aus, so stellen die folgenden Skizzen, die wir einem der besten literarischen Journale, der Gazette littéraire, entlehnen, so ziemlich den Typus dar, auf welche Weise die französischen Belletristen den gigantischen Stoff zu leichten Geistesprodukten verarbeiten.

* * *

Mein Herr, der Rath bei dem Pariser königlichen Gerichtshof, ist ein alter Junggeselle. Jeden Sonnabend nach der Sitzung geht er aufs Land und kommt Montag Morgens wieder. Am 26ten Juli schlief ich so sanft, als eine gnädige Frau nur schlafen kann; da hörte ich auf einmal die Glocke ziehen und an die Thüre pochen. So früh kommt der Herr sonst nicht nach Hause und die Leute, die Prozesse haben, pochen nicht so laut. Im Ankleiden besann ich mich hin und her, wer es seyn könne, und war nicht wenig erstaunt, als ich öffnete und sah, daß es der Herr Marquis war. „Nun, Alte,“ sagte er, „ein wenig flinker! Läßt man einen Mann von Stand so warten? führe mich zu Deinem Herrn.“ Eine ganze Zeitlang konnte ich nichts antworten, so verblüfft war ich: der Herr Marquis duzt mich sonst nicht; er hat einen Prozeß, der vor uns auf Appellation liegt, und er beweist mir sonst sogar einige Aufmerksamkeit. Heute war er ganz verändert; er pustete, war ganz roth im Gesicht und unruhig wie Quecksilber. Endlich antwortete ich sehr trocken, der Herr sey auf dem Lande und ich wisse nicht, wann er wiederkomme. — „Gleichviel,“ sagte er, „ich warte auf ihn.“ Er nahm ohne weiteres Besitz vom Salon, zog einen Moniteur heraus und deklamirte laut wie ein Advokat. Ich ließ ihn gehen und machte mich an meine Arbeit; ich hätte aber doch fürs Leben gerne gewußt, was ihn so in aller Frühe herbrachte. Sicher war da ein großes Geheimniß im Spiel, und das mußte ich wissen. Darum nahm ich mir fest vor, an der Thüre zu horchen; war dann von einem Prozeß die Rede, so konnte ich ja gehen. — Endlich kam der Herr; der Marquis nahm sich nicht die Zeit, ihm guten Morgen zu wünschen, und rief: Nun, Lieber, Sie wissen es schon?

Rath. Was denn? nein, ich komme eben vom Lande.

Marquis. Wahrhaftig? Sie wissen es nicht? Nun, rathen Sie.

Rath. Rathen! warum nicht gar! da haben Sie es ja schneller gesagt.

Marquis. Nun denn, ich kann es nicht länger halten; Sie sollen mein Glück theilen; umarmen Sie mich,

lieber Freund; ich weine vor Freuden. Endlich ist die Monarchie gerettet: ein Staatsstreich ist gefallen.

Rath. Wirklich? sicher ist dieß wieder ein falsches Gerücht.

Marquis. Falsches Gerücht? Hier, lesen Sie, da ist der Moniteur! Freund, was ist das für ein schöner Bericht! herrlich! Wie schön beweisen sie, daß Frankreich mit der repräsentativen Monarchie fürder nicht bestehen kann! (liest:) „ein materieller Wohlstand, der in unserer ganzen Geschichte beispiellos ist." Nein, nicht hier; weiter unten, wo sie sagen, je mehr der Zeitungen seyen, desto weniger Publicität gebe es, die öffentlichen Beamten stehen in Mißachtung, die Majorität der Wahlen sey gegen das Ministerium, man müsse auf die Charte zurückkommen und brauche die Kammern nicht; überall beweisen sie ganz vortrefflich, daß das allgemeine Interesse einen Staatsstreich verlange. Und dieser Staatsstreich ist gefallen! (Er geht gestikulirend auf und ab). Ihr 221 Herrn, ihr bildetet euch ein, man werde euch nachgeben, weil Tollköpfe, weil Krämer sich in den Kopf gesezt haben, euch zu wählen! Jezt wollen wir sehen, was für Leute ihr seyd; man wird euch beweisen, daß der König Herr in seinem Hause ist. Es wäre bei meiner Seele doch lustig, wenn ich, ein alter Diener Sr. Majestät, ich, den die Frau Dauphine als Kandidaten zu empfehlen die Gnade gehabt, nicht über einen Krämer oder einen Advokaten Meister würde. Die französische Monarchie muß sich selbst achten, dieß ist sie sich schuldig, der Hof muß die Bürger lehren, daß die rechten Leute rechts sind und die Lumpen links. Nun, Rath, wir rechnen auf Sie; es sind so ein Paar vorlaute Herrn bei eurem Gerichtshof; sehen Sie zu, daß sie die Majorität nicht bekommen.

Rath. O, seyn Sie unbesorgt, die gute Sache wird siegen. Ich stehe Ihnen gut für mich und die Meinigen.

Marquis. Bravo! das ist recht; ich gehe heute nach St. Cloud, da will ich mit Peyronnet wegen Ihrer sprechen. Nicht wahr, eine Präsidentenstelle am Kassationshof wäre Ihnen recht, nicht?

Rath. Gewiß.

Marquis. Sie sollen sie haben, lieber Freund. Die erste Präsidentenstelle am Pariser Parlament biete ich Ihnen nicht an; sie gehört von Rechtswegen Cottu; man ist ihm eine Verbindlichkeit schuldig.

Rath. Ich bin nicht ehrgeizig; ich versichere Sie, wenn ich jenes bekäme, wäre ich höchlich zufrieden. Aber Sie, Herr Marquis, Sie haben Ansprüche zu machen; was werden Sie sich ausbitten?

Marquis. O nicht viel; ich möchte vorerst nur wissen, ob wir eine Art von Pairskammer behalten, da lasse ich mich zum Pair machen; in jedem Fall bitte ich mir von Polignac so ein Lehn, etwa wie Fenestranges, aus.

Rath. Sie glauben, man werde wieder . . .

Marquis. Lehen ertheilen? ganz unzweifelhaft, lieber Freund. Du zwar bekommst keines, denn Du bist ein Rot . . . denn Du bist nicht von Adel; aber mit Deiner Präsidentenstelle, und was sie Dir einträgt, kannst Du zufrieden seyn. Nun, auf Wiedersehen, ich gehe ins Schloß.

Rath. Ihr Prozeß, Herr Marquis . . .

Marquis. O, den brauche ich nicht zu gewinnen; doch es geht in einem hin, die Sache muß abgethan werden; ich rechne darauf, Adieu.

Rath. Unterthänigster Diener, Herr Marquis.

27ten Juli, Abends sieben Uhr.

Marquis (kommt). Lassen Sie für mich decken, Lieber; ich bin heute Ihr Gast.

Rath. Was tausend, Herr Marquis! gar zu viel Ehre für mich. Sie kommen von Hof?

Marquis. Ja, Alles ist außer sich vor Freude; wir waren bei einander ganz wie ehmals, lauter alte Häuser. Der König beweist eine Mäßigung, eine Großmuth.. Er hat den ganzen Morgen gejagt. Beim Nachhausekommen hatte ich die Ehre, ihn zu sprechen; da hatte er die Gnade, zu mir zu sagen: „ein schöner Tag, mein Herr." Er war wirklich äußerst liebenswürdig und herablassend. Umbringen liesse ich mich für einen solchen Herrn.

Rath. Ja, es ist ein ächter Bourbon, ein Muster von Ritterlichkeit. Aber wie, gejagt hat er?

Marquis. Auf Ehre, ganz wie sonst.

Rath. Wissen Sie, was im Kabinetsrath ausgemacht worden ist?

Marquis. Im Kabinetsrath? Ich weiß nicht einmal, ob nur einer war. Wir wollen einmal sehen: ich war beim kleinen Lever, darauf hat der König Messe gehört, dann gefrühstückt, dann ging es auf die Jagd; nachher hatte Monseigneur von Beauvais Audienz; nein, ich glaube nicht, daß Ministerrath war. Von was hätte man auch sprechen sollen? ist jezt nicht alles vorbei? Ich denke, der König wird mit den Ministern nicht mehr arbeiten. Nach fünfzehn langen Revolutionsjahren ist ihm ein wenig Freiheit wohl zu gönnen.

Rath. Gewiß; und die Minister haben dann ganz freie Hand bei ihren Wahlen.

Marquis. Apropos, Peyronnet hat mir versprochen, Alles für Sie zu thun, und er hält mir Wort; wir behalten den Mann, wenn er sich Mühe gibt und sich hält, wie er soll; das muß bei ihm für den Mangel an Geburt gelten. Wie wäre es aber, wenn wir speißten? Ich bin mit dem König auf der Jagd gewesen und habe . . .

Rath. Wann Sie wollen, Herr Marquis. Ich wartete nur auf meinen Neffen, der alle Dienstage kommt.

Marquis. Ach ja, ich erinnere mich seiner. Man muß aus dem jungen Mann etwas machen.

Rath. Wäre mir schon recht, aber unter uns...

Marquis. Nun was?

Rath. Es ist ein junger Brausekopf.

Marquis. Aha! Liebschaften, Spiel, Schulden; nun, was ist denn das?

Rath. Nein, Herr Marquis; Gott sey Dank, es ist ein guter Bursche, dem es nicht an Talent fehlt und der etwas gelernt hat; aber der Zeitgeist spuckt so ein wenig in ihm.

Marquis. Wie? er ist liberal? Nun, Sie kann ich nicht begreifen; solche Sachen muß man nicht leiden, Lieber. Erklären sie ihm rund heraus, er müsse Royalist werden, Sie wollen es. Teufel! zu meiner Zeit waren die jungen Leute wohl lustig, wie das denn nicht anders ist, aber liberal!! Da haben wir es ja, Lieber: was wäre aus uns geworden ohne die Ordonnanzen! Doch Sie sagen mir nichts Neues aus der Stadt. Was spricht man? wie geht es? Alles ist hoch erfreut, nicht?

Rath. Alles — das nun eben nicht. Die Gutdenkenden sehen wohl ein, daß Herr von Polignac die Monarchie gerettet hat, die Liberalen aber speien Feuer und Flamme.

Marquis. Man läßt sie schwatzen; mit Worten werden sie nichts gegen den König ausrichten. Sonst aber ist Paris ruhig?

Rath. Ich bin heute gar nicht ausgegangen. Nun, da ist ja mein Neffe, der kann uns berichten. Guten Tag, Lieber, wie geht es?

Neffe. Alles geht gut, Onkel, Alles geht gut; eben fängt man an das Pflaster aufzureißen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Oberpriesterin Vancathai und Doktor Richardson.

Die neuseeländische Oberpriesterin Vancathai stattete einen Besuch bei uns ab. Es war eine auffallende Gestalt und sie schien etwa 30 Jahre alt zu seyn; ihre Gesichtsfarbe war dunkelbraun, ihre glänzenden Augen pechschwarz, ihre sehr langen schwarzen Haare fielen in zierlichen Ringeln um ihre Schultern; sie trug das seeländische königliche Gewand und ihr ganzes Wesen athmete wilde Majestät. Kaum saß sie, so machte sie die Bemerkung, die Luft sey ziemlich frisch, und fragte, ob wir Rhum an Bord hätten und ob wir sie nicht davon kosten lassen wollten. Ich ließ ihr eine Flasche Branntwein reichen; sie sah sie aufmerksam an, die Farbe gefiel ihr aber nicht, und sie sagte: „Das ist kein Rhum; solchen habe ich noch nie gesehen; gebt mir welchen, wie die Wallfischfänger ihn bringen.“ Ich ließ ihr nun eine Flasche Rhum reichen; sie füllte ein Glas und leerte es auf Einen Zug. Darauf bat sie sich eine Cigarre aus, und nachdem sie ein Paar Rauchwolken von sich geblasen, wurde sie ganz gesprächig. Am meisten fiel ihr ein alter Schiffswundarzt, Namens Richardson, auf. Sie fragte, wer er sey; ich erwiederte, er sey unser Priester und Arzt in Einer Person. Dies gefiel ihr sehr; sie versicherte, auch sie sey Priesterin und auch mit Heilkunde gebe sie sich ab, und fuhr fort: „Will mein Bruder aus Europa mich nicht nach Landessitte begrüßen?“ Dieser Gruß besteht darin, daß man sich gegenseitig verneigt und die Näsenspitzen zusammenbringt. Der galante Doktor war gleich bei der Hand, aber unglücklicherweise ging, als er sich verbeugte, seine Perrücke los und eine breite Glatze kam zum Vorschein. Leicht, und besser, als wenn ich es beschriebe, kann man sich denken, wie gräßlich die Oberpriesterin ob diesem übernatürlichen Gruße erschrak. Sie glaubte nicht anders, als der Doktor habe sich mittelst eines Zaubers die Kopfhaut abgestreift; sie stieß einen furchtbaren Schrei aus, denn zum erstenmal war sie jezt Augenzeuge von den Wirkungen einer Kunst, in die sie selbst eingeweiht seyn wollte. Alle ihre Begleiterinnen kreischten beim Anblick eines solchen Phänomens laut auf und stürzten in einem Rudel ans andere Ende des Verdecks, unter dem Geschrei: Es ist ein Zauberer, ein Hexenmeister!

Während des Tumults fand Doktor Richardson Zeit, seiner Perrücke habhaft zu werden und sie wieder aufzusetzen, zur höchsten Verwunderung einiger jungen Wilden, die den Muth gehabt hatten, einen verstohlenen Blick auf ihn zu werfen. Durch meine Vorstellungen beruhigte ich endlich Vancathai und ihr Gefolge in etwas; sie ließ sich wieder zu ihrem Sitze führen, warf aber immer von Zeit zu Zeit einen zweideutigen Blick auf den armen Doktor, von dem sie nicht zum zweiten Mal bekomplimentirt seyn wollte. Sie fragte mich, ob er sich nicht mittelst Zauberei die Haare so abgenommen habe, und ob es nicht in seiner Macht stehe, sich ebenso den Kopf von den Schultern zu nehmen. Ich sprach ihm dies nicht ganz ab, und meine Antwort stellte den Doktor in ihren Augen sehr hoch. Sie wollte von mir wissen, über wie viele Geister er gebieten könne und ob er seinen Bart ebenso abnehmen könne, wie das Haar. Ich antwortete, die Zahl der Geister könne ich nicht genau angeben, so viel aber sey gewiß, daß sich der Doktor mit der größten Leichtigkeit vom Kopf bis auf die Füße auseinandernehmen könne.

Während wir so schwazten, wollte sich eine junge Neuseeländerin von etwa vierzehn Jahren überzeugen, ob die Fähigkeit, loszugehen, in den Haaren selbst sitze, oder ob es wirklich ein Kunststück sey; sie schlich daher leise herbei, faßte einen Haarbüschel, in dem aber natürliche und Perrückenhaare unter einander waren, und zerrte daran; da nun die Haare nicht nachgaben, ergriff sie eilends die Flucht,

um nicht von dem furchtbaren Zauberer in ein Schwein verwandelt zu werden; denn diese Völker glauben an die Metempsychose. Dieser Vorfall trug nicht wenig dazu bei, sie in ihrem Glauben an die übernatürliche Kraft unsereres Arztes zu bestärken, und gab uns auf Kosten des weiblichen Kasuisten viel zu lachen.

Bei einem zweiten Besuch wurde die Priesterin noch ärger erschreckt als das erste Mal, und zwar durch einen ächten Schiffswitz. Der Zeichner und die Offiziere an Bord vermochten Doktor Richardson, den kahlen Theil seines Hinterhaupts zu einer Malerei herzugeben. Nicht lange, so prangte hinten eine furchtbare Fratze und der Doktor war ein förmlicher Janus. Tags darauf kam Vancathai mit ihrem zahlreichen Gefolge wieder an Bord und bat mich inständig, den Zauberer kommen zu lassen und ihn zu vermögen, daß er sein Haar wieder abnehme, wie gestern; sie habe das Wunder am Lande erzählt und da habe man nicht glauben wollen, daß ein sterblicher Mensch im Besitz einer so übernatürlichen Kunst sey; sie habe die Ungläubigsten mitgebracht, damit sie sich durch den Augenschein vom Wunder überzeugten. Richardson war sogleich erbötig, eine zweite Vorstellung zu geben; er trat vor die Oberpriesterin, neigte sich tief vor ihr, riß sich auf einmal die Perrücke ab, und nun kam, nicht ein kahler Schädel, wie Tags zuvor, sondern ein wahres Medusenhaupt zum Vorschein. Diese magische Erscheinung erfüllte die Oberpriesterin und ihr Gefolge mit Entsetzen; in einem Augenblick war das Hinterkastell leer, der Zauberer blieb allein stehen, und die ungläubigsten Seeländer waren nun vollkommen von seiner Zauberkraft überzeugt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Ende August.

(Fortsetzung.)

Vergleichung des antiken mit dem modernen Theater.

Peschier gehört derjenigen Schule des Globe an, die man in Frankreich die romantische nennt und die, wie man weiß, sehr ausgezeichnete Literatoren in ihren Reihen zählt. Der Raum dieser Blätter gestattet es nicht, eine vollständige Analyse der Vorlesungen zu geben; immerhin aber dürfte ein denselben entlehntes Bruchstück darin eine Stelle finden. Wir wählen dazu die Vergleichung, die P. zwischen dem alten griechischen Theater und dem neuern Theater anstellt, gerade weil seine Ansicht von der unserer ersten deutschen Dramaturgen sehr abweicht, und um zu zeigen, wie sehr sich der Ton der literarischen Kritik in Frankreich seit der Epoche geändert hat, wo Laharpe, Voltaire's Echo, die schneidenden und oft sehr gewagten Urtheile seines Meisters über die Alten, in seinen Augenblicken übler Laune, mit Gewissenhaftigkeit kund machte; denn zu seinem eigenen Ruhme wollen wir gerne glauben, daß er, bei kaltem Blute, nicht immer die nämlichen Ansichten hegte. — Nachdem P. in kurzen Worten die Geschichte der Wandlungen vorgetragen, die in Frankreich der Begriff des Romantism seit der Zeit erfuhr, wo Frau von Staël zuerst sich dieses Ausdrucks bediente, legt er die Prinzipien beider Schulen dar, untersucht genau die Regel der Einheiten, widerlegt siegreich den Einwand der Unwahrscheinlichkeit, den die Klassiker unaufhörlich zur Unterstützung ihrer Thesis vorarschicken, und gelangt so endlich auch zu jenem Argument, das diese für unwiderleglich hatten, nämlich: es hätten sich die alten griechischen Tragiker in diese dramatischen Regeln gefügt, ohne daß ihr genialer Aufschwung dadurch gelähmt worden wäre. „Für den Augenblick zugegeben — sagt P. in dieser Beziehung — was jedoch der Geschichte widerspriche, es hätten sich die Griechen stets dem Gesetze der Einheiten unterworfen, wollen wir untersuchen, ob selbst in dieser Hypothese jenes Gesetz unmittelbar und streng auf das neuere Theater angewandt und Völkern aufgedrungen werden kann, deren Ideen und Geschmack es widerstreitet. Um den Ursprung und die Wichtigkeit der vorerwähnten Prinzipien richtig zu begreifen, müssen wir uns im Geiste in jene alten Theater selbst versetzen... Nicht in einem dunkeln Saale, durch den schwachen Schimmer von Lampen nothdürftig erleuchtet, nicht auf einem Bretterboden, vor Zuschauern, welche Mangel an Beschäftigung den Bänken zuführt, sondern an hellem Tage, unter dem weiten Himmelsgewölbe, bei den Strahlen einer erquickenden Sonne, auf einer geräumigen und belebten Bühne, von wo aus sich die Natur den Blicken des Zuschauers entfaltete und dem Auge ein unermeßliches und glänzendes Panorama gewährte, dort wurden jene großen, der Zeitgeschichte entlehnten Dramen aufgeführt, die das Interesse der Anwesenden im höchsten Grade fesselten. Dieser weite Circus war nicht dazu bestimmt, die Muße der Unbeschäftigten einer Stadt zu vergnügen, sondern derselbe diente zu religiösen Feierlichkeiten; er ward in langen Zwischenräumen eröffnet, um den Jahrestag vaterländischer Ereignisse zu begehen und deren Andenken zu heiligen. Dieses unbeständige und flatterhafte Volk, das sich vom Glücke so leicht berauschen, durch das Unglück niederbeugen ließ, besuchte das Theater, um dort, durch das Schauspiel bedrängter Könige, gefallener Reiche und der größten Unfälle, Lehren der Standhaftigkeit und Menschlichkeit zu erhalten. Zugleich wurden dort die Gemüther für Vaterlandsliebe, Nationalstolz, Anhänglichkeit an Gesetze und Staat begeistert... Jene zugleich politischen, moralischen und religiösen Feste, wo man, so zu sagen, in Mitte der Ceremonien und vor den Augen eines ganzen Volks die Bilder der Heroen und Götter, mit ihnen aber die lebhaftesten Rührungen, die ernstesten Lehren hervorrief, jene Feste erforderten, nothwendiger Weise, allen Prunk, alle Pracht des Schauspiels. Sie sollten die Sinne verführen, zugleich aber auch die Einbildungskraft erschüttern, die Seele rühren und erheben. Mit der Gewalt der Dichtkunst vereinigte sich der magische Einfluß aller andern Künste... Durch ein System hingerissen, das so die Nachahmung selber verwirklichte, bedurfte der griechische Zuschauer kaum der Einbildungskraft, um sich vorzustellen, daß die Handlung, die man gab, sich in der That unter seinen Augen zutrage; sein Genuß beruhte weniger auf einer Concession des Urtheilsvermögens, als auf dem Zeugniß der Sinne. Allein aus diesem Modus theatralischer Vorstellung entsprang ihrerseits die Nothwendigkeit der Einheit von Zeit und Ort."

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 71.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 215.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 8. September 1830.

In schimmernd grünen Alpenwiesen,
Ein Sorgenfrei,
Liegt hier im Schirm des Felsenriesen
Die Sennerei. —
Hier fern von aller Welt geschieden,
Mein selbst bewußt,
Athm' ich Gesundheit, Kraft und Frieden
Aus freier Brust.

Friedericke Brun.

Der Weissenstein bei Solothurn,
als Heilanstalt durch Milch- und Molkenkuren und Molkenbäder.

Unter allen Bergen im Schweizerlande, welche schöne Rundgemälde und Fernsichten darbieten, stand von jeher der weltberühmte, vielbesungene und vielbesprochene Rigi oben an. Wer hätte Helvetien je besucht, ohne von diesem Kolosse herab die Wiege der Schweizerfreiheit, das Grütli, den Vierwaldstätter-, Zuger- und Lauwerzersee, welche insgesammt dessen Fuß bespülen, so wie das fruchtbare Muottathal und die Felstrümmer über dem unglücklichen Goldau in dem mannigfachen Wechsel von Licht und Schatten bei Morgen- oder Abendbeleuchtung zu betrachten. Und doch ist dieser Liebling aller Reisenden, sowohl Fremder als Einheimischer, seit ungefähr vier bis sechs Jahren, wenn auch nicht eine ganz verlassene Waise, doch ein der mütterlichen Liebe nach und nach entfremdetes Kind der Mode geworden.

Diese grausamste Tyrannin der Welt hat ihre Herrschaft selbst über die eisgrauen, schneigten Häupter der Alpen, selbst über unbesteigbare Gletscherfirnen ausgebreitet und, sich stolz von dem klassischen Boden der Wald- und Urkantone abwendend, ihren Thron auf den sanfteren Anhöhen des Jura aufgeschlagen.

Des mächtigen Rigi's erster Nebenbuhler in der Gunst alles Volkes ist jetzt der Weissenstein bei Solothurn.

In der That, von allen Bergen der Schweiz, und — man darf das Wort ohne Kühnheit aussprechen — vielleicht aller Alpenländer unseres Erdkreises, bietet keiner solch ein vollendetes malerisches Bild, durch einen so erhabenen Hintergrund begränzt, so lieblich an den Seiten verlaufend, so großartig abgeschlossen, und — was nicht unberücksichtigt bleiben darf — aus so bequemer Wohnung dar, als jener beinahe 4000 Fuß hohe Gebirgsvorsprung des Jura, der geographisch unter dem 25°, 9', 9'' östl. Länge und unter dem 47° 15' 31'' nördl. Breite, der Stadt Solothurn gegenüber, mit freier Aussicht auf das ganze Aarthal und die Alpen hin, in gerader Richtung auf die Jungfrau und das Finsteraarhorn, liegt.

Der Weissenstein besteht aus einem erhabenen, von Osten nach Westen, in einer Ausdehnung von zwei Stunden, zwischen der Röthifluh und der Hasenmatt hinlaufenden Bergrücken, dessen Stirne durch die weise Fürsorge des Stadtraths zu Solothurn, der, laut einer von Kaiser Karl IV. im Jahr 1350 zu Nürnberg erneuten Urkunde, seit undenklichen Zeiten das Eigenthumsrecht auf denselben besitzt, vor einigen Jahren (1827) mit einem schönen Kurhause gekrönt wurde, an dessen östlicher Seite sich bequeme Stallungen und die Sennerei mit einigen darüber gebauten Zimmern für Brustkranke befinden. Diese Wirthschaft samt dem Sennhofe ist nun auf mehrere Jahre der Familie Brunner, den Besitzern des ersten Gasthofs zu Solothurn (zur goldenen Krone) verpachtet worden, und von diesen mit allen erforderlichen Einrichtungen auf das Beste versehen. So prangt nun auf dem gegen Süden, gerade den Hochalpen gegenüber gelegenen Grate des

vordern Jura, an der Stelle der ehemaligen ärmlichen Sennhütte, das neue Kurhaus; es ist in einem eben so einfachen als edlen Style gebaut, das solide Mauerwerk aus sogenanntem wildem Marmor aufgeführt, und das Haus theils mit Schindeln, theils mit Schiefer gedeckt. Es hat von der Erde bis unter das Dach vierzig Fuß Höhe, in der Fronte 108 Fuß Länge und, mit Abrechnung des nördlichen Vorsprunges, ungefähr vierzig Fuß Tiefe oder Breite. Unten befindet sich unter andern der große Gesellschaftssaal, welchen eine gewählte Büchersammlung aus den neuesten Erzeugnissen der englischen, deutschen, französischen und italienischen Literatur, zur Benutzung bei schlechter Witterung und neblichter Aussicht, ziert.

Die Gastzimmer, so wie die beiden Säle, sind geschmackvoll, aber höchst einfach meublirt, durchaus mit neuen, feinen Betten, mit Tischen, Kommoden, Schränken, Stühlen und Sophas von Nußbaumholz versehen, mit einem Worte: das Ganze ist mit der bekannten Bequemlichkeit (Comfort) der größeren Gasthöfe in der Schweiz eingerichtet und in demselben Maaßstabe für Speise und Getränke gesorgt. Man kann an der Wirthstafel um bestimmten, und verhältnißmäßig billigen Preis (wenn man bedenkt, mit welcher Mühe und Zeitaufwand selbst die geringsten Nahrungsmittel aus der Stadt Solothurn auf den Berg geschafft werden müssen), ungefähr zu zwanzig Groschen das Kouvert, mit Inbegriff des Weines, oder nach der Karte speisen.

Außer diesem Gasthofe ist auf dem Weissenstein noch eine besondere Anstalt zur Heilung für solche errichtet, welche mit Brustkrankheiten behaftet sind. Auf der östlichen Seite des Kurhauses, in einer Entfernung von zwanzig Schritten, ward an das westliche Ende des großen Kuhstalles ein neues Sennhaus mit allen Einrichtungen für die Käserei erbaut. Ueber diesem Gebäude sind zwei Stuben, nebst zwei kleinern Zimmern, und zwischen diesen, gerade über dem Kuhstalle, noch vier Gemächer angebracht, welche am Fußboden mit großen Ventilen und Dampfröhren versehen sind, um die wohlthuende Ausdünstung der Kühe und die Stallluft nach Belieben dahin leiten zu können. Auf diese Weise wird der Aufenthalt im Kuhstalle selbst, der für Brustkranke von so hohem Nutzen ist, ersetzt, und der Zweck desselben auf eine weit reinlichere und bequemere Art erreicht. Diese Einrichtung gewährt überdieß eine raschere und anhaltendere Wirkung, indem man sich in diesen Zellen Tag und Nacht aufhalten kann, und bei keiner Art von Witterung dieselben zu verlassen genöthigt ist. Im Erdgeschosse dieser Wohnung ist die Käserei eingerichtet, das heißt in der Mitte des Raumes gerade unter dem Schornsteine, in einer verhältnißmäßigen Vertiefung, hängt über dem Feuer der große, mehrere Centner haltende Kessel, der regelmäßig von einem oder zwei Sennen bedient wird; daneben befindet sich ein Milchkeller, und unter diesem, in Felsen eingehauen, ein neuer Käsekeller. Hinter der Käserei führt eine Thüre in zwei Badestübchen mit hölzernen und zinnernen Wannen, zum Gebrauche der Molken-, der einfachen Wasserbäder, oder endlich auch medizinischer Bäder. Bei den immer häufiger werdenden Trinkkuren, ist Sorge getragen, daß die Molken nicht nur jederzeit ganz frisch, sondern auch mit größter Reinlichkeit zubereitet und in hinlänglicher Menge und verschiedenen Stärkegraden vorräthig sind. Um dem Ganzen die möglichste Vollständigkeit zu geben, sind Vorkehrungen getroffen, daß die Kurgäste nach Verlangen auch Esel- und Ziegenmilch und die davon gewonnenen Molken gebrauchen können. Die ersten Molkenkuranstalten wurden in der Schweiz in Dottenwyl und Brunegg (Kanton Aargau), später in Gais (Kanton Appenzell), in Interlachen (Kanton Bern) und zulezt auf dem Weissenstein gegründet.

Was auf diese Weise die Kunst in ihren mannigfachen Bemühungen vorbereitet, vollendet die heilende Kraft der Natur in der azurblauen reinen, von den aromatischen Düften der Alpenkräuter gewürzten Bergluft. Bevor wir den Lesern den Gebrauch der Molkenkuren zum Trinken und Baden, und ihre überraschenden Wirkungen zu schildern versuchen, sey es vergönnt, sie mit der nächsten und fernsten Umgebung des Kurorts, so wie mit der in ihrer Art einzigen Aussicht vertraut zu machen.

Tritt der Reisende an eines der Fenster im Saale des Hauptgebäudes, oder lustwandelt er auf der Terrasse, so schweift sein Auge in weiten Kreisen über die wunderschöne Landschaft, von Osten nach Westen, über Hügel und Thäler, Höhen und Tiefen, und schwelgt in dem stets wechselnden Farbenspiele von Licht und Schatten, über Seen und Flüsse, über Wälder, Wiesen und Aecker, zumal im beginnenden Herbste und an sonnigen Tagen, wo die reifende Saat neben dem grüneren Rasen prangt, wo die dunkeln Tannen mit den hellgrünen Buchen und Eichen in lieblichen Waldgruppen wechseln, wo neben den Spiegelflächen der Seen die Flüsse in anmuthig geschlängelten Windungen schimmernd erglänzen. Auf dem Sammtteppich der grünenden Wiesen ziehen sich die Kunstwege und Heerstraßen, wie weiße Bänder in stundenlanger Strecke sichtbar, nach allen Richtungen hin. Dazwischen sind Ritterburgen und Kirchthürme wie Marksteine hingesezt. Städte und Dörfer erheben in bunter Mischung ihr Haupt, und endlich im Hintergrunde steigt das große Amphitheater der belebten Natur, die Alpenkette mit ihren Gletschern und Firnen, im ewigen Schnee und Eise erglänzend, mit ihren Riesenhäuptern hoch in das Gebiet der Wolken empor. Welch ein ungeheurer Rahmen — die ganze Reihe dieser Bergveste im Halbkreise, vom hohen Säntis im Osten (Kanton Appenzell Inner-Rohden, an der Grenze gegen Toggenburg) bis weit über den Montblanc

hinaus zum Salève (in Savoyen) im Westen, welche Herrlichkeiten in einem Blicke!

(Die Fortsetzung folgt.)

Historische Scenen aus der lezten Woche des Julius 1830.

(Fortsetzung.)

Marquis. Das Pflaster reißt man auf!

Neffe. Ja, mein Herr, meinen Sie, man wolle sich von der Reiterei in den Boden treten lassen?

Marquis. Nun, das ist ganz einzig, wahrhaftig! Sie werden sehen, wir bekommen wieder einen Barricadentag! Die Zeiten sind vorbei, junger Herr.

Neffe. Möglich, daß sie vorbei sind, aber sie kommen wieder, das ist nur zu gewiß, und zwar über ein Kleines.

Marquis. Nun, lieber Präsident, zu Tische! wir wollen sehen, ob wir über dem Essen nicht einen Gran Vernunft in das junge Gehirn da bringen, das so in den Tag hinein raisonnirt. Sie wollten, man solle durchaus Barricaden machen, und da haben Sie sich denn eingebildet, es seyen schon welche gemacht.

Neffe. Nicht doch, mein Herr; Einbildung! Ich habe sie gesehen, noch mehr, ich habe daran gearbeitet.

Rath (hitzig). Wie? was? nun das ist ein wenig gar zu bunt!

Marquis. Lassen Sie es gut seyn, Lieber, lassen Sie es gut seyn. Nicht hitzig! mit jungen Leuten muß man ruhig sprechen. Können Sie mir sagen, lieber Freund, wozu Sie das Pflaster aufreißen wollten und wer Ihnen dabei helfen würde?

Neffe. Wer? Jedermann. Wo leben Sie denn seit zwei Tagen? aus welchem fremden Lande kommen Sie?

Marquis (mit Würde). Ich komme vom königlichen Schlosse St. Cloud. Gestern und heute habe ich Se. Majestät zum Beweis meiner Ergebenheit auf die Jagd begleitet.

Neffe. Nun, mein Herr, wenn Sie dem König so ergeben sind, so laufen Sie hin, sagen Sie ihm, daß er in diesem Augenblick um Frankreichs Krone spielt.

Rath. Du bist ein Narr, die Monarchie geht nimmermehr unter.

Marquis (begeistert). Nein, nimmer geht sie unter! Hört ihr es, ihr Herrn Liberalen? Es lebe der König! dies ist das Losungswort der Franzosen.

(Im nämlichen Augenblicke hört man das laute Geschrei: es lebe die Charte!)

Neffe. Hören Sie, wie man Ihnen antwortet? Glauben Sie Ihren Ohren?

Rath. Was ist dies? Lumpengesindel, Leute, die gar nicht wissen, was sie wollen. Sie sind vom Comité direkteur bezahlt.

Marquis. Ja, ja, der Comité direkteur ist es! aber es soll ihnen ihr Recht geschehen; wir haben die Truppen für uns.

Neffe. Ach ja, und ihr laßt das Volk niederschießen.

Marquis. Den Pöbel! Damen der Halle! Kohlenträger! nein, nicht doch — diese sind für den König.

Neffe. Nein, Herr, täuschen Sie sich nicht. Was die Truppen thun werden, weiß ich nicht; aber so viel ist gewiß, Paris steht für Einen Mann. Gebe Gott, daß kein Blut fließt!

Rath. Blut fließt! man läßt eine Kompagnie Gendsdarmen ausrücken, und die Handvoll Meuterer ist auseinandergesprengt. Kein Zündkraut wird abgebrannt.

(Man hört eine Musketensalve.)

Neffe. Abscheulich! nun, ihr Herrn, ruft doch: es lebe Karl X., der Vater des Volks!

Marquis. Desto schlimmer für die Rebellen! Der Revolution mußte ein für allemal ein Ende gemacht werden. Jezt haben wir auch unsern 18. Brumaire; jezt ist es aus mit dem ewigen Geschwätz von Bonaparte; heute ist Karl X., was der war! Meine Herrn, jezt ist unsers Bleibens im Zimmer nicht mehr; die ächten Diener des Königs müssen sich zeigen! Ich gehe, ich laufe durch die Straßen unter dem Feldgeschrei der Emigration: vive le roi, quand même! Auf Wiedersehen, Rath. Morgen früh gehe ich wieder zu Hofe, werfe mich Sr. Majestät zu Füßen und umarme den lieben Polignac.

(Er geht und ruft: es lebe der König! großer Tumult unten, verwirrtes Geschrei: nieder mit ihm!)

Neffe (am Fenster). Sie haben ihn gepackt.

Rath. Großer Gott! er ist verloren, sie bringen ihn um.

Neffe (im Hinabgehen). Warum nicht gar! ich hafte für ihn. (Er bringt den Marquis bleich und zitternd zurück.)

Marquis. Lieber Freund, ich danke Ihnen; Sie haben mir das Leben gerettet. Zählen Sie auf mich auf Leben und Tod; wenn ich morgen an den Hof komme, mache ich Sie, was Sie nun wollen, zum Generalpächter oder zum Kommandanten der Maréchaussée.

Neffe. Sammeln Sie sich; das Leben habe ich Ihnen nicht gerettet, und für Ihr gütiges Anerbieten danke ich. Ich glaube überdies, der Hof wird nicht mehr viel Stellen zu vergeben haben.

Rath. Ja, so ist die Jugend! weil eine Handvoll Lumpengesindel sich in einer Straße zusammenrottet, ist gleich die gute Sache verloren! Du bedenkst nicht, daß der König überall Vertheidiger finden wird.

Neffe. Und die Freiheit? meinen Sie etwa, ihr werde es daran fehlen? Horch, schon wieder Gewehrfeuer! Es ist aus, wir haben Bürgerkrieg.

Rath. Rebellion, willst Du sagen; doch ich fürchte mich nicht davor.

Marquis (hat ein Glas Zuckerwasser getrunken). Mordien! auch ich nicht! Laßt ihn nur kommen, den Feind, wir wollen ein Wort mit ihm sprechen.

Die Haushälterin (außer sich vor Schrecken). Da sind sie im Hof, da sind sie!

Rath. Wer? die Gensdarmen?

Haushälterin. Nein, Herr, das Volk. Der Gewürzkrämer an der Ecke ist vorne dran, und ein Arzt und ein guter Freund von Ihrem Neffen. Da kommen sie schon die Treppe herauf.

Neffe (geht hinaus). Ich will sehen, was sie wollen. (Kommt sogleich wieder.) Auf, meine Herrn, Sie müssen Hand anlegen! Man reißt das Pflaster auf, und wir müssen uns die Steine zureichen bis hinauf in das sechste Stockwerk.

Marquis. Ich soll Steine tragen gegen meinen König? Nimmermehr!

Neffe. Aber es muß seyn, mein Herr; Sie sind einmal nicht der stärkere Theil.

Marquis. Nimmermehr! sagen Sie ihnen in meinem Namen, meine Grundsätze erlauben mir nicht...

Viele Stimmen. Vorwärts, stellt euch ins Glied, hinauf und dann hinab damit auf die Gensdarmen!

Ein Handwerker kommt. Vorwärts, tapfere Bürger, an eure Posten. Ein Mann alle fünf Stufen. Rasch vorwärts!

Rath. Wie kommt ihr dazu, in mein Hausrecht einzugreifen?

Handwerker. Da gibt's nichts einzugreifen; fort, macht keine Umstände. Vorwärts, oder ich brauche Gewalt.

Haushälterin. Der ist wohl grob?

Handwerker. Kann seyn, Alte; Du gibst uns zu trinken und wirst auf den Mund dafür belohnt. Auf, mein Herr! A ha! da ist der Mann, der eben rief: „es lebe der König!“ Nun, der wird nicht von selbst gehen wollen, den muß man tragen. (er trägt den Marquis auf die Ruhbank der Treppe.) Reicht ihm die Steine zu, da unten, und wenn er sie nicht nimmt, laßt sie ihm auf die Füsse fallen.

Neffe. Entschließen Sie sich, Onkel; jeder Widerstand ist vergeblich.

Rath. Ja doch, ich protestire aber gegen die Gewalt. Da sieh, zu was Deine schönen Freiheitsideen führen. Aber nur Geduld! wer zulezt lacht, lacht am besten.

(Der Rath, sein Neffe und der Marquis reichen Pflastersteine zu bis zwei Uhr Morgens).

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Ende August.

(Beschluß.)

Vergleichung des antiken mit dem modernen Theater.

„Den Zuschauer (fährt Peschier fort) von einem Orte nach einem andern hin versetzen, dies wäre dem Griechen lächerlich vorgekommen, da die großen, ihn umgebenden Gegenstände, Himmel, Luft, Feld, die zur Stelle blieben, ihm das Gefühl seiner eigenen Unbeweglichkeit gaben. Da nun noch überdies der Chor niemals den besondern Raum verließ, den er im Umschlusse des Theaters einnahm, da er niemals die Handlung aus dem Auge verlor und jeden Augenblick dazwischen einfiel, so waren die strengen Einheiten, welche die Handlung hinsichtlich auf Zeit und Ort begrenzten, gewissermaßen unerläßlich. Denn wie konnte ein Schauplatz wechseln, der unaufhörlich besezt war? wie konnte man sich über die Dauer eines Stückes täuschen, die mit Genauigkeit zu bemessen, der Anblick eines stets gegenwärtigen Akteurs gestattete? Daher mußte die Zeit der Nachahmung ungefähr mit der Zeit der Handlung selber übereinstimmen, wofern nicht bei dem Zuschauer jenes lebendige Gefühl der Wirklichkeit zerstört werden sollte, das man hervorzubringen beabsichtigte. — So hätte denn Aristoteles, indem er diese Regel festsezte, Ausnahmen davon aber nur in äußersten Fällen der Noth gestattete, lediglich ein Bedürfniß ausgedrückt, das sich durch die Natur des Täuschungs-Prinzips in der griechischen Tragödie von selbst begründete. — Versetzen wir uns nun zu den Neuern, so werden wir bald gewahren, daß sich hier die Formen der theatralischen Nachahmung und mit ihnen das Täuschungs-Prinzip gänzlich verändert haben. In einem geschlossenen Saale wird die Vorstellung gegeben; dort ersezt ein künstliches Licht den Glanz eines reinen Himmels und einer leuchtenden Sonne. Die Dekoration, ist sie auch noch so vollkommen, deutet doch nur vielmehr die Idee des vorgestellten Gegenstandes, als diesen selbst den Augen an. Wird auch das Kostüm von einigen Künstlern ersten Ranges treu nachgeahmt, so geschah dies doch nicht immer, zumal vor der durch Talma in der Theaterkleidung bewirkten Revolution... Ueberdies wird noch jeden Augenblick die theatralische Illusion, könnte sie auch bei solchen Mitteln bewirkt werden, durch die Unvollkommenheit der Maschinerie oder andere, von der Ausführung unzertrennliche, Zufälle gestört. Unter diesen Umständen ist die Wirkung des Stücks nicht mehr auf eine absolute und strenge Nachahmung gegründet, sondern es muß zwischen dem Verfasser desselben und dem Zuschauer eine stillschweigende und gegenseitige Uebereinkunft bestehen, die allein den Eindruck möglich macht, den der Eine hervorzubringen, der Andere aber zu erfahren sucht. Die Urtheilskraft macht den Bedürfnissen der Bühne gewisse Zugeständnisse; die Einbildungkraft thut alsdann das Uebrige. Auf dergleichen Zugeständnissen beruht gänzlich das neuere tragische System und vornämlich das der Franzosen.“ — P. hat seinen Cours noch nicht geschlossen; wir werden daher vielleicht Gelegenheit haben, darauf nochmals zurückzukommen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 92.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 216.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 9. September 1830.

Gut, gut! ich sehe dieser Waffen Ziel,
Ich kann's nicht ändern, wie ich muß bekennen;
Doch könnt' ich es, bei dem, der mich erschaffen!
Ich nähm' euch alle fest und beugt' euch nieder
Der unumschränkten Gnade unsers Herrn.

Shakespeare.
Richard II.

Historische Scenen aus der lezten Woche des Julius 1830.

(Fortsetzung.)

Den 28ten Juli.

Rath. Wo ist mein Neffe?

Haushälterin. Fort seit heute früh um fünf Uhr.

Rath. Der Tollkopf, er wird einen Flintenschuß holen wollen. Sind Zeitungen da?

Haushälterin. Es kam eine, und die hat der Herr Marquis. Sie gefällt ihm nicht so, wie vorgestern sein Moniteur; er hat geflucht und getobt. Da kommt er.

Rath. Nun, Herr Marquis, haben Sie ein wenig ausgeruht?

Marquis. Ach, stille davon! ich bin wie zerschlagen. Die verdammten Pflastersteine! Der leichteste wog gewiß hundert Pfund. Ach, und diesen Morgen bringt mir vollends Ihre Alte da das alleraufrührerischste Blatt, den National. Nun wahrhaftig, ich möchte wissen, was Herr v. Mangin denkt. Warum hat er nicht Pressen und Drucker eingesteckt?

Rath. Aber was sagt die Zeitung?

Marquis. Was sie sagt? abscheuliches Zeug, sie fordert offen zur Rebellion auf. Warum hat man aber auch die Bastille nicht wieder gebaut! Ich habe es immer gesagt, da hatte aber kein Mensch Ohren.

Rath. Gleichviel; die Truppen werden ihre Schuldigkeit thun, dann mache man mich zum Präsidenten eines tüchtigen Kriminalgerichts, und fürs Uebrige will ich schon sorgen.

Neffe (kommt). Das ist abscheulich!

Rath. Was denn? was gibt's?

Neffe. Was es gibt? Karl X. hat Paris in Belagerungsstand erklärt; hier ist die Ordonnanz, unterzeichnet Polignac.

Marquis (voll Freude). Ich wußte wohl, daß sie nicht nachgeben würden! Das heißt auftreten! Nun, junger Herr, sagte ich Ihnen nicht, die Monarchie könne nimmermehr zu Grunde gehen?

Rath. Einer Maßregel der Art bedurfte es allerdings. Auf den Straßen ist es jezt wohl sehr ruhig?

Neffe. Ruhig! was denken Sie! Ganz Paris ist in furchtbarer Gährung. Wo man geht und steht, sieht man Bürger in Waffen; bereits organisirt man die Nationalgarde.

Marquis (lachend). Die Nationalgarde! denken Sie sich einmal, Rath, die Nationalgarde unter Herrn Pepins Befehl marschirt gegen die Schweizer oder die Kuirassiere der königlichen Garde! Das ist zu bedauern, auf meine Ehre!

Neffe. Zum Teufel, Herr, Sie könnten mich närrisch machen mit Ihrem Gelächter. Meinen Sie denn, man müsse just Soldat seyn, um sein Leben in die Schanze zu schlagen? Hätten Sie ein wenig mehr Muth gehabt...

Marquis. Herr, ich glaube, Sie wollen mich beleidigen.

Neffe. Herr, ich glaube, so wäre Ihnen vor dem Nachhausegehen nicht so bange gewesen . . .

Rath. Ich selbst habe den Herrn Marquis dringend gebeten, sich nicht unter das Gesindel zu wagen. Er hätte sich Allem ausgesezt.

Neffe. Nun ja, und ich habe mich ausgesezt, und wo ich hinkam, sah ich Menschen, die entschlossen waren zu sterben. Horch, das sind die Trommeln der königlichen Garde! ich wette, diesen Abend schlagen sie nicht mehr zum Angriff.

Marquis. Er ist toll, rein toll!

Neffe. Ja, toll wäre ich, wollte ich länger mit Streiten meine Zeit verlieren. (in entschlossenem Tone:) Onkel, die Straße ist verrammelt; die Truppen werden uns hier angreifen; ich brauche Ihre Fenster für mich und meine Bekannten.

Rath. Meine Fenster! und wozu?

Neffe. Um auf die Schweizer zu schießen.

Marquis (lacht überlaut). Ha! ha!

Rath (wüthend). Fort aus meinem Hause, Herr; ich verbiete Dir und Deinen Bekannten, den Fuß über die Schwelle zu setzen.

Marquis (lacht).

Neffe (ruhig). Lieber Onkel, ich gehe allerdings, um meine Flinte zu holen. Später werden Sie froh seyn, wenn wir hier sind. Sie müssen nicht glauben, daß Volk werde sich lang besinnen, Ihnen Ihren Salon und Ihr Schlafzimmer abzuborgen, und da ist es doch besser, Sie haben uns, als Fremde (geht).

(Starkes Gewehrfeuer in der Nähe, furchtbares Geschrei; die königlichen Truppen rücken an; die Hausthüren werden erbrochen; ein Duzend Handwerker kommt die Treppe herauf; später der Neffe mit einigen Studenten.)

Ein Handwerker. Auf, oder ich stoße die Thüre ein.

Haushälterin. Soll ich aufschließen?

Marquis. Nein, nein, macht dem Gesindel nicht auf.

Handwerker. Es ist wohl Niemand drinnen; aber das Haus liegt gut, es hilft nichts; brecht auf! (die Thüre wird erbrochen.) Verderbt nichts an den Mahagonimöbeln; stellt Euch an die Fenster. (bemerkt den Rath). Ho! ho! Ihr wart da, Hausherr? warum gabt Ihr nicht Antwort?

Rath. Ich verbiete Euch, hier zu bleiben; mein Haus soll keinen Schlupfwinkel für bewaffnetes Volk abgeben, das will ich nicht.

Handwerker. Vom Wollen ist nicht die Rede; wie ich sagte, so geschieht's.

Marquis (am Fenster). Gensdarmen, hieher!

Handwerker. Willst Du wohl schweigen? Hast Du nicht gesehen, der will uns packen lassen!

Neffe (kommt eilends). Freunde, diese Fenster sind für uns belegt, Ihr müßt sie uns abtreten. Ihr geht eine Treppe höher hinauf, nicht wahr?

Erster Handwerker. Meinetwegen, recht gerne.

Zweiter Handwerker. Ja, aber die beiden alten Bursche da kommen nicht so wohlfeil weg. Sezt Euch hieher, Alte; hier sind Kugeln und Pulver; Ihr macht Patronen für beide Stockwerke.

Viele Stimmen. Recht so!

Marquis. Ihr könnt mich nicht zwingen, Patronen gegen meinen König zu machen. Lieber lasse ich mich in Stücke hauen.

Handwerker. Der König? was sagt er? Nicht gegen seinen König; er ist nicht an der Spitze der Truppen, der König; gegen die Schweizer und die Gensdarmen brauchen wir Patronen. Frisch ans Werk!

Marquis. Meine Grundsätze erlauben mir nicht . . .

Handwerker. Nun, da könnte ein Kapuziner die Geduld verlieren! hinauf, ihr andern, ich will sie schon in Gang bringen. Da ist gutes Papier!

Rath. Gott! meine schöne Sammlung der Quotidienne! wie gehen sie damit um!

Neffe. Nun, lieber Onkel, Sie müssen nachgeben.

Rath. Ich protestire gegen die Gewalt.

Neffe. Protestiren Sie, aber machen Sie uns Patronen.

Handwerker. So, jezt machen Sie sich ja daran. Seht, das ist gar nicht schwer; da hat jeder seine Form; ihr rollt das Papier herum, die Kugel unten hinein, Pulver darüber; recht! Da kommen die Gensdarmen, ich muß auf meinen Posten.

Marquis (ist mit der ersten Patrone fertig). Es ist einerlei; die Monarchie geht nimmermehr zu Grunde; so sage ich bis zu meinem lezten Athemzug.

Rath. Ja, lieber Freund, es lebe die Legitimität! Hier, ihr Herrn, ist ein halbes Duzend.

(Das Gewehrfeuer beginnt in der Straße; man hört Kanonenfeuer; das Gefecht dauert bis mitten in der Nacht.)

(Der Beschluß folgt.)

Der Weissenstein bei Solothurn.

(Fortsezung.)

Weilt das Auge des Beschauers auf dem zunächst vor ihm liegende Aarthale, so winkt ihm vor allem die Stadt Solothurn, die älteste und zugleich eine der freundlichsten Städte der Schweiz, dicht am Fusse des Weissensteins, kunstgerecht mit Wällen aus Quadersteinen, mit Bastionen, Schanzen und Gräben eingefaßt, von vier Seiten mit runden Thürmen bewacht, von der Aar durchschnitten, von schönen Gärten und Landhäusern wie von einem Kranze eingefaßt, und wegen der nicht allzubedeutenden Höhe so deutlich sichtbar, wie wenn man von einem Thurme herab schaute. Kein Fremder, der den Weissenstein besteigt, wird versäumen, diese in mehr als einer Hinsicht merk-

würdige Stadt mit ihren Ueberresten aus der Römerzeit einiger Aufmerksamkeit zu würdigen. Fast von einem jeden Punkte derselben tritt seinem Auge die auf einer sanften Anhöhe gelegene Stifts- oder Domkirche zum heiligen Ursus entgegen. Sie wurde zu Ende des vorigen Jahrhunderts (in den siebziger Jahren) von dem berühmten Baumeister Pisoni in einem eben so edlen als großartigen Style erbaut. Dem imposanten Aeußern entspricht die einfache Verzierung des durch eine Kuppel erleuchteten Innern. Man zeigt hier die alte Freiheitsfahne, welche der Herzog Leopold von Oestreich im Jahre 1318 Solothurns Bürgern zum Danke schenkte, nachdem sie dessen Krieger beim Einsturze der Brücke aus den Fluthen der Aar gerettet, und — obschon ihre Feinde — mit Waffen, Nahrung und Kleidern versehen, in das östreichische Lager zurückgesendet hatten.

An der Ostseite dieses Tempels erhebt sich ein hoher Thurm, auf dessen Gallerie durch die Bemühung des um Wissenschaft und Gewerbe so vielfach verdienten Apothekers Pfluger sich seit zwei Jahren ein kunstreich verfertigter Ortszeiger befindet. Der innere Raum des Thurmes enthält eilf Glocken von der schönsten Harmonie, darunter eine silberne. Der ehrwürdige Zeitglockenthurm auf dem Marktplatze, ein uraltes Denkmal aus der voraugustischen Römerzeit mit der Inschrift:

„In Celtis nihil est Solodoro antiquius, unis
„Exceptis Treviris, quarum ego dicta soror.“

so wie mit der künstlichen Uhr und dem Stundenschlage durch Figuren, fesselt die Aufmerksamkeit jedes Beschauers. Das wohlgeordnete Zeughaus mit mehr als 4000 Harnischen aus den Burgunderkriegen, mit allerlei Waffen, Fahnen, Gezelten und Trophäen aus den Schlachten bei Granson, Murten, St. Jakob und Dornach, ist nebst dem Rathhaus, worin die Bildnisse aller Schultheißen seit Hugo von Buchegg und Pantaleon von Gebestraß (1320) bis auf unsere Zeit, nebst der ehemaligen Jesuitenkirche, jetzt Kollegienkirche, dem Waisenhause, dem Hospital, der Franziskanerkirche und dem neuen Bau, mit den Gefängnissen, den Inschriften unter den Schwibbogen des Rathhauses und vielem Andern der Aufmerksamkeit des Reisenden werth. Die ganz in der Nähe von Solothurn gelegene Einsiedelei zu St. Verena mit den senkrecht emporsteigenden Felsenmassen und der engen Thalschlucht, mit ihren künstlichen Anlagen und natürlichen Grotten, mit den Denkmälern des schweizerischen Geschichtschreibers Robert Glutz-Blotzheim, des Nachfolgers Johannes von Müllers, und der Schultheißen Hugo von Buchegg und Nicolaus Wenzi, verdient einen kleinen Abstecher.

Nach Südwesten hin, zwischen dem Jura und der Aar, entfaltet sich unserm Blicke eine bedeutende Fläche, und wir sehen längs dem Fuße des Läberbergs die Kirchen von Salzach, von dem durch seine römischen Alterthümer berühmten Fischerdorfe Altreu, Betlach und Grämpen; noch westlicher im Kanton Bern den ganzen Bielersee mit seiner anmuthigen Insel, berühmt durch den einstigen Aufenthalt des seltsamen Ringers nach Wahrheit, Jean Jacques Rousseau, und die Herbstfeste der Winzer, dann die an jenem See gelegenen Städtchen Biel, Nidau, Erlach und Landeron. Ueber die südwestlich gelegene Landenge hinweg sieht man einen Theil der Stadt Neufchatel, den schönen See gleiches Namens, und an dessen reizenden Ufern die Städte Granson, Estavayer und Yverdün. Wenden wir uns von diesem Punkte mehr gegen Süden, so erscheint uns der Murtnersee mit einem Theile der Stadt, und in einiger Entfernung die Thürme von Wiflisburg oder Avenche (die Römerstadt Aventicum) im Waadtlande. Jenseits des Murtnersees, in der Richtung von Genf und Lausanne, verliert sich das Hochgebirge aus dem Hintergrunde des Gemäldes, und jenseits des Neuenburgersees tritt statt dessen die Jurakette auf. Ueber die erste Abdachung hinweg, zwischen welcher sich die Aar in vielen Schlangenwindungen hinzieht, erblickt man die Stadt Bern, und noch entfernter die Stadt Freiburg im Uechtlande; zwischen Solothurn und Bern aber das ehemalige Kloster Frenisberg, dann Hofwyl mit dem berühmten landwirthschaftlichen Institute des großen Schweizers Emanuel von Fellenberg; unweit davon das Grauholz, ausgezeichnet durch ein Gefecht der Berner mit den Franzosen im Jahre 1798. Etwas näher erhebt sich Fraubrunnen, ehemals ein reiches Frauenkloster, wo auf einer Anhöhe bei einer großen Linde das unlängst erneuerte Denkmal der folgereichen Schlacht der Berner mit den Engländern unter Coussi steht, in der letzterer im Jahre 1375 eine gänzliche Niederlage erlitten. Links von Fraubrunnen sehen wir das Pfarrdorf Hindelbank mit dem Schlosse der Edlen von Erlach und der Kirche, wo sich das berühmte Denkmal der Pfarrerin Langhanns vom genialen Künstler Stahl befindet, dann entfernter, in gleicher Richtung, das Schloß Wimmis, und etwas näher die Burgfeste Thorberg.

Südöstlich fällt uns mitten unter zerstreuten kleinen Ortschaften, zwischen den Kirchen von Aeschi und Seeberg und dem schöngelegenen Steinhof, der überaus tiefe Burgsee mit den Resten der ehemaligen Ritterburg Aeschi in die Augen, und noch etwas östlicher der kleinere Bolkensee. Jenseits dieser Seen stellt sich uns das reiche Dorf Herzogenbuchsee im Kanton Bern mit seiner auf einem Hügel stehenden Kirche entgegen, wo vor einigen Jahren auf dem Gottesacker ein schöner Mosaikfußboden aus der Römerzeit ausgegraben, dem Vernehmen nach aber auf höhern Befehl sogleich wieder verschüttet worden; dann noch etwas mehr gegen Osten das schöne Schloß Thunstetten mit seinem Kunstgarten, der gewerbsame Flecken Langenthal, und das

Bad Gutenburg. In südöstlicher Richtung erscheint zwischen Langenthal und dem Dorfe Roggrüf hindurch, im Kanton Luzern, das reiche Kloster St. Urban mit seinen Thürmen; etwas darüber hinaus der Sempachersee mit einem Theile der Stadt Sursee, die Kirche von Rußwyl, der Berg von Beromünster und der Lindenberg, welche jenen Kanton von Luzern bis ins Aargau durchschneiden. In weiterer Ferne erblicken wir den Roßberg im Kanton Schwyz, wo einst der tyrannische Zwingvogt Landenberg hausete, und an dessen Fuße im Jahre 1806 das unglückliche Goldau von einem Bergsturze verschüttet ward.

Hat unser Auge dieß ganze große Naturgemälde überschaut, sich forschend an den einzelnen Gegenständen, Städten, Dörfern und Landschaften geweidet, so wird es unwillkührlich noch einmal von dem imposanten Hintergrunde angezogen, und von den Riesenkolossen der Alpen gefesselt. Da thürmt sich in der Mitte des Gesichtfeldes der ungeheure Obelisk des Finsteraarhorns in die Wolken empor; um ihn herum stehen, gleich ewigen Wächtern, der Eiger, der Mönch und die Jungfrau; rechts die Blümlisalp und die Alt-Els nahe bei dem Gebirgspasse der Gemmi; links das Schreckhorn, die beiden Wetterhörner, das hohe Ritzlihorn in der Nähe der Grimsel, die Triſthörner, der Dödi, der Titlis, der Glärnisch im Kanton Glarus und der hohe Säntis in Appenzell.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, August.

Eindruck der französischen Revolution auf die Bevölkerung.

Die großartigen Ereignisse in Paris haben bei uns einen volltönenden Wiederhall gefunden, und es zeigt sich recht, daß unser ganzes Herz an dem Land hängt, mit dem uns zwar nicht politische Meinung, wohl aber Familienbande, Sprache, Geschichte, Sitten und eine Menge pecuniärer Rücksichten verbinden. Die Mandate des 25. Juli waren für alle Gutdenkenden ein Trauerereigniß. Männer, Frauen und Mädchen, die sich früher nie gesprochen, traten nun in den Straßen zusammen; in den Werkstätten, wo bei uns auch viel freier Sinn zu Hause ist, wollte Niemanden die Arbeit schmecken. In den Kabinets der Uhrmacher und Bijoutiers war überall Murren, und die Arbeit ging nirgends von statten. Die Herrn und Meister liefen kopfschüttelnd von einem Cercle zum andern und vergaßen die Mittagssuppe, vielleicht zum erstenmal in ihrem Leben. Die Buben auf der Treille spielten Ordonnanzens, d. h. sie hatten ein armes kleines Mädchen erwischt, ihm eine mächtige Papiermütze mit gemalten Flammen und Teufeln aufgesezt und führten es unter Singen und Geplärre zum Scheiterhaufen, bis größere Buben kamen, sie mit Prügeln auseinander trieben und das kleine Mädchen, das die Charte vorstellen sollte, wieder frei machten. Gerade so gings indessen in Paris, nur war dort das Spiel etwas blutiger. In der Nacht des 28. Juli trafen durch außerordentliche Gelegenheit die ersten confusen Nachrichten von den Ereignissen in Paris ein. Morgens um 9 Uhr waren sie durch die ganze Stadt gelaufen. Tausende von Menschen drängten sich an der Post zusammen, wo zwischen 10 und 11 Uhr der Pariser Kourier ankommen sollte; er kam aber nicht. Nun stieg die Unruhe aufs Höchste und es war, als könne man gar nicht zu Bette gehen. In der Nacht kam auch keine Nachricht. In Ferney, wohin Einige geritten und gefahren waren, wußte man auch nichts. An Geschäfte war gar nicht mehr zu denken. Pläze, Straßen und Kaffeehäuser waren voll Männergruppen. Da stand ein Staatsrath mit zwei Schneidern, dort der Professor der Astronomie, ein schwarzer Grobschmied, ein Korbflechter und drei Schusterbuben zusammen. Mich hielten mehrere Uhrmacher hinter einem der Marmortische des café de la poste fest, um mir zu beweisen, was gar keines Beweises bedarf. Endlich gab es Lärm auf der Straße. Il vient, il arrive! schrie es; es war der Pariser Kourier. Ich weiß nicht, wie die Postoffizianten ihre Expedition gemacht haben, denn in Einem Augenblicke hatten dreißig bis vierzig Menschen Pariser Briefe in den Händen. Es waren die Nachrichten vom 28. und 29. Wer einen Brief hatte, stieg auf einen großen Güterwagen, der vor der Post stand, um ihn laut vorzulesen. So kamen die Nachrichten schnell herum; Alles war nur frohe Hoffnung und Theilnahme an dem tüchtigen Volk, das sich selbst geholfen, damit ihm Gott helfe. Die sonst so kühlen und besonnenen Genfer waren nun wie ausgelassene Kinder, und diese dithyrambische Stimmung stieg noch am folgenden Tag, als die vollen Siegsnachrichten mit den Zeitungen kamen. Auf der Société de lecture, in den Cirkeln, in den Kaffeehäusern und an allen öffentlichen Orten wurde immer laut vorgelesen. Allerdings kommt bei dieser Brudertheilnahme das pecuniäre Interesse in Betracht; denn sehr viele Genfer haben einen Theil ihres Vermögens, manche das ganze in den französischen Fonds; Frankreichs Glück und Unglück entscheidet also über ihr eigenes. Diese Leute kennt man jedoch; sie tragen feines Tuch, weiße Wäsche und Uhrketten. Dies waren aber nicht die, welchen die Pariser Nachrichten am mächtigsten zu Herzen drangen; es waren Männer, deren Gleichen dort kämpften, bluteten und siegten, wackere Handwerks- und Bürgersleute, die keine Kapitalien in der Truhe haben, sondern mit den Ihrigen durch Fleiß, Regsamkeit und Redlichkeit von heute auf morgen leben, ja Viele, die bei dem gestörten Handel und Verkehr sogar verlieren; daran dachten sie aber nicht. Ihre Theilnahme, ihr Gefühlsausdruck war wirklich rührend. Bei solcher Gelegenheit sieht man, glaube ich, auch einem Volk an, ob es seine Obrigkeit lieb hat und ehrt. Syndiken und Staatsräthe verkrochen sich nicht etwa in diesen Tagen, sondern ließen sich noch häufiger in den Straßen sehen, wie sonst. Sie hatten ein gutes Gewissen, und darum wurde ihnen auch, was sie verdienen. Wiewohl sie an manchen Gruppen vorüber gingen, die an die erste Pariser Revolution erinnerten, so bewies ihnen doch Jeder die alte Achtung und Höflichkeit. Dies ist eben der große und wesentliche Unterschied zwischen jener französischen Staatsumwälzung und der jetzigen. Dort war das Volk noch nichts und der Pöbel Alles, hier der Pöbel nichts und das Volk Alles; das Volk aber ist überall achtungswerth gerecht und gut. In Paris war es überdies noch heldenmüthig, voll Mäßigung und Großmuth. Wenn Voltaire heute zurückkehrte, möchte er von den Franzosen noch sagen, daß sie moitié singe, moitié lion seyen?

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 72.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 217.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Freitag, 10. September 1830.

Hier, wie aus der Traube, quillet
Geist und Leben, frisch und rein,
Leben, das den Hirten füllet.

Bürger.

Der Weissenstein bei Solothurn.

(Beschluß.)

Aus der zweiten Kette blicken der Monte-Rosa und der ferne Montblanc, der König der europäischen Berge, in majestätischem Glanze herüber. Sich erholend, ruht dann der Blick auf den grasreichen Vorbergen, dem Rigi, dessen Staffelhaus sichtbar ist, dem Pilatus, Mettenberg, Niesen, Stockhorn, Gurnigel, Moléson, dem Mole und Voirons. Und nun, von den hohen Alpen abgewendet, weilt das Auge, verscheucht von der Leere des flachen Horizonts im Westen hinter dem Neuenburger-See, auf den ernsten Häuptern des Jura: Dole, Mont-Tendre, Dent de Vaulion, Aiguille du Baume, dem Gesteler und der Hasenmatt.

Will man den Vollgenuß der schönen Aussicht haben, so muß man sich in der Frühe zwischen drei und vier Uhr auf die Röthi, einen, eine halbe Stunde von dem Weissenstein nach Westen hin gelegenen Felsenvorsprung, begeben, um beim Anfange der Dämmerung zu sehen, wie unter tiefem Schweigen aller Erdenwesen die Sterne immer mehr erbleichen und verschwinden, weiße Wolkensäume im Osten erscheinen, diese sich allmählig röthen, die fernen Schneeberge aus grauen Schatten ihre Häupter immer heller und heller emporheben, von der höchsten Spitze bis zum niedrigeren Gletscherfelde gradweise erglänzen, bis sie in ihrer majestätischen Reihe vom Montblanc bis zum Säntis verklärt dastehen; wie in allmählig erscheinenden und immer lebhafteren Farben die Morgenröthe am östlichen Himmel sich ausbreitet, während noch graues Dunkel auf den niedern Bergen und Thälern liegt, und öfters weiße Nebel auf den Seen und Flüssen schweifen; um endlich das herrlichste Schauspiel der Natur, die am östlichen Horizonte langsam und majestätisch auftauchende, glühend rothe Scheibe der Sonne, mit ihren hellbläulich blitzenden Strahlen zu schauen.

Nachdem wir so versucht haben, in einem leichten Umrisse das Gemälde einer Aussicht zu entwerfen, welche ohne Zweifel zu den schönsten der ganzen Schweiz gehört, sey es uns vergönnt, einige Worte, obgleich im Tone des Laien in der Arzneikunde, über Milch- und Molkenkuren und deren Anwendung als Getränk und Bad hinzuzufügen. Doktor Kottmann sagt in seinem Werkchen: Die Milch- und Molkenkuren, auch Molkenbäder auf dem Jura bei Solothurn, unter andern: „Obschon die Milch ihrem Wesen nach immer die gleiche Beschaffenheit hat, so ist doch ihr Mischungsverhältniß bei verschiedenen Thiergattungen verschieden. In unsern Gegenden haben wir besonders die Milch der Kühe, der Eselinnen und der Ziegen ins Auge zu fassen; die Milch besteht 1) aus fetten Stoffen, oder einer Art von thierischem Oele (Sahne, schweizerisch Nidlä genannt), welche meistens in Butter verwandelt und so benuzt wird; 2) aus dem Käsestoffe, und 3) aus wässrigen Theilen oder den Molken, welche noch Zuckerstoff enthalten. Die Chemie fand aber diese Stoffe in verschiedener Menge in den verschiedenen Milcharten, so daß Esels-

milch äußerst wenig Butter, nicht viel Käse, aber sehr viel Milchzucker, die Ziegenmilch viel Butter, viel Käse und wenig Milchzucker, die Kuhmilch aber alle drei Substanzen in ziemlich gleicher Mischung enthält. Vergleicht man die Frauenmilch mit der Milch der genannten Hausthiere, so finden wir sie am reichsten an Butter- und Zuckerstoff, sie ist die fetteste und süßeste zugleich, an Butterstoff der Ziegenmilch, an Zuckerstoff der Eselsmilch am nächsten stehend; sie gerinnt niemals oder doch lange nicht, welche Erscheinung man wohl der gemischten Nahrung, und vorzüglich den Mehlspeisen und zuckerstoffhaltigen Gemüse und den Gartengewächse überhaupt zuschreiben muß."

Wenn nun die Milch, als der Säfteertrakt frischer Kräuter, die gesündeste Nahrung darbietet, so ist die darin von der Natur geschenkte Emulsion, welche das thierische Oel in Zuckerwasser und schleimigem Käsestoffe aufgelöst enthält, zu gleicher Zeit ein treffliches einhüllendes, reizmilderndes und kühlendes Arzneimittel. Der Säugling greift nach der Brust, um die Kolik zu lindern, und der Landmann kennt keine bessere Arznei gegen Magenkrämpfe, als warme Milch. Frischgemolken und von der Kuh weg getrunken, belebt sie, nach Aussage vieler Aerzte, durch ihren flüchtigen, animalischen Geist auf eine ähnliche Weise, wie die Mineralwasser mit ihrer firen Luft und ihren tellurischen Stoffen. Um wie viel mehr bringt eine solche Wirkung die Bergmilch hervor.

Die Molken, in der Schweiz Scholtä genannt, sind der wässerige und zuckerstoffhaltige Bestandtheil der Milch, und werden als Nebenprodukte bei Verfertigung des Käses durch folgende Operationen gewonnen: der Käser verschafft sich den Magen von ganz jungen Saugkälbern, und hängt diesen wenigstens ein halbes Jahr ins Kamin zum Dörren auf. Ist er gehörig eingetrocknet, so wird er zerschnitten und in ungefähr vier Kannen lauer Molken während vierundzwanzig Stunden zur Auflösung an die Sonne oder einen mildwarmen Ort gebracht. Diese Substanz, bei den Sennen Scheidi oder Rönni genannt, wird in die Milch gegossen, sobald diese in dem Kessel über dem Feuer lauwarm geworden, und zwar in dem Maße, daß auf 160 Kannen Milch eine Kanne Rönni kömmt, welches Amalgam alsdann ungefähr einen halben Centner Käse geben soll. Nach einer halben Stunde gerinnt die Milch und fängt an nach und nach dicker zu werden. Nun wird diese Masse lange Zeit mit einem hölzernen Spaten in allen Richtungen durchschnitten, dann mit der Kelle überzogen, d. h. umgewälzt, hierauf mit der Hand eine halbe Stunde lang gerungen, (geknetet) endlich vom Feuer gezogen und mit dem Brecher geschwungen. Hat sich der Käse nun von den Molken gänzlich abgesondert, so wird er mit der Hand geballt und mit der Gebse, d. i. einer hölzernen Schaufel, herausgezogen, und in den gewöhnlichen runden Rahmen von Holz aufgefaßt. Nachdem auf diese Weise der Käse ausgeschieden und zum Trocknen und Pressen bei Seite gestellt worden ist, bleibt eine gelblichweiße, durch und durch flockige Flüssigkeit in dem Kessel zurück, welche in diesem Zustande auf den Alpen Sirte heißt und von den Sennen als nahrhaftes Getränk sehr geliebt wird. Gießt man nun acht Kannen guten Milchessig in diese Sirte, so wird nach einiger Zeit der sogenannte Zieger ausgeschieden, welcher bald oben aufschwimmt und dann abgeschöpft wird. Das Uebriggebliebene, eine klare, weißlichgrüne und süße Flüßigkeit, bildet nun die Molken, und das Merkwürdige dabei ist, daß sie von gleicher Natur sind, ob der Käser die Sahne ganz, oder nur zum Theil, oder auch gar nicht in der Milch zurückgelassen, d. h. ob er magere, halbfette oder ganz fette Käse verfertigt hat. In allen Bergländern, wo Alpenwirthschaft getrieben wird, kennt der Landmann kein besseres Getränk in Krankheiten und zum Nachtrinken auf Brech- und Abführungsmittel, als die Molken. Ja der Schweizer Aelpler kennt kein größeres Bedürfniß, als dieses seine ganze Heimath repräsentirende Getränk; es heftet ihn gleichsam an seine Berge, es ist seine Panacee, und er erkrankt, wenn sie ihm fehlt.

Die Molkenkuren werden hauptsächlich bei Schärfen im Körper angewendet, um das Blut zu reinigen und den Säften neue, reine und mildere thierische Stoffe zuzuführen. Wenn aber die Molken, als Getränk benutzt, zur Reinigung des Innern dienen, so haben sie nebenbei noch, als Bäder gebraucht, für Entfernung aller äußeren Uebel, namentlich aller Hautkrankheiten, einen erhöhten Werth. Daß die Molkenbäder, obschon eigentlich von negativer Wirkung, doch einen eigenthümlichen Reiz auf das Hautsystem, wie jedes Mineralbad, ausüben, beweiset der Ausschlag, welcher sich zuweilen schon in der dritten Woche der Badekur einstellt, und zuerst an den Armen und Schenkeln, später am ganzen Leibe in der Form von blaurothen Blütchen erscheint, welche eine runde Basis und die Größe einer kleinen Linse haben. und im Verlaufe von zehn Tagen unter Ausschwitzung klarer Lymphe, ohne auffallende Krusten oder Abschuppung, erblassen und verschwinden.

Die schicklichste Badezeit ist im Monate Junius und Julius, denn im August werden die Molken wegen der minder starken Futterkräuter schwächer und sparsamer, und die Gebirgsluft, zumal in den Nächten, wird für den leicht reizbaren und empfindlichen Badegast zu kühl. Die Erfahrung lehrt, daß Bäder auf höheren Bergen, wo die Luft reiner ist, jene wohlthuende Ausschlagskrisis weit leichter bewirken, als auf niedern Bergen. Mit um so größerer Sorgfalt ist daher die Zeit der Kur zu wählen.

Den größten Einfluß auf das Gelingen der Molkenkuren, sowohl beim Trinken als beim Baden, übt die reine Bergluft aus. Es kann hier der Ort nicht seyn, die

physischen und chemischen Verhältnisse der Gebirgsluft zu betrachten. Wer kennt nicht die über diesen Gegenstand angestellten Beobachtungen eines Saussure, Bourrit, Escher von der Linth, Humboldt, Neumann, Ebel u. a.? Wer hat es aber auch nicht erfahren, der mühsam Berge erstiegen, und von Ermüdung fast erschöpft, auf deren Gipfel angelangt ist, wie nach kurzer Ruhe ein Kraftgefühl sich einstellt und eine Spannkraft in allen Muskeln sich regt, die er früher niemals empfunden. Wie viel mag wohl die hohe Stellung, das „Sich erhaben fühlen," über die in der Tiefe weilenden Menschenkinder, verbunden mit der frischen, immer bewegten Luft, hierzu beitragen? Wie erhebend wirkt noch dazu auf dem Weissenstein die herrliche Aussicht auf die Sinne des Kurgastes und auf jeden Menschen überhaupt, dessen Seele noch Gefühl hat für die Eindrücke der Natur! — Doch genug der Schilderung, jeder überzeuge sich mit seinen eigenen Augen. Der Weissenstein bei Solothurn verdient es, der Wallfahrtsort zu werden, zu welchem vorzugsweise jeder pilgern sollte, dem körperliche und moralische Gesundheit das höchste Kleinod des Menschen dünkt, und der die Befestigung derselben für das wichtigste Geschäft des Lebens hält. K. F.

Historische Scenen aus der lezten Woche des Julius 1830.

(Beschluß.)

Den 29ten Juli Nachmittags 2 Uhr.

Neffe (kommt). Endlich ist Alles vorbei. Armes Volk, wie hast du dich schlachten lassen!

Marquis. Sagte ich es nicht? Der Aufstand konnte nicht lange währen, ich habe keinen Augenblick am Siege gezweifelt. Ich wundere mich nur, daß das Ding so lange gedauert hat.

Neffe (hat sich gesezt und nur die lezten Worte gehört). So lang! Sie sind der erste, den ich das sagen höre. Was! wenn man in drei Tagen alle Truppen aus Paris jagt, das, meinen Sie, seye nicht flink genug?

Rath. Was sagst Du da? das Volk hat die Oberhand?

Neffe. Nun ja doch, wer denn sonst?

Marquis. Wollen Sie sich über uns lustig machen? Bürger, Gewürzkrämer hätten die königlichen Truppen aus Paris gejagt? (lacht).

Neffe. Warum denn nicht? Schon gestern war das Stadthaus genommen.

Marquis (lacht). Ha, ha! warum nicht gar Louvre und Tuilerien dazu!

Neffe. Nun ja, diese auch.

Marquis. Und Sie glauben all das Zeug?

Neffe. Ich komme ja davon her; ich war darin, wir haben die Schweizer hinausgejagt.

Marquis. Wir schreiben noch nicht den 10ten August; warten Sie doch noch ein wenig.

Neffe. Es braucht nichts zu warten; alle Linientruppen haben sich General Lafayette unterworfen.

Marquis. Lafayette! ha! ha! Lafayette, dem Kommandanten der Nationalgarde, am Ende?

Neffe. Allerdings, mein Herr.

Marquis. Und Sie glauben, junger Herr, Se. Majestät werde Alles dies gutheißen?

Neffe. Nun ja, weil Karl X. abdankt.

Marquis. Freund, legen Sie sich zu Bett, Sie sind krank.

Neffe. Mit Ihrer Erlaubniß will ich essen, und wenn Sie Zeit haben, so nehmen Sie Ihre Brille und gehen Sie hinauf ins sechste Stockwerk, da werden Sie die dreifarbige Fahne auf den Tuilerien wehen sehen.

Rath (der einen Augenblick weggewesen war). Ja, lieber Marquis, es ist kein Zweifel; ich habe es mit eigenen Augen gesehen, und noch mehr, man hat mir eine Kokarde aufgedrungen; wenn Sie eine wollen...

Marquis. Ich und die Farben der Revolution!

Rath. Was Jedermann thut, das muß man eben auch thun.

Marquis. Da hätten wir also wieder 1793?

Neffe. Nicht doch, 1830. Apropos, es heißt, der Herzog von Orleans wolle nach Paris kommen.

Rath. Wer hat dir das gesagt?

Neffe. Man sagt es allgemein. Es heißt auch, Karl X. habe ihn in die Acht erklärt; das soll uns aber nicht hindern, ihn zum König zu wählen.

Rath. Zum König wählen! Nun, das lasse ich mir gefallen; ich sagte es ja, die Monarchie kann nicht zu Grunde gehen.

Marquis. Was sagen Sie da?

Rath. Ich sage, ich will meinen Nationalgardenrock anziehen. Ordnung und Ruhe geht über Alles!

Marquis. Was fällt Ihnen ein? Unter Lafayette dienen!

Rath. Lieber Marquis, hören Sie doch, die Zeiten sind schwer, die Umstände bedenklich; ich bin Rath am königl... am Nationalgerichtshof von Paris. Jeder für sich! und gestehen Sie nur, Ihr Polignac war doch ein Narr.

Marquis. Rath, Rath, ich entziehe Ihnen meine Protektion.

Neffe. Und ich versichere Sie der meinigen, um Sie nach Haus zu führen.

Marquis. Lieber Freund, schon einmal haben Sie mir das Leben gerettet, da Sie mich dem revolutionären Gesindel aus den Klauen rissen; jezt retten Sie meine Ehre: machen Sie, daß ich über die Straße komme, ohne die Jakobinerfarben annehmen zu müssen. Adieu, Rath.

Morgen gehe ich in die Vendée oder fort in die Fremde; das ist das Sicherste für die Braven.

Rath. Ich kenne ihn; er macht es wie ich, er besinnt sich.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, August.

(Beschluß.)

Der Herzog von Orleans in Genf. Französische Flüchtlinge. Die Schweizertruppen.

Die Ernennung des Herzogs von Orleans zum König erregte hier wohl eben so viel Freude, wie in Paris selbst, denn Jedermann erinnert sich des einfachen, freundlichen, ganz bürgerlichen Fürsten, der vor vier Jahren einige Sommerwochen bei dem verstorbenen Baron von Staël zubrachte, mit ihm die interessantesten Anstalten und Werkstätten in Genf besuchte, überall Fragen that, überall ächt menschliche Theilnahme zeigte. Er kam zu einer Zeit nach Genf, wo er mit seiner zahlreichen Familie in keinem der hiesigen Gasthöfe Unterkommen finden konnte, weil Alles voll von Fremden war und weil er keinen Kourier vorausgeschickt hatte. Es blieb ihm also nichts übrig, als in einem Gasthof des kleinen Städtchens Carouge, dicht bei Genf, mit den Seinigen Unterkommen zu suchen. Platz war nun da wohl so ziemlich, aber lange nicht Möbeln genug in dem kaum vollendeten Haus. Dem wurde aber gleich abgeholfen: alle Nachbarn gaben Betten, Tische, Wäsche, Silberzeug, Spiegel u. s. w. her, so daß in einer Stunde nach des Herzogs Ankunft nichts mehr zu seiner Bequemlichkeit fehlte.

Nicht ganz so willkommen, als damals der Herzog von Orleans, war uns jetzt die große Menge von Geistlichen, die seit Anfang Augusts aus Frankreich zu uns kommen, um von hier nach Savoyen, Piemont, Wallis und Freiburg zu gehen. Die mehrsten sind Jesuiten, aber auch sonst römische Geistlichkeit, zumal mehrere Bischöfe. Unsere Jugend und die Handwerksgesellen hatten im Anfang nicht wenig Lust, den schwarzen Herrn, bei ihrem Aussteigen aus den Diligencen, entschiedene Abneigung zu zeigen; es brauchte aber nur einen Wink unserer immer humanen und zartfühlenden Regierung, um ihnen bemerklich zu machen, daß solches Benehmen eines freien, glücklichen und gebildeten Volks gegen Flüchtige tadelnswürdig sey. Die fremden Geistlichen störte nicht nur kein zudringlicher Blick, kein halbhämisches Lächeln, man erlaubte sogar dem hiesigen katholischen Pfarrer, manche einige Tage und Nächte lang bei sich zu beherbergen, ohne bei der Polizei die erforderliche Anzeige zu machen. Aber darum waren die Herrn doch nicht weniger beobachtet, ja die Polizei kannte jeden ihrer Schritte. Diese Vorsicht ist um so nothwendiger, da wir dem französischen Süden so nahe liegen, wo viel mehr Gift- und Brennstoff unter einander gährt, und wo lange nicht Alles so ruhig ist, als die französischen Zeitungen berichten. So sagten sie z. B. nichts von dem in Nimes zu ziemlicher Reife gekommenen Plan, in der Nacht vom 8. auf den 9. August alle Protestanten der Stadt und Umgegend zu ermorden. Glücklicherweise kamen zwei Mediziner von Montpellier durch einen sonderbaren Zufall hinter das Geheimniß, und dadurch wurde der Plan vereitelt. Wer nun glauben wollte, Nimes sey durch die Aufsicht der gutgesinnten Behörden, durch die Schweizer und die Nationalgarden vor Gräueln gesichert, der würde sich sehr irren. Dies beweisen die Ereignisse am 15. und den folgenden Tagen. Tausend blutdürstige Trestaillons gehen dort mit geschliffenen Aexten heimlich umher und lauern auf den Augenblick, wo die Behörden und die Nationalgarden in ihrer Aufmerksamkeit erschlaffen. Glücklicherweise fürchten sie sich ein wenig vor dem energischen, ganz protestantischen Gardonenque, dessen Bevölkerung auf das erste Zeichen seinen Glaubensgenossen in Nimes und Alais zu Hülfe zu kommen versprochen hat.

Aber nicht blos Geistliche sehen wir in Menge ankommen und dann wieder weiter eilen, sondern auch Frauen, die eben nicht niedern Stands scheinen, viele nach dem Beispiel der Herzogin von Berry in Mannskleidern. Einige verfügten sich zu unsern ersten Bijoutiers, um da Brillanten, Perlen und sonstiges Geschmeide zu verkaufen oder darauf Geld zu leihen. Aus den Verzierungen und Wappen dieser Gegenstände läßt sich auf den vornehmen Stand dieser oft ganz allein reisenden Damen schließen. Unsere Geschmeidehändler und Uhrmacher empfinden es auch schon sehr, daß ein Theil der Reichen nicht mehr in Frankreich ist, daß die Zurückgebliebenen vorerst keinen Aufwand machen wollen und daß, was wohl das Schlimmste ist, die Kapitalien dem Handel und der Industrie entzogen werden, um sie bis auf Weiteres in eiserne Kasten zu verschließen. Man hat mich versichert, daß seit dem 1. August für mehr denn 700,000 Fr. Genfer Gold- und Geschmeidefabrikate abbestellt worden seyen.

Der Eindruck der französischen Umgestaltungen auf die Oligarchen, welche sich noch nicht ganz bei uns verloren haben, war im Anfang apoplektisch. Aber seit dem Mangel an Einheit, Besonnenheit und Kraft, welchen die neue Regierung zeigt, athmen sie wieder auf und behaupten, die Ereignisse werden ihre frühern Behauptungen bestätigen, Frankreich sey auf dem Weg, schwächer zu werden denn je; mit Liberalismus und Doctrinismus allein lasse sich kein großes Volk regieren u. s. w. Vielen mißfällt auch die große Hinneigung der neuen Regierung zu dem Imperialismus und seinen Leuten, und sie sehen darin ein Zeichen großer Schwäche.

Das Schicksal der Schweizertruppen in Frankreich beschäftigt uns Alle. Wir alle erwarten Schritte der Gerechtigkeit von Seiten der französischen Regierung gegen diese Truppen, die ihrem Eid gemäß gehandelt haben, und deren Kapitulation nicht allein von Karl X., sondern auch von den Kammern ausgegangen ist, also auch von diesen als ein Staatsvertrag Frankreichs betrachtet werden muß, von dem sich eine folgende Regierung nicht einseitig losmachen kann. Nach meiner Ansicht hat die schweizerische Tagsatzung richtig gehandelt, daß sie die Schweizertruppen nach den blutigen Ereignissen nicht aus Frankreich zurückrief, denn dadurch hätte sie ihre Ansprüche an die jetzige Regierung des Landes verloren und sich in eine falsche Stellung zu ihr gesetzt. Darum hatten auch die verwundeten schweizerischen Offiziere und Soldaten Unrecht, die sich in ihre Heimath flüchteten. Erst dann, wenn die Regierung nichts für die Schweizer thun will, was wegen ihrer einseitigen Entlassung ausgemacht ist, hat die Tagsatzung ein Recht, einzuschreiten. Wie sie dies aber auf kräftige Art bewirken will, das ist schwer abzusehen. Allerdings war diese gewaltsame Aufhebung des schweizerischen Lohndienstes nöthig, um diese Schande des Landes zu vermindern und vielleicht deren völlige Abschaffung vorzubereiten, wiewohl nicht abzusehen ist, was die viele junge und alte Söhne aus den sogenannten vornehmen Schweizerfamilien, besonders in Bern, Freiburg, Solothurn und Waadt werden sollen, die nichts gelernt haben, als den rothen Rock zu tragen. Für die Gemeinen ist leichter zu sorgen und ihr Sinn ist auch wohl zu ändern und zu bessern, an Jenen aber verzweifelt Jeder, der ihr Denken, Leben und Treiben je gesehen und beobachtet hat. So ist denn die schwierige Frage über den neuen Kriminalkodex der Schweizertruppen in Frankreich sehr kurz, summarisch und bündig entschieden.

Beilage: Literaturblatt Nr. 95.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 218.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 11. September 1830.

Nun ist die Jugend Englands ganz in Gluth,
Und seidne Buhlschaft liegt im Kleiderschrank;
Die Waffenschmiede nun gedeihn, der Ehre
Gedanke herrscht allein in aller Brust.
Sie geben um das Pferd die Weide feil,
Dem Spiegel aller Christenkön'ge folgend;
Denn jezo sizt Erwartung in der Luft.

Shakespeare.
Heinrich V.

Ein Tag in Straßburg.

Ich kam beim Anbruch der Nacht in Kehl an, um am andern Morgen über den Rhein nach Straßburg zu gehen. In dem Posthause zu Kehl fand ich eine ziemlich gemischte Gesellschaft an der Table d'Hôte versammelt. Am obersten Ende des Tisches saßen badische Beamte, die sich von Familienangelegenheiten unterhielten, ohne von dem Gespräch der weiter unten sitzenden Fremden die mindeste Notiz zu nehmen. Dieses Gespräch betraf, wie sich von selbst versteht, die neuesten Ereignisse in Frankreich. Ein junger Mensch von ungefähr siebzehn Jahren war der Lauteste am ganzen Tisch. Er hatte seine Reisekappe auf dem Kopfe behalten, wahrscheinlich um der Gesellschaft die ungeheure dreifarbige Kokarde zu zeigen, die er daran befestigt hatte, und die nur wenig kleiner als die Kappe selbst war. Auf den ersten Blick konnte man ihn für einen Franzosen halten, es bedurfte jedoch nur eines zweiten, um in ihm ein Kind Israel zu erkennen. Er kam eben aus Frankreich, und war so voll von dem, was er gesehen hatte, daß seine Zunge unaufhörlich überfloß. Der Strom seiner Rede bedrohte vorzüglich seinen nächsten Tischnachbar, der ihm indeß eine unzerstörbare Ruhe entgegen sezte. Er war ein stiller Mann, ein Professor aus Sachsen. „Gibt es in Straßburg eine Blindenanstalt?“ frug er sanft. „Blindenanstalt?“ schrie der kleine Jude, „wie so? daß ich nicht wüßte.“ — „Nun, so hab' ich auch nichts in Straßburg zu thun.“ — „Aber die dreifarbigen Fahnen, die Nationalgarden, die Marseilladen.“ — „O mein Herr,“ fiel ein alter Edelmann aus dem Preußischen ein, „auch Blinde werden Sie genug in Straßburg finden. Ganz Frankreich ist jezt eine Blindenanstalt, aber ohne Aufseher. Die Söhne taumeln wieder blind am Rande des nämlichen Abgrunds, in den schon einmal ihre Väter gestürzt sind.“ Dem kleinen Juden stieg das Blut ins Gesicht. „Blind war doch nur der Erkönig gewesen. Aber die Nation, die sieht weit, und wird bald noch weiter sehen. Man muß sie nur selber hören, mit dabei gewesen seyn. Das ist eine Nation, o!“ Er sah mit seinen recht hübschen klaren Judenaugen wie begeistert nach der Decke des Saales, als plözlich ein starker Mann, dem ein breiter Hieb quer über die Backe lief, mit gebieterischer Miene ihn anfuhr: „Es ist nicht schicklich, junger Mensch, am Tische die Müze auf dem Kopfe zu behalten, und überhaupt, wie kommen Sie dazu, hier mit der dreifarbigen Kokarde renommiren zu wollen? Selbst wenn Sie ein Franzose wären, dürften Sie sie hier nicht tragen, und wer sind Sie denn? Mich dünkt, ich habe Sie schon in Frankfurt gesehen, sind Sie nicht ein Jude?“ — „Erlauben Sie, verzeihen Sie,“ sagte der hübsche Knabe mit einem unaussprechlich einfältigen Gesicht, indem er seine Müze unter dem Tische verbarg, und warf höchst verlegne Blicke auf den starken Mann, der in der That in seiner Miene etwas Offizielles hatte, das einem demagogischen Judenjungen Schrecken einflößen konnte. Die Gesellschaft fand es nicht der Mühe werth, sich des beschämten Kleinen an-

zunehmen, und sein stolzer Sieger ergriff das Wort und hielt eine schöne Philippika gegen das leichtsinnige Franzosenvolk, aus der hervorging, daß er in den sogenannten deutschen Freiheitskriegen mitgefochten hatte. Ich erschrack über die große Veränderung, welche die Zeit hervorgebracht hat. Ich selbst war einst ein Freiwilliger, und wußte mir, da ich als Bombardier funktionirte, nichts Schöneres, als die Kuppel von Notre Dame einzuschießen. Ich hatte einst ungefähr eben so gedacht und gesprochen, wie der starke Mann mit dem breiten Säbelhiebe, — aber jezt? Ich gestehe, daß ich unterdeß gelernt habe, die Franzosen sehr liebenswürdig zu finden.

Der muntere Ton eines Posthorns vor den Fenstern unterbrach den Redner. Ein Wagen rollte vor die Thüre und bald darauf gesellten sich die eben angekommenen Reisenden zur Tischgesellschaft. Es war ein ältlicher Mann von streng militärischer Haltung und ein verschleiertes Frauenzimmer, deren Haltung ein noch zartes Alter verkündete. Sie nahmen mir gegenüber Platz. Die Dame schlug den schwarzen Schleier, der sie bedeckte, zurück, und — weg waren wir alle, die wir am Tische saßen, wie der Bürgermeister von Krähwinkel, da er seine Tochter Klavier spielen hörte. Ich sollte indeß etwas noch Angenehmeres hören, denn die ersten Worte, die aus dem lieblichen Munde des Mädchens hallten, waren polnisch, und welche Sprache stand einem schönen Munde jemals schöner, als die polnische? Süßer Wohllaut der Lippe, der alles verschönert, was er sagt, und nur das Wort Freiheit nicht aussprechen kann! Daß ich die reizende Polin in ihrer Muttersprache anredete, da ich diese verstand, versteht sich von selbst. Sie fühlte sich angenehm überrascht und antwortete sehr freundlich, gleich ihrem Vater, der mich als Landsmann laut willkommen hieß, denn für einen solchen hielt er mich. Er war ein Greis voll slavischen Feuers, und die lezten Ereignisse in Frankreich schienen ihn besonders exaltirt zu haben. Er träumte schon wieder von Krieg und Schlachten, da ich ihm aber einwandte, daß neue Kriege eben nichts Wünschenswerthes seyen, sah er mich mißtrauisch an und brach das Gespräch ab. Doch nahm er gleich darauf ein Messer zur Hand und sagte mit vieler Bonhommie: „Wir wollen Polen theilen. Da, mein Herr, nehmen Sie das russische Stück, es ist das beste; ich will Gallizien verspeisen, und Du, liebe Angelika, wirst Dich wohl mit der preußischen Portion begnügen.“ Dann mußte ich nach der Sitte seines Landes mit ihm zechen, und noch saßen wir bei den mit köstlichem Markgräfler gefüllten Bechern, als die holde Angelika schon längst verschwunden war.

Den andern Morgen fuhr ich sehr früh über die lange Rheinbrücke, an deren äußerstem Ende eine nicht sehr große dreifarbige Fahne ziemlich tief ausgesteckt war und bescheidener aussah, als ich erwartet hatte. Doch wehte die Fahne, vom Westwind geschwellt, gerade nach Deutschland hin. Auf der Ruprechtsau, einer großen, mit Alleen durchschnittenen Wiese außerhalb der Festungswerke, war die ganze Nationalgarde von Straßburg seit Tagesanbruch versammelt, um eine große Musterung zu passiren. Nur die wenigsten waren uniformirt. Der größte Theil trug nur Säbel, Patrontasche und Gewehr über der bürgerlichen Kleidung, und mehrere Offiziere kommandirten im runden Hut und Frack, ohne irgend eine militärische Auszeichnung, als den bloßen Degen, den sie in der Hand trugen. Allein ich bemerkte unter den ältern Männern nur wenige, die nicht den Orden der Ehrenlegion getragen hätten, und der Chef der Nationalgarde selbst war ein ehemaliger Offizier der großen Armee, dem ein Arm fehlte und dessen Brust mit Orden bedeckt war. Unter den Gemeinen befanden sich Graubärte und Schulknaben, dicke wohlhäbige Kaufleute und dürre Schneider, Gelehrte und Karrenschieber, die feinste Modetracht neben dem rohen Leinkittel, alles bunt durcheinander gemischt, was der Truppe ein gar revolutionäres Ansehen gab. Alle zeigten bei den Uebungen den größten Enthusiasmus und nicht weniger Lustigkeit. Obgleich erst seit drei Wochen unter dem Gewehr, zeigte diese Nationalgarde schon eine sehr militärische Tournure.

Apropos Tournure. Die Straßburger sprechen sehr viel von der neuen Uniform, allein ich hörte sie niemals, wie es gewiß diesseits des Rheins der Fall gewesen wäre, von dem Rock und seinen Trotteln selbst sprechen, sondern immer nur von der Art, wie er getragen werden müsse, von der Tournure. Sie ist es, die auch eine garstige Tracht graziös macht, und die den französischen Soldaten von jedem andern unterscheidet. Besonders schön nahm sich das treffliche Artillerieregiment aus, das in Straßburg liegt und durchgängig aus schönen Männern besteht. Desto garstiger aber fand ich die rothen Hosen der Linientruppen. Man sagt übrigens, daß diese rothen Hosen Straßburg bey den lezten Unruhen vor Blutvergießen bewahrt und gewissermaßen wunderthätig, wie das heilige Blut des Januarius, gewirkt haben. Ihr weiser Erfinder war nämlich Fürst Polignac, der sich die Elsäßer zu guten Freunden machen wollte, indem er ihnen für den in ihrem Lande reichlich wachsenden Färbestoff auf diese Weise Absatz verschaffte. Allein die Soldaten fanden keinen Geschmack an den rothen Hosen, weil sie glaubten, Polignac wolle sie dadurch den Engländern ähnlich machen, und die Erbitterung darüber soll nicht wenig zu ihrer Unbotmäßigkeit gegen die Exregierung beigetragen haben. So hörte ich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Johannisfeste zu Florenz.

Die Erforschung des Ursprungs alter Sitten und Gebräuche, und der Veränderungen und Umgestaltungen im Laufe

der Zeit, ist namentlich für die Kulturgeschichte von Bedeutung. In den vielen italienischen Republiken des Mittelalters übten die Volksfeste, besonders die patriotischen, wie z. B. Venedig deren viele aufzuzählen hatte, auf die Bildung des Volkes einen großen Einfluß; sie erinnerten dasselbe an die Begebenheiten und Thaten der Väter, und hielten die Vaterlandsliebe immer wach, indem sie ihre Belohnung durch Ehre und immer erneuerten Ruhm bei der Nachwelt zeigten. Von dieser Art ist nun zwar das Fest nicht, welches im Juni zu Florenz gefeiert wird: es ist religiösen Ursprungs, steht aber in so naher Beziehung zum ältesten Zustande und zur Verfassung der Stadt, daß es in dieser Rücksicht Beachtung verdient.

Bis zu den Tagen der longobardischen Königin Theodelinde, die aus dem baierischen Fürstenhause der Agilolfinger stammte, der Gemahlin des Flavius Autari (585 n. Chr.) lassen sich diese Feste hinaufführen. Sie war es, welche unter Mitwirkung des Pabstes Gregors des Großen das Christenthum bei den damals noch heidnischen Longobarden einführte, und durch Verbreitung des Lichtes der Religion und Kultur dem Volke Alboins eine Wohlthäterin ward. Durch sie ward auch das Volk des Mars, wie man die Bewohner der damals noch unbedeutenden Fiesolanischen Siedelstadt am Arnoufer, nach ihrem Schutzgott aus den Römerzeiten, zu nennen pflegte *), unter die Obhut des heiligen Johannes des Täufers gestellt. Lange schon stand ein Tempel, dem Dienste des Kriegsgottes geweiht, in Florenza **), die christliche Zeit, unter oder nach Konstantin, hatte ihn in eine Kirche umgeschaffen, wo Christi Glaube gelehrt ward, und nachdem schon unter Alboins Regierung (568 — 573) das Land von den Alpen bis zur Tiber unter der Longobarden Herrschaft gelangt war, widmete Theodelinde Kirche und Ort dem h. Johannes. Erstere führt noch bis heute dessen Namen. Als nun zuerst (773) die longobardische Monarchie der Obermacht Karls des Großen erlag, dann die Gewalt der deutschen Kaiser in Italien immer mehr abnahm, erklärte sich endlich nach dem Tode der Markgräfin Mathilde (1115) Florenz für frei und schuf sich eine eigene volksthümliche Verfassung. Die stürmischen Zeiten während des so viele Kraft und Größe, im Gegensatz so vieler Schlechtigkeit und Laster, entwickelnden Kampfes, den Hierarchie und Kaiserthum, Adels- und Volksgewalt in dem zerrissenen Italien gegen einander stritten, hatten schon weit früher begonnen, und mit ihnen das leidenschaftlich aufgeregte Leben und die aufbrausende Jugendkraft der einzelnen Städte, die sich nun plötzlich zu einer Macht und Bedeutsamkeit emporschwangen, die ihnen vorher nie geworden, künftig nie werden wird.

In diese Tage der republikanischen Verfassung fällt auch die Epoche des größten Glanzes der Feste, deren Schilderung wir hier versuchen. Schon einen Monat vor dem Johannistage war der Podesta der Stadt verpflichtet, das Fest zu verkündigen. Große Tuchüberzüge, geschmückt mit den Wappenschildern der Stadt und der Adeligen, bedeckten den Platz der Signorie und überall flatterten Fahnen, auf denen der Florentinische Löwe prangte. Aus allen Städten und Schlössern Toskanas wurden die Herrn und Edelleute eingeladen, und die Monate Mai und Juni hindurch fanden Festlichkeiten, Ballspiele, Turniere und andere ritterliche Uebungen und feierliche Aufzüge mit Musik statt. Gesellschaften von Künstlern vereinigten sich, oft drei- bis fünfhundert an der Zahl, in phantastischem, reichgeschmücktem Kostüm Spiele und öffentliche Aufzüge auszuführen.

Am Vorabende des Johannistages, erzählt der Florentinische Geschichtschreiber Goro Dati, welcher die ausführlichsten Notizen über diese Feste hinterlassen hat, stellten alle Künste und Gewerbe früh Morgens ihre schönsten Erzeugnisse und reichsten Arbeiten, Zierrathen, Gold- und Silberschmuck und Juwelen, außerhalb ihrer Werkstätten zur Schau. Wie viele Tücher von Seide und Goldstoff flatterten da; wie viele Arbeiten in edeln Metallen, bewunderungswürdige Gemälde, vortreffliche Waffen und Sachen aller Art erblickte man da! Bei dem damaligen blühenden Zustande der Künste und Gewerbe war diese Schaustellung etwas sehr Schönes und Nützliches, und im Jahre 1322 wurde auf dem Prato Ognissanti am Johannisfeste eine Messe angeordnet, welche acht Tage lang währte. Um die Terz des Tages selbst nun begann die feierliche Prozession des gesammten Klerus und der Klosterbrüder, sämmtlich in ihren schönsten Gewändern. Ihnen folgten die vielen frommen Gesellschaften. Sinnreich gefertigte Wolken mit Kindern, die als Engel gekleidet waren, und viele Lichter, wurden dabei umhergetragen; auch Giganten, in den Kostümen des alten Mythus, und andere sonderbare Masken befanden sich dabei. Am Nachmittage nun zogen die Gonfaloniere (Bannerträger) und die sechszehn Kompagnien der Bürger, jede mit ihrer Fahne, auf den Domplatze und in das Battisterio die Bürger in zwei Reihen, von den Würdigsten und Aeltesten bis zu den Jüngsten, jeder eine Wachskerze opfernd. Die Kleidung der Gonfaloniere war eine lange Weste von rothem Sammt, mit goldenen Sternen bedeckt und mit Hermelin besezt, und ein Barett von gleichem Stoffe, mit goldenen Ketten und Perlenschnüren geziert. Die Straßen, durch welche der Zug ging, waren mit großen Schirmdächern von Lein-

*) „Il popolo di Marte" nennt der Dichter der göttlichen Komödie die Florentiner.

**) So nehmen die meisten Florentinischen Geschichtschreiber an, mit Ausnahme Ricordano Malespinis, der sich in seinen Istorie fiorentine dagegen äußert. Auf dem Ponte vecchio zu Florenz war lange eine Bildsäule des Kriegsgottes aufgestellt, die beim Einsturz dieser Brücke 1333 im Arno verloren ging.

wand versehen, und wimmelten von jungen Frauen und Mädchen, in Seide gekleidet, mit Juwelen und Perlen geschmückt. Nachdem der Zug vorbei war, begab sich jeder nach Hause, für den folgenden Tag die nöthigen Vorkehrungen zu treffen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Chambery, August.

Eindruck der Revolution auf Hof und Volk.

Ich zweifle nun an nichts mehr, denn Unbegreifliches geht in unsern stillen, armen Thälern, auf den Alpen und am Fuß der Faucigny-Gletscher vor. Unser König brachte einen großen Theil des vergangenen Monats mit frommen Uebungen im Schloß und in der Abtei Hautecombe zu, das unser savoyisches St. Denis ist. Geistliche Herrn waren seine tägliche Umgebung, und auf ihren Einfluß waren selbst die weltlichen Hofleute eifersüchtig. Nur selten kam Se. Majestät hierher, und nach dem rauschenden, mit Fremden angefüllten Aix mochte sie gar nicht. In der Nacht vom 27. auf den 28. Juli kommt ein Kourier von Paris in Hautecombe an, der die Ordonnanzen vom 25. bringt; bald darauf wird ein Fenster nach dem andern im Schloß und in der Abtei hell; Staffetten gehen nach Chambery ab an die Jesuitenväter, und diese verlieren keine Zeit, in der Nacht noch zu Fuß und zu Wagen nach Hautecombe zu eilen, denn da ist Freude und Jubel in allen Ecken. Um zehn Uhr des folgenden Morgens hält der König großes Lever, dem alle Vornehmen aus Chambery beiwohnen. Natürlich ist von nichts die Rede, als von den Ordonnanzen. In allen Kirchen ist hierauf Hochamt. Dieser Jubel dauerte aber nicht lange; denn in der Nacht vom 30. auf den 31. kommt abermals ein Kourier an; kurz darauf wird es nicht nur in allen Fenstern, sondern auch in allen Ställen und Wagenremisen hell, und in zwei Stunden ist Hautecombe wie ausgekehrt. Der König hat die nahe westliche Grenze seines Reichs verlassen, befindet sich in Chambery, von Militärs und Beamten umgeben, und läßt sich folgendermaßen verlauten: „Desto schlimmer für meinen Bruder in Frankreich; ein König muß vor Allem sein Wort halten, ich habe das Alles vorausgesehen, es mußte so kommen.“ Man meldet die Herrn Jesuitenpatres an; lange müssen sie warten; endlich empfängt sie der König, aber eiskalt, und spricht kaum ein Wort mit ihnen. Desto lebhafter unterhält er sich mit dem Gouverneur, einem alten Napoleonischen Schnurrbart. Auf dessen Anfrage, wie man sich nun in Beziehung auf Nachrichten und Zeitungen aus Frankreich verhalten solle, erwiederte der König: „Alles herein! Alles frei! Keine Zeitung sey verboten: man muß der Wahrheit Thür und Thor öffnen, man soll Alles erfahren.“ Hierauf werden abermals Staffetten abgeschickt, an die savoyischen Grenzen gegen Genf hin. „Keine Feindseligkeiten, keine Chikanen mehr gegen die lieben Nachbarn; sie brauchen Holz, man fahre es schnell hinüber, sie brauchen Korn, man säume nicht, es ihnen zuzuführen; meine treuen, braven Savoyarden mögen sich etwas mit der Ausfuhr verdienen; und daß sich in Thonon und Evian kein Douanier mehr untersteht, die Genfer und Waadtländischen Schiffe zu untersuchen oder nur anzuhalten!“ Kaum waren diese neuen Befehle gegeben, so sezte sich der König in den Wagen und fuhr nach Turin ab. Ich aber ging am folgenden Tag ins Gebirg. Am Abend wurde mir mein Ranzen zu schwer und ich nahm einen jungen Bauer, um ihn mir zu tragen. Gleich nach den ersten Schritten begann folgendes Gespräch zwischen uns: „Herr, sie sagen, drüben in Frankreich gehe es fürchterlich her, ist's wahr?“ — „Nein, es ging fürchterlich her, jezt geht es gut.“ — „Sie sagen, der König sey geflohen?“ — „Ja, sie haben ihn fortgejagt.“ — „Wer hat ihn denn fortgejagt?“ — „Sein Volk, die Franzosen.“ — „So, das Volk, das Volk?“ — Diese Frage, welche im ganzen Land widertönt und ein drohendes Echo ist, mag es erklären, was vielleicht in der Folge da geschieht, wo noch Niemand die französische Zeit vergessen hat.

Das Volk hatte bisher schwer zu tragen. Im Durchschnitt arm oder wenig bemittelt, aber von Steuern und Abgaben gedrückt, von Geistlichen aller Art und Gestaltung ausgesogen, von Zöllnern oft geplagt, war es ihm doch streng verboten, seine Naturerzeugnisse nach dem einzigen Ort zu bringen, wo sie gut bezahlt wurden, nach Genf. Piemonteser und Sardinier hausen im Lande; die einheimischen guten Familien, die sich nicht schmiegen und biegen wollen, stehen unter Aufsicht der Polizei und haben ein trauriges Leben; die Söhne oder Väter sind in Turin oder Sardinien angestellt und werden dort genau beobachtet.

Chambery besaß noch vor Kurzem einen Mann, der durch seine großen Wohlthaten und Unterstüzungen den Mangel in unserer Stadt weniger fühlbar machte, und dessen Tod daher ein wahrer Landschaden ist. Ich meine den General, Grafen Boigne, der Ende vorigen Junius starb und über dessen Leben französische Journale ohne allen Grund eine gehässige Lüge verbreitet haben. Denken Sie sich, seine Geschenke und Vermächtnisse zur Gründung oder Erweiterung wohlthätiger und nüzlicher Anstalten betragen 3,418,750 Franken. Dahin gehören besonders folgende Stiftungen: zuerst das Asyl für vierzig alte Leute aus allen Theilen Savoyens, ein herrliches Gebäude, bei dem aber die innere Bequemlichkeit der äußern Schönheit nicht aufgeopfert ist, denn jeder Inwohner hat da sein eigenes Zimmer mit reinlichem Bett und Zugehör, gute und reichliche Speise, Wein, Arzenei, Tabak u. s. w. Die Gänge sind sehr breit, luftig und reinlich, ebenso die Höfe; an dem Haus liegt ein weiter Garten, wo jeder Greis einige Beete zur Blumenzucht hat; die Lage dieses Gartens an der großen Promenade ist auch sehr erheiternd für die alten Leute.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nro. 212:

Das Wetter. Das böse Wetter in Bergwerken. Donner. Wasser- und Sandhosen. Bliz. Regen. Blauer Himmel. Sonne. Regenbogen. Abend- und Morgenröthe. Nacht. Sterne. Mond.

Räthsel.

Ein Luftball vor Montgolfier,
Mit zartem bunten Stoff umzogen,
Gefüllet mit lebend'gem Athem
Und schwimmend in des Aethers Wogen.

Der Unschuld Hauch schwimmt hin mit ihm,
Sein Farbenspiel, wie schön es schimmert!
Doch ist ihm irdische Luft zu dicht,
Der zarte Ball ist bald zertrümmert.

J. G. M.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 26.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 219.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 13. September 1830.

Wer hat das Kreuz erhoben
Zum Schutz für jedes Herz?
Wer wohnt im Himmel droben,
Und hilft in Angst und Schmerz?

Geh zu dem Wunderstamme,
Gib stiller Sehnsucht Raum,
Aus ihm geht eine Flamme
Und zehrt den schweren Traum.

Novalis.

Die Seherin von Prevorst.

Rebus succurrant dubiis in tempore vates.

Ein neuer Fund ist aus des Geistes Schacht,
Von sondrer Art, ans Licht hervorgebracht;
Ist's eine Heilkraft, Weh' und Schmerz zu dämpfen?
Ist es ein Gift und weckt ein wildes Kämpfen?

Unschlüß'ger Zweifel bannt noch das Gemüth,
Ein banges Zwielicht zitternd es durchglüht;
Soll es des Wissens Wachsthum starr verneinen?
Soll schmerzhaft es entsagen und beweinen?

Ein leichter Sinn nimmt sich in bunter Wahl
Die goldnen Bilder aus des Lebens Saal;
Die höhre Pflicht wir in der Seele finden:
Zu kämpfen und im Kampf zu überwinden.

Für Wahrheit schlagen wir die Sehnsucht los;
Kein Opfer ist das lezte, keins zu groß!
Wer will der That Nothwendigkeit beschwören,
Wenn wir die Stimme des Orakels hören?

Wir zünden, hemmt er unsres Forschens Bahn,
Mit rother Fackel selbst den Tempel an;
Es wird der Gott der Wahrheit, dem wir trauen,
Sich neue Tempel aus der Asche bauen.

Bald sind's zweitausend Jahre, daß die Welt
Von einem neuen Sterne ward erhellt.
Ihn sehen Weise an entlegnen Grenzen
In überirdisch milder Klarheit glänzen.

Da ziehen sie mit Gold und Weihrauch aus
Und folgen seiner Spur ins arme Haus,
Und ihn, der Sünde soll und Tod besiegen,
Sehn sie, ein Kind, in Mutterarmen liegen. —

Und ach! kaum wurde seine Weisheit kund —
Da schloß der bittre Tod den süßen Mund.
In welchem Lande herrschet der Verhöhnte?
Von welchen Kronen spricht der Dorngekrönte?

Die Bahn war kurz und ohne Glanz sein Loos,
Das Ende seelig, und die Erbschaft groß.
Wenn wir vor dem Gekreuzigten uns beugen,
So wissen wir, warum wir von ihm zeugen:

Den Blick, der gramvoll war zum Grab gesenkt,
Hat er mit Götterhuld emporgelenkt:
„Ich will, daß Alle sie, die mir vertrauen
„Mich in des Vaters ew'ger Glorie schauen!“

Er, der hienieden heilte Schmerz und Noth,
Er heilet jenseits auch den bittern Tod,
Und der den Sündern kann die Schuld vergeben,
Er ruft die Reinen zu des Himmels Leben!

Nacht liegt und Tod noch zwischen Hier und Dort;
Wir haben für die Zukunft nur sein Wort;
Doch spinnt daraus von dieser Erden Staube
Ein starkes goldnes Band der stille Glaube.

längstvergangenen Welt anzugehören, während das Parterre unten einem gemeinen lärmenden Markte glich. Soldaten unter dem Gewehr mit betäubendem Trommellärm, liebäugelnde Mädchen, gaffende Fremde, kleine Kinder, sogar einige Hunde, die im innern Raum der Kirche umherirrten, entweihten das Heiligthum mit einer Ungenirtheit, als ob es so seyn müßte. Mehrere Gruppen standen vor den Anschlagzetteln, die den großen Ablaß verkündeten, und spotteten darüber oder fluchten auf die Unverschämtheit der Jesuiten, die sich jezt noch dergleichen unterstünden. Ich sah einige Offiziere, die hinter den Reihen der Soldaten mit den blanken Degenspitzen in die Säulen der Kirche kritzelten, und einer stemmte sogar den Fuß auf eine sehr unanständige Weise auf den Vorsprung der Säule. Das Alles während des Hochamtes. Die meisten Soldaten schwazten. Andächtig war Niemand als vielleicht einige Frauenzimmer, die an den Seitenaltären auf den Knien lagen. Eine darunter schien mir bekannt. Ich wartete, bis sie sich erhob. Es war Angelika, ein kleines katholisches Gebetbuch in der Hand, aber festlich geschmückt mit dreifarbigen Bändern. Sie erkannte mich sogleich wieder und lächelte. Ich begleitete sie aus der Kirche bis zu ihrem Wagen, wo sie ihr Vater bereits erwartete. Sie wollten sogleich weiter nach Paris. Warum durfte ich sie nicht begleiten? Ich nahm mit einem vielleicht zu schmerzlichen Blick von der lieblichen Polin Abschied, die mir noch aus dem Wagen ihre schneeweiße Hand zum Kuß reichte und dabei eine dreifarbige seidene Schleife fallen ließ. Der Wagen brauste davon, und ich glücklicher Thor hatte wenigstens die Schleife, mit der ich mich sogleich schmückte, stolzer, als wenn es der blaue Hosenbandorden gewesen wäre.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Chambery, August.

(Fortsetzung.)

Boignes Stiftungen.

Das Asyl für Alte ist besonders für Leute von Stand, die unverschuldet in Armuth gerathen. Jedes Individuen ist auf 750 Franken berechnet; außerdem werden von derselben Anstalt jährlich vier arme, unbescholtene Mädchen aus solchen Familien ausgestattet und für vier Knaben Lehrgeld bezahlt. Das Ganze kostete, Bau und Dotirung, 850.000 Fr. Das Hospiz für Bettler zeigt auch großartige Einfalt in seinem Aeußern, hat zwei Stockwerke und liegt auf einem freien Platz, da, wo ehemals das Karmeliterkloster stand, am Eingang in die Stadt, wenn man von Italien kommt. Hier werden hundert Arme beiderlei Geschlechts beschäftigt und verpflegt; auch hier sind Säle und Gänge weit, luftig und hoch; eiserne Betten, ein Krankensaal, Refectorium, große Höfe, Gärten, eine Kapelle u. s. w., kurz nichts fehlt. Ein Verwaltungsrath steht dem Ganzen unentgeldlich vor, vier Josephsnonnen sorgen für die Krankenpflege; die Armen erhalten den Ertrag ihrer Arbeit als Gratifikation. Das Ganze kostete 629.150 Fr. Das Hospital, genannt Hôtel Dieu, bestand schon früher, aber in kleinerm Verhältniß und mit geringerm Fonds. Der Graf Boigne ließ das Gebäude bedeutend erweitern, verschönern und für mehr Kranke einrichten; diese sind sehr gut verpflegt und reinlich gehalten. In den Krankenzimmern sind mehrere Einrichtungen, die kein anderes Hospital aufzuweisen hat und die sehr wohlthätig auf den Seelenzustand der Kranken wirken. Vier Betten sind ausschließlich für arme Kranke aus der Fremde bestimmt, von welcher Religion sie auch seyn mögen. Alles zusammen kostete 238.400 Fr. Das Irrenhospital wurde in einem schon vorhandenen Klostergebäude, sechs Meilen von Chambery, angelegt und kostete mit Einrichtung und Dotation 400.000 Fr. Auch die Jesuiten wurden bedacht, jedoch mit Vorsicht und Beschränkung. Auf dem Grund des ehemaligen Visitandinerklosters erbaute Boigne aus Quadern ein herrliches Hotel in Gestalt eines H, 75 Schuh hoch in drei Stockwerken. Es hat 251 doppelte Fenster, geräumige Lehr- und Schlafsäle für die Zöglinge. In einem verlängerten Flügel wohnen die Jesuiten. Durch einen großen Garten ist für freie Bewegung der jungen Leute gesorgt. Das Kollegium enthält deren jezt zweihundert, die zweimal in der Woche in Begleitung ihrer Professoren ausgehen. Einige dieser Lehrer sind Interne oder Jesuiten, andere Laien aus der Stadt; unter jenen befindet sich ein geschickter Physiker. Die Schüler aus der Stadt wohnen wie die Zöglinge des Instituts den Lehrstunden bei, so daß dies Kollegium die Stelle eines städtischen Gymnasiums vertritt. Dabei ist auch weislich ausgemacht, daß Gebäude und Stiftung der Stadt zufallen, wenn die Jesuiten Chambery verlassen sollten. Das Ganze kostet 270.000 Fr. Außerdem verwendete Boigne noch große Summen zur Verschönerung der Stadt, ließ ganze Straßen, Thürme und Kirchen bauen, machte den Bau eines neuen Theaters und eines neuen Stockhauses durch große Beiträge möglich, machte herrliche Stiftungen zum bessern Unterhalt der Gefangenen, für den Bau einer Bibliothek, beschenkte die akademische Gesellschaft u. s. w. Unsere schönste Straße, in gerader Linie vom Schloßplatz nach dem Boulevard, gegenüber der Charité, hat ihm ihre Entstehung zu verdanken und heiße deshalb Boignestraße. Sie ist dreißig Fuß breit, hat rechts und links hohe Portiken, zehn Fuß breit, und gewährt einen wahrhaft imposanten Anblick. Ein Privatmann, der solche Summen für Anstalten des öffentlichen Nutzens verwendet, ist schon eine fabelhafte Erscheinung, von der sich nur sehr wenig Exemplare auf der Welt finden. Boigne's ganzes Leben ist ganz romanhaft, und ich will es hier nur in seinen Hauptzügen mittheilen. De Boigne verließ 1768 seine Vaterstadt Chambery, um in Frankreich in der irländischen Brigade Kriegsdienste zu nehmen. Er war damals siebzehn Jahre alt. Nach fünf Dienstjahren nahm er seinen Abschied und ging nach der Insel Paros, um in ein griechisches Regiment zu treten, das die Kaiserin Katharina in ihre Dienste genommen hatte. Aber bei der Belagerung von Tenedos wurde er von den Türken gefangen und kam erst nach dem Frieden los. Da er keine Aussicht hatte, in russischen Diensten schnell zu avanciren, so stand sein Sinn nach Indien.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 91.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 220.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 14. September 1830.

Des Gedankens Zwilling, das Wort, scheint Hall nur,
Der in der Luft hinfließt; heiliges Band
Des Sterblichen ist es.

Klopstock.

Ueber süddeutsche Dialekts-Poesie.

Zweiter Artikel.

Die schwäbische Grammatik.

Wir haben in einem kürzlich gegebenen ersten Artikel dieses Themas die etwas pompöse Behauptung aufgestellt, unser deutsches Vaterland schließe in seinem weiten Umkreis ein gewissermaßen noch unentdecktes Idiom ein, das sich seiner ebenbürtigen Schwester, der deutschen Schriftsprache, ungefähr wie das Portugiesische dem Spanischen gegenüberstellen lasse. Wir haben dort nach kurzer Erörterung die Sache im Experiment vor Augen gestellt, welches denn auch von vielen, dafür kompetenten Stellen als ziemlich plausibel erkannt worden ist.

Dem bedächtigeren Leser werden indeß bei alle dem noch mancherlei Zweifel über die Sache zurückbleiben, wie sich denn namentlich gegen das Probestück leicht einwenden läßt, daß dritthalb Seiten, auf denen sich die Vortheile der Mundart ins Licht stellen und die Lücken verdecken lassen, noch kein sicheres Zeugniß abzulegen im Stande sind. So wird es auch nicht sonderlich mit der Versicherung gedient seyn, daß wir das ganze aristophanische Lustspiel in diesem Styl wiedergegeben haben, ohne auf erhebliche Schwierigkeiten bei der Arbeit zu stoßen. Es wird also für uns das Gerathenste seyn, falls wir unserem Problem einige Gunst versprechen dürfen, uns über das Material des fraglichen Idioms etwas näher auszusprechen. Wir lassen also für dieß Mal die schwäbische Poesie noch ganz auf sich beruhen und beschäftigen uns mit der Sprache ausschließlich, wobei wir freilich alles Mögliche geleistet haben werden, wenn wir, ohne unsern Gegenstand aufzuopfern, der Geduld des Lesers nicht empfindlichen Zwang anthun.

In unserem gelehrten Jahrhundert könnte man erwarten, daß diese Sache auf gut historische Weise in ihrem Ursprung und Entstehen betrachtet würde, um das isolirte Gewächs in seinem Zusammenhang mit Verwandtem zu erkennen. Ich bin durchaus dieser Ansicht zugethan, glaube aber demungeachtet, auch der trocknen dogmatischen Darstellung ihren Werth in gewissen Fällen nicht absprechen zu dürfen, namentlich in dem, wo sichs fragt: ist denn die Sache überhaupt es werth, daß man ein Wort darum verliere. Wir möchten daher vor allem zur Sprache bringen, worin denn dieser sogenannte schwäbische Dialekt wesentlich besteht.

Wir haben uns hier gleich über die Willkühr aufzuhalten, mit der die Begriffe von Sprache, Dialekt, Volkssprache u. s. w. durcheinander geworfen werden. Hört Einer wo ihm halbfremde Töne, gleich ist er mit dem Titel Jargon zur Hand. Jargon oder argot bezeichnet im Französischen eine mit Willkühr in einer gewissen Sphäre angenommene Sprache oder doch eine Sprache, die mit solchen Wörtern gemengt ist. Ihm entspricht also zunächst unser Ausdruck Kauderwelsch, Rothwelsch, Zigeunersprache, ja das Wort stammt entschieden von einer nationalen Benennung dieser leztern Raçe. Man sagt

also: das Jargon der Astrologen, auch das Jargon der Philosophen, nämlich für den, dem ihre Terminologie fremd ist. Unsere Studentensprache ist ein Jargon. Auch ein Kind, das die Sprachtöne nur erst verworren auffaßt, spricht sein Jargon. Personen, die ohne Sprachbildung verschiedene Sprachkreise willkührlich vermischen, sprechen Jargon; so die Juden, wenn sie halb hebräisch, halb deutsch reden, so die Zigeuner u. s. w. Es ist nun offenbar bei uns von keinem Jargon die Rede.

Wer es besser meint, der ist mit dem Prädikat patois bei der Hand. Patois heißt bekanntlich die Sprache des Landbewohners im Gegensatz zum Städter, es müßte zu deutsch also durch Bauernsprache, wenigstens Volkssprache gegeben werden. Wir brauchen nun unsere Landsleute nicht daran zu erinnern, was schwäbische Bauernsprache ist, und möchten Auswärtige nicht damit erschrecken. Wem darum zu thun ist, der mag sie in den schon erwähnten Sailer'schen Schriften studiren. Es besteht in unsern Gegenden ein so schroffer Gegensatz, als irgend sonst wo, (wo nicht Völkermischung eintritt) zwischen der Sprache des Bauern und des gebildeten Städters, und da wir uns hier die leztere ausschließlich zum Ziel setzen, so ist dabei offenbar von keinem patois die Rede.

Von was nun aber? Von einer Sprache? Eine Sprache im besten Sinn ist das Eigenthum einer Volksmasse, die eine gegebene Zahl von Wurzeln und Sprachformen unabhängig von außen bei sich umtreibt, lokale Färbungen des Lauts unberücksichtigt. Die griechische Sprache ist von ihren ältesten Dialekten bis auf diesen Tag eine in sich ziemlich abgeschlossene Sprache geblieben; das übrige Europa befaßt sonst hauptsächlich drei Hauptsprachen oder Sprachstämme: die von Rom ausgegangenen romanischen Sprachen, die im Gothischen, als ihrem ältesten Denkmal, uns zuerst entgegentretenden gothischen, vielleicht richtiger gothinischen, insgemein germanischen Sprachen, und endlich die slavischen. Die einzelnen Idiome dieser Sprachkörper werden nun freilich ohne Bedenken selbst Sprachen genannt, besonders wo der Volksstamm, der sie spricht, sich früh politisch abschloß und arrondirte, ob sie gleich in Wahrheit nur Dialekte, Mundarten sind. Man sieht nun leicht, daß die Mundarten einer solchen Landessprache, die an sich selbst blos Dialekt ist, nur eine fortgesezte Spaltung derselben Art bezeichnen, die ins Unendliche gehen kann, und es ist kein wesentliches Moment vorhanden, beide Begriffe streng zu sondern. Wir haben es also hier mit dem schwäbischen Dialekt zu thun, wie die Schriftsprache ursprünglich auch einer war, und die, wenn sie sich selbst zum Zweck macht, wohl die populäre Bezeichnung schwäbischer Sprache sich beilegen mag.

Viele günstige Theilnehmer an den Dialekts-Poesien warnen doch vor zwei großen Uebelständen in denselben; man sollte einmal, sagen sie, den Dialekt nicht zu lokal auffassen, und zweitens, ihn nicht absichtlich ins Gemeine, der untersten Klasse der Gesellschaft Angehörige, herabziehen.

Was nun die erste Forderung betrifft, so glaube ich Folgendes anführen zu müssen. Es gibt zweierlei Mittel, eine Sprache, an sich reines Naturprodukt, zu berichtigen und zu bilden, von denen man das eine das falsche und das andere das richtige nennen könnte. Das erste, der Mehrzahl von Grammatikern eigenthümliche Verfahren besteht darin, daß man das, was sich für den ersten Blick in der Struktur eines Idioms als Regel ausweist, konsequent, wie man sagt, durchzuführen, und so mit aller Kraft der Abstraktion gegen dasjenige feindlich zu verfahren sucht, was man Ausnahmen betitelt hat. Es trifft sich nun sehr häufig hinterher, daß die Ausnahme gerade die ältere, bessere Regel, die Regel aber an sich eine schlechtere als die Ausnahme war, und daß endlich eine Ausnahme überhaupt nichts anders als eine neue Regel ist. Man bedenkt nicht, daß das Wort, außer seiner materiellen Struktur, auch praktische Stellung und praktischen Werth hat, und daß die Häufigkeit so wie die Seltenheit seines Gebrauchs ihm zwei Privilegien geben, anders zu seyn als die Masse der in der Mitte liegenden Wörter. Diese Motive mißkennend, haben sich die Grammatiker immer so gern gegen die Praxis feindlich gestellt, wie ihnen denn z. B. die Lehre von den Pronomen, als der privilegirtesten Wortklasse, meist als ein Aggregat von Anomalien erschien. Die wahre Bildung eines Idioms wird davon ausgehen, seine individuellsten Bildungen als sein reinstes Produkt voranzustellen, und alles sogenannte Regelmäßige, als minder durchgebildet, erst in zweiter Instanz nachfolgen zu lassen. Ich halte es daher für ganz wesentlich, daß jeder, der im Dialekt dichten will, sich in Hinsicht jener privilegirten Formen ganz an eine bestimmte Lokalität anschließe, wie dieß auch Hebel, und alle die ihn richtig gefaßt und ihm zu folgen gesucht, ohne alles Bedenken gethan haben; denn hier allgemeinere, der Schriftsprache, oder einer gewissen Ausgleichung aus weitern Kreisen entnommene Formen aufzunehmen, heißt nichts, als es mit allen Parteien verderben, um es keiner recht zu machen, und man käme auf diesem Wege zulezt auf eine Sprache ohne Ausnahmen, wie keine gelebt hat, so lange die Welt steht. Daß Halbgebildete ihren Dialekt zu Ehren zu bringen glauben, wenn sie ihn mit einem Dutzend der häufigsten Wortformen in hoch- oder halbhochdeutscher Gestalt versetzen, ist bekannt; das heißt, statt ihre Mundart herzhaft darzustellen, bringen sie sich ausschließendes zusammen, und sprechen nach unserer gegebenen Definition einen wahren Jargon.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Tag in Straßburg.

(Fortsetzung.)

Mittlerweile zog die Garnison unter kriegerischer Musik aus dem großen Portal des Münster und stellte sich auf dem Markt auf, wo der neuangekommene Gouverneur, General Breyer, sie musterte. Eine große Menge Nationalgarden umringte sie und aus allen Fenstern schaute die Bevölkerung von Straßburg auf das Schauspiel herab. Man erwartete die gewöhnlichen Paradekünste, allein der General hatte den Einfall, dießmal statt der Gemeinen die Offiziere zu exerziren und dieselben eine Menge Evolutionen machen zu lassen, um zu prüfen, ob sie auch das Kommando verstünden. Man kann sich denken, in welchem ängstlichen Eifer sie umhersprangen, um alles recht zu machen, während die Zuschauer sich höchlich darüber ergözten. Dieser Einfall gewann dem General auf der Stelle die größte Popularität bei den Straßburgern.

Bei Tisch führte mich der Zufall mit Offizieren, Nationalgarden, Bürgern und Fremden zusammen. Man sprach von den Folgen der großen Woche, und die Stimmung wurde zulezt, da der Wein die Köpfe zu befeuern anfing, sehr kriegerisch. Einige Franzosen sprachen viel vom Rhein, als der natürlichen Grenze Frankreichs. Die Bemerkung indeß, daß einer ihrer Tischgenossen ein deutscher Gast sey, reichte hin, dem französischen Zartgefühl die Zurückgabe ihrer illusorischen Eroberungen am Niederrhein abzunöthigen. Mir mußten dabei die Desiderien der deutschen Patrioten in Betreff des Elsasses einfallen, obgleich ich nicht unhöflich genug war, sie zu äußern. Daß das Elsaß wirklich noch immer ein ächt deutsches Land ist, davon überzeugt man sich nirgends besser, als an Ort und Stelle. Die Straßburger wiederholen zwar gar gern den Ausdruck: „wir Franzosen;" allein im nächsten Augenblick reden sie schon wieder von den Welschen, d. h. von den eigentlichen Franzosen jenseits der Vogesen, wie von einer ganz fremden Nation, und spotten nicht selten über kleine Gewohnheiten derselben, die den Elsässern noch immer fremd sind und es auch bleiben werden. — Noch muß ich erwähnen, daß bei Tisch ein Kaufmann aus Lyon, als er hörte, ich käme von Baaden, mir die sonderbare Frage that, wie denn der Kaiser von Oestreich aussehe? Der gute Mann hatte in den Zeitungen gelesen, Se. k. k. Majestät hielten sich in Baaden auf, und er besaß, wie die meisten Franzosen, so wenig geographische Kenntnisse, daß er Baaden in Oestreich mit Baaden bei Rastadt verwechselte.

Eine liebenswürdige Familie bewohnt gegenwärtig das Haus, wo die erste Buchdruckerei in der Welt errichtet worden ist. In einer kleinen Nische der Mauer befindet sich noch jezt ein altes, in Erz gegossenes Brustbild des ehrwürdigen Guttenberg. Ich hörte, daß in den Tagen der Gährung die Vorübergehenden vor diesem Bilde den Hut abgezogen hätten, um dem Erfinder der Presse, für deren Freiheit ganz Frankreich zu leben und zu sterben entschlossen war, die verdiente Huldigung darzubringen.

Ein freundliches Mädchengesicht — die Straßburgerinnen sind überhaupt gar niedlich — lockte mich in eine Boutique, worin unter andern eine Menge frisch aus Paris angekommener Karrikaturen ausgelegt waren. Diese Bilder, meist flüchtig hingeworfene Steinzeichnungen, hatten den scharfen Ausdruck nicht, der gewöhnlich bei englischen Karrikaturen gefunden wird. Die meisten waren trivial erfunden, einige sogar schmutzig; doch zeichneten sich wieder andere durch bessere Zeichnung und feineren Witz aus. Auf dem einen sieht man den Dauphin, als Großadmiral von Frankreich in der Gestalt eines Delphins, seine Familie gleich dem Arion über das Meer führen. Karl X. sagt zur Herzogin von Angouleme: ma chère petite nièce, voila la troisième fois, que nous avons le bonheur de faire ce voyage. Sie antwortet: hélas, mon cher oncle, je crois bien, que ce sera la dernière. Auf einem andern Bilde sizt Karl X. neben dem Dey von Algier und fragt ihn: l'eusses tu cru? Am witzigsten kam mir folgendes vor. Cottu kniet vor Karl X. und beschüzt ihn durch Vorhaltung eines Regenschirms gegen die Kugeln des Volks. Karl spricht: ah, qu' as-tu, Cottu, pourquoi trembles-tu? Cottu: Sire, nous sommes f— s. Mon parapluie ne resiste plus! Karl: qui l'eut cru, Cottu? Ueberaus abgeschmackt war dagegen eine Karrikatur, auf welcher Karl X. Hasen schießt, mit der Unterschrift: il nous regnait en tirant (en tyran), und dergleichen mehr.

Es war Zeit, ins Theater zu gehen, und ich beeilte mich, einen Siz zu finden, da heute „die drei großen Tage in Paris" als Vaudeville aufgeführt werden sollten. Das Schauspielhaus ist für eine so mittelmäßige Stadt, wie Straßburg, groß genug. Es war indeß ziemlich angefüllt und die Zuschauer saßen dergestalt ohne Rangordnung unter einander, daß ich auf der vierten Gallerie goldene und silberne Epaulettes bemerkte, während sich auf der ersten mitunter Epaulettes von rother Wolle befanden. Alle Hüte waren mit Kokarden geschmückt, und auch viele Damen trugen die drei Farben. Sie zeigten dabei eben so viel Geschmack als Abwechslung, und es läßt sich nichts Erfindungsreicheres denken, als die verschiedene Art und Weise, wie und wo die drei Farben angebracht waren. Im Parterre zeichnete sich unter den vielen Soldaten, Nationalgarden und französisch gekleideten Bürgern eine seltsame Figur aus. An dem kurzen Rock, der weit offenen Brust, dem breiten, etwas unreinen Hemdkragen und den ellenlangen Haaren erkannte man auf den ersten Blick den deutschen Studenten. Er bengelte sich in nachläßiger Lage

auf einer Bank hin und stüzte sein nachdenkliches Haupt auf den Arm. An seiner kleinen rothen Jakobinermütze war eine dreifarbige Kokarde befestigt, die sie beinah ganz bedeckte und ein eben so großes Rad bildete, als die des kleinen Juden in Kehl. Dieß waren die beiden ungeheuersten Kokarden, die ich gesehen habe. So sehr der junge Student aufzufallen die Absicht haben mochte, nahmen doch seine französischen Nachbarn keine Kenntniß von ihm, und dieß schien ihm zulezt große Langeweile zu verursachen, denn er that, als ob er schliefe.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Chambery, August.

(Fortsetzung.)

Boignes Kriegsthaten in Indien.

Nach unglaublichen Schwierigkeiten kam Boigne 1778 in Madras an, fand sich aber in seinen Hoffnungen getäuscht, und um leben zu können, mußte er Fechtstunden geben. Endlich entschloß er sich, als Fähnrich in den Dienst der ostindischen Kompagnie zu treten. Gleich darauf machte er den Feldzug gegen Hyder-Aly mit. Im Anfang und bis zum Jahre 1784 schlug dieser und sein Sohn Tippoo die Engländer. Schon ein Jahr früher hatte Boigne seine Fähnrichsstelle wieder abgegeben, weil man ihm einen Andern vorgezogen hatte, und er war gesinnt, zu Land nach Europa zurückzukehren. Lord Macartney gab ihm Empfehlungsbriefe an Lord Hastings mit, der damals Generalgouverneur in Bengalen und der ihm auch für seine Reise behülflich war. In Luknow, der Hauptstadt der Provinz Ude, wurde er durch den englischen Gesandten dem Nabob vorgestellt, und nach der damaligen Sitte empfing er von ihm ein Geschenk von 4000 Rupien (10.000 Franken). Hier und in Delhi, der Hauptstadt des Großmoguls, hielt er sich einige Zeit auf, um das Land, die Sprache und die Einwohner mit ihren Sitten kennen zu lernen. Endlich trug er dem Raja von Gohut und hernach dem Raja von Jypore seine Dienste an; lezterer ging auch darauf ein; er glaubte, den Generalgouverneur Hastings davon benachrichtigen zu müssen, und dieser schrieb ihm im Auftrag des indischen Raths, B. solle nach Calcutta zurückkommen. Dies that er auch, wiewohl dieser Befehl ganz willkührlich war. Nach einer einzigen Unterhaltung mit Hastings wurde ihm erlaubt, zum Raja von Jypore zurückzukehren und in seine Dienste zu treten; dieser traute ihm nun aber nicht mehr, weil Boigne mit den Engländern verkehrte, nahm ihn daher nicht in Dienste, entschädigte ihn aber mit 10.000 Rupien dafür. Nun trat Boigne in Dienste bei Sindiah. In allen seinen Feldzügen gegen die Mongolenfürsten zeichnete sich der Savoyer aus und ward reichlich dafür belohnt. Endlich ward Friede und beide schieden voll Achtung und Freundschaft von einander. Boigne ging nun nach Luknow und fing an, mit den erworbenen Summen Handelsgeschäfte zu treiben; aber schon im Jahr 1790 rief ihn Sindiah wieder zu sich und übertrug ihm die Bildung eines Truppenkorps von 12.000 Mann. Bald war dies zusammen und zog unter Boigne mit dem savoyischen weißen Kreuz in den Fahnen zu Feld. Ein Vortheil, ein bedeutender Sieg folgte nun auf den andern. Sindiah stieg dadurch immer mehr in Macht und Ansehen und überhäufte Boigne mit kostbaren Geschenken; unter andern überließ er ihm einen großen Theil der von den besiegten Rajeputen erlegten Kriegskontributionen. Er befahl ihm, seine Brigade zu verdoppeln und eine Armee von 22.000 Mann daraus zu machen, ernannte ihn zum Haupt von zweiundfünfzig Distrikten, deren jährliche Einkünfte, 22 Lak Rupien, 5.000.000 Franken, ihm gänzlich überlassen wurden, um damit die Truppen zu unterhalten und zwei Prozent für sich zu nehmen. Außerdem hatte Boigne monatlich noch 6000 Rupien, 11.000 Fr., Generalsgehalt und genoß noch eine Menge anderer Vortheile, z. B. den Gehalt eines Kavallerie-Elitenkorps, dessen Proprietär er war. Durch alles dies ist es begreiflich, wie Boigne, der außerdem noch große und glückliche Handelsgeschäfte machte, zu einem so kolossalen Vermögen gelangen konnte. Aber sein Glück war noch nicht am Ende. Als Sindiah im Jahr 1790 gegen Decan zog, wo die Engländer Tippoo-Saib schlugen, entfernte er sich weit von Delhi, und übertrug seinem Generalissimus Boigne die Erhaltung und Vertheidigung seiner bisher gemachten Eroberungen. Darauf beschränkte sich dieser aber nicht, sondern schlug Ismaël-Bey, den mächtigsten Feind Sindiahs, und machte ihn gefangen, zerstörte gänzlich die Armee Holkars, unterwarf den Raja von Jypore und zwang ihn, eine Kontribution von zwanzig Millionen Franken zu zahlen. Als Sindiah in sein Land zurückkehrte, kannte seine Dankbarkeit gegen Boigne keine Grenzen. Dieser konnte nun thun, was er wollte, es war gut gethan. Er legte zu Horal und Palnet große Waffenfabriken und Kanonengießereien an. Als 1793 Sindiah wieder zu Feld zog, kam durch einen Zufall damals ganz Indostan faktisch unter die Gewalt Boigne's, denn damals war Bastia, Vizekönig von Indostan, gegen Sindiah aufgetreten, als dieser aber mit Uebermacht und siegreich angerückt kam, hoffte Bastia seinen Unwillen zu mäßigen, wenn er sich dem Generalissimus übergebe und all seine Gewalt in dessen Hände lege. So geschah es auch, und dadurch kam das unermeßliche Reich des Großmogols, die Hauptstadt Indiens und die Verwaltung des ganzen Reichs unter den Savoyarden Boigne, und das savoyische Kreuz war die geehrteste Fahne in Indostan. Von diesem Zeitpunkt an war er unumschränkter Herr über alle Marattenstaaten nördlich von Chumbal. Sindiah starb 1794 und sein Neffe Dolat-Rao-Sindiah folgte ihm auf dem Thron. Nun wünschte Boigne sich zurückzuziehen. Daran war aber nicht zu denken, denn der neue Regent war gleich wohlwollend gegen ihn gesinnt. Er mußte noch zwei Jahre in seinen Aemtern und Würden bleiben; da aber konnte er nicht mehr, denn Anstrengungen und Strapatzen aller Art hatten seine Gesundheit untergraben, und es war die höchste Zeit, daß er in ein anderes Klima eilte. Endlich erhielt er seinen Abschied und zog im Februar 1796 nach Calcutta, wo er sich mit seinen Schätzen, seiner Dienerschaft und einem Korps persischer Reiter einschiffte, das sein Eigenthum war und deren Pferde mit Sattel und Zeug er an die Engländer verkaufte. Im September 1796 verließ er Indien gänzlich und schiffte nach England. Dort heilte ihn der berühmte Doktor Home, so daß er 1798 schon wieder nach Indien zurückzukehren gedachte, zumal ihn Dolat-Rao-Sindiah dringend und unter den vortheilhaftesten Bedingungen zu sich einlud.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 73.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 221.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Mittwoch, 15. September 1830.

Wer bei gewissen Dingen den Verstand nicht verliert, der hat keinen zu verlieren.

Lessing.

Ein Tag in Straßburg.

(Beschluß.)

Ich nahm meinen Platz auf der ersten Gallerie, hinter einem sehr reich gekleideten Mädchen, die mir die schönste im ganzen Hause zu seyn schien. Sie war übrigens etwas zu auffallend in die drei Farben gekleidet, indem roth und blau an ihr das Weiße fast überstrahlte. Ihr Betragen entsprach aber auch dieser Kleidung, denn sie war überaus exaltirt, ihr schönes Gesicht glühte, bei jeder politischen Anspielung zerarbeitete sie ihre zarten Händchen, um so laut als möglich Beifall zu klatschen, und bei den patriotischen Gesängen schnitt ihr reiner Sopran durch die brüllenden Bässe der Nationalgarden scharf hindurch. Unter den Männern fand ich keinen, der in so hohem Grade begeistert geschienen hätte, als dieses rosenwangige Kind von höchstens achtzehn Lenzen.

Zwei ziemlich ennuyante Singspiele gingen dem Hauptstück voran. In einem dieser Stücke spielte die harlekinmäßig in die drei Farben eingewindelte Prima Donna ein armes Landmädchen, das wie Mamsell Aschenbrödel oder die Waise aus Genf zuletzt baronisirt wird. Es war wenigstens merkwürdig, auf diese Art die ganze alte aristokratische Sentimentalität über die Bühne laufen zu sehen, auf der eine halbe Stunde nachher sich die krasseste Pöbelherrschaft etabliren sollte. Endlich hatte der adlige Familienjammer ein Ende, der Vorhang ging wieder auf und die drei großen Tage der Pariser folgten Schuß auf Schuß. Im Hintergrunde wurde gehauen, gestochen und geschossen, im Vordergrunde schleppte man noch blutende Verwundete vorüber, wurde Charpie gezupft, haranguirt, deklamirt und gesungen. In einer etwas ruhigeren Zwischenscene traten zwei Arbeiter aus den Pariser Vorstädten auf, ein mit einem großen Haudegen bewaffneter nacktarmiger Zimmermann und ein dick mit Kalk beschmierter Maurer, der als Waffe eine Picke trug. Beide ergossen sich in Schwüre und Flüche, Freudenbezeugungen und Drohungen, wie sie ihrem Kostüme angemessen waren. Der Refrain ihrer Reden war immer, daß sie, gemeine Bürger, das stehende Militär besiegt, niedergeschmettert, pulverisirt, und die Linienoffiziere im Parterre mußten sich von diesen derben Gesellen manchen plumpen Spaß gefallen lassen. Zuletzt stellte sich der Maurer auf einen Stuhl und spielte den König, eine sehr republikanische Posse, die aber unbändig beklatscht wurde. Der allgemeine Jubel, der gleichmäßig unter den Zuschauern wie auf der Bühne herrschte, nahm einen gewissen Rhythmus an, als ein graziöser Schauspieler hervortrat und mit sonorer Stimme patriotische Lieder intonirte, die vom ganzen Publikum mitgesungen wurden. Manche Verse wurden doppelt und dreifach wiederholt, und mit donnerndem Zuruf begleitet. Der Inhalt dieser Verse war durchgängig drohend und kriegerisch:

Mort aux tyrans! Vengeance et liberté!
Ce cri de guerre est le cri de la France;
Et dans Paris, de meurtre ensanglanté,
Un long murmure a répondu: Vengeance!

Aux armes! c'est dans les combats
Que la liberté nous appelle;
Jurons d'y mourir en soldats,
Ou de ne vivre que pour elle.
Rien que pour elle!

Den stärksten Effekt machten folgende Verse eines andern Liedes:

L'oppression, a l'air plein de fierté,
Voulait sur nous faire éclater la foudre;
Massue en main l'auguste liberté
En un seul jour la réduisit en poudre;
Ils espéraient, ces fils de Loyola,
Voir notre France et soumise et craintive,
Mais notre courage était là,
Et chaque Jésuite trembla.
La France est sur le qui vive!

Si l'étranger osait servir d'appui
Au roi félon que notre France abhorre,
La même ardeur qui nous guide aujourd'hui
Pour le chasser nous guiderait encore.
Dans ce combat il faut vaincre ou mourir,
La liberté ne fut jamais craintive;
Lâches, qui ne savez que fuir,
N'espérez jamais revenir,
Car la France est sur le qui vive!

Dazwischen schrie das Parterre mit wüthender Begeisterung: Oui, oui — chasser! — jamais, jamais revenir! Der vorsingende Schauspieler hielt eine dreifarbige Fahne in der Hand, die er nach jedem Verse zärtlich in die Arme drückte. Zwei Lieder waren ihr ausdrücklich gewidmet, und der Sänger sang sie wie ein Geliebte an, was sich oft eben so komisch als rührend ausnahm. Mehrere Verse waren zum Lobe des neuen Königs gedichtet, aber, was mir sehr auffiel, der Vorsänger mußte sie allein singen und es erhob sich kein Beifallgeräusch. Auch hatte sich die hübscheste unter den Sängerinnen eine papierne Affiche als Schürze vorgebunden, worauf mit großen Lettern Louis-Philippe stand. Welcher Leichtsinn beim blutigen Ernst, welche grausamen Sarkasmen beim reinsten Enthusiasmus! Der ganze Nationalcharakter spiegelte sich darin, und man konnte die ganze französische Geschichte im Spiel einer Stunde an sich vorübergehen sehen.

Ich ging endlich mit der jubelnden Menge nach Hause und der Sonntag war verlebt. Der nächste Werkeltag führt mich wieder über den Rhein zurück. Adieu, schönes Frankreich!

Ueber süddeusche Dialekts-Poesie.

(Fortsetzung.)

Was den zweiten Punkt betrifft, so kann man den Dialekt auf verschiedenen Höhenpunkten auffassen, indem sich überall drei Kasten von selbst abscheiden, nach Landbewohnern, Bürgern von Städten, denen das Gewerbe vorzüglich anheim fällt, und endlich denjenigen Klassen, die in unausgesetztem Verkehr mit der Schrift stehen und darum als gebildete Stände zusammengefaßt werden. Es ist nun an beiden Polen zu befürchten, einerseits nämlich, daß die zu sehr isolirten Landbewohner ihr Idiom zu abentheuerlich karrikieren, von der andern Seite, daß Elemente der Schriftsprache eingeschwärzt werden, und es ist nicht zu läugnen, daß die Mittelklasse immer den sichersten Grund für unsern Zweck zu bilden hat, weil sie vor beiden Gefahren am ehsten gesichert bleibt; nur muß diese Linie nicht zu scharf gezogen werden. Der Dialekt findet nämlich eine eigenthümliche Stärke in der gelinden Schwankung nach einem und dem andern Pole; denn während die Sprache der Leidenschaft von Natur derb, energisch, konkret, also populär und gemein wird, so lenken List und Ironie wieder nach der Sprache der Bildung ein. Die ausgesprochenen Pole dürfen dem Dichter nur absichtlich als komische Masken entschlüpfen.

Noch bleibt übrigens zu bemerken, daß einzelne schriftdeutsche Wörter, die sich mit dem Begriff unentbehrlich in den Dialekt herein stellten, hier so wenig Anstoß geben können, als zum Beispiel die unzähligen französischen Wörter in der deutschen Sprache, d. h. es sind eben Fremdwörter. Solche Dinge sind überall Dissonanzen; ich will aber nur beiläufig bemerken, daß man in unserem Dialekt schwerlich mehr Wörter der Art (die seinem Organismus zuwider sind) wird auffinden können, als z. B. in der dänischen oder schwedischen Sprache hochdeutsche Wörter stecken, die dort gewiß keine bessere Figur machen. Endlich muß auch noch dem Dichter das Recht zustehen, einzelne glückliche Kontractionen der Volkssprache im treffenden Falle in sein gebildeteres Idiom heraufzuziehen, unter der Firma „poetische Licenz." Haben doch griechische und italienische Epiker die Sache nicht anders angesehen, und warum sollte man diesen oft wichtigen Vortheil versäumen in einem Element, das glücklicherweise noch nicht ins absolut Feste erstarrt, das noch weich und flüssig ist und der Hand des Bildners sich fügt.

* * *

Die Grammatik befaßt eigentlich zwei ganz geschiedene Doctrinen, die nur in der praktischen Verbindung stehen, daß sie eben die Sprache ausmachen, ohne der Wissenschaft eine nothwendige, organische, konkret-bestimmte Wechselwirkung aufweisen zu können. Diese beiden Doctrinen lassen sich als materielle, physiologische, und als logische, grammatische Motive auseinander stellen. Die erste Lehre betrachtet den Sprachstoff als Naturprodukt und um seiner selbst willen, und begründet eine Physiologie und Metamorphose des Sprachlauts, die wieder in zwei Hauptmaterien, nach Qualität und Quantität, oder, in der alten Welt, in die Lautlehre und Quantitätslehre, in der modernen Welt in Laut- und Tonlehre, oder Buchstaben-

und Accentlehre zerfällt. Der logische Theil der Grammatik hat es einerseits, als Wortbildungslehre, mit Wurzelkonstruktion, Derivation und Flexion, andernseits, als Wortverbindungs- oder Satzlehre, mit der sogenannten Syntax zu thun.

Wir wollen im Folgenden zur Probe Einiges aus der schwäbischen Grammatik mittheilen. Was die Syntax betrifft, so müßten wir fürchten, namentlich nicht schwäbische Leser zu ermüden, ja solchen, welchen die süddeutschen Mundarten ganz fremd sind, fast ganz unverständlich zu werden. Eher von allgemeinerem Interesse möchten ein Paar Kapitel aus unserer Lautlehre seyn. Wir haben hiebei zumal über die Vokale zu sprechen, und da schon die typische Darstellung unsers leztgegebenen Versuchs (die Probe einer Uebersetzung des Aristophanes) auf Bemühungen hinweist, nicht gemein-deutsche Vokallaute aufs Papier zu fixiren, so werden sich bei Aufzählung dieser eigenthümlichen Zeichen die nöthigen Erläuterungen am besten anbieten.

Vom å.

Das deutsche a hat eine bekannte Neigung gegen das Gebiet des o, und trübt sich durch fast ganz Deutschland in der Volkssprache zu einem Mittellaut zwischen beiden. Gegen diese gemeindeutsche Corruption (wenn man will) machen nun die alemannischen Dialekte gleich den auffallendsten Kontrast. Dieselben sprechen, auch in der niedrigsten Sphäre der Gesellschaft, diesen Laut mit solcher Reinheit und Fülle, daß keine Theorie daran zu bessern wüßte. Diese Eigenheit ist aber nicht so zu verstehen, als ob jener Mittellaut, den wir å bezeichnen, bei uns unbekannt wäre, sondern im Gegentheil, weil er ein eigenes grammatisches Motiv ist, konnte er mit a nicht zusammenfallen. Das historische Verhältniß ist nämlich folgendes: Von den ältesten deutschen Denkmälern her (das gothische diesmal ausgeschlossen) kennt die deutsche Sprache zwei verschiedene a, die sich, wie z. B. im lateinischen, blos quantitätisch, nach Länge oder Kürze abscheiden, also rhythmisch zu schreiben: ā und ă. Dies Verhältniß erhält sich erwiesenermaßen bis ins vierzehnte Jahrhundert herein. In dieser Zeit trifft ein Todesstoß die deutsche Quantität; der Accent hat sie erwürgt und um lange und kurze Sylben im Sinne der Quantität (ohne Position) ist es geschehen. Die Kürze der Vokale verdichtet sich in Schärfung durch erschlichene Doppelung des Consonanten, oder aber, und zwar viel häufiger, wird sie in dem neuen Tonsystem ohne Doppelconsonant als Dehnung präsumirt und in die Breite gezogen. Bei einigen Vokalen, wie e und o, ist dieser Nachtheil nicht sehr merklich, weil sie verhältnißmäßig selten gedehnt waren; desto bedeutender würde er bei den andern. Unser ā, in der alten Sprache häufig genug, soll sich mit dem alten ă, das jezt gleich jenem zu á (betont) geworden, auf gleiche Linie stellen. Dem schwäbischen Ohr muß die Unschicklichkeit dieser Vermischung zu rechter Zeit klar geworden seyn, und es suchte statt der zerstörten Quantitätsscheidung eine qualitätische, d. h. es gab der vielleicht in der alten Länge schon nicht ungehörten Abweichung des Lauts nach å nach, um diesen vor der Vermischung mit dem nachdrängenden langen a zu bewahren. Und so haben wir denn ein materiell und grammatisch geschiedenes å neben dem a. Dazu bemerke ich noch, erstens, daß der Däne und Schwede denselben Ausweg eingeschlagen hat, und also in einer Menge Wörter materiell mit uns übereinstimmt (der Schwede unterscheidet die Zeitwörter mala und måla, mahlen und malen, wie der Schwabe); zweitens, daß in den andern deutschen Mundarten offenbar nur der Mißbrauch, den man vom å-Laute machte, indem er alle a, ohne Unterschied, verschlang, die Theorie zwang, auch die å wieder ins reine a zurückzuführen, und so das unorganische Verhältniß erst augenscheinlich zu machen; drittens, daß diese nun seit Jahrhunderten der Schrift und Nachbarschaft zum Troz erhaltene Scheidung im Einzelnen freilich Schaden leiden mußte, so daß sie in manchen dem populären Gebrauch fremder gewordenen Wörtern die alte Dehnung vergessen hat, wie auch in den Nordsprachen, was übrigens Regel ist in allen Fremdwörtern, denen die alte Sprache fast durchaus lange, wir aber reine a zuschreiben; viertens, daß wir, falls Jemand diesen Laut für an sich häßlich halten sollte, wir ihn nicht nur an die Nordsprachen und ans Englische, sondern noch mehr an die drei Südsprachen erinnern, wo derselbe zwar nicht als ein zweites a, wohl aber als ein zweites o seine volle Geltung erhält, im Portugiesischen selbst typisch bestimmt ist. Der Laut hat sich übrigens bei uns nur in ganz wenigen, häufigen Formen in einen kurzen, geschärften zusammen gezogen. Resultat dieses Artikels wäre: dem Schwaben geben Wörter wie frågo, wågo, plågo, niemals Reime auf solche wie sago, clago, trago.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Larreys Bericht über die Pariser Verwundeten.

In der Sitzung der Pariser Akademie der Wissenschaften vom 30. August las Larrey eine chirurgische Abhandlung über die lezten Tage des Juli vor. Er sagt im Eingang, er habe vom Jahr 1789 an fast alle Kriegszüge der französischen Heere mitgemacht, nie aber sey ihm ein Beispiel von solchem Muth, von solcher Intelligenz vorgekommen, als die Einwohner von Paris in den Tagen vom 27., 28. und 29. Juli bewiesen haben. „Allein der Aufstand von Kairo gegen das französische Heer kann mit dem Heroismus der Pariser verglichen werden; und es ist dies ein Beweis, daß Liebe zum Vaterland und zur Freiheit der mächtigste Hebel des Muths ist und selbst bei Menschen, die dem Waffenhandwerk völlig fremd sind, die Quelle jeder kriegerischen Tugend wird. Diese heilige Begeisterung erfüllt das Herz mit Todesverachtung;

es ist, als ob dem Menschen in diesem Falle plötzlich ein Licht aufginge, so unglaublich schnell fällt ihm bei, was er zu thun, wie er es anzugreifen hat. In Kairo, wie in Paris, sah man auf das Signal zum Aufstand die Einwohner jeden Standes, jeden Alters sich waffnen, so gut sie konnten, überall Alles verrammeln, nicht nur mit großer Gewandheit, sondern wirklich kunstgerecht den gemeinschaftlichen Feind auf allen Punkten angreifen, ihn in die Gefahr locken, kurz im Gefechte mit ihm die Kraft und Unerschrockenheit alter Truppen entwickeln; die Jüngsten und Schwächsten, die am Kampfe nicht Theil nehmen können, bereiten allermittelst Wurfgeschütz aller Art und Kanonenpulver. Aber ganz unbegreiflich ist es, wie die Einwohner von Kairo, die doch ziemlich in der Kultur zurück waren, in ganz wenigen Tagen lernen konnten, Mörser zu gießen, aus denen sie Körper von jeder Form und Größe schossen."

Der Umstand, daß in Paris die verwundenden Körper zum Theil ganz ungewöhnlicher Art waren, hat zur Folge, daß sich an den Verwundeten sehr häufig Erscheinungen zeigen, wie sie Larrey in seinen Feldzügen nie beobachtet hat, wieder den egyptischen Feldzug ausgenommen. Die Wirkung der geschossenen Körper auf die verletzten Theile ist sehr verschieden, je nach der Beschaffenheit, der specifischen Schwere und der Elasticität dieser Körper. So erschütterten kleine Steinkugeln, die durch ein Glied geschossen wurden, im Verhältniß der Masse des Steins und des Widerstands der zerrissenen Theile. Tiefe Risse, Ergießungen, Schwellen des Gliedes, Abscesse und Brand waren die Folgen davon; während Eisen oder Bleikugeln und cylindrische Bleistücke die Theile rascher durchschlagen, und eben damit eine nicht so heftige, oder nicht so weit verbreitete Erschütterung veranlassen.

Pflastersteine brachten ganz ähnliche Wirkungen wie matte Kanonenkugeln hervor, und da fast alle Schüsse ganz in der Nähe, ja in unmittelbarer Berührung des Rohres und des Körpers abgefeuert wurden, so waren sie in ihren Folgen, unter übrigens gleichen Verhältnissen, weit gefährlicher, als man gewöhnlich im Feld beobachtet.

Diese und andere Umstände mußten bei Behandlung der Verwundeten sehr in Betracht gezogen werden. Seine frühere Erfahrung war Larrey von großem Nutzen, und von etwa fünfhundert Blessirten hat er auch seit dem Tage, wo sie ins Spital kamen, bis zum 21. August blos fünf verloren.

Chambery, August.

(Fortsetzung.)

Boigne. Weiberhandel. Der geröstete Voltaire.

Indessen hatten sich die politischen Verhältnisse in Boignes Vaterland anders gestaltet. Napoleons Stern stieg schnell empor und versprach Savoyen, das mit Frankreich vereinigt wurde, eine schöne Zukunft. Als Napoleon auf den Thron gestiegen war, setzte sich Boigne in seiner Heimath fest und verließ sie seitdem nicht mehr. Sie begreifen, welcher Verlust sein Tod für Land und Stadt war, die er mit Wohlthaten überhäuft hat. Den französischen Blättern, die ihn beschuldigten, sein unermeßliches Vermögen sey durch Verrath erworben, denn es sey der Preis dafür gewesen, daß er Tippoo-Saib an die Engländer verrathen, kommt es nicht darauf an, einen anachronistischen Schnitzer bei dieser Behauptung zu begehen. Es ist aktenmäßig erwiesen, daß Boigne 1796 und 1797 in England war und daß er hernach nicht wieder nach Indien zurückgekehrt ist. Wie kann er denn Tippoo-Saib verrathen haben, dessen Hauptstadt Seringapatnam erst am 4. Mai 1799 von den Engländern erstürmt wurde, wo der heldenmüthige Fürst unter seinen Kämpfern fiel? Boigne hat auch während seines Aufenthalts und seiner Macht in Indien nie politische Verbindungen mit den Britten gehabt, deren Verfahren gegen die ihm sehr werthen Landesfürsten er bis auf seinen Tod höchlich verabscheute. Es läßt sich vielmehr behaupten, daß die Engländer 1799 nicht so siegreich gewesen wären, wenn nicht französische Schwindler und Abentheurer, wie du Bac, sondern ein kriegserfahrener Europäer wie Boigne an der Spitze des mysorischen Heers gestanden hätte.

Wenn man behauptet, der Handel liege bei uns in Savoyen ganz darnieder, so hat man doch im Grunde unrecht. Es läßt sich vielmehr sagen, daß unsere Bauern den Engländern nachstreben und ihnen kein Privilegium des Alleinhandels mit gewissen Artikeln zugestehen wollen. In Faucigny vertauscht einer seine Ehehälfte gegen eine armselige Eselin, und in Tarentaise, wo die Waare noch niedriger im Preis zu stehen scheint, verkauft einer sogar seine Frau für vierzehn Sols piemontesisch oder dreiundzwanzig Kreuzer rheinisch, also nicht einmal für einen Vierundzwanziger! Sie können sich denken, was dies für ein Skandal im Lande war; Geistliche, Gensdarmen, Advokaten und Richter legten sich sogleich in den Handel. Die Contrahenten sitzen noch, man weiß aber nicht, welches Gesetz man auf sie anwenden soll, da keins für diesen Fall vorhanden ist. Indessen muß doch gestraft werden, denn sonst griffe der Handel schnell um sich. Ich frage: wozu helfen nun die zahllosen Klöster, Kirchen, Mönche, Weltgeistliche, Congreganisten und Missionarien dem Lande, wo die Einwohner so roh, sittenlos und unchristlich handeln können? Fragt man aber nach der Grundursache dieses Unfugs, so liegt er auf platter Hand: es ist die ganz vernachlässigte Volkserziehung. So lange diese nicht anders wird, so lange die Geistlichkeit schreit und predigt, aber nicht beispielgebend gut und sittlich handelt, wird es nicht besser im Volke aussehen. Es ist auch ganz unnütz, gegen Licht und Aufklärung zu schreien, denn die Leute wissen schon recht gut, wo der Wind herkommt. Davon hatten wir kürzlich in Annecy, einem benachbarten Landstädtchen, einen offenbaren Beweis. Dort starb vorigen Winter ein reicher Mann; seine zwei verheiratheten Töchter kamen gleich aus der Nachbarschaft, um die Erbschaft der Mobilien zu theilen, worunter auch eine zahlreiche Bibliothek war; bei einigem Durchstöbern der Bücher fand sich darunter auch die ganze Reihe der Voltaireschen Werke; dies war ein Gräuel für die frommen Damen, die hier in vornehmer geistlicher Umgebung leben; gleich wurde beschlossen, die gotteslästerlichen Bücher zu verbrennen; mit freudigem Eifer schleppen sie dieselben selbst auf den Herd, und eben soll das Auto da fé beginnen, als eine der Schwestern bemerkt, daß der Schornstein voll Ruß ist, der sich bei großem, hochflackerndem Feuer leicht entzünden und das Haus in Brand stecken könnte; nun war guter Rath theuer; endlich kommt man auf den Einfall, die Bände in das große Becken des eben eingefrornen Springbrunnens zu bringen und mit dichtem Schnee zu bedecken, auf daß sie künftiges Frühjahr das Wasser zerstöre. Gesagt, gethan. Nach einigen Tagen zogen die Schwestern mit schwerbeladenen Wagen ab. Die warme Märzsonne schmelzte bald den Schnee, unter dem Voltaire lag, das Rohr des Springbrunnens aber war vor Frost geborsten und es kam daher im Frühling kein Wasser. Statt dessen kamen spielende Buben in die Nähe, die unter dünner Schneeschichte den Schatz entdeckten, hervorgruben, sich darein theilten und ihn nach Haus trugen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 95.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 222.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 16. September 1830.

Es zieht mich fort, ich weiß nicht, wie ich's nenne,
Unwiderstehlich fort zu seinem Grabe.
Dort wird mir leichter werden, augenblicklich!

Schiller.

Die Kornetswittwe.

Eben wurde es im Dorfe bekannt, daß die Waffen der Engländer und Spanier gesiegt hatten und die Franzosen im vollen Rückzuge begriffen waren. Die Unruhe machte mit einem Mal dem lautesten Jubel Platz; ein Freudengeschrei aus tausend Kehlen begrüßte die rückkehrenden Sieger; aber im wogenden Gedränge sah manche Schöne mit banger Neugier dem Augenblick entgegen, wo sich ihre Hoffnung in Entzücken verwandeln, oder ihr bang klopfendes Herz vom eiskalten Griff der Verzweiflung stillstehen sollte. Eine bleiche, liebliche Frauengestalt beobachtete hinter dem dünnen Musselinvorhang eines kleinen Fensters, das auf die Straße ging, mit halbabgewandten Augen die zerstreuten Gruppen, welche freudig mit den Mützen winkten, oder still trauernd über einen gefallenen Freund dem Wachthause zueilten. Es war die Gattin eines Kornets, der von seinem Regiment geliebt und geschätzt, von seinem Weibe angebetet wurde. Gleich einem, der am Rande eines Abgrunds dahinwankt, schloß sie jezt die Augen, als bebte sie vor dem Schicksal zurück, das ihrer wartete; jezt erwachte sie wieder, wenn der Siegesruf von Neuem erscholl, um die von Thränen schwellenden Augenlieder wieder zu schließen, wenn die leblose Hülle eines Freundes von ihrem Gatten vorbeigetragen wurde. Welche Pein gleicht der Pein banger Erwartung! Es ward ihr fast leichter ums Herz, als sie den Busenfreund ihres Arthurs in einiger Entfernung daher kommen sah, obgleich er allein kam. Unfähig, ihre Ungeduld länger zu meistern, lief sie ihm an die Thür entgegen. Er nahm sie bei dem Arm und führte sie in das Gemach zurück; krampfhaft ergriff sie seine Hand, sie war unfähig, eine Nachricht zu erfragen, die ihr Herz nur zu gut ahnte. Die großen Thränen, welche über die Wangen des männlichen Kapitäns Somers rollten, bestätigten ihre schlimmsten Besorgnisse; durch gewaltsame Anstrengung gewann sie jedoch eine Ruhe, die den tiefbewegten Krieger mit Erstaunen, ja mit Grauen erfüllte. „Er ist todt!“ Ein Druck der Hand war die bedeutungsvolle Antwort. „Es ist eine Fügung des Himmels — eine harte Lehre für ein Weib — meine armen Kinder!“ Auf einen Wink von Somers wurden sie hereingeführt, und ein Strom von Thränen, der erste, seit ihr Gatte von ihr geschieden war, linderte das Uebermaß ihres Schmerzes und brach zugleich jene Ruhe, die ihren nur an laute Wehklagen gewohnten Freund so sehr bestürzt hatte. „Ich darf meinem Unglück nicht erliegen!“ rief sie, die verwunderten Kinder von sich drängend; „geht, geht, arme, vaterlose, freundlose Waisen!“ „Nicht doch!“ sprach der würdige Somers; „mein Vermögen, meine Dienste, wie sie ein Soldat bieten kann, stehen zu Ihrem Befehl!“ Sie lächelte mild: „theurer Freund meines Lesley, mein Freund! — nein, ich darf hiebei nicht verweilen! und doch muß ich Sie um etwas bitten! Die Leiche, Kapitän Somers? seine theuern Ueberreste? Sie schweigen!“ Somers wollte, tief bewegt, dieser Frage ausweichen, aber die steigende Angst der Unglück-

lichen machte es ihm unmöglich. „Ich verweilte blos, um noch so viel als möglich aus den Händen der Plünderer zu retten; wir durchsuchten die Ebene, konnten ihn aber nicht erkennen.“ Sie sank mit einem durchdringenden Schrei in den Sessel zurück: „zu Tode getreten!“ — „Nein,“ rief Somers mit funkelnden Augen; „er starb den Tod eines Soldaten! Ich sah ihn fallen, eine Kugel war ihm durch die Brust gedrungen, und er verschied plötzlich. Im selben Augenblicke wich der Feind, und das Vorsprengen einer Kolonne —“ — „Genug, genug!“ rief sie, schwieg einige Minuten, raffte sich dann zusammen und sprach: „Verlassen Sie mich, guter, edelmüthiger Somers; ich ergebe mich in den Willen des Himmels, doch ich muß allein seyn!“

Der wackere Offizier achtete den Schmerz der Unglücklichen, bei der kein Trost fruchtete, wandte sich schweigend um und ging.

Die auf den Unglückstag folgende Nacht war kalt und stürmisch. Der Mond schoß durch schnell dahin eilende Wolken ein ungewisses Todtenlicht auf das Schlachtfeld, wo die Leichen der gefallenen Tapfern ein Raub der Verwesung lagen. Wachen waren aufgestellt, die Sterbenden und Todten, welche man noch nicht hatte wegschaffen oder beerdigen können, zu hüten, konnten aber nicht ganz die Geier in Menschengestalt abwehren, welche, von Raublust entbrannt, der Blutspur gefolgt waren. Eine der Wachen, ein Sergeant von Lesleys Regiment, stand nah bei dem Orte, wo der Kornet gefallen war, und sann still dem Loose eines Mannes nach, den er geliebt und geachtet hatte, als eine weiße, kaum erkennbare Gestalt an ihm vorüber schlich. Zu solcher Zeit überläuft wohl auch den Tapfersten ein flüchtiges Gefühl von Furcht. „Wer da?“ rief die Wache mit etwas bebender Stimme. Keine Antwort erfolgte; aber am weißen Gewand der nächtlichen Erscheinung, welche wie in den Boden gewurzelt stehen blieb, sah endlich der Soldat, daß es eine Unglückliche war, in deren Busen der Drang der Liebe die Furcht und das Entsetzen überwältigt haben mußte. Tief ergriffen, eilte der Sergeant ihr zu Hülfe und erkannte in ihr plötzlich mit Schmerz und Erstaunen die Wittwe des gefallenen Kornets.

„Sagt mir,“ fragte sie mit kaum hörbarer Stimme, „sagt mir, wo — den Ort.“ — „Theure Lady,“ erwiederte der Soldat, unfähig, sich der Thränen zu erwehren, „dieß ist kein Ort für Sie; es ist vergeblich, wir haben gesucht.“ — „Ich weiß, ich weiß,“ rief sie ungeduldig, „aber ich — haltet mich nicht ab, Wilmot; es ist die Pflicht eines Weibs, nein, nein, einer Wittwe.“ Sie lehnte sich bewußtlos auf den Arm des Sergeanten, faßte sich aber bald wieder: „zeigt mir den Ort.“ Er reckte den Arm nach einem wenige Schritte entfernten Haufen unbeerdigter Leichen aus, stand mit wahrem Zartgefühl von jedem weiteren Versuch, sie zurückzuhalten, ab und trat zurück, aber nicht weiter als hinter eine zertrümmerte Mauer, von wo er, ungesehen von der Trauernden, ihre Bewegungen beobachten und für ihre Sicherheit wachen konnte. Mit furchtsamen Schritten ging sie nach der Blutstätte hin, wo das Auge der Freundschaft vergeblich gesucht hatte; was kann aber dem Scharfblick der Liebe entgehen? Ein Schrei, der fast freudig klang, verkündete, daß die Leiche des Theuren gefunden war. Welch ein Anblick für das Auge des innig liebenden Weibes! Der obere Theil von Lesleys Gesicht war völlig verstümmelt und entstellt; aber ein Lächeln ruhte noch auf dem Mund, auf welchen sich die kalte Lippe der kaum noch athmenden Wittwe im vollen Ungestüm des Schmerzes preßte. Nach dem ersten Ausbruch der Leidenschaft schien die Stimme der Religion, der einzig wahre Trost der Bekümmerten, in dem Gemüthe der Unglücklichen obzusiegen. Sie sank auf ihre Knie neben der Leiche des geliebten Gatten, und flehte mit gen Himmel gerichtetem Auge Segen auf den Verblichenen herab. In diesem Augenblick trat der Mond aus seinem Wolkenschleier hervor und zeigte, da sein Schein die blassen Züge der Wittwe streifte, ein Gesicht, auf welchem die innigste Liebe und die frommste Entsagung lag. Sie neigte ihr Haupt, als ergebe sie sich in den Willen der Gottheit, drückte einen herzlichen Abschiedskuß auf die kalten Lippen ihres Gatten, stand auf und schien entschlossen, sich wegzubegeben; aber immer warf sie wieder einen Blick nach der geliebten Leiche zurück, immer noch zögerte sie, als wäre sie des Entschlusses, die Stelle zu verlassen, nicht fähig. Mit einem Mal schien sie ein neues, dem sie beobachtenden Sergeanten unbegreifliches Gefühl zu beleben. Sorgfältig nahm sie dem Todten die Mütze ab, als fürchte sie, ihn aus seinem Schlummer zu erwecken, schnitt eine Haarlocke ab, und barg sie mit zitternder Hand in ihrem Busen, dann sah sie sich mit wildem Blick nach dem freundlichen Wilmot um, der ängstlich auf sie zueilte, wies auf die Stelle hin und sagte leise: „diese todte Hülle —“ — „Es soll dafür gesorgt werden, verehrte Lady!“ rief der Sergeant, feierlich die Rechte auf die Brust legend. Sie drückte ihm die Hand; er brach in Thränen aus. „Ich wollte gerne mit Euch weinen,“ sprach sie freundlich, „aber jezt kann ich nicht, lebt wohl.“ Der gerührte Sergeant ersuchte sie, einige Minuten zu verweilen, bis die Wache ihn ablösen würde, damit er sie nach Hause geleiten könnte. „Ich bedarf keinen Schutz, als den des Himmels,“ entgegnete sie. Die Wittwe deutete noch einmal nach der Stelle, die sie verlassen, der Sergeant winkte zum Zeichen, daß er sie verstehe, sie drückte ihm noch einmal die Hand und verschwand.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber süddeutsche Dialekts-Poesie.

(Fortsetzung.)

Vom ə.

Das tonlose ə hat bekanntlich auch in guter deutscher Sprechart in vielen Fälle den trüben Laut des französischen e muet, und diese Fälle werden in den südlichen, besonders südwestlichen Dialekten, noch dadurch vermehrt, daß es auch im Auslaut, und namentlich als Stellvertreter der schriftmäßigen Endung en, gebraucht wird. Freilich darf dieß nicht als allgemeine Regel verstanden werden, weil das schriftdeutsche en in manchen Fällen ganz abfällt, in andern in einen andern Konsonant umspringt, und anderseits jene Dialektsendung auch ohne en der Schrift eintritt. Das Urtheil garstig ist auch bei diesem Laut ein Vorurtheil; wir brauchen nur an Nord- und Südsprachen, an's Englische u. s. w. zu erinnern. Der Portugiese spricht alle tonlosen, also namentlich die Schluß-a, eben so stumpf, während die andern Südsprachen (theoretisch) dieselben scharf wie e sprechen, was doch wir in unserer Bauernsprache gemein finden. Wenn also der Laut an sich gewiß nicht unschön ist, so kann doch seine zu häufige Stellung zuweilen durch Elision vermieden werden.

Analog und wohl gleichzeitig, wie sich das alte ă durch Auflösung der Quantität in das ā zu mischen drohte, und dieses den Ausweg ins å nahm, haben sich die kurzen ĭ und ŭ in die langen ī und ū zu mischen begonnen, so daß auch diese genöthigt waren, einen qualitätischen Ausweg zu suchen und aufs diphthongische əi, əu verfielen. Diesen Schritt, den der Schweizer und Plattdeutsche nicht anerkennt, haben wir in Uebereinstimmung mit Holländern und Engländern gethan. So ist das altdeutsche îs und hûs in unser əis, həus (Eis, Haus) wie ins englische ice, house übergetreten. In der Schriftsprache haben sich diese Doppellaute bekanntlich unhistorisch mit denen der alten (noch platten) ee und oo vermischt, welche bei uns als ae und ao wieder nur einen Schritt von der Urgestalt abgewichen sind; nämlich die plattdeutschen breed, loof in unser braet, laob (breit, Laub) u. s. w. Wer die beiden ersten für unangenehm hielte, wäre ganz im Irrthum, denn sie sind die primitivsten und darum reinsten aller Diphthonge; die zweiten aber sind wenigstens durch ganz Deutschland bekannt, obgleich sie die Theorie eleganter unter der Gestalt au und ai (oder gar ei) aufstellt, während unsere Bezeichnung überall die populäre und naturgemäße ist. Uns reimt also kein rəixə, wəidə, fəil, (reichen adj. Weide, Feile), auf raexə weedə, fael (reichen verb. weiden, feil); kein həut, grəuə, (Haut, Grauen) auf haot, graoə (haut, grauen adj.) u. s. w.

Den mittlern Längen ee und oo kommt außer der obgenannten (in ae, ao) noch eine andere eigenthümliche Art zu, sich in Diphthonge zu brechen, indem nämlich ihr Anlaut (der erste Laut des langen oder Doppellauts) sich in die höhern Laute i und u hinauftreibt, der zweite dagegen um so tiefer ins tonlose ə zurückfällt. Diesen Prozeß hat romanischer Seits namentlich die spanische und italienische Sprache durchgebildet. So sind z. B. die lateinischen Formen ferus, bonus vorerst in fiəro, buəno übergetreten, und von da hat sie die nachhelfende Theorie in die Gestalt fièro, buòno oder buèno verwandelt. Denselben Prozeß haben auf deutscher Seite die südlichsten Dialekte, die alemannischen und östlechischen, durchgeführt; so ist z. B. aus den ursprünglichen (plattdeutschen) Formen leed, goot das hochdeutsche liəd, guət entstanden, welche im Mittelhochdeutschen sogar in die Gemeinsprache (als liet, guot) gedrungen, seit dem fünfzehnten Jahrhundert aber wieder in ihre lokalen Grenzen zurückgeführt worden sind. Auch diese Wörter nun scheiden sich bei uns (wie obige mit əi und əu) von den ursprünglich kurzen, später langgewordenen i und u ab, so daß uns fyl, spyl, kyl (viel, Spiel, Kiel) nicht zusammenfallen mit fiəl, spiəl, kiəl (fiel, spüle, kühl), noch der Vokal in uur, spuur (Uhr, Spur) derselbe ist wie in guət u. s. w. Diese Doppellaute sind nun freilich in keiner der gebildeten Sprachen mehr legal vorhanden. Ohne daß dieses aber ein gültiges Zeugniß gegen ihre Möglichkeit abgäbe,*) will ich doch versuchen, zu zeigen, wie auch ihnen mit der Zeit die Kultur beikommen könnte. Da man bei uns nicht so gewaltsam verfahren kann, wie die Theorie der romanischen Sprachen sich erlaubt hat, die den Laut des Nachschlags (ə) völlig verändert und dazu noch größtentheils gedehnt haben (wie in den angeführten Beispielen fièro, buòno), wäre es dennoch möglich, diesem Nachlaut, ohne ihn zu verkürzen oder ihm seine eigene Färbung zu rauben, mehr Ton, wenn auch nicht allen zukommen zu lassen, und so würde das, was jezt noch entschieden gúət, síəs, fíəl heißt, in Zukunft vielleicht guətt, siəss, fiəll lauten dürfen, unbeschadet der Einsylbigkeit des Diphthongs.**)

Vom ā, ē und ō

Jedem Hochdeutschen wird es mit dem ersten Blicke auffallen, daß eine gewisse Klasse von Lauten, die man als trübe oder Mittellaute aufzuführen pflegt, nämlich das ü und ö, unsern süddeutschen Mundarten ganz ab-

*) In der romanischen Sprachwelt ist das Element des Diphthongs überhaupt, obgleich überall als Mundart vorhanden, fast allgemein verbannt, und doch treten in Einer Sprache, der portugiesischen, wieder legale Diphthonge auf.

**) Kenner des Englischen mögen sich z. B. das erwähnte guətt in englischer Orthographie gwutt geschrieben vorstellen, und sie werden ganz verstehen, was wir meinen.

geht. Es ist eine mehrfach zu erkennende Thatsache, daß andere Vokalmittel, besonders Uebergreifen des Diphthongsystems, jene Laute zu verdrängen pflegen. Dieselben sind übrigens im heutigen Europa als dem Norden lokal angehörig zu betrachten; im Englischen sind sie auffallenderweise niemals aufgekommen, in dem doch romanischen Frankreich dagegen durch ein großes Uebergewicht der nördlichen, normannischen Provinzen zu großer Bedeutung emporgestiegen; in Holland bestehen sie sogar neben den Diphthongen, und in Deutschland ist derselbe Fall, nur aber sind sie aus dem populären Gebrauch aller der Provinzen gewichen, die nicht noch entschiedenes Plattdeutsch sprechen, also der Mehrzahl auch der nördlichen Provinzen; die gebildete Sprache aber hält sie fest. Wie weit nun dieselben in unserem Süddeutschland je populär gewesen sind, ist eine nicht genau ermittelte Frage, da aus der Orthographie allein nichts bewiesen ist. Gewiß ist, daß im ganzen heutigen Süddeutschland, mit entschiedener Ausnahme des größten Theiles der Schweiz, diese nordischen Laute einer andern Gattung von Vokalen Platz gemacht haben, die man nicht ohne Grund als südliche prädiciren kann, da sie im gothischen Europa nur in unserem Südstreifen, im Romanischen aber bis in den äußersten Süden angetroffen werden. Diese, mit den Diphthongen, mußten einen Theil des alten Lautvorraths zerstören; denn keine Mundart in der Welt kann alle Vokalmittel in sich vereinigen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Chambery, August.

(Beschluß.)

Jesuiten. Plan und Schritte der Regierung.

Nun begann das Lesen, Staunen und Köpfezusammenstecken der Väter; der vom Verbrennen, Erfrieren und Ersäufen gerettete Voltaire ging nun wie ein Leckerbissen von einer Hand zur andern; man begnügte sich nicht damit, einander die Bände zu leihen, man schnitt die einzelnen Abhandlungen heraus, um den Schatz so schneller in Umlauf zu bringen. Alles dies geschah aber in Geheim, denn man wußte, daß unsere Pfarrer und Obrigkeiten nicht leiden können, wenn die Leute lesen. Endlich kamen ein Paar Kapuziner doch dahinter; nun ging es an ein Untersuchen und Fragen; es war aber nichts zu finden, als die leeren Einbände; es wurde mit dem Bischof und mit Exkommunikation gedroht; umsonst; es wurde hier und dort sogar Haussuchung gehalten; man fand aber dabei kein Blatt des Verruchten. Der Bischof kam, sprach, schalt und drohte mit allen Höllenstrafen; man ließ ihn reden, donnern und wieder abreisen, dann begann das Lesen von Neuem und es dauert bis auf den heutigen Tag, nur mit dem Unterschiede fort, daß die Bücher, Abhandlungen und Blätter auch in die benachbarten Orte geliehen werden.

Sie begreifen, daß unserer Geistlichkeit das nahe Genf und Lausanne gewaltige Aergernisse, Anstöße und Hindernisse sind. Sie halten dagegen ein gutes Mittelchen erdacht. Am Fuß des Salève's liegt ein altes Schloß, Crevin genannt; da sollte ein Ableger der hiesigen Jesuiten ein Filialkollegium errichten. Alles war schon bestimmt, da führt der böse Geist den Hrn. Vens, einen aufgeklärten Franzosen, her, und er schnappt es den verehrten Brüdern vor dem Maul weg. Nun hoffen sie in Genf selbst ein Haus zu kaufen und eine Abrichtungsanstalt da anzulegen, was allerdings nicht schwer ist, da volle Religions- und Unterrichtsfreiheit dort herrscht. In einem alten Saal jenes Schlosses hängt unter andern eine hübsche Gobbelinstapete, welche die nackte, angefesselte Andromeda vorstellt, wie sie eben von dem Ungeheuer verschlungen werden soll, das Perseus erlegt. Die ganze Tapete ist gut erhalten, bis auf das arme Mädchen. Dies hängt so zusammen: ihre Nacktheit war dem benachbarten Pfarrer von Monneti ein so großer Anstoß, daß er oft hierher kam, und jedesmal mit der Spitze seines Stocks etwas davon zu zerstören suchte.

Unsere kleine Stadt Evian am Genfersee hebt sich als Bad durch ihre guten Anstalten und Einrichtungen immer mehr. Die Regierung hat aber noch weit mehr damit im Sinn, denn sie will den Transit von Genua nach der Schweiz dahin leiten, der bis jezt über Genf geht. Dadurch soll Evian ein kleines Genf werden. Dieses ministerielle Hirngespinnst erinnert mich an den Plan des französischen Ministers Choiseul unter Ludwig XIV., der durch die Gründung der neuen Stadt Versoix am Genfersee auch eine Nebenbuhlerin von Genf schaffen wollte. Es wurde der Plan der neuen Stadt mit schönen Plätzen und Straßen abgesteckt; dabei blieb es aber, denn Genfs Reichthum und seinen Handelskredit konnte man sich nicht verschaffen. Voltaire sagte einmal in seinem nahe bei Versoix liegenden Ferney: Versoix est une belle ville, il n'y a qu'une seule choses qui lui manque, des maisons. Jezt ist das Forum von Versoix ein wahres campo vaccino. So dürfte es auch mit Evian gehen. Wenn unsere Regierung keine andern Mittel hat, dem ganz gesunkenen Handel und Wohlstand in Savoyen aufzuhelfen, so kann wohl kommen, was neulich in Genf gesagt wurde: Vû la nouvelle direction qu'a prise depuis seise ans le commerce de la Savoie, il est question de transférer la capitale de ce duché à l'Hôpital. Zum Verständniß dieses Calembourgs dient, daß eine kleine Stadt Namens l'Hôpital sechs Meilen von Chambery liegt. Unsere Regierung, die Alles probirt, hat es auch mit Seeräuberei auf dem Genfersee versucht; damit war es aber auch nichts. Gegen den klaren Inhalt des Traktats von Turin griffen unsere Douaniers auf der neutralen Zone bei Thonon und Evian Genfer und Waadtländische Schiffe an, um sie zu untersuchen. Dies bekam ihnen aber schlecht, troz der Flinten und Seitengewehre der Zollpanduren. Der Waadtländische Schiffer schien ganz nachgiebig und timid, und ließ sein Schiff ruhig untersuchen; dann fragte er den einen Zollsoldaten, ob er schwimmen könne? als es dieser bejaht, warf er ihn flugs ins Wasser, worauf er denn auch glücklich nach Haus schwamm. Der andere aber, der nicht schwimmen zu können versicherte, wurde säuberlich mit nach Ouchy genommen; da gab man ihm zu essen und zu trinken und ließ ihn dann über Vevey und Villeneuve zu Fuß wieder nach Haus gehen. Die Genfer Schiffer haben den Visitatoren noch ärger mitgespielt, denn einer soll an seinen Wunden gestorben seyn und der andere liegt noch im Spital. Seit dieser Zeit ist Ruhe und die Schweizer Schiffe bleiben unangefochten.

Bei dem Schluß dieses Briefs will ich hinzufügen, daß die liberalen Verordnungen hinsichtlich der französischen Zeitungen in vierzehn Tagen zweimal wieder zurückgenommen und wieder erneut worden sind. Heute dürfen wir Alles lesen, morgen wahrscheinlich nichts, und doch hat unsere Regierung das neue Frankreich anerkannt. Was wollte sie auch sonst thun?

Beilage: Kunstblatt Nr. 74.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 223.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 17. September 1830.

— Entflohen sind des schönern
Jahres Sommer und Herbst; entflohn des Frühlings
Lachende Stunden;
Nur der Winter bleibt.

Herder.

Wechsel.

Es lag ein kräftiger Jüngling
Am blüh'nden italischen Strand,
Zum blauen, ewigen Aether
Das flammende Auge gebannt.

Die Glieder streckten sich wonnig
Im üppig schwellenden Grün,
Die hohen, schlanken Palmen
Umrauschten, wie Harfen, ihn.

Es schlangen sich Rebengewinde
Von Palme zu Palm' empor,
Draus blickten purpurne Trauben,
Wie küssende Lippen, hervor.

Es guckten mit gaukelnden Häuptern
Die Rosen aus duft'gem Gesträuch,
Wie blühende Mädchengesichter
Erröthend und nickend zugleich.

Es raschelte fröhliches Leben
Durch schattige Blätternacht,
Gesänge von tausend Kehlen
Sind rings in den Zweigen erwacht.

Und vor des Jünglings Blicken
Glänzt' unermeßlich und hehr,
Besät mit silbernen Segeln
Das alte, heilige Meer.

Durch Luft und Erd' ergossen,
Lag über dem Meeresplan
Die flammende Morgenröthe
Ein zweiter Ocean.

Der Jüngling schaut so selig
Die Erde, das Aethergezelt,
Und staunt in den herrlichen Himmel
Und freut sich der herrlichen Welt. —

Der Jüngling, von allen Wonnen
Italischen Himmels umglüht,
Er war das Bild meiner Liebe,
Wie sie mir einst geblüht.

Es wallt ein greiser Pilger
Durch afrikanischen Sand,
Ein schmales Bündel am Rücken,
Den Knotenstab in der Hand.

So weit sein Ruf auch töne,
Kein Ruf, der wiedertönt!
So weit sein Herz sich auch sehne,
Kein Herz, das nach ihm sich sehnt!

Bei Gräbern und Pyramiden
Verweilt er gar manche Zeit,
Es mahnt die verwitterte Inschrift
Ihn schöner Vergangenheit.

In staub'gen Papyrusrollen
  Liest er das Aug' sich blind,
Und liest und enträthselt die Kunde
  Von Lenzen, die hin nun sind.

Gern möcht' er in Tempeln beten,
  Nur Trümmer findet er mehr!
Altäre und Götter liegen
  Zerstückelt am Boden umher.

Dann wankt er sinnend weiter
  Tief in die Wüste hinein,
Schwer schleppt er an seinem Bündel,
  Das doch gar ärmlich und klein.

So wallt er allein und schweigend
  Durchs weite, wüste Land;
Rings über ihm glühender Himmel,
  Rings um ihn glühender Sand!

Kein Quell, der ihn erquicket,
  Kein Baum, der Schatten streut!
Kein Moos, darauf er schlummert,
  Kein Strauch, der Feuchte beut! —

Wer hätt' in dem armen Graukopf
  Den kräftigen Jüngling erkannt,
Der einst so selig geruhet
  Am blüh'nden italischen Strand?

A. Grün.

Ueber süddeutsche Dialekts-Poesie.

(Beschluß.)

Der Entstehungsprozeß der neuen Lautreihe besteht nun darin, daß ein (größtentheils schon gedehnter) Vokal mit einem (größtentheils einfach auslautenden) n zusammenschmilzt und aus beiden ein Nasalvokal hervorgeht. So wird aus Zahn zã, aus an ã, aus Mann mã, mit dem Laut des französischen en. Das ẽ erzeugt sich aus den verschiedensten Lauten: aus lang en und än, als gẽ (geben) zẽ (Zähne); aus ön: shẽ (schön) sẽ (Söhne); aus kurz in: bẽ (bin) kẽ (Kinn); aus lang in fremder Endungen: kamẽ (Kamin) u. s. w. Das õ entsteht aus lang on: sõ (Sohn) aus u in tõ (thun), õ (die Privativsylbe un) u. s. w. Endlich treten die Nasenvokale auch willkührlich statt der ursprünglichen reinen ein, in Fällen, wo die Etymologie keineswegs ein früheres n der Wurzel nachweisen kann; z. B. nãs (Nase) mẽ (mehr) nõ (nur, noch — außer nun) lãis (leise) u. s. w. Diese Beispiele können nur eine dem Idiom eingeborne Neigung zur Nasalität beweisen, die man auch beim Portugiesischen anzuführen pflegt. Die Laute finden sich durch ganz Süddeutschland, doch im Schwäbischen reinlicher entwickelt als anderwärts, was namentlich auch von seinem reinen a sich herschreibt; nur der Schweizer läßt, wenigstens großentheils, das etymologische n häufig völlig aus, indem er dem Nasenlaut den reinen Vokal als Auslaut substituirt. So klingt z. B. unser kã sãi (kann seyn) beim Schweizer xaa sy (jenes portugiesisch, dieses spanisch ausgesprochen). Auslautende m endlich werden nur in seltenen Fällen auf diese Art verschmelzt, obgleich auch sie den Vokal infiziren; z. B. zãum, hãim.

Die Nasallaute scheinen sich mit Vorliebe und noch begieriger als andere Vokale zu diphthongiren. Man kann dieß an Beispielen des Englischen erweisen, als find, mind, found, count, crown u. s. w.; noch passender vielleicht am Französischen; denn hier ist die Aussprache der Sylbe in physiologisch nicht zu begreifen, wenn nicht eine Doppellautung historisch in die Mitte geschoben wird; durch diese war es möglich, daß das erst gedehnte, dann diphthongisch-gebrochene in in denselben Laut mit dem ursprünglichen ain und ein herabsank. Ebenso haben sich bei uns die mittelhochdeutschen langen in und ein in einen gemeinschaftlichen Nasendiphthong vereinigt, der nach gemeiner Aussprache näher durch ãẽ bezeichnet werden müßte, dem wir aber in unserem ersten Artikel die elegantere Lautung des französischen in zugewiesen haben. So klingt Wein, wãi, fast wie das französische vin; Bein, bãi, wie französisch bain u. s. w. Ebenso sind die mittelhochdeutschen ân und oun in ein einziges ãu zusammengeflossen, das aber sehr unhäufig ist und schwerlich einer Contraction fähig, z. B. zãu (Zaun). Sein wahrer Laut ist ãõ und im Portugiesischen unter der Gestalt ão (früher am) der Lieblingslaut des Idioms. Der dritte Laut õi, näher õẽ, gehört unserer Volkssprache ausschließlich an, welche damit die aus dem mittelhochdeutschen ein stammenden Wurzeln von denen aus in abscheidet, indem sie õi, kõi, bõi, stõi für ein, kein, Bein, Stein u. s. w. sagt, während Wörter wie mãi, dãi, sãi, wãi, mein, dein, sein und seyn, Wein u. s. w. den Laut ãi beibehalten. Dieselbe Scheidung machen auch alle uns benachbarten Dialekte auf eine noch entschiedenere, aber auch grellere Weise, und bei uns hat nur die Unurbanität des Lauts offenbar denselben in das feinere ãi zurückgeführt und vermischt. Endlich sind die Diphthonge ẽo und õo in den südlichsten Dialekten aus den mittelhochdeutschen Verbindungen ien, üen, uon erwachsen, indem hier merkwürdigerweise die ganze Nasalität sich auf den Anlaut des Diphthongs geworfen hat, während der Nachschlag o (freilich keiner Nasalität empfänglich) ihm entgeht. Dahin gehören kẽo (Kinn) grẽo (grün) hõo (Huhn).

*

Zur Probe theilen wir den Lesern noch etwas aus der Flexionslehre mit.

Vom Diminutiv.

Die dem Süddeutschen so sehr geläufige und in der Form so unendlich wandelbare Diminutivsylbe hat sich bei uns für die Einzahl (Singularis) in l e, für den Plural in l e firirt. Wurzeln mit den Endsylben e l, e n, e r, behalten dies e bei und l dient einfach für Wurzel- und Flexionslaut; so heißt der Diminutiv von t a a l, t ä l e, von t a f e l, t ä f e l e, von W e g, w ä g, w ä g l e, aber von W a g e n, w a g e, w ä g e l e; Feinheiten, wohin uns der Hochdeutsche nicht folgen kann. Zusammenstoßende n l schieben ein d ein: m ä n d l e, h ä n d l e, p f ä n d l e, z ä i d l e u. s. w.

Abgesehen von diesen Bildungsgesetzen, scheidet unser Dialekt (wie andere süddeutsche) zwei logisch ganz geschiedene (sogenannte) Diminutive, wovon man das eine richtiger Liebkosungsform nennen könnte. Diese leztere verlangt Nicht-umlaut und Einschaltung eines bildenden e nach der Wurzel, die wahre Verkleinerungsform dagegen jeden möglichen Umlaut (auch wo er im Plural nicht eintritt, mit wenigen Ausnahmen), dagegen gedrängte Form, ohne e.

Da man sieht, daß hier die materiellen und logischen Forderungen sich durchkreuzen, so ist in der Anwendung keine strenge Konsequenz zu erwarten, und wir führen deshalb nur einige der gangbarsten Beispiele an, nach deren Analogie sich denn der lebendige Gebrauch nach allen Seiten fortbildet. Von M a n n lassen sich wenigstens drei Formen aufführen: m ä n d l e heißt k l e i n e r M a n n; m ä l e heißt l i e b e r M a n n oder g u t m ü t h i g e r M a n n; m a n d e l e heißt l i e b e r k l e i n e r M a n n, welche lezte Form beide Motive vereinigt; f r a e l e heißt l i e b e F r a u, f r a e l e aber l i e b e k l e i n e F r a u; w e i b l e muß alle Begriffe bezeichnen; m ä d l e läßt sich für beide Begriffe in m ä d e l e dehnen; b u e bildet b u e l e für l i e b e r J u n g e, b i e l e für l i e b e r k l e i n e r J u n g e, und b i e b l e für k l e i n e r J u n g e schlechtweg; so gehören k o p f e l e, h a n d e l e, f u e s s e l e der mütterlichen Liebkosungssprache an, während k ö p f l e, h ä n d l e, f i e s l e wahre Verkleinerungen sind. In die erstere werden aber endlich Wörter aller Arten aufgenommen, und man hört g u e t l e von g u t, d u u l e von d u, k o m m l e von k o m m, s u e c h e l e von s u c h e n, g e s s e l e d von g e g e s s e n, und so durch die ganze Conjugation, ohne Bedenken.

Die Kornetswittwe.

(Fortsetzung.)

Lesleys Leichnam wurde durch Somers Fürsorge von dem Haufen der Gefallenen fortgeschafft und beerdigt. Nach diesem Geschäft war es seine schmerzliche Pflicht, noch einmal das Trauerhaus zu besuchen. Er fand die Wittwe blässer als zuvor, aber still, ruhig und gefaßt. „Somers," sprach sie, „ich habe meinem Arthur das lezte Lebewohl gebracht;" ihre Augen begannen sich zu füllen; „ich darf mich meinem Schmerz nicht überlassen. ich habe Pflichten gegen den Todten und die Lebenden zu erfüllen, die mir verbieten, mich selbstsüchtig meinem Gefühl hinzugeben. Sie verkünden mir, daß seine Ueberreste mit militärischen Ehren zur Erde bestattet worden sind, es ist gut! Aber diese Ehren, raubten sie mir nicht mein Theuerstes? Hätte er nie dieses grausame Gewerbe ergriffen! dann hätte vielleicht einst seine Asche in dem einsamen Grab seiner Väter, unter den hohen Buchen geruht, wo wir einst lustwandelten. Besser für ihn, daß es nicht so werden sollte! Sie sehen mich verwundert an, theurer Freund meines Arthurs? Wissen Sie nicht, daß er durch seine Verbindung mit mir Erbe, Vater, Alles verloren hat?" Die Heftigkeit ihrer Gefühle überwältigte allmählig ihre erzwungene Festigkeit. Somers bat sie angelegentlich, sich die schmerzliche Erzählung zu ersparen. „Nein," rief sie, „Sie, der Herzensfreund meines Gatten, müssen die Geschichte seiner Wittwe und ihren Entschluß für die Zukunft wissen. Ich war die Tochter des Pfarrers in dem Dorfe, wo der Vater meines Gatten, General Lesley, wohnte. Wir waren Gespielen von Kindheit auf; aber der frühzeitige Tod meiner Eltern brachte mich in das Haus einer Muhme, und der Aufenthalt Arthurs in der Schule und nachher auf der Universität trennte uns auf mehrere Jahre. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß mein Gatte einer der vollkommensten Männer war, edel von Gestalt, noch edler an Herz und Geist. Er konnte, er mußte die ehrgeizigsten Hoffnungen seines ihn innig liebenden Vaters erfüllen. Warum mußte ich diese glänzende Aussicht zerstören? Wir sahen uns wieder, die Liebe unserer Kindheit entzündete sich zu einer innigeren Empfindung. Ich gab dem Zureden meines Arthurs, den Bitten einer ängstlich besorgten, armen Verwandten, und ach, den Einflüsterungen meines eigenen Herzens nach, ich ward sein Weib. Da wir die Gesinnungen des Generals kannten, ließen wir uns insgeheim trauen. Liegt nicht ein Fluch auf heimlichen Verbindungen? Wäre mir doch vom Schicksal beschieden gewesen, allein unsern Fehltritt zu büßen! Doch der Himmel wollte es anders! Nein, nein, kein Mitleid! Hier sizt der Stachel, doch ich ertrage ihn. — Ungerührt durch unsere Thränen, unser Flehen, stieß uns der General von sich; meines armen Arthurs Kornetstelle war seine lezte unselige Wohlthat. Das Uebrige wissen Sie: unsere Liebe, unsere Leiden, unsere Entbehrungen und dieses furchtbare Ende. — Doch ich werde wieder schwach und muß Ihnen noch meinen Entschluß mittheilen. Somers, ich trage den Keim des Todes in mir; die Krank-

heit, die meinen Eltern das Leben raubte, nagt auch an dem meinigen, und bald bin ich wieder mit meinem Arthur vereinigt. Glauben Sie nicht, daß ich mich darob gräme! Wäre es mir nicht um diese armen Kinder, welche Wohlthat, welche Wonne für mich, in diesem Thale des Jammers meine Augen zu schließen und in einem bessern Jenseits zu erwachen! — Aber ich betrübe Sie: wenige Worte noch und ich bin fertig. Wir sind nahe bei der Küste; es ist meine Absicht, mich unverzüglich nach England einzuschiffen und die theuern Pfänder der Liebe meines Arthurs der Sorge und dem Schutz ihres natürlichen Vormunds, seines Vaters, zu übergeben. Der Groll kann den Tod nicht überleben; der gute alte General wird sich nicht weigern, seine Enkel aufzunehmen, oder wenn er es sollte—" — „So stehen sie unter meinem Schutz!" rief Somers lebhaft. Die Wittwe sprach nicht, aber der Druck ihrer Hand und die Thräne in ihrem Auge waren beredt genug. „Ich kann mich Ihrem Vorhaben nicht widersetzen," fuhr er fort; „Sie folgen ja nur der Stimme Ihres edeln Herzens; aber vergessen Sie nicht, daß, so lange Somers lebt, Sie und die Ihrigen einen Freund an ihm haben. Ich will Anstalt treffen, daß Sie sicher an den nächsten Hafen geleitet werden und sich dort einschiffen können. — Nein, keinen Dank!" Schweigend und ehrerbietig drückte er seine Lippen auf die dargebotene Hand, während sie, mit von Dankbarkeit strahlenden Augen, ihrem edelmüthigen Freund ein inniges, leztes Lebewohl sagte.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, September.

Die Politik, Siegerin aller andern Interessen.

Einige blasse Leute an den Fondsbörsen ausgenommen, dürfte im jezigen Augenblick wohl kein Mensch aus den untern Ständen so sehr in Verlegenheit seyn, als ein nicht-politischer Korrespondent eines nicht-politischen Tageblatts, wie z. B. ich so eben einer bin. — Das Pariser, oder vielmehr Weltereigniß, welches, in kurzen drei Tagen, den großen, von zahlloser Pferde Kraft getriebenen und auf glatter Eisenbahn nach dem fünfzehnten Jahrhundert zurückrollenden Dampf-Staats-Wagen .... Da haben wir's! Man kann jezt kein Wort schreiben, ohne unwillkührlich in die Politik zu gerathen. Bitte tausend Mal um Verzeihung! — Ich wollte eigentlich nur sagen, wie gut es jezt die Korrespondenten politischer Zeitungen haben: sie haben alle Hände voll zu thun, diese, um ihre Freude und Bewunderung ob Heldenmuth und Mäßigung, jene, um Trauer und Besorgniß auszudrücken, daß der stets verheerende Ausbruch der Volksgewalt den Gang ruhiger Bildung hemmen und verrücken dürfte, noch Andere, die alles dieses zugleich fühlen und entwickeln; Alle aber haben den ungemeinen Vortheil, im Voraus versichert zu seyn, einen regen Antheil bei ihren Lesern bereits vorzufinden. In welcher Verlegenheit aber befindet sich der Korrespondent einer nicht politischen Zeitschrift? welche Nachricht, die die gebildeten Stände interessiren dürfte, könnte ein Berichterstatter dem Morgenblatte jezt einsenden? — Von hier aus wenigstens kann er nichts als eine Elegie schreiben; und ach! — da ein Kunstbeurtheiler und ein Künstler zweierlei Menschen sind — eine Elegie, die den Reiz des prosodischen Rhythmus entbehrt. Nun, vielleicht wird sie eben deshalb um so trauriger klingen. — O Traurigkeit! o Herzeleid! hüllet euch in schwarzen Krepp, ihr tonangebenden Sprecher ästhetischer Kuchenladen, ihr klimpernden und trillernden Zierden musikalischer Theezirkel! Erscheinet mit einem breiten Trauerrande, ihr Unterhaltungsblätter der fliegenden Tagesliteratur! Das Pariser Ereigniß, das ungeheure, hat jedes andere Interesse verschlungen. — Da sizt sie am Pianoforte, die Krone aller Dilettantinnen, sie bewegt die zierlichsten Finger, sie spendet so künstliche Blicke, daß man die Natur selbst zu sehen glaubt, jezt singt sie leidenschaftlich-gefühlvoll, jezt siegbewußt und schelmisch. Aber ach! wer hört, wer sieht nach ihr? In jeder Ecke ein anderes Grüppchen, von Männern, von Jünglingen, von Frauen sogar, die immer nur von dem einen unkünstlerischen prosaischen Ereigniß sprechen. — Man eilt von Kuchen- zu Kuchenladen, von Stebeli zu Kranzler, von Fuchs zu Josty, man will ein Wort über Theater hören. Umsonst! Es ist, als ob dieses sonst überall einzige Gespräch nie statt gefunden hätte. Hr. Rösike, der treue Hohlspiegel der Berliner Originalität, mag von seiner Kunstreise auf den Alexandersplaz zurückkehren, die gefeierte Krelinger die ihre nach Petersburg antreten; wer trauert, wer freut sich darüber? Die großartige Schröder sollte bei dem königlichen Theater engagirt werden und wurde es nicht, wie Vieles, was dort sollte und nicht wird — wer nimmt Notiz davon? — Ein neues Lustspiel von Raupach, oder vielmehr ein altes von Sheridan: „der Nasenstüber," in drei Akten, muß dem Gespräch über die drei Tage weichen. Die Spontinische Gesangsheldin, Madame Schulz, die uns schon verloren war, hat wieder die Bühne betreten — es ist, als ob es nicht geschehen wäre. Eben so geht es mit einer Gastsängerin, die uns Paris mit den besten Empfehlungsschreiben wieder heimsendet: sie, die große Heinefetter, läßt vergebens die Gewalt ihrer Stimme ertönen, sie findet keinen Widerhall im Stadtgespräch; die hunderttausend sonst nur von Musik schwazenden Zungen sind verstummt. Ein zweiter Rizio, Hr. Manzius, wird auf den weichsten Damenarmen vom Piano des Salons auf die Bühne getragen; umsonst! Er bezaubert dort in der Zauberflöte die bekannten Sterblichen vergebens. Selbst Nachrichten von der wandernden Nachtigall gehen nicht mehr von Mund zu Munde, es sey denn in den unsiegbaren Reihen ihrer alten schmachtenden Garde. Wenn nun von dem lichten Gipfelpunkt der heutigen Musik nicht mehr die Rede hier ist, wie sollte das Drehen auf Einem Bein, selbst der sinnverdrehendsten Tänzerin, noch Gegenstand des Gesprächs werden? Unbeachtet verklingt die tröstende Nachricht, daß die Sontag der Tanzkunst, die holde Grazie Taglioni, für den nächsten Winter hierherberufen ist, und daß der Nero der Pantomime, unser Berliner-Ballet-Erfinder Hr. Titus, von dem kunstsinnigen Vater der anmuthigen Taglioni wird abgelöst werden.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 96.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 224.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 18. September 1830.

Wohin das Auge hier oben blickt,
Hat's Frieden und Freuden gefunden;
Denn was im Herzen uns engt und drückt,
Das bleibe im Thal dort unten.

Körner.

Die Gegend von Salzburg.

Zweite Skizze.

(s. Nro. 66. 67.)

Auf dem Wege von Salzburg nach Ischel kommt man vor St. Gilgen auf eine Höhe, von welcher herab man den St. Wolfgang-See wie einen silbernen Teppich in einem überaus reich und mitunter grotesk dekorirten Saale vor sich liegen sieht. Ringsum von Alpen, die sich im Hintergrunde bis zur Gletscherhöhe erheben, eingeschlossen, wälzt er seine grünschillernden Wogen gegen seine klippenreichen Ufer und wird von diesen überall in schäumender Brandung zurückgeworfen. Das Dorf St. Gilgen liegt am Abhange des Berges, und von ihm aus kommt man auf einer sehr gut erhaltenen Straße am See vorbei. An manchen Stellen windet sich der Weg so dicht an überhangenden Felsen hin, daß man mit einer Art von Beklemmung die Fahrt macht, zumal die Steinmassen hie und da große Sprünge zeigen, und die in den See gerollten Blöcke den Beweis liefern, wie oft ganze Felswände sich losgerissen haben und herabgestürzt sind. Dieses beängstigende Gefühl aber kann nicht Oberhand erhalten, da man an jenen gefährlichen Stellen schnell vorüber ist und stets im Anblicke der herrlichen Gegend schwelgt. Ein unaussprechlich wonniges Gefühl ist es, was die Brust bei den stets wechselnden und immer schöner werdenden Ansichten erfüllt. Da klimmen Rinder und Ziegen an der steilen Bergwand; dort klettern Menschen hinauf, um die Früchte der Erde, die sie bis zu einer ziemlichen Höhen anbauen, herabzuholen; hier stürzen Quellen, zu kleinen Bächen in ihrer Vereinigung angewachsen, von Fels zu Fels und bilden die herrlichsten Caskaden, und in den Schluchten grünen liebliche Matten, die den schönsten Farbenwechsel mit den grauen Steinen und dem über denselben blinkenden Schnee bilden.

So wie man in die Nähe von Ischel kommt, sieht man die Wiederholung des großartigen Charakters der Gebirgsmassen, die man bei Salzburg verläßt. Die reine Gebirgsluft und die ewig wechselnde und sich stets schöner darstellende Landschaft muß hier nebst den Bädern aufs Wohlthätigste auf die Kranken wirken, die hierher kommen und Genesung suchen. Jedes Thal, deren hier so viele in allen Richtungen zwischen den nahe an einander gereihten Bergen hinlaufen, bildet eine Einsiedelei, in welcher der Mensch, nur von der großen Natur umgeben, seinen Gefühlen freien Lauf lassen und sich von den oft so drückenden Verhältnissen des gesellschaftlichen Lebens auf kurze Zeit ganz entbunden fühlen kann. Hier nehmen alle seine Empfindungen und Gedanken eine andere Richtung, die Verhältnisse des äußern Lebens treten zurück, und ein neues Leben geht ihm auf. Das Rauschen des Waldstroms, das ferne Rufen des Wildes, der mannigfache Gesang der Vögel, alle scheinbaren Dissonanzen werden zur Harmonie. Auch die Dissonanzen in seinem Busen lösen sich, und der lange verhallte Einklang in seinem Innern wird ihm wieder hörbar. Umfängt ihn auch anfänglich eine bange Melancholie,

wenn er die Thäler durchdringt, bis nach Hallstadt hinauf, so währt dieß nicht lange, weil die Vertrautheit, zu welcher er mit der hier so großartigen Natur gar bald gelangt, immer wohlthätiger auf seine innern Gefühle wirkt.

Von Ischel am Traunstrome hinab bemerkt man in der wildromantischen Natur ein ungemein reges Treiben der Menschen. Pfeilschnell fliegen die Kähne den Fluß hinab, und aus ihnen blinken, dem Schnee ähnlich, die in Ischel gewonnenen Salzbrodte heraus.

Die Straße führt stets dicht am linken Ufer des Flusses fort und ist hie und da dem leztern erst abgewonnen worden. Wir hatten das seltene Schauspiel, schon in der Mitte des Oktobers, wo wir hier reisten, die Gebirge mit Schnee bedeckt vor uns zu sehen. Ein sonniger Tag schmolz diesen, und so flossen in unzähligen kleinen Schluchten Bäche herab, die meist über die fast senkrechten Gebirge hernieder die schönsten Wasserfälle bildeten. Wenn nun diese, von der Sonne beschienen, wie silberne Bänder durch die grauen Gründe zogen, wenn sie unten im raschen Lauf über Steingerölle der Traun zurauschten, wenn zwischen den Gebüschen die Alpenröschen hervorguckten, als wollten auch sie sich unter den großen Naturschönheiten bemerkbar machen, was konnte da wohl noch fehlen, diese Gebirgspartbie zur reizendsten zu machen? Ja etwas fehlte noch. Indem wir ausstiegen, um Alpenröschen zu pflücken, erschreckte uns ein donnerartiges Getöse, was uns ganz nahe zu kommen schien. Wir blickten nach den Wolken und suchten ein Gewitter, aber der Himmel war wenig umzogen und leuchtete hie und da blau durch die dünnen Wolken. Endlich sahen wir an dem, aus den gegenüberliegenden Thälern aufsteigenden Dampfe, daß eine Lawine dort niedergestürzt war.

Wie von Hallein nach Golling, windet sich auch hier die Straße oftmals durch so enge Thalschluchten, daß man um ihren Ausgang besorgt wird. Endlich öffnet sich das Thal bei Ebensee, welches sich durch seine Rauchsäulen schon von fern verräth; es sind nämlich hier bedeutende Salzsiedereien. Wunderbar überrascht wird man aber, wenn man nun am Ende dieses Ortes eine Ebene zwischen den Gebirgen zu finden hofft und statt dessen einen See vor sich sieht. Dieser ist hier auf seiner östlichen und westlichen Seite mit schroffen Felsen eingefaßt, die auch nicht einmal einen Fußsteig, geschweige denn einen Fahrweg gestatten. Was hier weiter will, muß sich einschiffen. Da nun der Verkehr aus der ganzen hiesigen Gebirgsgegend hinab ins flache Land nur auf dieser Straße und großentheils auch auf dem Traunflusse geschieht, so ist hier stets ein reges Leben und ein beständiges Drängen und Treiben. Da warten Fußgänger, dort Wagen auf die Ueberfahrt; hier treibt man eine Viehheerde heran, um sie über den See zu schiffen; dort kommen Kähne die Traun herab und laufen eben in den See ein; immer wechselt das Schauspiel. Es ist der Traunsee, von dem ich spreche. Wenn du nun auf den Wellen dahin schaukelst, wenn auf allen Seiten Kähne den See herauf und hinab fahren, wenn der Wind sich verstärkt und die Wellen am Kahne heraufsteigen, dann wird dir die Brust bald weit, bald beklommen; du fühlst dich entzückt und beängstigt, denn oftmals schon strafte der leicht empörte See den kühnen Schiffer, die sich im Sturme auf ihn wagte. Wie in der Traun, ragen in ihm Felsen hoch empor, die man mit Kreuzen geschmückt hat. Gleich im Anfange der Fahrt leuchtet die Kirche von Traunkirchen herauf, die auf einem in den See hineintretenden Felsen erbaut ist. Die Fahrt von Ebensee bis nach Gemunden dauert bei günstigem Wetter und raschem Rudern ein und eine halbe Stunde; sie kann jedoch bei ungünstigen Umständen auch doppelt so lange währen. Die lieblichste Ansicht der ganzen malerischschönen Gegend hat man ungefähr auf dem dritten Theile der Fahrt, die den See abwärts geht. Da steigen gegen Osten die Gebirgsmassen wie die Ruinen von alten Burgen empor; im Westen treten die schroffen Gebirge etwas zurück, und es haben sich im Vordergrunde durch die Länge der Zeit grüne Auen gebildet, auf denen die Menschen sich in kleinen, freundlichen Häusern angesiedelt haben. Ihre kleine Landwirthschaft, die die Wohnungen umgibt, ist wie en miniature angelegt. Ein Gärtchen, ein Wiesenanger und Fleckchen mit Getreide bebauten Landes liegen alle so nahe an den Häusern, daß deren Bewohner nur wenige Schritte zu thun haben, um auf jedes derselben zu gelangen. Endlich kommt man hinab nach Gemunden; man steigt in einem, dem Landungsplatze gegenüber liegenden Gasthofe ab, und genießt, im Anblicke des Sees versunken, die Fahrt in der Rückerinnerung noch einmal.

Hier wäre nun freilich die Reise durch die Salzburger Gegenden geschlossen. Ich stelle aber zu dem ganzen Gemälde noch das des Traunfalls. Zwischen Gemunden und Lambach hört man fast auf der Mitte des Weges in der Nähe der Straße ein tosendes Rauschen. Man schaut hinab und sieht die Traun mit einer Hast dahin strömen, als gälte es einen großen Kampf, an welchem Theil zu nehmen, sie sich aufs Möglichste beeilt. Unten im Thale liegt eine Mühle mit einem Gasthofe. So wie man in deren Nähe kommt, sieht man schon den Sturz des Wassers und hört das verstärkte Getöse. Mitten auf der Brücke, die hier über die Traun führt, ist man dem Falle des Flusses gegenüber. Dieser stürzt sich mit einer Heftigkeit über die Felsen herab, die unglaublich ist. Durch das harte Gestein hat sich das Wasser mit Riesenkraft Bahn gebrochen, und einzelne Trümmer der Felsmassen zeigen noch, daß sie ehemals eine ganze Wand bildeten. Der Fall ist, seiner Höhe nach, gar nicht merkwürdig, denn diese wird kaum zwanzig Fuß betragen; aber er ist so heftig, daß er unten die schauderhaftesten Strudel bildet und

den Schaum seiner Fluthen in weitem Kreise herumsprizt. Am furchtbarsten erscheint er, wenn man unter die Brücke hinab geht und sich dem Wasser etwas nähert. Der Sturz desselben, sein Tosen, der erzeugte Sprühregen, die Pressung der Luft und vor allem die unwillkührliche Vorstellung, als werde man in den Strudel hineingerissen, beängstigen das Gefühl in einem Grade, wie ich es noch selten empfunden.

Neben dem Falle geht ein Theil des Wassers der Traun in einem Kanale fort, durch welchen die Kähne ihren Lauf nehmen. In diesem fließt es mit einer solchen Schnelligkeit, und preßt sich dermaßen zusammen, daß Steine, die man darauf wirft, nicht sogleich niedersinken, sondern erst ein Stück auf dem Wasser hingetragen werden. Dieser Kanal wird, wenn die Schiffahrt unterbrochen ist, durch ein Schleusse gesperrt. Einst, so geht die Sage, fuhr eine fröhliche Hochzeitgesellschaft von Gemunden Abends zu Schiffe die Traun herab, und kam, da sie voraussezte, die Schleusse offen zu finden, bis in diese Gegend. Unglücklicherweise war sie aber gesperrt, und als man dieß inne ward, war es zu spät anzuhalten, um sie zu öffnen. Die ganze Gesellschaft wurde also über den Fall hinabgeschleudert und dermaßen zerschellt, daß man erst nach einigen Tagen einzelne Trümmer aus dem tiefen Wasserbecken hervorkommen sah.

Wer seine Reise von hier weiter hinab macht, dem winkt die schöne Stadt Linz, wo er sich auf ein Schiff sezt und eine sehr anmuthige Fahrt die Donau hinab nach Wien macht.

Elzner.

Die Kornetswittwe.

(Beschluß.)

Es war ein stürmischer Nachmittag im November, da die Wittwe mit ihren Waisen in der kleinen Schenke des Dorfs anlangte, wo General Lesley wohnte. Die düstere Farbe der Landschaft, das abgefallene Laub, der kalte, unfreundliche Wind, Alles stimmte mit den wehmüthigen Gefühlen der Reisenden zusammen. Der Anblick ihres Geburtsorts, der Stelle, wo sie ihren Gatten zuerst wieder gesehen, der friedlichen Kirche, in der sie ihre kindlichen Gebete zum Himmel schickten, alles dieß, und der Gedanke, daß der, der einst allem diesem Reiz verlieh, nicht mehr sey, stellte ihren Muth, den ihr die Religion eingeflößt und aufrecht erhalten hatte, auf eine harte Probe. Selbst die naiven Fragen ihres ältesten Kindes, eines Knaben von sechs Jahren: „Wo ist Großvaters Haus? ist er so freundlich und gut wie der Vater?“ erinnerten sie schmerzlich daran, daß sie noch gar nicht wisse, welche Aufnahme sie finden werde. Ohne sich zu erkennen zu geben, erfuhr sie, daß die Nachricht von dem traurigen Schicksal seines Sohns dem General bereits zugekommen, daß sein Gram unaussprechlich, daß er zwar zu Hause sey, aber bisher ohne Ausnahme alle Besuche abgelehnt habe, und jeden Trost von sich weise. Nur kurze Ueberlegung bedurfte es, um einzusehen, was hier zu thun war. Ihre Gefühle in kurzer, rührender Schilderung auf das Papier zu bringen und das Geschriebene durch einen Diener der Schenke in das Haus des Generals zu schicken, war das Werk weniger Minuten. Der Schmerz ist beredt, aber das Gefühl, mit dem sie diese Pflicht erfüllt hatte, machte bald einer tiefen Niedergeschlagenheit Platz, die sie vergeblich zu bemeistern suchte. Um ihre Gedanken von einer Entwickelung ihres Schicksals, die sie bis diesen Augenblick nicht gefürchtet zu haben schien, abzulenken, beschäftigte sie sich damit, ihre kleine Tochter zur Ruhe zu bringen, und schickte sich an, dieselbe mütterliche Pflicht auch an dem Knaben zu erfüllen; aber seine unschuldige Bitte, noch eine Stunde aufbleiben zu dürfen, war so rührend, nie war seine Aehnlichkeit mit seinem unglücklichen Vater ihr so auffallend erschienen; sie umarmte ihn weinend, da ging die Thüre auf und der General stand vor ihr. Kaum wissend, was sie that, sank die bekümmerte Mutter vor ihm auf die Knie, ihr Sohn, den sie immer noch bei der Hand hielt, blickte die Mutter mit naivem Erstaunen an und kniete stillschweigend neben ihr nieder. Die auffallende Aehnlichkeit des Knaben mit seinem verstorbenen Vater mußte unwiderstehlich zum Herzen des Großvaters sprechen. Er zog ihn an sein Herz, hielt ihn wiederholt von sich ab, seine Züge genauer zu betrachten, Thränen, die ersten, die er kannte, stürzten dem alten Krieger aus den Augen, gleich Quellen in einer versengten Wüste, und mit Entzücken erwiederte er die Liebkosungen des Kindes. „Liebe Mutter, sag' doch, ist dies auch gewiß mein Großvater?“ — „Ja, ja, leibhaftes Ebenbild meines verlornen Arthurs!“ rief der graugelockte Großvater, „jenes Arthurs, der durch ein Wunder in diesem theuren Knaben mir wiedergegeben ist. — Soll ich auch Dich verlieren! — Ellen, mein Kind!“ rief er und sank auf seine Knie neben die immer noch kniende Wittwe, die, vom Gefühl übermannt, schweigend und regungslos da lag; „Ellen, liebe Tochter, kannst Du mir jemals vergeben?“ Die Wittwe vermochte nicht zu sprechen, suchte ihn aber mit kindlicher Zärtlichkeit aufzurichten. „Nicht doch! nicht doch!“ rief er, ihr Kind sanft niedersetzend, und blickte mit aufgehobenen Händen in stummem Dankgefühl gen Himmel. Schweigend kniete auch der verwunderte Knabe zwischen Großvater und Mutter, und hob, wie er gelehrt worden war, seine kleinen Hände zum Gebete empor, während die Mutter ihre Arme um ihn schlang und in einem Strom von Thränen sich ihrer Wonne überließ. Es war ein Augenblick des Segens, wohlfeil erkauft selbst durch die starke Erschütterung, welche die Auflösung ihrer bereits untergrabenen Lebenskraft zu beschleunigen drohte.

„Ellen, liebes Kind!“ sagte der General einige Tage

später, als die Wittwe mit ihren Waisen bereits in seinem Hause heimisch geworden war, „Ellen, diese Augen, diese Wangen sind ein beständiger Vorwurf, daß ich euch so unnatürlich verstoßen habe. Du mußt ärztliche Hülfe suchen. Ich kann nicht glauben, daß Du mir vergibst, so lange ich Dich so blaß, so leidend sehe.“ — „Mein Freund, mein Vater!“ sprach die Wittwe, seine Hand ergreifend, „wir müssen scheiden!“ — „Scheiden!“ wiederholte der alte Mann, tief ergriffen, „scheiden, Ellen! Warum willst Du mich verlassen? Willst Du mich meiner Kinder, meines theuren zweiten Arthurs berauben?“ — „Nein, nein!“ sprach sie, „jezt, da ich sie Ihrer väterlichen Obhut übergeben, sie an Ihren schützenden Busen gedrückt habe, ist meine lezte Pflicht, mein lezter Wunsch erfüllt.“ — „Und glaubst Du denn, Ellen,“ versezte der General, „ich liebe Dich weniger als Deine Kinder, ich werde Dich je verlassen?“ Sie hielt ihre bleiche, abgemagerte Hand empor, und plözlich drang die schauderhafte Wahrheit dem Greise durchs Herz. „Ich, ich habe Dich getödtet, habe Arthur gemordet! — Aber es ist vielleicht noch nicht zu spät — wir haben gute Aerzte —“ — „Suchen Sie nicht des Himmels Willen abzuwenden,“ sprach sie, sanft lächelnd; „ihm läßt sich nicht widerstreben; und, mein Vater!“ fuhr sie fort, indem sie ihre dünne Lippe auf seine harte Hand drückte, „sollen wir ein Schicksal betrauern, das mich für immer mit meinem Arthur vereinigt? Ich bitte Sie nicht, seine Kinder zu schützen, sie in der Liebe zur Tugend zu erziehen.“ Ueberwältigt von Gefühl versuchte er vergeblich, zu sprechen; da aber gerade die Kinder hereinkamen, umschlang er sie mit einem Arm und suchte durch diese stumme Gebehrde den feierlichen Entschluß seines Herzens auszudrücken. Die Wittwe zog lächelnd aus ihrem Busen die Haarlocke, die sie in der Nacht von ihres Gatten Tod von seinem Haupte getrennt hatte, reichte sie dem General und sprach: „Dies ist mein einziges Legat — kann ich ein theureres vermachen?“ Er sah auf das Vermächtniß mit glänzendem Auge, da bemerkte er, wie die Wittwe ihre gefalteten Hände zum Himmel aufhob und ohnmächtig in ihren Sessel zurücksank. Das Jammergeschrei der Kinder rief die Dienerschaft in das Zimmer, die sie wieder zum Leben zu bringen versuchte, aber vergeblich — des Kornets Wittwe war nicht mehr!

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, September.

(Beschluß.)

Die Politik, Siegerin aller andern Interessen.

Gleichwie bei dem langverhaltenen Ausbruch eines furchtbar donnernden und flammenden Vulkans auch die fern gelegenen Quellen trocken und trockener werden und endlich versiegen, so auch hat Paris jezt dem trägen Strom unserer Theatergespräche alle Nahrung entzogen. Früher schon — ein böses Anzeichen — hatte es diesen ästhetischen Strom verflacht, von deutschen musikalischen oder dramatischen Produktionen war nicht die Rede mehr, jezt ist dieser Redestrom gänzlich ausgetrocknet; selbst von französischen Kleinigkeiten wird nicht mehr gesprochen, weder von Auber, noch von Scribe, noch von Druineau's Französin von Rimini; so übersezt nämlich ein gelehrter Kritiker in einem norddeutschen Unterhaltungsblatte Françoise de Rimini. Wenn ich nicht irre, so ist es einer von denen, die hier bei den französischen Vorstellungen immer am lautesten nachlachen, wenn Leute, die französisch verstehen, vorher gelächelt haben. Doch sey es, wer es wolle! Wir haben hier nur zu klagen über das Verstummen von Hunderttausenden, die jüngst noch Alle von nichts als vom Theater sprachen, und Jeder nach seiner Weise, Jeder auf eine andere Manier, so daß Alles, was auf den Brettern geleistet ward, zugleich belobt und zugleich getadelt wurde. So ist es leider nicht mehr! Und was noch trostloser ist, es gibt hier Bösewichter, die sich darüber freuen. In ihren ästhetischen Umtrieben behaupten diese Radikalen, daß es zu der wahren Bühnenkunst gar nicht kommen könnte, als bis von der falschen und koketten gar nicht mehr die Rede wäre. Wovon sollen wir armen Mitarbeiter der Unterhaltungsblätter denn unterdessen leben? Oder haben wir etwa gelernt, uns über wahre Kunst einträglich zu verbreiten? Es ist straffällig, unser Bischen geistiges Eigenthum so räuberisch anzugreifen! es ist abscheulich! — Doch kein Ding ist so schlimm, daß es nicht auch seine gute Seite hätte, und so finde ich denn auch Trost darin, daß der Pariser Vulkan nicht die Theatergespräche allein verschlungen hat, sondern Gottlob! auch das ewige Gerede der hiesigen sauer-süß bittern Kirchenzeitung. Es war wirklich höchst langweilig und widerlich, die unvernünftigen Bemühungen zu sehen, der Vernunft durch Vernunftgründe beweisen zu wollen, daß sie unvernünftig sey. Ob dieses Gespenst aus dem dreizehnten Jahrhundert noch umgeht, weiß ich nicht zu sagen. Bei Tage wenigstens wird es nicht mehr gesehen. Einige Leute behaupten, es sey seit der Auswanderung der Jesuiten aus Frankreich wieder zu Grabe gegangen. Dieser Meinung ist z. B. der hiesige Gesellschafter, weil das Gespenst noch immer keine Antwort gegeben hat, troz dem, daß man ihm Rechenschaft abforderte ob seiner süßen Angriffe auf Schiller und Goethe. Der Herr der Vernunft wolle, daß dem also sey!

Auflösung des Räthsels in Nro. 218:
Seifenblase.

Räthsel.

Ein Tempel, herrlich Von Säulen-Hallen,
Wo statt der Predigt Gesänge schallen,
Wo Bässe brummen Und Flöten beben,
Und Orgelpfeifchen Im Chore schweben,
Uneingeläutet Frühmette singen,
Daß seine Bogen Davon erklingen.

Ein Göttertempel, Wo sie sich drängten,
Und öfters wohl sich Den Raum beengten;
Wenn's auch nicht grade Die höchsten waren,
Doch von der niedern Gepries'nen Schaaren;
Von Einer Hohen Auch oft durchzogen,
Von ihrem Geleite Wie oft durchflogen!

Jezt in des Tempels Verlass'nen Hallen
Haust selbst ein Pächter Ganz nach Gefallen,
Daß Flötenstimmen Vor ihm verstummen,
Und allen Bässen Verging das Brummen,
Daß vor ihm stürzen Die schönsten Säulen,
Und durch Ruinen Die Winde heulen.

J. G. M.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 27.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 225.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 20. September 1830.

Den Gedanken, die Empfindung treffend und mit Kraft,
Mit Wendungen der Kühnheit zu sagen, das ist,
Sprache des Thuiskon, Göttin, dir,
Wie unseren Helden Eroberung, ein Spiel.

Klopstock.

Patriotische Bemerkungen.

Von L. Bauer.

Hätten wir uns vor französischen Ausdrücken gehütet, so würden wir zwar immerhin an Schiller den Schwung der Gedanken, an Goethe die Leichtigkeit der Ausführung bewundern, aber nicht darüber streiten, welcher von beiden das größere Genie gewesen sey. Bei keiner Gelegenheit zwar würden wir uns amüsiren, nichts desto weniger aber des Lebens uns freuen, an einem vollen Tische uns laben, am Schönen ergötzen, in der Gesellschaft erheitern, bei Freunden uns glücklich fühlen. Vielleicht hätte uns dann die despotische Nadel französischer Schneider verschont; denn unsere Sprache weiß nur von Putz und Staat, von Anzügen und Trachten, nichts aber von jener grillenhaften Göttin, welche dem Stutzer das Stöckchen in die Hand gibt, und den Geschmack der Völker wie einen Haubenstock meistert. Ueberhaupt so manche konventionelle Thorheit können wir nicht früher mitmachen, als bis ein Ausdruck dafür gefunden ist, der uns das Rothwerden erspart. Derlei Ausdrücke haben wir immer von Paris bezogen. Und in der That, sie klingen so vornehm nichtssagend und unschuldig, daß man vor lauter Decenz des Namens das Unschickliche der Sache vergißt. — Wir Bürgersleute machen uns über unschädliche Eigenheiten lustig, wir verspotten die Finsterlinge, wir nehmen uns die Freiheit, den Adel zuweilen auszulachen. Der Adel thut nichts von dem allen, er macht sich über nichts lustig, er stichelt, spottet, höhnt und lacht nicht; es ist ihm genug, sich zu moquiren. Ein unzeitiger Besuch kann uns stören, eine steife Gesellschaft beengen, ein mühseliger Auftrag belästigen, eine rasche Frage verwirren, geniren aber kann uns Eines so gut als das Andere. Wer sich die Mühe nicht nehmen mag, zu unterscheiden, ob ihm etwas als Neuigkeit oder Ausnahme erschienen sey, ob es ihn in Staunen gesezt, befremdet oder überrascht habe, der sage nur schlechtweg: es hat mich frappirt, so sind mit Einem Wort alle Fälle gedeckt. Nicht nur der Franzose, auch der Genius seiner Sprache ist ein Witzkopf; denn er hat ein unnachahmliches Geschick, den verschiedenartigsten Gegenständen einen Familienzug von Aehnlichkeit abzuhaschen. Der überrheinische Ausdruck verhält sich zu dem deutschen meistens wie der Umriß zum Bilde, oder vielmehr so, wie sich zu einem Dutzend Porträts ein einziger jener wunderlichen Züge verhält, die wir oft an Wänden oder im Getäfel entdecken, und die uns, je nachdem wir sie gerade ansehen, bald ein heiteres, bald ein ernstes, bald ein lächelndes, bald ein grinsendes Gesicht erblicken lassen. Ich hätte Lust, einmal das ganze Guthaben der französischen Sprache an die unsere zu revidiren, und zu beweisen, daß wir meistens zehn ererbte Sechser unbenützt liegen ließen, um mit einem erborgten Guldenstücke zu wuchern. Damit will ich der französischen Sprache nicht zu nahe treten. Sie hat gleichfalls ihre scharfen, individualisirenden Ausdrücke. Aber diese sind, wenn wir von der Sprache der Köche, Haarkräusler und Taktiker

absehen, nicht über den Rhein gewandert. Die hohe Klasse der Gesellschaft, bekanntlich keine Freundin vom Distinguiren, sobald es nicht auf den Unterschied der Stände, sondern auf den der Begriffe ankommt, fand höchliches Gefallen daran, wenn sie mit einem einzigen, noch dazu fremden Worte die hervorstechendste Mannigfaltigkeit der Dinge breit schlagen konnte. Längst darauf bedacht, sich, wie jeder Arbeit, so auch wo möglich noch des Denkens zu überheben, schob sie die deutsche Beziehungsweise der Arten zurück und griff nach den französischen Gattungswörtern; denn es ist immer leichter, eine Fläche zu übersehen, als einen Punkt zu treffen. Nicht, um sich das Denken zu ersparen, sondern um es zu befördern, suchte der Gelehrte griechische und lateinische Wörter hervor. Die Wissenschaft strebt entweder nach dem Allgemeinen hin, oder geht sie von demselben aus. Das Allgemeine und Höhere nun glaubte man immer in den Benennungen der Alten zu finden. So mußte uns Einbildungskraft die unterste, Phantasie die höchste Stufe des geistigen Schaffens bezeichnen. Bei dem Worte Begriff denken wir an die absondernde Thätigkeit des Verstandes, bei dem Worte Idee an die umfassende der Vernunft. Menschlichkeit ist uns eine besondere Tugend, Humanität überhaupt eine Gesinnung und ein Handeln, wie es dem Menschen geziemt. Die undurchdringlichen Nebel, worein sich mancher Philosoph zu hüllen wußte, sind sie nicht größtentheils aus dem todten Meere der Vorwelt aufgestiegen? Woher haben wir denn unsere transcendentalen Deductionen, unsere transcendenten Conklusionen? woher unsere Axiome, Reflexe, Radien und Potenzen? woher den ganzen Apparat von Schematen, Tendenzen und Modifikationen, sobald wir uns einmal vorgenommen haben, recht geschraubt und unverständlich zu seyn? Lesen wir dagegen Dichterwerke aus früherer Zeit, beachten wir das Eigenthümliche verschiedener Mundarten, welch eine Fülle der Beziehung fürs Einzelne, welch eine Scale schallnachahmender Wörter vom Schrillen des geschleuderten Steines bis zum Rollen des Donners; wie viele Dämpfungen des Lichtes vom Glühen geschmolzener Metalle bis zum Dämmern der Morgenröthe; wie mannigfaltige Mittelstufen zwischen weich und hart, schön und häßlich, Besonnenheit und Raserei, Ruhe und Erschütterung. Es ist vorherrschende und ursprüngliche Neigung unserer Sprache, ins Einzelne zu bilden, ein Umstand, der eben so sehr die Gründlichkeit als auch den Kunstsinn der Deutschen befördert haben mag. Dagegen haben wir unser „Sinn und Trieb," unser „Herz und Gemüth," unser „Geist, Beziehung, Verhältniß." Warum ist die ursprünglich so bestimmte Sprache in gewissen Fällen so weit? warum so erfinderisch und biegsam, wenn es darauf ankommt, für das, Anfangs nach Arten Bezeichnete allgemeine Ausdrücke zu bilden? Was für ein Gesetz muß bei solchen späteren Bildungen beobachtet werden? Wie weit dürfen wir von der Biegsamkeit unserer Sprache Gebrauch machen, ohne ihre Bestimmtheit zu verletzen? Viele Ausdrücke, die ehemals geläufig, ja stehend geworden waren, sind aus unserem Wörterschatze gänzlich verschwunden; andere haben in verschiedenen Zeiten eine verschiedene Bedeutung erhalten: warum in dieser Zeit gerade diese Bedeutung? Von dem Urdeutschen bis zu seiner jetzigen Gestaltung läßt sich eine fortlaufende Reihe von Uebergängen nachweisen; und der Sprachforscher muß, wie der Geolog, bei der untersten Schichte anheben, wenn er die Bildung der Oberfläche erklären will. Dieses Studium würde die darauf verwendete Mühe reichlich belohnen. Denn ich glaube, wer den Bau der Sprachen bis ins Innerste erforschen und ihr gegenseitiges Verhältniß mit Sicherheit abwägen könnte, wäre auch im Stande, den Charakter jedes Volkes richtig zu zeichnen und manches von seinen Schicksalen zu weissagen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Spanier und sein Hund.

Das seltsame spanische Gedicht, das wir im Folgenden in einer prosaischen Uebersetzung mittheilen, erschien zu Sevilla im Jahr 1581, mit verschiedenen Stücken ähnlicher Art, unter dem Namen Fernando Luppos, eines Schülers von Las Casas. Dieser Name ist wohl unterschoben; wie dem aber sey, der Dichter, der eine solche Schilderung sichtbar mit Liebe entwarf, und der geschilderte Spanier sind psychologisch gleich merkwürdig, und die schauderhafte innere Wahrheit macht dieses Gemälde eigentlich zu einer geschichtlichen Urkunde von der unfaßlichen Barbarei der Spanier. Nur dieß konnte uns vermögen, es mitzutheilen.

* * *

Ein Offizier in Pizarros Heer, der tapfere Padinnes, saß im Hintertheil der langen Pirogue, in der er einen Fluß in Peru hinauffuhr; mit der Hand streichelte er liebkosend den Kopf eines ungeheuren Hundes, der vor ihm lag; es war Berezillo, sein Kriegshund, der ihn dreißig Sklaven gekostet hatte *). Seine düstern Blicke schweiften jetzt ohne Ziel über des Flusses fruchtbare Gestade, an denen er rasch dahinfuhr; jetzt flogen sie noch düsterer über die von Schweiß triefenden Sklaven, welche die Ruder zogen. Lauernd und stets bereit, ihre Trägheit zu schelten, saß er da in drohender Haltung. — Der Hund Berezillo blickte seinen Herrn an; seine Zunge hing ihm

*) Der Spanier Pigafetta erzählt, ein großer europäischer Hund sey mit zwanzig Sklaven bezahlt worden. Der Name Berezillo ist historisch.

über die dicken Lippen herab; er öffnete die Augen und schloß sie wieder, je nachdem des Spaniers Hand über seinem Kopf hinstrich oder sich davon entfernte. So oft er sich bewegte, blizten im Sonnenlicht die langen stählernen Stacheln an seinem reichen Halsbande gleich Sternen. — Mit einem Mal macht er einen Satz an den Rand der Pirogue, taucht unter und packt einen Sklaven, der sich über Bord gestürzt hatte. Er faßt ihn mit seinen spitzen Zähnen am Hals und schleppt ihn zu Padinnes Füßen, der gleichgültig auf seinem Sammtpolster sitzengeblieben war. „Brav, Berezillo, brav," sprach der Spanier zu seinem Hunde, der sich mit blutender Schnauze seiner sterbenden Beute zur Seite lagerte; „brav! ein Narr der Indier, der da zu den Caimans in den Fluß sprang!" dabei erhob er die Stimme und überflog mit spöttischem Lächeln die zitternden Sklaven, er, der einzige Spanier unter den Zwanzigen. — Er liebkoßte wieder Berezillo mit der Hand, während dieser mit gespizten Ohren den mit dem Tode ringenden Sklaven im Auge behielt; „treuer Gefährte," sprach er, „du wachst für mich, du kämpfst für mich, Padinnes hat an dir in dieser neuen Welt, was der Abencerrage in Granada, als da noch die Mauren herrschten, an seinem flüchtigen Renner hatte." — „Heiliger Jakob, wie komme ich dazu, mich mit einem Ungläubigen zu vergleichen!" sprach er und bekreuzte sich. „Braver Berezillo," fuhr er dann fort, „du hättest verdient bei den Kriegern zu seyn, die mit Ponce de Leon zogen, als er die Insel suchte, wo die Quelle der ewigen Jugend fließt. Findet man sie einst, so nehme ich dich mit hin; ein Diener wie du darf nimmer altern." — „Wir waren beisammen, als man die große Stadt Arequippa verbrannte. In ihre Flammen jagtest du die Rudel der Indier zurück, die fliehen wollten. Alle Hunde des Heeres waren berauscht vom Blute, das sie getrunken, du allein warst unersättlich, du verdientest, im Triumphe geführt zu werden, du verdientest dreifachen Sold." — „Aber der Weiber schontest du; wußtest du doch, daß die einen kostbare Früchte unter dem Herzen tragen — für die Tage zumal, wo es den Hunden im Lager an Futter gebricht; wußtest du doch, daß die andern . . ." Zärtlicher liebkoste hier der wilde Padinnes den Hund; er schwieg einen Augenblick, und ein Lächeln, sprechender als seine Worte, schwebte um seine Lippen. „Ha! wie floß der Madera und Porto nach jenem Siege, der uns zu Herrn von Oberperu machte! Durch die Waffen des katholischen Königs siegte der wahre Gott auf ewig über die Götzen, und wir, auch du, Berezillo, waren die Werkzeuge seines Ruhms und seiner Rache. Unsere Väter in Spanien verscheuchten in der alten Welt die Finsternisse des Korans; wir, Kinder Spaniens, schenkten der neuen Welt das Licht des Evangeliums." — „Wir wollen des Siegs genießen, wollen diesen zaghaften Indiern das Gold aus den Händen reißen, das sie nicht zu benützen wissen; wollen sie in Heerden zusammentreiben, und das Leben angenehm zu machen; Gott hat sie in unsere Hand gegeben; unser sind die schönsten ihrer Töchter. Können alle Freuden, alle Schätze Amerikas und den reinen Himmel, die blühenden Orangen Galliziens und Murcias bezahlen, von denen wir ferne sind?" — „Schönes Spanien! du alte Kirche meines Dorfs! edles Vaterhaus, an dessen Mauern die Waffen der Ungläubigen hängen, soll ich euch nicht wiedersehen?" Der Spanier hob die Hand vom liebkosenden Hunde auf und wischte sich die Augenwimper; drauf trillerte er ein Liedchen nach der Weise des Bolero. Während er so sang, bemerkte er, daß der Sklave, den sein Hund aufgefangen, verschieden war; „faß, Berezillo, faß!" rief er. Sogleich schlug der Hund Krallen und Zähne links am Halse des Indiers ein, das Blut sprang hervor; der wilde Berezillo wühlte mit dem Kopf tief in der Brust des Unglücklichen, sein Auge funkelte und Padinnes feuerte ihn noch an mit einem eigenen Pfeifen. — Es war geschehen, man warf den Körper ins Wasser, Berezillo lagerte sich wieder und leckte die rothen Lippen. Der Spanier machte eine drohende Geberde, und die zwanzig Sklaven legten sich mit doppelter Kraft auf die Ruder. Eben erhob sich der Wind, er schaukelte die Lianenbüsche über der Barke und streute die weißen Blumenblätter über Sklaven, Herrn und Hund.

Erklärung des Stuttgarter Liederkranzes über den Stuttgarter Korrespondenz-Artikel in Nr. 148 und den Aufsatz des Korrespondenten in Nr. 190 der diesjährigen Münchener Damenzeitung.

Der in Nr. 148 der Münchener Damenzeitung von diesem Jahre erschienene Korrespondenz-Artikel aus Stuttgart und der in Nr. 190 dieser Zeitung abgedruckte Aufsatz des Verfassers dieses Artikels machen uns, wegen der sowohl in Hinsicht des Stuttgarter Liederkranzes, als auch des Herrn Professor Gustav Schwab darin gehäuften Unwahrheiten und Schmähungen, eine ernste Berichtigung zur Pflicht.

In dem Korrespondenz-Artikel Nr. 148 gibt der A—st— unterschriebene Korrespondent eine Beschreibung des am 8. Mai d. J., wie jährlich, vom Stuttgarter Liederkranz gefeierten Schillersfestes, und behauptet von der dabei aufgestellten kolossalen Büste des Gefeierten: „Sonst schaute das Haupt gegen das freundliche Thal hinab, an diesem Tage aber wählte man sonderbarer Weise die Richtung gegen das Wirthshaus hin." — Nun war allerdings wegen einer vom Eigenthümer des Lokals damit vorgenommenen Veränderung auch eine Abänderung in der Stellung der Büste nothwendig geworden, aber insofern diese von der Anordnung des Liederkranzes abhing, wurde nicht die Richtung gegen das Wirthshaus hin gewählt, sondern das hehre Haupt schaute in einem rechten Winkel vom Wirthshause in ein noch freundlicheres und großartigeres Thal, in welchem Stuttgart liegt, eine Richtung von noch höherer, bedeutungsvollerer Beziehung, als die frühere.

Dann apostrophirt der Korrespondent den Geist Schillers mit folgender Phrase: „Du wirst Dich auch nicht bethören lassen durch die Schaar der Heuchler, die heute aus aufgesperrtem Munde Deinen Namen in das Thal hinabschreit, während sie einem fremden

Göyen opfert und sich den Kopf zerbricht, wie sie Dir Dein Priesterthum entreiße.“ — Wir glauben, eine solche Behauptung nur berühren zu dürfen, um den Geist des ganzen Artikels zu würdigen.

Eine strengere Rüge verdient aber die Reihe von Unwahrheiten und Schmähungen, die sich der A—st.— aus Stuttgart gegen den verdienten Dichter erlaubt, welcher mit dankbar anzuerkennender Bereitwilligkeit noch stets, und stets Würdiges auf Bitten des Liederkranzes zu dieser Feier beitrug. Er gibt einen Abdruck der von Hrn. Professor Schwab auch diesmal auf dringende Aufforderung gedichteten und vom hiesigen königlichen Kapellmeister Hrn. Lindpaintner in Musik gesezten Cantate, dem er die Versicherung vorausschickt: „Ich gebe die Worte wörtlich, bei meiner Ehre, ohne Zusatz und Uebertreibung,“ und ergießt sich dann in höchst beleidigende Invectiven gegen Gedicht und Dichter. Da nun troz jener Versicherung „bei meiner Ehre“ der Korrespondent A—st.— aus Stuttgart sich *die Auslassung des ganzen ersten Männerchores und andere Verstümmelungen* hatte zu Schulden kommen lassen, so fand sich Hr. Professor Schwab gedrungen, in den Leipziger „Blättern für literarische Unterhaltung“ Nr. 211 in sehr gemäßigten Ausdrücken und mit Würde dieses einfach zu rügen, und zur Berichtigung das von ihm nicht zum, von der Komposition abgesonderten Drucke bestimmte Gedicht vollständig mitzutheilen. Gegen diese Berichtigung entblödet sich nun der Korrespondent A—st.— aus Stuttgart nicht, mit Verläugnung aller Schicklichkeit und Wahrheit in dem, Damenzeitung Nr. 190 zu lesenden Aufsatz, überschrieben: „Der Stuttgarter Korrespondent der Damenzeitung an Hrn. Schwab,“ seine frühern falschen Angaben dem Publikum als Wahrheit aufdringen zu wollen, mit der Behauptung, er habe es so mit Hunderten *gehört* und *gelesen*.

Dagegen erklären wir der strengsten Wahrheit gemäß:

1) Die Bemerkungen in dem Korrespondenz-Artikel Nr. 148 über Gedicht und Dichter sind *keineswegs*, wie's in Nr. 190 heißt, *bescheiden*, sondern vielmehr, wie sich Jeder davon überzeugen kann, *höchst unbescheiden und unschicklich*.

2) Wenn der Korrespondent in Nr. 190 sagt: „Herr Schwab beschuldigt mich, einen ganz entstellten Abdruck eines von ihm nie zum Druck bestimmten Gedichtes in der Damenzeitung gegeben, den ersten Vers weggelassen und die Wiederholungen und *Abänderungen* des Komponisten mit in den Text aufgenommen zu haben; *es ist mir rein unfaßlich, wie man sich auf eine solche arrogante Weise dem Publikum gegenüber stellen mag.* Das Ding war nicht zum Drucke bestimmt, aber fünf bis sechs Tage vor dem Schillerfeste *war es in Stuttgart in allen Enden und Ecken zu haben*;“ so müssen wir sagen: einen solchen Ton von einem Ungenannten gegen einen genannten hochgeachteten Mann erkennen wir für höchst anmaßlich und unschicklich an sich; aber *es wird uns auch rein unfaßlich, wie ein solcher Ungenannter sich auf eine solche arrogante Weise dem Publikum und der strengsten Wahrheit* gegenüber stellen mag, denn:

Der erste Vers, den der Korrespondent in Nr. 148 der Damenzeitung weggelassen hat *und auf den zum Verständniß des Gedichts alles ankommt*, ist *nicht* in der Komposition und auch *nicht* bei der *Aufführung im Gesange weggelassen worden*, wie Nr. 190 der Damenzeitung glauben machen will; und

Das Gedicht ist *als Gedicht* früher *nicht* abgedruckt, am wenigsten *in allen Enden und Ecken vertheilt*, sondern es ist für die einzelnen Singstimmen *als Text zum Gesange mit den Noten* lithographirt, und blos *an die Singenden unter Bedingung der Zurückgabe* als Eigenthum des Liederkranzes *vertheilt worden*. Sein Unstern hat dem Korrespondenten A—st.— aus Stuttgart ein solches unvollständiges Blatt in die Hände gespielt, ohne daß seine Unwissenheit ahnete, daß dies nur die weibliche Singstimme sey und die männliche fehle, und ohne sich die Mühe zu nehmen, sich von der Vollständigkeit seines Textes zu überzeugen, erdreistet sich der Korrespondent, einen achtungswürdigen Mann, der seinen Irrthum berichtigt, öffentlich der Unwahrheit und der Arroganz zu zeihen!

3) Es ist, wie sich das wohl bei *Schwab* von selbst versteht, Niemand bei Aufnahme der Beschreibung des diesjährigen Schillerfestes im Morgenblatte eingefallen, des Dichters Cantate ausschließen zu wollen oder sich ihrem Abdrucke zu widersetzen, wie der Korrespondent behauptet, sondern ganz im Gegentheil hat der Berichterstatter *den Dichter schriftlich um die Mittheilung des Gedichtes zum Abdrucke ersucht*, und nur *Herr Prof. Schwab selbst wollte nicht* bei jeder Feier mit einem Gelegenheitsgedichte im Drucke auftreten.

4) Hr. Kapellmeister Lindpaintner, der auf unsere Bitte sich der Komposition mit ausgezeichnetem Erfolge im Eindringen in die Idee des Dichters unterzog, und freudig zu einer solchen Feier ein Gedicht *vom Dichter Schwab* komponirte, hat sich *nicht erlaubt, Zeilen oder Strophen zu streichen*, wie der Korrespondent meint. Doch das dahin Gehörige wird auf unsere Bitten hier unten aus des Komponisten eigener Feder erfolgen.

Wir sprechen die vollkommenste Ueberzeugung aus, daß ein Jeder unsere tiefe Indignation über diese beiden wahrheitslosen Artikel in der Münchener Damenzeitung mit uns theilt, und halten uns auch dessen von dem Redakteur der Zeitung versichert, der einen *Namen* mit Würde zu behaupten hat, und gewiß, entrüstet über einen solchen entwürdigenden Mißbrauch seines Blattes, dies *durch die Aufnahme dieser unserer Erklärung in sein Blatt* öffentlich darthun wird.

Gefühl der Rechtlichkeit macht uns diese Erklärung zur Pflicht, da die Sache uns zunächst betrifft.

Stuttgart im August 1830.

Im Namen des Stuttgarter Liederkranzes:
Der Gesellschafts-Ausschuß.

In Bezug auf voranstehende Erklärung des Stuttgarter Liederkranzes, und aufgefordert von demselben, berichtigt der hier Unterzeichnete die in Frage stehenden *Abänderungen und Abkürzungen*, die sich der Komponist an dem Gedichte des Herrn Professor Schwab erlaubt haben solle, *dahin*, daß er — nicht ohne vorhergegangene Rücksprache mit dem Verfasser — bei Wiederholung der Strophe, nachdem sie also schon einmal unverändert abgesungen war, um den Effekt des concertirenden, sich gegen das Ende hin steigernden Wechselchores zu erhöhen, außer der Umwandlung des Wortes „*strömet*“ in „*strömend*“ mit dem vorangesezten Beiworte „*mächtig*“ durchaus keine Sylbe an dem Texte der Cantate *abgeändert* oder *abgekürzt* habe. Für eine solche *musikalische* Freiheit aber spricht das Ansehen größerer Komponisten, und sie kann keinenfalls dem Dichter zur Last fallen.

Stuttgart, am 31. August 1830.

Lindpaintner.

Beilage: Literaturblatt Nr. 97.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 226.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 21. September 1830.

Das Rom des Knechts der Knechte Gottes
Neben dem Rom der Triumphatoren.

Platen.

Römische Skizzen.

Die alten und die neuen Benennungen.

Von hundert Seiten betrachtet, wird Rom noch immer für die erste Stadt der Erde gehalten. Eine einzige ist dabei, dünkt mich, außer Acht gelassen worden, und diese ist doch, mehr als jede andere, im Stande, den Zauber, welcher sich an die ehemalige Weltbeherrscherin knüpft, zu erklären: die Wiedergeburt der antiken Stadt in der nicht minder merkwürdigen modernen; ein wirklicher Phönix ist das ewige Rom, nicht in der Fabel, sondern in der Wahrheit, verjüngt aus seiner Asche hervorgegangen. Alle übrigen berühmten alten Städte sind von der Oberfläche der Erde verschwunden, oder existiren nur noch in einer Erniedrigung, welche schmählicher ist, als der völlige Untergang; Rom allein lebt und blüht fort, in seiner Art eben so groß, als sein großer Ahn. Aus diesem Alten und diesem Neuen, aus diesem Ehemals und diesem Jezt geht, als ein erzwungener Zustand, das heutige Leben Roms hervor, ein Leben, dessen üppige Kraft einst zum zweiten Male die allgemeine Zerstörung um sich herum überleben dürfte. Es ist hier der Ort nicht, diese Betrachtungen weiter zu verfolgen; ich begnüge mich, eine einzige der vielen Eigenthümlichkeiten, welche die moderne Existenz Roms charakterisiren, und zwar eine der scheinbar unerheblichsten, hervorzuheben. Es sind dieß die neuen Benennungen, welche viele Dinge in Rom bekommen haben, so daß darüber die alten, unter dem Volke wenigstens, entweder ganz in Vergessenheit gerathen, oder doch außer Mode gekommen sind. Folgende können als die vornehmsten bemerkt werden. Die sieben Hügel sind dem Namen nach alle, der That nach (das heißt, in sofern sie bewohnt werden oder nicht) zur Hälfte verschwunden. Das Capitolium ist bewohnt, heißt aber jezt Campidoglio; er ist dies das korrupte Erzeugniß aus Capitolium. Den Palatinus kennt Niemand mehr, weder den Berg noch seinen Namen; lezterer ist längst verschollen, und die wenigen Villen, nebst den Ueberresten des kaiserlichen Pallastes, können erstern nicht wieder ins Leben rufen. Dasselbe gilt vom Aventinus, Cölius und (dem Namen nach ganz, der That nach zur Hälfte) vom Esquilinus. Die zweite Hälfte dieses leztern, welche bewohnt ist, wird nebst dem Viminalis, welcher dem Namen nach ganz verschwunden, der That nach vorhanden ist, unter dem Collektivnamen der Berge (Monti) begriffen. Da diese Gegend von der alleruntersten Volksklasse bewohnt wird, auch ohnehin am weitesten von dem Mittelpunkte der Stadt entfernt liegt, so betrachtet man sie als nicht in Rom liegend. Daher sagen die Römer: „Non abita in Roma, ma ai Monti," und die Monticciani: „Oggi andrò dentro Roma." Ueberhaupt spricht der Römer von den Monti wie ehemals der Athenienser von Böotien. Der lezte Hügel, der Quirinalis, existirt, gleich dem Capitolinus, der That nach, der Name ist verschwunden; Jedermann kennt ihn als Monte Cavallo, von den beiden antiken Pferden so genannt, welche auf dem Platze desselben, dem päbstlichen Pallaste gegenüber, stehen. Zu-

gleich bildet dieser Berg mit den vielen Dicasterien, Pallästen u. s. w., besonders mit der Via di Porta Pia, welche auf demselben liegen, eins des elegantesten, obgleich unbewohntesten Stadtviertel Roms. Was Wunder, daß der Name der übrigen, innerhalb der Mauern liegenden Nebenberge gleichfalls in Vergessenheit gerathen ist, da die sieben königlichen Hügel den ihrigen nicht zu behaupten vermocht haben? Dem Collis hortulorum, unmittelbar am Volksthore, ist am übelsten mitgespielt worden; er hat sogar seinen modernen Namen, Monte Pincio, verloren; heutzutage nennt man ihn la Passeggiata, von dem Spaziergange, welchen die Franzosen auf demselben angelegt haben, den die vorige Regierung hat fortsetzen, die jetzige aber noch nicht vollenden lassen. Der Vatikan, obgleich in der kirchlichen Diplomatik fortwährend bei seinem antiken Namen genannt, ist im gemeinen Leben gleichfalls umgetauft worden, hat aber bei dem Tausche nichts verloren; denn er heißt heutzutage San Pietro, ein Name, der auf das Erhabenste, was Kunst und Religion in der neueren Zeit hervorgebracht haben, hindeutet. Was aber sind alle diese Namen, so hoch auch das Alterthum derselben hinaufreichen mag, gegen den Janikulus, vom fabelhaften Könige Janus also genannt? Je älter der Name desselben ist, je vollkommener hat ihn die Zeit aus dem Andenken der Einwohner verwischt: er heißt jezt Montorio (Monte aureo), vom gelben Sande, sagt man, also genannt, aus welchem er bestehen soll. Im bizarren Gegensatze mit diesem wird der Mons Testaceus oder Doliolus noch immer mit seinem vormaligen Namen Monte Testaccio (Scherbenberg) benannt. Woher diese Sonderbarkeit? Vielleicht weil er der jüngste der römischen Berge ist? Wer Witz machen wollte, könnte sagen, weil er aus Scherben bestehend, der zerbrechlichste von allen und folglich der solideste ist, wie kränkliche Personen sehr oft länger leben denn robuste. Haben die Leser je vom Ziegenberge gehört? der Ziegenberg ist nichts Geringeres, als der ehemalige Tarpejische Felsen (Rupes Tarpeja). Hieße er Gänseberg, so wäre die Benennung wenigstens durch die historische Anspielung gerechtfertigt. Vom Ziegenberge auf das Forum Romanum ist nur ein Sprung. Daß lezteres jezt Ochsenmarkt (Campo Vaccino) genannt wird, ist bekannt. Von hier gehts durch die heilige Gasse (Via sacra) in gerader Linie auf das Vespasianische Amphitheater zu. Erstere hat gar keinen Namen mehr; lezterem ist dagegen mit seinem modernen (Kolosseo) vollkommen Recht geschehen; er ist der entsprechendste, welcher sich für die Sache finden läßt. Wo aber die Franzosen ihr Kolisée hergenommen haben, läßt sich nicht absehen. Von hier zurück über den Campo Vaccino, zwischen dem Capitolinus und Palatinus durch, gehts über den antiken Ochsenmarkt (Forum Boarium), der jezt gar keinen Namen mehr hat, an den Fluß. So heißt jezt die Tiber. Wahrscheinlich nennen ihn die Römer verächtlicherweise, der vielen Ueberschwemmungen wegen, welchen er sie Preis gegeben, nicht mehr bei seinem Namen. Von hier sind nur zwei Schritte zum Theater des Marcellus und zum Portikus der Oktavia. Wer Lust hat, ersteres zu besehen, frage nach dem Pallaste Orsini, sonst wird es ihm selbst der Schuhflicker nicht nachweisen können, der an der Mauer desselben seine Bude aufgeschlagen hat, und beim zweiten nach dem Fischmarkte (Pescheria), widrigenfalls sogar das Fischweib unter demselben ihr „Was weiß ich?“ (so molto) statt der erbetenen Auskunft zum Besten gibt. Nicht unmöglich, daß, wer einmal in dieser Gegend ist, einen Spaziergang am Pulchrum litus (am schönen Ufer), welches sich längs der Tiber, von der hölzernen Brücke (Pons Sublicius) bis zur Closca maxima erstreckte, machen möchte. Statt aber nach dem Bel Lido, oder sonst wie zu fragen, suche man gleich die Piazza di S. Maria Egiziaca auf. Muß er über Berge von Schutt steigen und Thäler von Morast durchwaten, oder stürzt er gar, um den Ausfluß der großen Cloake in Augenschein zu nehmen, am lockern Tiberufer einen Fehltritt thuend, in die Tiefe hinab, so tröste ihn der Gedanke, daß er nicht, wie andere Menschen, auf der gemeinen Heerstraße, sondern auf klassischem Boden gefallen, und daß es antiker Koth ist, mit dem er sich besudelt hat. Von hier, rückwärts den Fluß hinaufschreitend, gelangt man, nach einer ziemlichen Strecke Weges, zum Mausoleum des Hadrian. Diese ungeheure Steinmasse (daher man sie auch Mole di Adriano nennt), schon etwas auf der Anhöhe zum Vatikane hinauf liegend, kann weit und breit gesehen werden; dennoch, wette ich, wird sie jedem entgehen, der unter den beiden eben angeführten Namen darnach fragt. Wer aber die Engelsburg (il Castello di S. Angelo, oder auch kurz weg il Castello) sucht, den weist jeder Lazzarone zurecht, denn es gibt keinen, der nicht einmal in seinem Leben darin gesessen hätte. Immer weiter den Fluß hinaufgehend, nach dem Volksthore zu, stößt man auf den Pendant des hadrianischen Mausoleums, oder vielmehr auf dasjenige, dessen Pendant lezteres ist, nämlich auf das Mausoleum des August; denn bekanntlich ließ Hadrian das seinige nur aus Eifersucht auf dieses errichten, und zwar demselben gerade gegenüber. Wer jedoch unter dem antiken Namen darnach fragen wollte, möchte lange suchen; sein heutiger ist Correa, nach dem Pallaste also genannt, in dessen Mauern es eingeschlossen ist. Wer noch sicherer gehen will, erkundige sich nach den Fuochetti (den Feuerwerken), welche während der drei Sommermonate jeden Sonntag Abend darin gegeben werden. Von hier nach dem Pantheon ist es zwar nicht nahe. Da aber ein anderes merkwürdiges, obgleich nur einem sehr kleinen Theile nach erhaltenes Gebäude in der Nähe liegt, so wird der Weg dahin nicht unbelohnt bleiben. Man weiß, daß auch der Tempel aller Götter sei-

nen vorigen Namen verloren hat. Lezterer, als zu heidnischer Art, scheint sogar den neueren christlichen: di S. Maria ad Martyres, welcher ihm 609 vom heiligen Bonifaz IV. und späterhin, im Jahre 830, den Namen di Tutti i Santi, welcher ihm von Gregorius IV. beigelegt worden, mit fortgerissen zu haben. Er heißt heutzutage kurz weg la Rotonda, von der runden Gestalt der Kuppel also genannt. Was das Pantheon, von welchem Bramante, und nach ihm Michelangelo, die Idee der Kuppel der Peterskirche genommen haben, in seiner ursprünglichen Gestalt gewesen seyn mag, lasse ich auf sich beruhen; nur so viel scheint mir ausgemacht, daß es nicht allein der Idee nach (da das Runde mit dem Geradlinigten in kontrastirendem Verhältnisse steht), sondern auch in der materiellen Bauart absolut vom Portikus verschieden und bei weitem früher als dieser erbaut worden ist. Jenes zweite Gebäude, in der Nähe der Rotonda gelegen, ist der berühmte, von Pompejus erbaute Minerventempel. Es verdient bemerkt zu werden, daß, während alle übrigen ganzen und halben antiken Götter in den Staub der Vergessenheit getreten worden sind, so daß das heutige römische Volk, wie es ächten Katholiken gebührt, keinen einzigen der heidnischen Götternamen mehr im Munde zu führen braucht, der Name der Minerva sich allein noch im Andenken desselben erhalten hat. Woher das kömmt? Mich dünkt daher, weil die Idee, welche mit dieser Göttin verbunden ist, den einzigen rein menschlichen Sinn, in seiner abstrakten Bedeutung hoch erhaben über allen andern Personificirungen stehend, denen die weltliche Zerbrechlichkeit anklebt, als da sind, der Gerechtigkeit, der Tugend, der Hoffnung u. s. w., in sich schließt. Daß schon die Griechen die Idee der Weisheit (oder Vernunft) über alle andern moralischen Gottheiten stellten, beweist nicht allein die Abstammung dieser Göttin aus dem Gehirne des Jupiter, (welcher Ursprung eben nicht für die Qualität des Produkts zeugen möchte, obgleich das Kind oft physisch und moralisch besser organisirt ist, als der Vater), sondern besonders die Klassificirung derselben unter die oberen Götter, während den übrigen genannten Gottheiten nur der dritte Platz angewiesen war. Dies sind, salvo errore, die sämmtlichen antiken Gebäude, welche, mit dem bürgerlichen Leben mehr oder minder in Berührung stehend, einen modernen Namen erhalten haben. Die übrigen liegen entweder in zu entfernten und verödeten Gegenden, oder stehen ungebraucht, beides Gründe für das Volk, sich nicht weiter darum zu bekümmern.

Patriotische Bemerkungen.

(Fortsetzung.)

Es ist offenbar von dem entscheidendsten Einflusse, ob die Sprache, die wir von Kindheit an redeten und reden hörten, überall Anlaß zu Zweideutigkeiten gibt, oder ob sie uns in Sprüchwörtern einen Reichthum gesunder Lebensweisheit überliefert; ob sie den Geist durch ein stehendes Heer von Redensarten im Schache hält, oder durch ihre vollen und malerischen Klänge mit der Außenwelt in Rapport sezt. Auch kann es durchaus nicht gleichgültig scheinen, welche Dinge durch Reim und Assonanz einander nahe gerückt werden; denn Vorstellungen, die sich im Ohre berühren, werden auch Nachbarn in der Einbildungskraft. Die Sprache ist der Leib des Gedankens. So wenig unser Geist, in einen andern Körper versezt, ganz dieselbe Persönlichkeit behaupten würde, so gewiß muß in jeder Sprache eine eigene Gedankenwelt herrschen. Die Sprache ist das urväterliche Erzlager, welches von allen Nachkommen bearbeitet wird, und woraus sie ihre geistigen Schätze zu Tage fördern. Was auch immer gefunden wird, durch den Schmelztiegel muß es zwar wandern, man wird es läutern, veredeln, mit Zusätzen mischen, aber aus Blei kann nie Gold, aus Eisen nie Quecksilber werden. Selbst unsere Schiller waren gewissermaßen schon vor Jahrhunderten im Entwurfe vorhanden, und mit Recht ist die Nation auf ihre Werke stolz, weil diese Werke nur in Deutschland geschaffen werden konnten.

Hierüber nachdenkend, werden wir uns mit Schrecken erinnern, daß Napoleon bereits Hand anlegte, um zwischen dem Rhein und der Elbe das Französische anzupflanzen. Dies hätte unfehlbar den Zerfall unserer Sprache nach sich gezogen. Und doch, was wäre selbst ein solcher Verlust gegen den damit nothwendig verknüpften des Vaterlandes gewesen! Es gibt drei ursprüngliche Verhältnisse, die das Leben des Einzelnen bedingen: das Verhältniß zu Gott, zu den Eltern und zu dem Vaterlande. Sie sind daher auch die heiligsten, die Grundsäulen der Sittlichkeit, die ausschließlichen Gegenstände der Pietät. Wer für die Kindheit keine Erinnerung hat, keine Sehnsucht empfindet, dessen Leben ist ein Gemälde ohne Hintergrund. Wer eben so wenig etwas besizt, als zu besitzen trachtet, einen eigenen Herd weder sucht, noch erbaut, einem bestimmten Berufe weder zueilt, noch obliegt, der findet für seine Thaten keinen Ort, für sein Streben kein Ziel, zur Begeisterung keinen dauernden Antrieb; er hat nichts zu vertheidigen, als sich selbst, nichts zu befriedigen, als seine Nothdurft, und der Leichtsinn ist die einzige Bürgschaft seiner Ruhe; er will genießen ohne Arbeit, berühmt werden ohne Verdienst; er glaubt, Alle zu lieben, während er Keinem nüzt, und ein Bürger der Welt zu seyn, weil er nirgends zu Hause ist; er fährt blind mit auf der weiten Reise durch's Leben; er gleicht den Zugvögeln, die unsere Gäste sind, wenn wir Erndte haben, und uns den Rücken kehren, wenn der Frost einbricht. Aber unsere Kindheit hat ihre Wurzel, das Eigenthum seine Sicherheit, das Familienleben seinen

Schlußstein, das Amt seinen Zweck im Vaterlande. Das Vaterland also ist der höhere Begriff, der die andern umfaßt, und dem im Nothfalle jedes Gut, selbst das Leben geopfert werden muß. Wenn Napoleon Deutschland zu Frankreich schlug, was hätte uns den schrecklichen Verlust gemildert? Etwa der unsterbliche Name des Siegers? Doch um so gewisser eilte unsere Schande zur Nachwelt. Oder der Ruhm, den wir unter seinen Adlern erfochten? Allein der Ruhm des Sklaven ist nur eine sternhelle Winternacht. Oder ein fränkischer Marschallsstab? Nein! lieber im Vaterlande gehorchen, als in der Fremde gebieten. Besinne dich, lieber Deutscher, mit welchem Europäer du die Heimath vertauschen möchtest? Bist du denn in einem Lande geboren, wo dich neun Monate lang der Schnee und die übrigen drei ein hügelloser Fichtenwald langweilt? oder in einem Zaubergarten, wo du dich bei Tag vor der Sonne und Nachts vor Dolchen verbergen mußt? Was für Gestalten sind es, die sich, als du noch Kind warst, deinem Auge eingeprägt haben? Klimpernde Lazaroni's, die immer Feierabend haben, sobald sie nicht sündigen? oder rührige Bauern, die sechs Tage arbeiten und am siebenten beten? süßliche, leistretende Stutzer, oder ernste, kraftvolle Geschäftsmänner? schmachtende Cicisbei's, oder glückliche Ehegatten? anmaßende Phrasendreher, oder bescheidene Freunde der Wahrheit? Mäkler, die sich erschießen, wenn sie Bankerott machen, oder ehrliche Hausväter, die sterben, wann Gott will?

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Ende August.

Glückswechsel durch die Revolution.

Nach einer großen Staatsumwälzung, wie die eben stattgefundene, sieht eine große Hauptstadt sonderbar aus. Die Leute sind noch wie betäubt von den großen Begebenheiten, die sie selbst bewirkt haben, und kaum können die Pariser begreifen, wie zwei Tage tapfern Kampfes so wichtige Veränderungen bewirken konnten in Allem, was sie umgibt, in Allem, was sie treiben. Zuvor gingen Geistliche und Adelige stolzirend einher; jezt sind sie zerstreut, flüchtig und demüthig; zuvor waren die Offiziere der sogenannten grande armée außer Thätigkeit und außer Sold gesezt; jezt kommen sie wieder empor, und man sieht Männer in Thätigkeit treten, deren Laufbahn man seit fünfzehn Jahren als geendigt ansah. Familien, die sich vor sechs Wochen einbildeten, die Hofgunst werde sie auf ewig beschützen und bereichern, und ihr Glück sey so fest begründet als das Königthum, können sich von ihrem Sturze nicht erholen, und begreifen nicht, wie es zugegangen ist, daß sie, die vorher Alles hatten, nun gar nichts mehr haben, wogegen Andere, die sich den Zugang zu den Ehrenstellen, Aemtern und Gnadenbezeugungen versperrt sahen, jezt am Ziele aller ihrer Wünsche stehen und wieder frei athmen, seitdem der plözlich veränderte Glückswind sie emporgehoben hat. Die Bischöfe, die sich in ihren wohlgepolsterten seidenen Sesseln gütlich thaten, und in ihren Hirtenbriefen auf die verderbte Welt schimpften und den Zeitgeist verklagten, sind flüchtig geworden oder verstecken sich; weg ist der Glanz, den sie um sich warfen, weg ist der Einfluß, den sie ausübten, um die Aufklärung zu zerstören und die alte Zeit, in welcher sie reich und mächtig waren, wieder zurückzurufen; und diejenigen, die sie als furchtbare Frevler, als gefährliche Revolutionärs verschrien, sitzen jezt am Staatsruder, und von ihnen hängt, so zu sagen, das Schicksal der Geistlichkeit ab. Abbé Clausel de Coussergues, der rüstige Vertheidiger der heil. Inquisition, war Rath bei dem öffentlichen Unterrichtswesen und Almosenier bei Hofe; der Mann bezog einen Gehalt von 20 bis 25,000 Franken; dies ist wie weggewischt; er geht bürgerlich gekleidet einher und tröstet sich mit dem bereits erworbenen Vermögen. Aus der St. Genevieve'skirche, deren sich die unter dem Namen Missionarien bekannte wandernde Geistlichkeit bemächtigt hatte, ist diese wie weggeblasen, und Rousseau's und Voltaire's Gebeine, die sie in einen Winkel versteckt hatte, sind wieder hervorgezogen worden, um an dem verdienten Ehrenplatze beigesezt zu werden. Man hat bisher allzu wichtige Dinge zu thun gehabt, als daß man sich mit den Bischöfen hätte abgeben können; allein die Zeit wird doch kommen, da man den geistlichen Herrn die Stelle wird anweisen müssen, die sie künftig im Staate einnehmen sollen. So viele Hofleute, die noch vor kurzer Zeit keine andere Beschäftigung kannten, als sich nach Hofe zu begeben und in den Tuilerien zu zeigen, gehen jezt müßig und können sich nicht überreden, daß man sich ohne sie behelfen könne. Generale und andere Offiziere, die wie Pilze aufgeschossen waren, sind in ihr voriges Nichts zurückgekehrt, und der Marschallsstab, den sie schon in der Ferne vor sich sahen, ist auf ewig verschwunden. Sie haben mit Aerger ihren Platz den Generalen aus der Napoleonschen Armee räumen müssen, die sie vor vierzehn oder fünfzehn Jahren verdrängt, und die auch wohl nicht gehofft hatten, daß für sie die Zeit des Befehlens wieder kommen würde; manche von ihnen kommen aus Fabriken und andern Anstalten hervor, die sie angelegt oder angekauft hatten, um sich einen Erwerb zu verschaffen. Erstere treten mit eben so viel Erstaunen zurück, als leztere wieder emporsteigen. In der ersten Zeit war der Andrang der Kriegslustigen gewaltig, und der Kriegsminister konnte sich nicht anders helfen als dadurch, daß er eine Kommission einsezte, um die Hunderte und Tausende von Bittschriften, die angestürmt kamen, zu untersuchen. Ueberhaupt hatte der plözliche Glückswechsel allen denjenigen, die von den Bourbons zurückgesezt oder nicht beachtet worden waren, eine erstaunliche Lust zu Aemtern und Ehrenstellen gemacht. Bei dem neuen Könige kamen an einem einzigen Tage über zweitausend Bittschriften ein, und Lafayette bekam eine solche Schaar von Briefen, daß er in den Zeitungen das Publikum um Schonung bitten mußte. Daß es an Anklagen und Beschuldigungen gegen die von den Bourbons eingesezten Beamten nicht fehlte, läßt sich denken; es gab wohl wenige unter den noch Angestellten, gegen welche nicht eine Anklage oder eine ehrenrührige Beschuldigung von irgend einem Amtslustigen eingekommen wäre.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 73.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 227.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 22. September 1830.

Bin ich allein denn nicht? aber ein Freundliches muß
Fernher nahe mir seyn; und lächeln muß ich und staunen,
Wie so selig doch auch mitten im Leide mir ist.

Hölderlin.

Der Seherin von Prevorst Erscheinen.

(Im Winter 1830).

Dort droben im Gebirge, wo rauh der Nordwind weht,
Von reinem Schnee bedecket, ihr stiller Hügel steht.

In üpp'ger Blumen Fülle bei warmem Sonnenschein
Da legten sie die Hülle, die leichte, leicht hinein.

Da sang ich ihrem Sterben ein Lied aus tiefer Brust,
Da gab ich, ach! ihr Leben, weh! in des Marktes Wust.

Die Nachtigallen schweigen, die Lerche schläft im Thal,
Die Blumen sind erstorben, kalt blickt der Sonne Strahl;

Und mancher Rabe stellt sich auf ihrem Hügel ein,
Erhebt aus frost'ger Kehle auf ihm ein heiser Schrey'n.

Doch sieh! was schwebt dort nieder licht durch die dunkle Nacht?
Du bist's! hat dich das Krächzen der Raben hergebracht?

„O Freund! der Menschen Wähnen, das störet nicht mein Licht,
„Dein Zürnen und dein Grämen, das läßt mich ruhen nicht."

„Ist nicht in dich gedrungen, was ich halb sterbend sprach
„An die, die mir im Leben zufügten Kreuz und Schmach?"

„„Wie soll ich euch denn nennen, ihr die ihr mich betrübt?
„Ich nenn' auch euch nur Freunde, ihr habt mich nur geübt!""*)

„Betrübt mußt du auch werden, damit du wirst geübt,
„Wer hier nicht hat geduldet, der wird dort nicht geliebt."

„Oft sagt' ich's ja hienieden: dein Glaube ist noch klein;
„Lies' oft im Buch der Bücher und laß die Menschen seyn."

Justinus Kerner.

*) Eigene Worte der Seherin. S. der Seherin von Prevorst 2ten Thl. S. 260.

Patriotische Bemerkungen.

(Fortsetzung.)

Wo und in welchem Gewande hast du, Deutscher, die Andacht kennen gelernt? auf dem Paradeplatze, wenn ein Soult mit grämlicher Miene die Kerze trug, oder in der elterlichen Stube, wenn dein Vater das Haupt entblößte und den Morgensegen sprach? Erinnert dich der Dom zu Köln an eine heidnische Vorwelt, die du nie ganz begreifen kannst, oder an den tröstlichen Glauben, der sich aus deinem Volke über Europa verbreitet hat? Gährt es unter dir von feindseligen Kräften, die jeden Augenblick sich zu entladen und dein Glück in die Luft zu schleudern drohen? Mußt du zum Schwerte greifen, um die Feder führen zu dürfen, ein Aufrührer werden, um deine Rechte zu behaupten, nach Amerika wandern, wenn man in Sachsen deine Meinung verdammt? Denke dir, du würdest mitten in Deutschland vor ein ungeheures Marmordenkmal geführt, und dieses wäre dazu bestimmt, die kolossalen Standbilder gefeierter Deutschen zu tragen. Im Hintergrunde

erschiene der fränkische Karl, zu seinen Füßen die Flußgötter des Ebro und der Raab; in seiner Nähe der städtebauende Heinrich, die Mauerkrone auf dem Haupt; weiter vorwärts, nach Süden das Schwert, nach Norden den Oelzweig haltend, der erste Friedrich; am Rand der Zinne, ein Opfer des Abgrunds, der jugendliche Konradin; und so, sinnreich gruppirt, all' unsere Herrscher und Helden bis auf den preußischen Friederich; auf einer zweiten Kuppel sodann, in erhöhter Mitte, der herkulische Luther, mit der Ferse den lezten Bannstrahl zertretend, die Bibel in der Hand, das Auge zum Himmel gewendet; rings um ihn her die große Zahl unserer Gelehrten, die, wie er, geistreich und redlich geforscht, theils über dem stürzenden Aberglauben die Geisel schwingend, theils mit dem Schilde des Glaubens, oder dem Griffel der Geschichte, oder dem Senkblei der Wissenschaft bezeichnet. Auf einer dritten Zinne endlich, in heiterer Versammlung, unsere Künstler, von Erwin bis auf Dannecker und Rauch, von Franko bis auf Mozart und Beethoven, vom Sänger der Nibelungen bis auf Uhland und Tieck. Warum doch würde dir bei diesem Anblick das Herz höher schlagen, als da du den Riesenbau des Kolosseums betratst, oder an den räthselhaften Pyramiden hinaufschautest? Warum würdest du dich hier gerade um so freier und stolzer fühlen, je gewaltiger dich die Gegenwart so vieler überlegenen Geister durchschauerte? Gewiß deßwegen, weil es in dir riefe: sie sind von meinem Volk, sind Kinder der nämlichen Mutter, und diese Säulen sind auch Ehrensäulen für mich!

Ein solches Denkmal besitzen wir freilich nicht in Stein, und seine Ausführung möchte unsere zersplitterten Kräfte übersteigen. Doch wir besitzen es auf andere Art, wahrer und allgemeiner, als wenn es der Meisel gearbeitet hätte. Du brauchst nicht von Stuttgart nach Berlin, von Kolberg nach München zu reisen, wenn du seines erhebenden Anblicks froh werden willst. Gleichviel, ob du die Zeller Heide, ob das Rheingau bewohnst, du kannst am heimischen Heerde dir selbst es aufbauen, oder unsere Müller und Pfister, unsere Raumer und Luden müßten vergeblich geschrieben haben. Indem du die Geschichte der Deutschen studierst, wirst du mehr und mehr ein Deutscher werden; und während du die Vergangenheit aus dem Mittelpunkte des Vaterlandes betrachtest, wirst du die Gegenwart auf dasselbe beziehen lernen und für die Zukunft die Hoffnung schöpfen, daß Gott keinen Deutschen verlasse. Wir sind oft geraume Zeit mit Jemanden umgegangen, haben ihn zu Hause und in der Gesellschaft, im Arbeitszimmer und beim Spiele beobachtet, und gleichwohl fehlt uns zu seiner Beurtheilung noch der leitende Gedanke. Endlich, in einer vertrauten Stunde, erzählt er uns den Gang seines Lebens, und mit einem Male sind wir über ihn im Klaren. So können wir unter einem Volke geboren und groß geworden seyn, und es doch nicht begriffen haben, bis uns seine Geschichte bekannt wird. Dieß gilt besonders von dem, was die eigenthümliche Natur eines Volkes ausmacht. Der Romanschreiber ist im Irrthum, wenn er das Persönliche blos als ein Aggregat gewisser Eigenschaften betrachtet, und daher einen Charakter eben so zusammensetzen will, wie der allopathische Arzt seine Mixtur. Nein, was die Mischung durchdringt und zusammenhält, ist ein unwägbarer Stoff, der in jeder besondern Eigenschaft schon miteinbegriffen ist, und selbst dem durch Nachahmung Aufgenommenen noch ein bestimmtes Gepräge gibt. Ein Deutscher sey in Paris eingebürgert, er treibe sich in den Salons und den Kaffeehäusern herum, politisire, ergreife Parthei, trage die dreifarbige Kokarde, kurz, er werfe sich ganz in den Strudel der französischen Welt; dessen ungeachtet wird immer noch etwas übrig bleiben, was ihn vom Franzosen unterscheidet, und dieß ist die ihm einwohnende deutsche Natur. Diese volksthümlichen Unterschiede herauszufinden, ist eben so wichtig als schwer: wichtig, denn das Bewußtseyn der Nationalität verhindert voreiliges Nachahmen und begründet eine öffentliche Meinung; schwer, denn was Allen gemeinsam ist, und jeder zur Beobachtung mitbringt, wird gewöhnlich am spätesten bemerkt. Wir bedürfen hiezu der Geschichte, dieser großen Scheidekünstlerin des menschlichen Geistes. Denn indem sie die Völker an wechselnde Umstände knüpft, in außerordentliche Lagen versezt, bald unter den Druck des Despotismus, bald in die Hitze des Aufruhrs bringt, entbindet sie vor unsern Augen jene feineren Stoffe, die hinter der starren Hülle des alltäglichen Lebens nur sparsam zum Vorscheine kommen. Das Studium der Nationalgeschichte also ist der Weg, der uns auf den gegenwärtigen Standpunkt der Nation und auf den unsrigen in ihrer Mitte führt. Doch er ist mühsam, gedehnt, erfordert beharrliche Aufmerksamkeit, reifes Nachdenken; und du sollst jezt schon handeln, nicht nur als Bürger des Vaterlandes, sondern als Glied einer bestimmten Staatsverbindung im Vaterlande. Dir ist eine Familie, ein Amt anvertraut: du bedarfst schon der Ergebnisse eines Studiums, indem du Anstalt machst, dich demselben zu widmen. Mit Recht siehst du dich daher nach Mitteln um, die rascher zum Ziele führen. Gibt es solche? und wo bieten sie sich dar? Wir wollen die Antwort darauf suchen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber Vogelflug und Flugmaschinen.

Fliegen zu können, war von jeher ein Lieblingstraum des Menschen, und es ist ganz menschlich, daß der Grieche seine Gottheiten, denen er überhaupt übermenschliche Kraft lieh, sich auch fliegend, und zwar ohne Flugmaschine, durch den Raum bewegen ließ. Die Flügel, die er ihnen

als beständiges oder wechselndes Attribut gab, waren nicht sowohl Instrumente als Symbole des Flugs; aber schon der Vater aller Flugmaschinenerfinder, Dädalus, mußte zur Steifleinwand greifen, und seit in neuerer Zeit die Fortschritte der Mechanik und Chemie das ersehnte Ziel der Phantasie der Projektmacher immer näher rückten, kam mancher Icarus unsanft nieder, nur eben nicht, weil er zu hoch geflogen war, und dieß ist ein Glück.

In der Sitzung der Pariser Akademie der Wissenschaften vom 6ten September wurde über einen neuen dädalischen Apparat eines Herrn Chabrier berichtet. Er besteht aus Flügeln, die mit Wasserstoffgas gefüllt sind, und die der Mensch mit den Armen bewegen soll. Der Berichterstatter Navier thut dar, daß nicht nur diese Vorrichtung ihrem Zwecke nicht entspricht, sondern daß auch alle Versuche, die sich auf die Muskelkraft der menschlichen Arme gründen, nothwendig fehlschlagen müssen. Vorzüglich interessant ist seine Vergleichung zwischen der Muskelkraft, welche die Vögel beim Fliegen entwickeln, und der Kraft, deren die menschlichen Arme fähig sind.

Man muß die Vögel betrachten, einmal, wenn sie, ohne sich von der Stelle zu bewegen, blos in der Luft schweben, blos die Kraft der Schwere überwinden, und dann, wenn sie sich rasch horizontal bewegen. Schwebt der Vogel in der Luft, ohne sich zu bewegen, so kann man annehmen, daß der Flügel in der Mitte mit der Schnelligkeit von etwa sieben Meter in der Sekunde sich senkt; die Schnelligkeit der Hebung ist dagegen fast doppelt so groß; der Flügelschläge sind etwa drei-und-zwanzig in der Sekunde. Die Kraftmenge, welche der Vogel in einer Sekunde verzehrt, ist gleich der Kraft, welche erforderlich wäre, sein eigenes Gewicht acht Meter hoch zu heben. Bewegt sich aber der Vogel horizontal, z. B. fünfzehn Meter in der Sekunde, was man bei Wandervögeln häufig beobachtet, so senkt sich der Flügel vierthalb mal schneller, als wenn der Vogel blos schwebt, und die Kraftmenge, die er in der Sekunde verzehren muß, ist gleich der Kraft, welche erforderlich wäre, um sein eigenes Gewicht 390 Meter hoch zu heben; in diesem Falle wendet er also eine Kraft an, die gegen fünfzig mal größer ist, als die, deren er bedarf, um sich blos schwebend zu erhalten. Vergleicht man demnach die Anstrengung, deren der Vogel und deren der Mensch fähig ist, so sieht man gleich, daß der Vogel, der sich auf seinen Flügeln schwebend erhält, weniger müde wird, als der Mensch, der auf seinen Füßen steht.

Man hat berechnet, daß ein Mensch, der acht Stunden täglich eine Kurbel dreht, im Durchschnitt in der Sekunde ein Gewicht von 12 Pfunden ein Meter hoch hebt. Nimmt man nun an, der Mensch wiege 140 Pfund, so ist jene Kraftmenge nur im Stande, sein eigenes Gewicht 86 Tausendtheile eines Meters hoch zu heben; diese Kraftmenge ist also, unter übrigens gleichen Verhältnissen, noch nicht der 92ste Theil von derjenigen, welche der Vogel verzehrt, um sich in der Luft zu halten, da diese, wie wir gesehen haben, hinreicht, sein eigenes Gewicht acht Meter hoch zu heben. Stände es in der Macht des Menschen, die Kraft, welche er gewöhnlich in acht Stunden verzehrt, in so kurzer Zeit, als er wollte, zu verzehren, so könnte er sich täglich fünf Minuten lang in der Luft erhalten, da ihm aber bekanntermaßen diese Eigenschaft so gut wie jedem Thiere fehlt, so sieht man leicht, daß er sich mit aller Kraft, die er zusammenzuraffen im Stande ist, nur weit kürzere Zeit halten könnte, ja daß diese Zeit wohl nur ein sehr kleiner Bruch einer Minute wäre.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Ende August.

Sympathie der Preußen mit der französischen Revolution.

Unsere nicht-preußischen Landsleute machen sich wohl zuweilen über den außerordentlichen Aufwand von Enthusiasmus bei uns und unsere patriotischen Aufopferungen in den Jahren dreizehn und vierzehn lustig, meinend, man habe damals eine solche Dosis davon vorausgenommen, daß unser Sinn auf einige Decennien für alles Politische abgestorben sey; und daher lasse sich der Preuße Alles gefallen und begnüge sich mit Pietismus und Theater! — Wir meinen, die uns näher kennen gelernt, haben sich überzeugt, daß unsere Ruhe und Zufriedenheit nicht Apathie, sondern eine sehr erquickliche Ueberzeugung zum Grunde hat. Daß aber noch Leben und Theilnahme für Volks- und Staatsinteressen bei uns rege ist, davon hätten Sie sich in den vergangenen Wochen zur Genüge überzeugen mögen. Kaum glaube ich, daß außer Paris in irgend einer großen Stadt der glückliche Erfolg der Revolution so tief und so allgemein empfunden worden ist. Greise und Knaben, jeder Stand, sogar unsere Schönen, die so gern die Politik aus dem Gespräch verbannen, lasen und verschlangen die Zeitungen. Die Theater hatten ihre Anziehungskraft verloren, in der Gesellschaft lebte nur ein Thema, es hallte auf den Straßen wieder. Die Staatszeitung, welche jeden Abend ausgegeben wird, daher in diesen Tagen der Spannung vor den beiden Morgenzeitungen schon um deshalb einen Vorzug hat, übrigens die vollständigsten Mittheilungen gibt, wurde des Abends in den Konditoreien öffentlich vorgelesen, und man kann sagen, selbst die gewöhnlichsten Geschäfte stockten. Bei unserer liberalen Freude spricht eine religiöse Stimme mit. Auch der eifrigste preußische Loyalist im ältern Sinne — im neuern sind wir es wohl Alle — sah in den drei Ordonnanzen den Jesuitismus, dessen Wesen dem protestantischen Prinzip Preußens mehr widersteht, als dem französischen Atheismus. Wir freuen uns nicht über das aufgewärmte Phantom der Volkssouveränität, sondern über die unwillkührliche Macht der Entrüstung, die ein anderes göttliches Recht in sich schließt, als das prätendirte des Königthums. Es gibt auch bei uns Narren, die an ein Prinzip sich klammern, diesseits und jenseits. Warum sollten hier gerade keine Phantome herrschen? Preußen wird aber eben so wenig je

eine Republik, als der Ultraismus auf die Dauer hier das Ruder führen kann. Das Preußen, das sich in Europa einen Namen gemacht hat, wäre wenigstens damit zu Ende. — Die segensvolle Regierung unsers Königs wurde nie aufrichtiger anerkannt und inniger empfunden, als in diesem Augenblicke. Daher war man nicht wenig über die Pariser Gerüchte entrüstet, welche uns Invasions- und Kriegsgedanken zutrauen. Wir haben Bürgschaften dafür, daß, was auch andere Monarchen beschlossen, der unsere den Frieden mit Frankreich um keiner Theorien willen brechen wird.

Nicht genug ist die edle Offenheit anzuerkennen, mit der man uns in den ersten Augenblicken von allen Vorfällen in Kenntniß sezte. Eulenstimmen dagegen sollen sich zwar haben vernehmen lassen, sie konnten aber nicht durchdringen gegen den gesunden Sinn unserer höchsten Beamten und den richtig würdigenden unsers Monarchen. Nur hie und da macht noch die Censur einen Strich, häufig nur aus vorsorglicher Aengstlichkeit des Censors oder um die Staatszeitung gegen die beiden andern zu begünstigen. Das kommt mehr lächerlich heraus, als drückend. In diesem Augenblick hören wir, daß der französische außerordentliche Gesandte, Graf Lobau (Mouton), Audienz beim Könige erhalten hat. Weil dies auf dem Lustschloß in Charlottenburg zufällig geschehen, wollen einige Ultras auf eine mindere Berücksichtigung der französischen Ambassade schließen. Wer sich in ein System fest eingesponnen hat, muß noch ärgere Dinge sehen, als Riesen in Windmühlen! — Wie allgemein verlautet, ist Alexander von Humboldt zum außerordentlichen Ambassadeur unserer Seits bestimmt, um den neuen König der Franzosen zu begrüßen.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Ende August.

(Fortsezung.)

Glückswechsel durch die Revolution.

Ein auffallendes Glück haben die liberalen Zeitungen gemacht, das heißt ihre Redakteren. Freilich haben sie nicht wenig zur lezten Staatsumwälzung beigetragen; sie haben beständig den Muth des Volks bei der Bedrückung der Nation während des Polignacschen Ministeriums aufrecht gehalten; sie haben dem Volke gezeigt, durch welche rechtliche Mittel es den gesezwidrigen Staatsstreichen desselben Widerstand leisten könne; sie haben bis zum lezten Augenblicke für die Aufrechthaltung der Verfassung gestritten; und als nun endlich der Staatsstreich geschehen und die Verfassung aufgehoben war, waren sie die ersten, welche das Beispiel des Widerstandes gaben, und nicht eher aufhörten zu erscheinen, als bis sie mit Gewalt daran verhindert wurden. Ihre feierliche Protestation wider den Ausbruch der Gewalt gab der Volksbewegung einen mächtigen Impuls, und erst zwölf Stunden nachher unterzeichneten auch die Deputirten ihre Protestation wider die gesezlosen Staatsstreiche. Mehrere junge Journalisten haben tapfer mitgekämpft zur Erhaltung der Freiheit, und einige von ihnen sind auf dem Kampfplaze gefallen. Die Journalisten haben also die Auszeichnung verdient, die ihnen zu Theil geworden ist. Bekanntlich haben sie, wie die Militärzöglinge der polytechnischen Schule und wie die Studenten der juristischen und der medizinischen Schulen, die Ehrenkreuze ausgeschlagen, die ihnen zuerkannt worden sind; gegen Aemter sind sie jedoch nicht so unempfindlich gewesen, als gegen Ordensbänder; denn viele von ihnen sind zu wichtigen Staatsämtern befördert worden; man hat ihrer wohl bedurft, um der öffentlichen Verwaltung die Richtung zu geben, die man jezt beabsichtigt. Vielleicht aber ist man bei der Vertheilung der Belohnungen oder Gunstbezeugungen nicht mit der strengsten Gerechtigkeit verfahren. Am meisten hat man die Redakteren des National belohnt, weil diese vor allen auf die Nothwendigkeit gedrungen haben, den Herzog von Orleans auf den Thron zu erheben. Thiers, einer derselben, ist zum Staatsrathe ernannt worden; er ist ein lustiger Freund Lafitte's und arbeitete sonst am Constitutionnel; von diesem trennte er sich erst in diesem Jahre, um ein eigenes Blatt zu beginnen, das sogleich bei seinem ersten Erscheinen von den Ultrablättern als ein gefährliches republikanisches Tageblatt verschrien wurde und gerade dadurch in Aufnahme kam. Der Dienst, den es der jezigen Regierung geleistet, hat seine Belohnung nach sich gezogen. Unter der vorigen Regierung hatte Thiers nichts zu hoffen, als was er als Schriftsteller erwerben konnte; jezt bekleidet er einen der wichtigsten Posten im Staate. Sein Mitarbeiter Mignet war bloßer Advokat, aber bekannt als Schriftsteller; ihm ist der Posten als Aufseher des Archivs der auswärtigen Angelegenheiten anvertraut worden. Diesen Posten bekleidete sonst der Staatsrath d'Hauterive, ein Mann, der die Kunst verstanden hatte, sich unter allen Regierungen, die aufeinander gefolgt sind, aufrecht zu halten. Zufolge dieser Lebensklugheit hatte er seinen Neffen in seinem Archiv angestellt, demselben einen beträchtlichen Gehalt zusichern lassen, und als er alt wurde, den Herrn Neffen zu seinem Nachfolger bestimmt. An demselben Tage, an welchem die berüchtigten königlichen Ordonnanzen unterzeichnet wurden, welche den Sturz der Bourbons nach sich gezogen haben, unterzeichnete der König auch noch die Ernennung des Hrn. d'Hauterive zum Nachfolger seines auf dem Todenbette liegenden Onkels; dieser starb ganz ruhig mit der festen Ueberzeugung, daß er nun einen wichtigen und einträglichen Posten in seiner Familie fortgepflanzt habe. Allein wer auf die Fortdauer des Glücks in den französischen Ehrenämtern rechnet, baut auf Sand. Die lezte Revolution brach aus, eben als der Oheim die Augen geschlossen hatte, und der Hr. Neffe, welcher sich schon in dem bequemen Archivgebäude eingerichtet hatte, mußte fort, um einem Journalisten Plaz zu machen. Solcher Umwälzungen und plözlicher Glückswechsel haben eine große Menge statt gehabt. Man sieht jezt überall Staatsräthe, Präfekten, Unterpräfekten, Stabsoffiziere, die vor zwei Jahren an Journalen arbeiteten oder in der Verborgenheit lebten; für die talentvollen und aufgeklärten Schriftsteller ist diese Zeit eine glückliche Epoche, wie sie vielleicht nicht wiederkehren wird; alle sind gleichsam berufen, um die gehaltlosen Menschen zu ersezen, welche sich in die Staatsverwaltung eingeschlichen hatten, und deren einziges Verdienst in einer blinden Ergebung in den Willen der Minister, oder in einer fast fanatischen Anhänglichkeit an die Grundsäze der berüchtigten Kongregation bestand. Diese heimliche Kongregation ist nun wie mit einem Donnerschlage auseinander gesprengt; die Mitglieder irren betäubt umher; der Gold- und Gunstregen, der auf sie herabfiel, bleibt aus; es wäre indessen möglich, daß im Geheimen Umtriebe stattfänden, um die Fäden dieses furchtbaren Gewebes wieder anzuknüpfen und eine heimliche Gesellschaft zur Verbreitung des Obskurantismus wieder in Gang zu bringen; ein Versuch, der freilich von keinem großen Erfolge seyn kann.

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 28.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 228.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 23. September 1830.

Die Egypter halten sich an die Bräuche ihrer Väter, ohne jemals fremde dazu aufzunehmen.

Herodot.

Das häusliche Leben der alten Egypter, nach den Gemälden in ihren Gräbern.

Der österreichische Konsul zu Alexandria, Acerbi, hat zu Mailand einen sehr interessanten Bericht über die Resultate von Champollions wissenschaftlicher Expedition in Egypten bekannt gemacht. Nach diesem Bericht muß diese Reise wirklich für Geschichte, Chronologie, Mythologie, Geographie, Naturgeschichte schöne Früchte tragen. Eines der interessantesten Kapitel ist wohl dasjenige, das von den Gebräuchen, Zeitvertreiben, Handwerken und täglichen Beschäftigungen der alten Egypter handelt. Es hat etwas unbeschreiblich Anziehendes für uns, wenn wir einen Blick hinter den Vorhang der Zeit auf das tägliche Leben und Treiben eines Volkes werfen können, das eine Reihe von Jahrhunderten und, so meint man, völlig verschiedene Sitte und Verfassung von uns trennt; fast rührend ist es aber, wenn dieser Blick uns ein Volk, das sich in unserer Phantasie stets mit dem Begriffe seltsam paart, menschlich so nahe rückt und die alte, nur oft vergessene Wahrheit predigt, daß der Mensch immer und überall nach denselben Gesetzen schafft, erfindet und empfindet. Es war eine liebliche Sitte der alten Egypter, daß sie die Gräber ihrer Angehörigen mit Schilderungen der Geschäfte und unschuldigen Freuden dieses irdischen Daseyns schmückten. Dieser Brauch kommt jezt unserer Neugier sehr zu Statten; denn aus diesen egyptischen Grabgemälden lernen wir noch weit mehr über die Sitten und die Lebensweise der Eingebornen, als aus den Pompejanischen Wandmalereien. Die Cartons der französisch-toskanischen Expedition enthalten über tausend Schilderungen aus dem täglichen Leben, und den Lesern ist es sicher nicht unwillkommen, sie ein wenig mit uns zu durchblättern.

* * *

Ackerbau. Die Philologen behaupten, der heutige italienische Pflug sey ganz derselbe, den Ennius und Virgil besingen, Columella und Varro beschreiben. Der heutige egyptische Pflug mit allem Zubehör ist noch weit ältern Ursprungs. Nicht nur sind diese Werkzeuge, wie wir sie heutzutage in Egypten sehen, ganz dieselben, wie sie vor der achtzehnten Dynastie, d. h. vielleicht vor mehr als dreitausend Jahren waren: durchaus alle Feldgeschäfte, die Weinlese, das Einerndten der Früchte des hybiscus esculentus, die Aussaat, die Erndte, das Ausdreschen des Getreides, wurden damals ganz wie jezt getrieben. Wir erwähnen hier eines kleinen Gemäldes, welches sich auf das leztgenannte Geschäft bezieht; es stellt zwei Ochsen auf der Tenne vor, die halb in den Aehren versteckt sind und von einem Bauer mit einem spitzen Stock angetrieben werden; in Hieroglyphenschrift steht darunter: „hier wird Korn ausgetreten und der Bauer singt dazu: Stampft recht, ihr Ochsen, stampft, denn ein Maaß Korn ist für euch, das Uebrige für den Herrn.“ Noch sind drei andere Personen auf dem Gemälde; ein Landmann kommt vom Felde mit dem vollen Getreidekorb, ein anderer geht weg

mit dem leeren Korb, den er eben auf den Haufen ausgeleert hat; die dritte Person ist ein Kind mit dem Besen in der Hand, welches das Korn, das unter dem Stroh hervorkommt, zusammenfegt. Die Bildwerke und Malereien in den Gräbern von Beni Hassan und Elethia zeigen uns auch aufs Deutlichste, auf welche Weise die Egypter die Trauben traten, den Most preßten und ihn in Krügen von gebrannter Erde gähren liessen. Die Mittel waren sehr einfach, mangelhaft, und Menschenkraft dabei keineswegs gespart. Die Presse kannten sie nicht, die Füsse mehrerer Bauern, die einen am Dache befestigten, unten mehrfach getheilten Strick anfaßten, vertraten ihre Stelle. Die Trebern that man in einen Sack, den man dann zusammenwand, wie wir beim Waschen die Leinwand auswinden. Die Gefässe, in denen man den Wein aufbewahrte, waren klein; sie faßten nur fünfzig, höchstens hundert unserer Flaschen.

Auch die andern Ackerwerkzeuge des alten Egyptens sind ausnehmend einfach; ihre Anzahl ist nur gering und sie sehen ganz aus, wie die Werkzeuge, deren sich noch der heutige Egypter bedient.

Viehzucht und Vieharzneikunst. Die Sammlung ist sehr reich an kostbaren Details über dieses Kapitel. So sieht man einen Hirten mit einer großen Schweinheerde, zum Beweis, daß die Religion den Genuß dieses Fleisches nicht verbot. Aus einer Andeutung Herodots geht hervor, daß die Egypter die Aussaat durch darübergetriebene Schweine in den Nilschlamm stampfen liessen; auf den Denkmalen aber scheinen Schaafe dieses Geschäft zu versehen. Man sieht ferner Schaafhirten, Ziegenhirten, Kuhhirten; eine Kuh, an der zu gleicher Zeit ein Kind und ein Kalb trinken; hier milkt man Kühe, dort bereitet man Käse; weiter hin wird eine Ziege geschlachtet und abgezogen, und jeder dieser Verrichtungen ist ein koptisches Wort in Hieroglyphenschrift beigesezt. Auch Schilderungen von ärztlicher Behandlung des Viehs kommen vor; so sieht man einen Ochsen fesseln und niederwerfen; der Thierarzt greift dem Thier in das Maul; eine Gruppe von drei kranken Ochsen ist ausnehmend wahr gezeichnet. Auf andern Gemälden nimmt man einer Gans den Pfips, es kommen Männer vor, die Ziegen und Gazellen behandeln, ferner ein Aufseher von Störchen; daraus schließt man, daß es den Egyptern gelungen war, Gazellen zu zähmen, und daß sie Störche aßen. Acerbi selbst hat einen in Nubien gekostet und versichert, sie schmekken vortrefflich. Es ist bemerkenswerth, daß auf den Denkmalen keine Spur vom Kameel und vom Büffel vorkommt; diese Thiere sind wahrscheinlich erst von den Arabern eingeführt worden; aber schwer zu begreifen ist, wie ohne das Kameel, der Handel mit Indien und dem innern Afrika die Ausdehnung erhalten konnte, die er zur Zeit der Ptolemäer hatte.

Künste und Handwerke. Die Sammlung ist so reich in diesem Fache, daß wir die Gegenstände nur andeuten. Es kommen verschiedene Darstellungen von Töpfern vor, worauf die Gefäße ganz die Form haben wie die Krüge der heutigen Araber. Die Scheibe, die heutzutage mit dem Fuße getrieben wird, wurde damals mit der Hand in Bewegung gesezt. Man sieht alles, was bei der Weberei vorkommt, vom Spinnen an bis zum fertigen Gewebe; die Kunst ist noch ganz in ihrer Kindheit; aber ganz ebenso wird noch jezt unter den Zelten der Beduinen gewoben, ganz ebenso woben die Patriarchen der Bibel. Auf andern Gemälden sieht man Leute, die Holz spalten, Tischler, Schuster und Gerber, Waffenschmiede, Maler, die hölzernes Hausgeräthe bemalen, Lastträger, die schwere Balken tragen, Bildhauer die Sphinxe hauen, Künstler, die Kolosse hauen, glätten und bemalen, Leute, die einen Kriegswagen samt allem Zubehör bauen, Steinhauer, Farbenreiber, Goldschmiede, Verfertiger von eingelegter Arbeit, Seiler, Schiffbauer, Glasmacher, die Flaschen und falsche Perlen blasen, Leute, die Grüfte graben, Goldwäger, Wäscherinnen u. s. w. Auf manchen Gemälden sieht man Arbeiten verrichten, die wir uns jezt nicht mehr zu erklären wissen. Beim Wägen kommt etwas sehr Interessantes vor; auf einer der Schaalen einer Wage sieht man eine kleine Figur, die einen Ochsen vorstellt, in der andern liegen verschiedene goldene Ringe. Auf einem andern Gemälde steht, statt des Ochsen, ein Kalb auf der Wage, auf einem dritten, eine Ziege, auf einem vierten ein Frosch. Champollion glaubt nun, dieß einigermaßen so erklären zu können: die Skarabäen, die man in ganz Egypten in Menge, von jeder Größe, aus Materien aller Art gearbeitet, findet, waren eine Münze, an deren Stelle bei Gegenständen von einigem Werth silberne und goldene Ringe traten; die kleinen Figuren von Ochsen, Kälbern, Fröschen, waren nichts als Gewichte, die ursprünglich vielleicht so viel galten als die Thiere, welche sie vorstellten, später aber verschiedene Werthe ausdrückten. Hieß es also, ein Waffenstück oder ein Gefäß sey zwei Ochsen oder zwei Kälber werth, so meinte man ein Gewicht Gold oder eine Anzahl Goldringe, welche das bestimmte Gewicht in Ochsen oder Kalbgestalt zwei Mal aufwiegt.

(Der Beschluß folgt.)

Patriotische Bemerkungen.

(Fortsezung.)

Der Bürger von Athen oder Thebä durfte nur nach Olympia reisen, wenn er die Nation sehen wollte. Der alte Römer hatte gleichfalls seine Spiele, seine Komitien,

sein Kapitol. Der jetzige fühlt sich doch wenigstens dann im Volke, wenn er am Karneval mit demselben zum Narren wird; der Britte besorgt die öffentlichen Interessen, so oft er auf die Börse geht; der Franzose hat sein Paris. Unsere Väter begrüßten sich auf Reichstagen, bei der Wahl und Krönung des Kaisers. Wo aber wir? Wir sehen ein Fischerstechen zu Ulm, ein Volksfest bei München; wir lesen in der Zeitung von den Ferien, nichts aber von den Beschlüssen der Bundesversammlung. Während sich Hamburg bereichert, können wir Hunger sterben, und die Liberalität des einen deutschen Königs, verschafft dem Bürger von Dresden keine ächten Landstände. Wenn gewisse Naturforscher Recht haben, so ist Deutschland ein treues Abbild des Erdkörpers. Denn es besteht, wie jener, aus zwei verwachsenen Magneten, die ihre südlichen Pole in Wien und München, ihre nördlichen in Berlin und Hamburg haben. Am Neckar begegnet uns der ernste Schwabe, am Inn der vergnügliche Tiroler; drüben der betriebsame Rheinländer, diesseits der behagliche Bayer, wo aber der Deutsche selbst? Der Sachse ist fein und doch bieder, der Preusse geschmeidig und voll Feuers; wie viel müssen wir von sächsischer Feinheit und von preussischem Feuer abziehen, um den Durchschnitt zu finden? An diesem Punkte überwiegt der Gewerbfleiß, an jenem der Kunstsinn; hier die Anhänglichkeit des Unterthanen, dort das Selbstgefühl des Bürgers; im Süden die Häuslichkeit, im Norden die Thätigkeit nach Außen. Man spielt in jeder Provinz aus einem andern Tone: wer will die Melodie heraushören? Auf der Reise von Stralsund nach Basel lernst du zwar das Vaterland, aber nicht die Nation, wohl den Unterschied der Theile, nicht aber ihr Verhältniß zum Ganzen kennen. — Versuchen wir denn einen andern Weg. Fremde kennen uns oft besser als Verwandte. Wir wollen an ein auswärtiges Volk appelliren. Gut, doch an welches? Der Russe ist zu sehr unser Zögling, als daß ihm ein Urtheil über uns zustände. Der Italiener muß sich seltsame Begriffe von uns machen; denn ehemals haben wir seine Städte zerstört, und jezt beten wir ihre Trümmer an. Also der Engländer vielleicht? Ja er fühlt an unsere Taschen, um zu sehen, ob sie voll sind; er bereist Leipzig und Frankfurt, um unsere Waaren herabzudrücken; er fliegt mit der Eilpost durchs Rheingau, wenn er in Italien schwelgen will, und siedelt sich bei uns an, wenn ihm England zu theuer ist. Oder der Franzose? Kennen sollten wir uns allerdings. Wir haben manche Geschäfte seit der Roßbacher Aktion zusammen gemacht; aber er hat gerade da seine stärkste Seite, wo wir unsere schwächste, ist auf seine Vorzüge nicht nur stolz, sondern eitel, und überhaupt in seinem ganzen Wesen das Widerspiel von uns. Es wäre unnütz, ihn zu fragen, und schwach, wenn wir seinem Urtheile glauben wollten. Wenden wir uns lieber an Deutsche, die geraume Zeit im Auslande verweilt sind, an fremden Nationalsitten sich gebrochen und gespiegelt, häufige Vergleichungen angestellt und mehr geprüft, als bewundert haben. Freilich, Männer wie Schubert oder Prokesch gehören zu den Seltenheiten, und es ist große Vorsicht nöthig, wenn sich der Patriot aus dem Tagebuche eines Reisenden belehren will. Ist der Reisende Mitglied einer Akademie, so nimmt er vornämlich auf seine Wissenschaft Bedacht; ist er Spekulant, so bringt er viele Zahlen, aber wenig Begriffe zu Papier; stürmt er aus bloßer Reiselust in die Welt, so ist des Schilderns kein Ende. Die meisten Berichterstatter sind Enthusiasten, die mit ihren Gefühlen wichtig thun, Jünglinge ohne Grundsatz, die alles Neue beklatschen. Kaum haben sie den Po oder die Maas passirt, so schlägt ein Bülletin das andere. Sie kennen von Deutschland blos die Bierkeller; darum bringen sie Berlin und Biberach unter eine Rubrik, wenn sie vom Vaterland sprechen. Gelingt es ihnen endlich, ein Paar fremde Wörter durch die Zähne zu murmeln, dann wird in ausländische Zeitschriften geliefert, dann taugt die deutsche Literatur von Anfang bis zu Ende keinen Sou, dann muß man in Frankreich gewesen seyn, um zu wissen, was Geist und Leben heißt. Ja, und euch muß man von früher her kennen, um über eure Unverschämtheit nach Verdienst zu erstaunen. Wie? ihr hättet eine Anstellung in Deutschland verschmäht? Beweist erst, daß sie euch angeboten wurde. Unsere spießbürgerliche Welt sey euerm Genie zu eng gewesen? Ihr habt neuerdings eine Revolution erlebt: wir sind begierig, eure Thaten zu hören. Ist es euch noch nie eingefallen, daß ihr eine schlechte Rolle spielt, wenn ihr den Franzosen zu lieb Deutschland verlästert?

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Ende August.

(Beschluß.)

Einfluß der franz. Revolution auf franz. Journalistik und deutsche Tagsliteratur. Holtei's schlesische Gedichte. Pirchs Reise durch Serbien.

Was aus der französischen Revolution politisch hervorgehen wird, wer wollte es jezt schon diviniren; wir wünschen und hoffen, daß die gerühmte Mäßigung der Pariser auch in die Reformationswuth der Deputirtenkammer einkehre. Aber welche Revolution steht einem Etwas, das uns näher angeht, bevor, nämlich der Journalistik! Durch ihre immer gerechter und fester werdende Opposition hatte sie den Culminationspunkt ihrer Blüthe in Frankreich erreicht; wird ihr durch ihren Sieg jezt nicht der Lebensstoff abgeben? Zur Gediegenheit einer Times ist noch keine französische Zeitung gediehen, und ebensowenig weiß der Franzose als Franzose Zeitungen zu

schäzen, welche, wie die „Allgemeine," in aktenmäßiger Mittheilung der Thatsachen ihren Werth suchen. Man will Partyei, man will Deklamation, man will eine melodramatisch drastische Entwickelung. Nichts stabiles hält sich; selbst das Journal des Débats, am meisten vielleicht mit deutscher Gesinnung befreundet, mußte in lezter Zeit etwas weiter rücken und wird einen schwierigen Standpunkt für die Folge haben. Der Figaro war in lezter Zeit ein Lieblingsblatt der Berliner. Seit er seine gute Zielscheibe, die Polignacs und die Jesuiten, verloren hat, in Hanswurstsprüngen die Republik predigt und schonungslos um sich schlägt, um nur zu schlagen, hat er hier seinen Kredit verloren und man nimmt ihn mit Ekel in die Hand. Unangenehmer wirkt noch die Verwandlung des Tons im Globe. Man war gewohnt, ihn als einen französischen Widerhall deutsch-ästhetischer Gesinnungen zu betrachten; auch seine Politik, ein auf historische Kenntniß und Würdigung begründeter Liberalismus, sagte uns mehr zu, als der des Constitutionnel oder gar des uns ganz fremden Courrier français. Jezt ist der junge Romantismus auf eine unangenehme Weise in die Politik gefahren, und man sieht, daß, wenn unsere französischen Freunde auch viel von uns aufgenommen haben, dies mit der deutschen Mäßigung noch nicht der Fall ist.

Von Berlin selbst ist wenig zu schreiben, da Alles, was geistig lebte, im Gedanken nach Paris flog. Zufälliger Weise trafen die ersten Nachrichten von dort am Geburtstage unsers Monarchen hier ein. Sie konnten das frohe Fest nicht stören, erhöhten vielmehr die Freude, einen König zu besizen, dessen angestammter Gerechtigkeitssinn uns die sicherste Bürgschaft dafür ist, daß Scenen, wie die Pariser, nie bei uns eintreten werden. Die Festlichkeiten des 3. Augusts nehmen mit jedem Jahre zu, indem die öffentlichen Vergnügungsorte nicht die Gelegenheit vorübergehen lassen, durch besondere Veranstaltungen Besucher herbeizulocken. Daß von Obrigkeitswegen etwas geschähe, liegt nicht im Sinn unsers Staats, und die Freude macht sich so selten laut. Geht doch selbst unser Volksfest: der Stralower Fischzug, der am 24. August, immer, auch dieses Jahr gefeiert wurde, still vorüber. Es drängen sich Menschen an Menschen, bunte Gondeln schwimmen auf der breiten Spree, Schwärmer und Raketen prasseln allenfalls, und die Leute sagen, sie sind vergnügt, man merkt es ihnen aber nicht an.

Literarisch ist seit Ostern nichts bedeutendes erschienen. Unsere Buchhändler drucken die neue französische Charte, Chateaubriands Rede, Casimir Delavigne's Parisienne, und das sind allerdings Artikel, welche gehen. Auch unsere Zeitschriften bequemen sich zu Gegenständen, welche wenigstens an die Politik streifen. Der Freimüthige gibt Raisonnements über Zeitumstände und Zeitgenossen, und die Vossische Zeitung liefert Biographien der neuerdings aufgetretenen französischen Generale. Doch mache ich Sie auf ein Buch aufmerksam, welches, vor einiger Zeit bereits erschienen, gar nicht dahin gehört, aber Beachtung verdient; Holteis Gedichte in schlesischer Mundart. Sie enthalten bei vielem Artigen manches Lied von poetisch tieferer Auffassung und reihen sich verdienstvoll an die mannigfachen Versuche, den deutschen Provinzialdialekten durch schriftliche Wiedergabe Autorität und Festigkeit zu verleihen. Das ist auch ein Werk an der Zeit, und an manchen Orten ist es die höchste Zeit. — Ebenfalls beachtenswerth ist eine Reise durch Serbien, von einem preußischen Gardeoffizier, Hrn. von Pirch, im vorigen Jahre unternommen, von ihm beschrieben und jezt herausgegeben (hier, Dümmler, 1830, zwei Bände); ein äußerst schäzenswerther Beitrag zur Kenntniß eines Landes und Volkes, das in seiner schönsten Entwickelung begriffen ist, und ebenso durch seine Heldenthaten, wie durch seine Lieder das Interesse von ganz Europa erregt hat.

Von dem Museum, welches endlich am 3. August dem Publikum geöffnet worden, werden Sie schon für das Kunstblatt Mittheilungen erhalten haben; doch behalte ich mir vor, gelegentlich auch für das Morgenblatt darüber zu referiren. Ebenso über die Theater, wo übrigens außer den Gastvorstellungen der Heinefetter kaum etwas Bemerkenswerthes vorgefallen ist.

Paris, Ende August.

(Fortsetzung.)

Theater.

Da in Frankreich das Theater beständig ein Abbild des die Nation belebenden Geistes ist, so hat es durch die lezte Revolution einen neuen Schwung erhalten; auch diesem Zweige der Nationalliteratur ist die mit den Waffen ersiegte Freiheit zu Gute gekommen; es ist von seinen Fesseln befreit, obschon die Sklaverei der Dramatik, über welche man sich zuweilen beklagte, eben nicht viel zu bedeuten hatte. Wahrscheinlich würde aber auch auf die Theater derselbe Zwang gefallen seyn, den man der Presse zudachte, wenn Hr. v. Polignac und Consorten länger ihren Unfug hätten treiben können. Einige Tage vor dem Ausbruche des allgemeinen Unwillens wider die Herrn hatte man ein von dem jungen Dichter Pichald, Verfasser des Leonidas, hinterlassenes Trauerspiel: Wilhelm Tell, auf der Odeonbühne gegeben. Pichald ist jung gestorben, und seiner Wittwe und seinen Kindern bleibt wenig anders übrig, als seine wenigen dramatischen Stücke. Aus Barmherzigkeit für die Wittwe beurtheilten die meisten Tageblätter seinen Wilhelm Tell sehr günstig und behaupteten, er habe Schiller sehr gut nachgeahmt und die Schönheiten des deutschen Stückes mit geübter Hand auf die französische Bühne verpflanzt. Der Globe aber, ein eifriger Bewunderer der deutschen Literatur, behauptete, Pichald habe Schillers Trauerspiel in seiner vorgeblichen Nachahmung verhunzt, und diese Behauptung war ziemlich gegründet. Da jedoch die patriotischen Ausbrüche des Schweizer Freiheitshelden das Gemüth der Pariser sehr ansprachen zu einer Zeit, da die Freiheit des französischen Volkes eben mit Unterdrückung bedroht war, so ward dem lezten Stücke des jungen Dichters Beifall zugejauchzt, und die rege Theilnahme an dem Helden des Stückes schien der Polizei bedenklich genug, um sie zu bewegen, die fernern Aufführungen des Stückes zu verbieten; so wird wenigstens in den Zeitungen behauptet, und es ist auch leicht zu glauben, daß es einer mit Untersuchungsgedanken umgebenden Polizei sehr unwillkommen seyn mußte, daß die Pariser den für ihre Befreiung Leben und Gut wagenden Schweizerhelden des Mittelalters rauschenden Beifall zollten, zumal da man heimlich damit umging, die Nachkommen dieser Schweizerhelden zur Bezwingung der Pariser zu gebrauchen, und sie auf die um Freiheit kämpfenden Franzosen losschießen zu lassen. In der lezten verhängnißvollen Woche des Juli war vom Dienstage an kein Schauspiel mehr. Paris selbst war ein Schauplaz geworden, und der Kampf um Freiheit und Menschenrechte war das großartigste Schauspiel, das hätte aufgeführt werden können.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 76.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 229.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 24. September 1830.

— Du säumetest noch, dich zu ermannen, dich
Klug zu einen? Du säumst, kleinlich im Eigennutz,
Statt des polnischen Reichstags,
Dich zu ordnen, ein mächtig Volk?

Herder.

Patriotische Bemerkungen.

(Fortsetzung.)

Auch dieser Weg führt zu keinem Ziele. Vielleicht sollten wir geradezu das Nächste aufgreifen. Denn man hat oft nach langwierigen Untersuchungen nichts anderes entdeckt, als was bereits ins Sprüchwort übergegangen war. Es sind ja Redensarten genug im Schwange, die sich auf Deutschland und die Deutschen beziehen. Hören wir einmal diese. Der Deutsche, sagt man, ist fleißig. Gewiß, ich sehe die Belege dazu aus meinem Fenster. Gründlich; dieß hat uns noch Niemand bestritten. Methodisch; ohne Zweifel, in sofern es ohne Methode keine Wissenschaft gibt. Aber ein Kleinigkeitskrämer; es fehlt nicht an Pedanten; aber man muß auch Regenwürmer suchen, wenn man Naturgeschichte studirt. Gutmüthig; ein Glück für Leute, die dummdreist über uns absprechen. Phlegmatisch; vielleicht auch um so beharrlicher. Schwärmerisch und überspannt, ein Idealist und Hypothesenjäger; ganz recht, aber Tollköpfe, die sich in der Luft versteigen, können wir nicht herunterholen; für Irrenhäuser ist gesorgt, und was die Schwärmerei betrift, so siehe den Artikel Viktor Hugo. Ein Mensch ohne allen Patriotismus. Scherz bei Seite; es ist unedel, einer Nation ihr Mißgeschick vorzuwerfen. Frankreich verdankt seine Einheit der langen Regierung mehrerer schläfrigen Könige und der boshaften List Ludwigs XI. Der Kampf, durch welchen Deutschland für immer in zwei Hälften zerfiel, macht unsern Vorfahren mehr Ehre, als den Franzosen die Bluthäder, worin sie dieselbe Zwietracht ertränkt haben. Doch es soll gelten, was ihr behauptet. Unermüdlich und doch ein Phlegma, gründlich, aber ein Hypothesenjäger, methodisch, und daneben Schwärmer, Idealist, und zugleich ein Kleinigkeitskrämer, was werbet ihr nicht alles aus uns machen? Fürwahr, eine Komposition von dieser Art ist seltsam genug, um interessant zu seyn. Guten Tag, lieber Britte! Es ist zwar weltbekannt, daß es in John Bulls Hirne bisweilen spuckt. Doch halt, laß sehen, wem von uns beiden die Schellenkappe besser steht, und wer mehr Quasten daran hat, ich oder du?

Weil denn auch die im Umlaufe begriffenen Phrasen über Deutschthum keine Auskunft gewähren, so wollen wir das bisher Besprochene vorerst zur Uebersicht bringen und dann einen lezten Versuch wagen. Das deutsche Volk hat von jeher eine gesunde Lebenskraft gezeigt. Oefter als andere Nationen ist es am Rande des Untergangs gestanden, und hat jedes Mal wieder sich neu geboren. Die Fluthen der Völkerwanderung drohten es zu verschlingen, aber es tauchte verjüngt hervor im Reich der Franken. Karls Länderherrschaft löste sich auf, Räuberschwärme von Norden und Osten fielen über die Trümmer her; alles scheinbare Unglück diente nur dazu, unser Volk zu firiren und zu üben. Aus innerem Zwiespalt wurde es durch das Haus der Staufen gerettet. Nach dem Sturze dieses Hauses blühte es im Bürgerthum auf. Durch Religionskriege zerfleischt und verarmt, flüchtete es sich aus der Wirklich-

keit in die idealen Gebiete der Wissenschaft und Kunst. Da tastete Napoleon mit roher Gewalt die Rechte jedes Einzelnen und selbst das wenige Gemeinsame an, das wir noch im Vaterlande besassen. Hieraus erfolgte der Freiheitskrieg. Wenn nun dieser nicht ganz fruchtlos bleiben soll, so muß er die Wiederbelebung der Nationalität zur Folge haben. Zwar in bürgerlicher Hinsicht können wir einmal nicht mehr nach Einem Impulse handeln, weil bey möglichster Vereinfachung der Gegensätze sich immer noch ein österreichisches Interesse gegenüber von dem preußischen behauptet. Aber in anderer und höherer Beziehung sind wir eine Nation, sobald wir eine öffentliche Meinung haben. Die Studierstuben müssen gelüftet, nutzlos aufgespeicherte Gedanken in Cirkulation gesezt, die Wissenschaften, bisher Domänen des Gelehrtenstandes, zum Nationaleigenthum geschlagen werden. Der Kunstphilosoph mache sich unmittelbar die Ausbildung des Geschmacks, der Moralist die Veredlung der Sitten, jeder Sachverständige die Hebung des Gewerbfleisses zum Ziele. Das öffentliche Recht werde einmal ein öffentliches, indem man uns darüber aufklärt. Die Bildung bahne sich durch zweckmäßige Schulen einen Weg bis zur Menge herab; der Gedankenverkehr werde geregelt und in großen Strömen durch Deutschland fortgeleitet. Jedoch vergessen wir nicht, daß alles Neue nur dann gedeihen kann, wenn es auf sicherem Grunde beruht. Eine öffentliche Meinung soll hervorgerufen werden; aber eine solche, die es nicht verhehlt, daß sie auf deutschem Boden wurzelt und das Ergebniß unserer Anstrengungen und unserer Bildung ist. Denn sobald ihr dieses Merkmal fehlt, kommen wir als Nation um keinen Schritt weiter. Sie muß folglich an das Nationelle angeknüpft werden. Aber an welches? An das, was uns bis heute geblieben ist, vornehmlich an die von fremden Zuthaten geläuterte Ursprache und an die Geschichte unsers Volkes. Allein diese Studien führen zu tief, als daß sie, allgemein verfolgt, eine rasche Wirkung hoffen liessen. Einzelne also, die sich damit vertraut gemacht und dadurch begeistert haben, müssen Hand ans Werk legen, das Chaos entwirren, des schwankenden Urtheils sich bemächtigen, zersplitterten Kräften eine bestimmte Richtung geben, lustwandelnde Denker und Künstler zur Fahne rufen. Und wer sollte sich zu diesem Geschäfte aufgefordert fühlen, wenn nicht unsere Kritiker, unsere wahren Kritiker? Wie die Landstände den Willen, so sind sie bestimmt, das Urtheil des Volkes auszusprechen. Dieß können sie aber nicht, so lange das Volk kein Urtheil hat, oder doch nur ein unsicheres und verworrenes. So gewiß es nun ehrenvoller ist, ein selbstständiges Volk zu vertreten, als ein haltungsloses am Gängelbande zu führen, so gewiß muß es den Kritikern um die Bildung und Feststellung einer öffentlichen Meinung zu thun seyn.

Die öffentliche Meinung hat dann ihre Reife und ihren Zweck erreicht, wenn das Volk zu der feinen Sensibilität herangebildet ist, daß jeder auf einen einzelnen Punkt gerichtete Schlag von dem Ganzen mitempfunden wird, daß jede Wahrheit, jeder große, auf die gemeinsamen Interessen sich beziehende Gedanke überall im Vaterlande sein Echo findet, und, wie auf einem rein gestimmten Instrumente, nur ein Ton berührt zu werden braucht, um den verwandten Saiten den Nachklang des Akkordes abzulocken. So kann der Bürger nur dann fühlen, wenn er sich in der Nation fühlt, d. h. wenn er sich der Nationalität bewußt ist. Und weil er eben sich selbst in der Nation fühlen soll, so ist dieses Bewußtseyn nicht ohne Selbstgefühl möglich. Weil er die Vorzüge seiner Nation kennt, so ist er stolz darauf, ihr anzugehören, und um darauf stolz seyn zu können, muß ihm die Nation ein Gegenstand der Hochachtung seyn. Wo dieses Selbstgefühl gestört oder noch nicht hinreichend entwickelt seyn sollte, muß man sich vorerst darüber vereinigen, künftighin nichts, was demselben zuwiderläuft, weder aussprechen, noch ohne laute Mißbilligung anhören zu wollen.

(Der Beschluß folgt.)

Das häusliche Leben der alten Egypter, nach den Gemälden in ihren Gräbern.

(Beschluß.)

Speisen und Hausrath. Hier befriedigt die Sammlung unsere Neugier in reichem Maaß. Da sieht man Geräthe aller Art, Sophas, Betten, Schränke, Stühle, Krüge, goldene und silberne Gefässe von seltsamer Form, aber trefflichem Styl u. s. w. Männer und Frauen am Putztisch lassen sich auf der Harfe vorspielen und von Zwergen oder Narren unterhalten. Auch die Küche ist nicht vergessen; der Koch bereitet Fleisch zu, dem er mannigfache Formen gibt, um zugleich Auge und Gaumen zu ergötzen; das Dessert besteht aus Früchten und Leckereien; hier schält man Zwiebeln; dort knetet man Brodtaig mit den Füßen; dort werden Gänse gemästet, gerupft, gesotten oder gebraten; ein Fleischer zerlegt einen Ochsen; Weiber, mit Eßwaaren beladen, kommen auf den Gemüsemarkt, und der Hausmeister schreibt auf, was er ausgibt, um dem Herrn Rechnung ablegen zu können. Auf zwei Abbildungen sieht man zwei Sänften verschiedener Art; die eine, sehr reich verzierte, wird auf den Schultern getragen, die andere, ohne Räder, auf einer Art von Schlittengestell gezogen.

Spiele. Es kommen welche vor, deren Sinn und Zweck nicht abzusehen ist; auf einem Gemälde sieht man aber ganz deutlich zwei Spieler Schach oder Damen spielen;

die Steine gleichen den arabischen Schachbauern. Auf einem andern werfen mehrere Personen eine Pike oder einen spitzen Pfahl nach einem Ziel. Wohl schwerlich wäre es einem eingefallen, daß man in den egyptischen Gräbern ein Spiel finden würde, das man heutzutage nur noch in den Schenken Italiens antrift und von dem die heutigen Egypter nichts mehr wissen, nämlich das Morraspiel; es kommen wirklich zwei Personen vor, welche die Finger gegen einander ausstrecken; der egyptische Name des Spiels, der beigeschrieben ist, bedeutet errathen. Auf der Wand einer Grotte zu Beni-Hassan, die sehr reich an Scenen aus dem häuslichen Leben ist, sieht man Athleten in den verschiedensten Stellungen, deren Zahl sich auf zweihundert beläuft. Um die Bewegungen und die verschlungenen Glieder der Ringenden mehr herauszuheben, hat der Maler beständig den einen weiß, den andern schwarz gemacht.

Gesang, Musik und Tanz. Unmöglich können wir uns einen hohen Begriff vom Gesang der alten Egypter machen, wenn er dem heutigen auch nur einigermaßen glich, und dem Händeklatschen nach, womit Zuschauer und Musiker zugleich den Gesang begleiten, scheint er nicht viel anders gewesen zu seyn. Es kommen indessen auf den altegyptischen Gemälden Harfen von äußerst zierlicher Form vor, Leiern, die wohl später den Griechen als Vorbild zu ihren Leiern dienten, Doppelflöten, Cymbeln, gerade und Querflöten, Trompeten und eine Mandoline mit sehr langem Hals, wie es jezt noch welche gibt.

Der Tanz war von jeher bei allen Völkern Aeußerung der Freude, und meistens nehmen beide Geschlechter gemeinschaftlich Antheil daran. Bei den alten Egyptern aber tanzen die Männer unter sich und ebenso die Weiber; Tänze, wobei die Geschlechter gemischt wären, kommen gar nicht vor. Es scheint übrigens, daß die Weiber zu gleicher Zeit tanzten und sangen, wie die heutigen Tänzerinnen, welche man Alme nennt, nur daß jene sich besser halten; ja ihre Stellungen sind oft so leicht und zierlich, als man sie im Vatikan nur sehen kann. Andere führen groteske Tänze auf und machen Kunststücke; sie schlagen nach hinten über und bilden auf Händen und Füßen einen Bogen.

Schiffahrt. In der Sammlung befinden sich mehrere Barken von verschiedener Größe, mit sehr reichen, in vortrefflichem Geschmack gearbeiteten Verzierungen. Die Segel sind viereckig; die Barken sind theils mit Ruderern besezt, theils nicht. Die Reiseschiffe waren anders als die Lastschiffe und hatten ein oder zwei Zimmer, ähnlich den heutigen Cangie und Dahabie. Die altegyptischen Schiffe sind äußerst sorgfältig verziert; die Segel z. B. sind durchaus in zwei und mehrfarbige Felder getheilt, ringsum läuft ein breiter Saum mit Malereien; am Steuer sieht man geschnizte Figuren; die Wände der Kajüte sind durchbrochen; ein sehr schöner, thronartiger Sitz aus eingelegter Arbeit war für den Schiffsherrn bestimmt, wenn er der freien Luft genießen wollte.

Jagd. Es ist nur ein einziges Gemälde vorhanden, das eine Krokodiljagd vorstellt, und noch dazu ist es sehr mangelhaft. Aber Hasen-, Gazellen-, Antilopenjagden, ja Jagden auf wilde Thiere in der Wüste kommen häufig vor. Den Vogelfang sieht man ganz deutlich abgebildet; die Garne sind voll Enten, Gänsen und andern großen Vögeln. Man sieht auch Vögel mit der Schlinge fangen; wirklich höchst interessant ist es, zu sehen, wie die alten Egypter diese sinnreiche Jagd ganz so wie wir trieben; Schleife, Schnur, Alles ist wie bei uns. Wie alt sind doch manche Ergözlichkeiten, die wir für gar neue Erfindungen halten!

Naturgeschichte. Die Sammlung zerfällt in so viele Abschnitte, als die Naturgeschichte Hauptklassen hat. Am wichtigsten ist der zoologische Theil wegen der treffenden Wahrheit und feinen Ausführung der Zeichnungen. Es kommen Vögel vor, wie man sie gegenwärtig nicht besser und schöner malen könnte; manche Fische und vierfüßige Thiere sind wahre Porträts. Doch sieht man auch fabelhafte Thiere, unter andern ein vierfüßiges Thier mit Flügeln, und solche, deren Art ausgestorben seyn muß; manche sind grob gezeichnet und gemalt, z. B. die Giraffe.

In einem zweiten Artikel sprechen wir von der Ausbeute für Geschichte und Mythologie, welche die wissenschaftliche Expedition nach Egypten zu geben verspricht.

Sonnette.

An einen jungen Künstler.

1.

Wen nie der goldne Strahl von dort getroffen,
Der lebt dahin mit glücklichem Genügen;
Vom Spiel der Stunden läßt er sich betrügen,
Und trägt ein blindes, unverlornes Hoffen.

Doch wer nur einmal sah den Himmel offen,
Wo sich die ewig schönen Kinder wiegen,
Der lernt so schwer hinieden sich begnügen;
Er sucht den Aufgang, ihm enteilt das Hoffen.

O Lust, des Himmels Glorienspiel erblicken!
Doch wiederfinden sich in einer herben,
Verwirrten Welt, und mit erblaßtem Herzen

Durch ein entfremdet Leben sich zu drücken,
Wohl, Freund, ist das ein unaufhörlich Sterben,
Wohl ist es einer von den Todesschmerzen!

2.

Ich aber sah in Deinem Auge Thränen,
Der wachen Sehnsucht stillverklärte Zeugen;
Und meine Lippen, längst gewöhnt an Schweigen,
Weckt Deines Auges Sprache sanft zu Tönen.

Denn ich verstand dies unvergeßne Sehnen;
Was Du betrauerst, das ist noch Dein eigen;
Die Tropfen, die Dir hell zum Auge steigen,
Sind aus dem unversiegten Quell des Schönen.

Des Künstlers Thränen sind wie Maienregen,
Des Künstlers Sehnen ist gleich Morgenlüften,
Und einer Frühlingsonne gleicht sein Glühen:

Tief im Verborgnen keimt ein reicher Segen,
Das heiligste der Wunder steigt aus Grüften,
Und alle Herzen seh'n entzückt es blühen!

A. Schöll.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Ende August.

(Fortsetzung.)

Revolutionäre Theaterstücke.

Sobald die Revolution zu Ende ging, das heißt, in der nächstfolgenden Woche, begannen auch die Schauspiele wieder, und nun kam natürlich Wilhelm Tell an die Tagesordnung. Die Pariser Tells, die man zu hunderten zählte und welche den Nachkommen der Schweizer Tells während der lezten Revolution übel mitgespielt haben durch Erschlagen und Vertreiben, fanden die in dem Pichaldschen Trauerspiele ausgedrückten Empfindungen den ihrigen ganz entsprechend und äußerten einstimmig ihren Beifall. Bei der ersten Vorstellung hatten manche Verse ganz ausbleiben müssen; hernach aber ward das Stück ohne Verstümmelung gegeben, wie es der Verfasser geschrieben hatte. Solch ein Wilh. Tell mit dem Marseiller Marsch hinterdrein, den das ganze Publikum einstimmig absingt, und zuweilen auch noch mit einem andern Chant patriotique, erhebt das Gemüth der Zuschauer und bestärkt sie in ihrem patriotischen Entzücken. Einige Zeit vor der Revolution hatte man ein Vaudeville auf die Bühne gebracht unter dem Titel: Les Brioches à la mode; eine Art von witziger Uebersicht einiger Thorheiten und Tagesbegebenheiten, welche damals in Paris Aufsehen erregten, z. B. der vielen Spekulationen auf Aktien. In diesem Vaudeville kam folgendes witzige Wortspiel über das Wort Action vor, welches Handlung und auch Aktie bedeutet:

La mode qui fait des miracles
Veut que l'on mette maintenant
En actions jeux et spectacles,
Journal, banque, dessèchement.
On y met dans la capitale
Le gaz, les voitures, les ponts;
Et je ne vois que la morale
Qu'on ne met pas en action.

Seit der lezten Revolution hat man folgendes Endlied zu diesem Vaudeville hinzugesezt:

Un ministère qui fut sans éclat,
Mais non sans reproche,
Voulait chez nous faire un coup d'état,
Il n'a fait qu'une brioche.

Bekanntlich gebraucht man im Französischen das Wort brioche scherzweise, so wie im Deutschen das Wort Bock. Natürlich hat das Théâtre de Madame, das jezt wieder Gymnase dramatique heißt, sogleich Scribe's beliebtes Vaudeville: „Vor, während und hernach,“ das eine geistreiche Vergleichung der vor- und nach-revolutionären Zeit enthält, wieder hervorgezogen, da es ganz auf die jezigen Zeitumstände paßt. Damit hat man sich aber nicht begnügt, sondern sogleich schon im August die tragischen Begebenheiten der lezten Tage des Juli für die Vaudevillebühne dramatisirt. Das Stück heißt: „Der 27., der 28. und der 29. Juli.“ Wie Alles jezt darauf abzielt, das Volk in seinen patriotischen Gesinnungen zu bestärken, sieht man aus diesem übrigens mittelmäßigen Stücke. Ein Faßbinder und ein Militärzögling der polytechnischen Schule kommen darin zusammen und wollen die Rechte des Volks mit verfechten helfen. Der Faßbinder sagt zu dem jungen Krieger: „Ihr seyd der unterrichtete Theil der Nation; ihr führt die Waffen mit Kunst; ich stelle das Volk vor: nun so laßt uns die Hände ineinander schlagen und uns nie trennen: ça ira toujours bien!“ Das war es eben, was dem Volke in der lezten Revolution den Sieg erleichterte; die Linientruppen stimmten mehr mit dem Volke, als mit der königl. Garde überein; das Volk und die Linientruppen schüttelten einander die Hand, und nun blieb nur noch die vereinzelte königl. Garde zu bekämpfen übrig. In jenem dramatischen Stücke haben die Verfasser auch einen Engländer eingeführt, welcher bei den hizigen Gefechten in den Straßen von Paris zufälligerweise mit ins Gedränge geräth, und in einem Liede auf die unglückliche und unbändige Neigung Karls X. zur Jagd anspielt:

Je n'aime pas ces chasseurs;
Verser le sang avec indifférence.
Voyez où cela vous conduit!
C'est par le gibier qu'on commence,
C'est par le peuple qu'on finit.

In den Mund eines Engländers hätte diese scharfe Aeußerung nicht gelegt werden sollen, denn die Engländer sind leidenschaftliche Jäger. Dann kann man auch Karl X. nicht beschuldigen, daß ihn die Jagd grausam gemacht habe. Allein mehr gleichgültig hatte sie ihn gemacht gegen alle ernsthafte Arbeit; er verwendete auf das beständige Jagen eine kostbare Zeit, welche seinem Vaterlande und seinem Volke gehörte, und während er dreißig Rebhühner in einem Tage schoß, oder einigen Duzend mühsam zusammengebrachter Hasen den Garaus machte, trieben seine Minister und seine geistlichen Herrn ungestört ihren Unfug, und wenn dann der König müde und zerstreut nach Hause zurückkam, war an kein Arbeiten zu denken; er unterschrieb, und weil die besoldeten Tageblätter seiner Regierung schmeichelten und von dem Glücke der französischen Nation sprachen, glaubte er wohl im Ernste, es bleibe dem Volke nichts zu wünschen übrig, weil er von Zeit zu Zeit Gnadenbezeugungen ertheilte und den Armen reichliche Almosen zukommen ließ. So war er unvermerkt ein Werkzeug der berüchtigten Kongregation geworden; Geistliche und Emigrirte bedienten sich seiner, um zu ihrem Zwecke zu gelangen, und wer sich ihren Umtrieben widersezte, wurde als ein Aufrührer verschrien.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 98.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 230.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 25. September 1830.

Ist auf deinem Psalter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohre vernehmlich,
So erquicke sein Herz!
Oeffne den umwölkten Blick
Ueber die tausend Quellen
Neben dem Dürstenden
In der Wüste.

Goethe.

Der Unzufriedene.

Finster war ich, trüb und stumm,
Die Welt lag blühend um mich herum,
Die Sonne mit heiterem Frühlingsstrahl
Vergoldete Berg und Wiese und Thal:
Ich aber sah in mich selbst hinein
Und fühlte nur Qual und dachte nur Pein.
Das Herz zerrissen, das Leben zerstört,
Die Hoffnung in Todeswunsch verkehrt,
So saß ich, das Haupt in die Hand gesenkt,
Tiefinnerst von Welt und Menschen gekränkt.

O Leben mit deiner gleißenden Pracht,
Wie hast du mein Hoffen und Sehnen verlacht,
Vernichtet, was ich still genährt,
Und was mir heilig war, zerstört!
Du warfst den lodernden Feuerbrand
In mein friedlich Dach mit grausamer Hand,
Du gossest Gift mir in Ader und Mark,
Du machtest mich nur zum Verderben stark;
Du pflanztest mir in die Seele die Saat
Der Sehnsucht nach unendlicher That,
Lenktest den tausendfältig bewegten Blick
Auf Liebe und Ruhm und Freude und Glück.
Trugbilder nur haschte mein Wahn;
O Leben, o Welt, ich klage dich an:
Nun du dich an meinem Irrthum satt geschwelgt,
Nun steh' ich in der blühenden Schöpfung verwelkt,
Verwelkt, verlassen, vernichtet durch Pein,
Und unter tausend Menschen — allein!

Allein? so fragtest du mit bitterem Hohn,
Du des lauschenden Felsens äffender Ton?
Allein, ja allein! —
Und doch, nein!
Sieh, Welt, ich habe dir Unrecht gethan,
Es lebt noch Einer; ein guter alter Mann,
Sein Auge ist blau, die Locke ist weiß,
Und die Thräne, die er um mich weint, ist heiß.
Oft saß ich auf seinem Schooß als Kind,
Er hielt mich so gut und sprach so lind,
Und wenn mein Kopf aufwärtsgelehnt
Nach seinem milden Blicke sich gesehnt,
Da küßt' er mich oft mit so innigem Kuß,
Daß ich ewig seiner gedenken muß.
Ja, den alten Mann, dem Himmel sey Dank,
Den hab' ich noch und den behalt' ich noch lang!
Aber er leidet seit Jahren schon,
Er weint um den fernen, unglücklichen Sohn,
Er weint, den ich liebe, Er!
Und außer ihm hab' ich Niemand mehr!

Niemand mehr?! — und doch, halt!
Was wandelt dort unten für eine Gestalt?
Jugendlich, kräftig, entschlossen und fest,
Ein braves Herz, das nie von mir läßt.
Ein Herz, das mit mir lacht und mit mir weint,

meinte nicht anders, als es sey die Lampe in seiner Schlafkammer, und ging rüstig darauf zu; aber nicht lange, so stak er im Morast und konnte keinen Fuß mehr rühren. Mit Tages Anbruch suchten ihn seine Leute und zogen ihn heraus. Der Mann könnte dadurch gewitzigt seyn, daß er keinem Licht mehr traut, oder wenigstens sich nicht auf den Weg macht, wenn er bei seinem Nachbar zu Nacht gegessen hat.“

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Ende August.

(Fortsetzung.)

Sieg des persönlichen Verdiensts. Italienisches Schauspiel.

In demselben Vaudeville regnet es Epigramme auf die Jesuiten, auf die königlichen Anwälde, welche in der lezten Zeit der Bourbonschen Regierung auf eine übertriebene und zuweilen auf eine abgeschmackte Art die sogenannten Preßfrevel verfolgten, die jezt den Schriftstellern, welche sie begangen haben, zum Verdienst angerechnet werden. Fontan, den sie zu einer fünfjährigen Gefangenschaft zu Poissy hatten verurtheilen lassen, wie ich vor zwei Monaten berichtete, ist nun wieder auf freien Füßen; seine Theaterstücke, welche damals von der Bühne entfernt worden waren, sollen nun einstudirt werden, und der Dichter wird vielleicht eine glänzende Rolle spielen, indeß diejenigen, die ihn ins Zuchthaus hatten setzen lassen, jezt selbst im Kerker sitzen; der Dichter Beranger, den die Bourbonschen Minister gleichsam geächtet hatten, ist mit Ehren aus seiner Verborgenheit hervorgezogen und Mitglied einer Regierungskommission geworden; wahrscheinlich würde es nur von ihm abhängen, noch etwas mehr zu werden; denn wer Verdienst hat und von der öffentlichen Meinung ausgezeichnet wird, kann jezt beinahe zu Allem gelangen. Es gelten keine Vorrechte mehr; persönliches Verdienst empfiehlt die Menschen jezt in Frankreich; zwar werden nach wie vor Aemter und Ehrenstellen erschlichen; aber im Allgemeinen ist kein Zeitpunkt günstiger gewesen als der jezige, um verdienstvolle Männer, aus welchem Stande sie auch seyn mögen, hervorzuheben und an den ihnen gebührenden Posten zu stellen. Den Vortheil haben die Staatsumwälzungen, daß sie manchen schätzenswerthen Mann, der sonst immer in seiner beschränkten Sphäre geblieben seyn würde, manch verborgenes Talent ins helle Licht setzen und Bürgertugenden aufdecken, die in ruhigen Zeiten kaum würden Gelegenheit gehabt haben, sich auszuzeichnen.

Ueber der Staatsumwälzung ist die italienische Schauspielertruppe vergessen worden, welche in Paris ruhig ihre Darstellungen gab, als das politische Ungewitter losbrach und vor der Hand alle Schauspiele in Stillstand versezte. Diese Truppe wollte den Parisern einen Begriff von der Art geben, wie in Italien Trauer- und Lustspiel behandelt wird. Bisher hat man beständig in Paris eine italienische Oper gehabt, und man weiß jezt sehr gut, wie die Italiener singen; wie sie aber spielen und deklamiren, das war uns hier nicht sehr bekannt; daher denn das Auftreten einer Truppe unter der Leitung eines gewissen Hrn. Paladini eine neue und erfreuliche Erscheinung für die Liebhaber der dramatischen Kunst in Paris war. Allein Hr. Paladini und seine Gehülfen hatten keinen Ruf als große Schauspieler; ihr Name übte keinen Zauber über die Pariser Neugierde aus, und auch das italienische Schauspiel ist nicht berühmt genug, um bei den Ausländern, besonders bei den Parisern, welche auf ihr eigenes Theater so viel halten, eine lebhafte Theilnahme zu erregen. Alfieri und Goldoni waren fast die einzigen Namen, womit die Italiener hier etwas wirken konnten. Sie begannen mit Alfieri's Rosamunde; aber dies von vier Personen gespielte Trauerspiel gefiel wenig. Wie können vier Personen die langen fünf Aufzüge hindurch handeln und sprechen, ohne die Zuschauer zu ermüden oder ihnen Langeweile zu machen? Alfieri hatte doch ein sonderbares System bei seinen tragischen Dichtungen. Für die Franzosen taugt diese nackte und einförmige Darstellungsart nun vollends nichts.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nro. 224:

Wald.

Räthsel.

Auf Erden geboren,
Dem Schwimmen so hold,
Gesucht von den Menschen
Wie köstliches Gold.

Ins Wasser geworfen,
Gleich find' ich die Bahn;
Viel Trinken macht Sinken,
Mich greift es nicht an.

Ich schwämme zum Meere,
Zum offnen, hinaus;
Doch holt aus den Flüssen
Man meist mich heraus.

Einst trug mich das Wasser,
Nun trag' ich es auch;
Wein füllt mir bisweilen
Den künstlichen Bauch.

Bald darf ich ins Meer selbst
In neuer Gestalt,
Bald werd' ich auf Erden
Gar dürr und gar alt;

Je dürrer, je besser
Von Menschen geehrt,
Und pfeifen und trommeln
Und flöten gelehrt;

Verfeinert, verkleidet,
Verziert und geschminkt,
Bis endlich mein Körper
Zu Staube versinkt.

J. G. M.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 29.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 231.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 27. September 1830.

Ueber die ersten wesentlichen Revolutionen der Erde wünschte ich, daß ich eine Theorie erlebte. — Gewiß ist Buffon nur der Descartes dieser Art, den bald ein Keppler und Newton durch rein zusammenstimmende Thatsachen übertreffen und widerlegen möge.

Herder.

Die Erdrevolutionen und die Entstehung der Berge.

Erster Artikel.

Jedermann hat schon von den Umwälzungen sprechen hören, welche die Oberfläche der Erde erlitten hat, bevor sie ihre jetzige Gestalt annahm; der Glaube an diese Revolutionen ist ein Artikel im wissenschaftlichen Glaubensbekenntnisse jedes auch nur halb Gebildeten, obgleich keiner selbst dabei war; wir wissen, daß es eine Zeit gab, wo die Krokodille, eine andere wo die Mammuths die Herrn der Erde waren, ehe der Mensch zu dieser Würde kam, wie wir wissen, was einmal der Römer war und was er jezt nicht mehr ist. Vorzüglich Cuvier hat jene behaarten Elephanten der Vorwelt, jene Paläotherien und gigantischen Eidechsen ganz populär gemacht, und alle Welt weiß jezt, daß mehrere Generationen von Pflanzen und Thieren, die sowohl unter sich als von den jetzigen verschieden waren, nach einander auf dem Erdboden gelebt haben und untergegangen sind. Ja man weiß, daß gerade die Ueberreste jener untergegangenen organischen Körper, die sich in Menge in den Ablagerungen der alten Flüsse und Meere finden, die vornehmsten Charaktere der übereinandergelagerten Steinschichten bilden, aus denen die Erdrinde besteht. Diese Ueberreste sind gleichsam natürliche Medaillen, die den Schichten, in denen sie eingeschlossen sind, einen bestimmten historischen Charakter ertheilen.

Durch dieses und durch andere dem menschlichen Geiste zu Gebote stehende Mittel, hat es die Forschung dahin gebracht, daß die Ordnung, in welcher die Schichten, aus denen unsere dünne Erdrinde besteht, immer und überall auf einander folgen, ziemlich unzweifelhaft festgesezt ist, und die Resultate davon bereits populär und zum Theil wirklich praktisch geworden sind. Denken wir uns also einen ein Paar tausend Fuß tiefen Schacht, an dessen Wänden die Scale der unzähligen übereinandergelagerten Schichten sichtbar wäre, und wo Demarkations-Linien die verschiedenen Umwälzungen der Erdoberfläche bezeichneten, wie auf einer historischen Tabelle die Revolutionen bezeichnet sind, welche auf demselben Boden Völker und Dynastien gestürzt und geschaffen haben.

Erst nachdem der grabende, bohrende, nach Kohlen, Salz, Metall suchende, deducirende und kombinirende Mensch die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß man immer und überall unter den sichtbar aus Wasser niedergeschlagenen, aufgelözten Gebirgsmassen, mochten sie noch so mächtig aufgelagert seyn, endlich auf ein, vorzüglich granitisches, sichtbar aus Schmelzung erstarrtes Urgestein stoße, erst dann hatte er eine Basis gewonnen, auf der er ein Gebäude der Geologie aufführen konnte, erst dann konnte er vernünftigerweise auch die Frage aufwerfen, wie die Berge entstanden seyen?

Diese Frage ist nun auf die verschiedenste und widersprechendste Weise beantwortet worden; aber eine der sinnreichsten und wichtigsten Hypothesen ist diejenige, welche annimmt, daß der Kern aller Höhenzüge, welche das Basrelief unserer gegenwärtigen Erdoberfläche bilden, das

Urgebirg, in geschmolzenem oder halbgeschmolzenem Zustande durch Kräfte, welche im Innern des Erdballs walteten, aus seinem Schooße emporgehoben worden sey. Diese Ansicht wurde schon früher hin und wieder geäußert, aber erst von Leopold von Buch ausgebildet und wissenschaftlich begründet.

Setzen wir nun eine Reihe von gewaltsamen Revolutionen auf der Erde, ein Faktum, das keinem Zweifel unterliegen kann, und die Bildung der Bergketten durch Emporsteigen aus dem Schooße des Erdballs, eine wenigstens sehr scheinbare Hypothese, als zwei große Thatsachen voraus, so fragt man sich natürlich, ob sie wohl von einander unabhängig waren; ob wohl Bergketten sich erheben konnten, ohne eine völlige Umwälzung auf der Erdoberfläche hervorzubringen; ob nicht vielleicht gar die furchtbaren Erschütterungen, welche mit dem Aufsteigen so gewaltiger, so hoch aufgethürmter Massen, wie die Gebirgszüge, verbunden seyn mußten, eins sind mit den sogenannten Erdrevolutionen, deren Spuren sich uns in den Schichten der Flötzgebirge, namentlich in den Ueberresten untergegangener Thiergeschlechter vor die Sinnen stellen; ob nicht die deutlichen Abschnitte, die wir in der Folgereihe der Gebirgsarten beobachten, wo es ist, als ob die Bildung des Flötzgebirgs gleichsam jedes Mal wieder von Neuem angefangen hätte, nichts mehr und nichts weniger sind, als Folgen der Veränderungen, welche mit den Grenzen des Oceans durch das in verschiedenen Epochen erfolgte Aufsteigen der Berge vorgingen?

So natürlich und einladend es scheinen mag, diese Fragen vorneweg bejahend zu beantworten, so überhebt uns dieß doch nicht der Verpflichtung, die Behauptung, daß jene beiden großen Reihen von Erscheinungen in Wechselverhältniß zu einander stehen, näher und sicherer zu begründen. Wie dabei zu verfahren ist, das ergibt sich gleichsam von selbst: es darf nur ausgemittelt werden, welche Schichten des Flötzgebirges zu der Zeit, als diese oder jene Gebirgskette sich, wie man voraussezt, zu ihrer jetzigen Höhe erhob, bereits vorhanden waren, und welche dagegen sich erst seit der Bildung des Gebirgszugs abgesezt haben; es ist klar, daß die Entstehung der fraglichen Berge in die Zwischenzeit der Bildung jener beiden Reihen von Flötzen fallen muß. Wie wird nun aber dieß ausgemittelt? Es führen uns dazu just die wesentlichsten, durchgreifendsten und am wenigsten in Zweifel zu ziehenden Eigenschaften und Charaktere der oberflächlichen Schichten unsers Erdkörpers.

Wie allgemein bekannt ist, sind die Naturforscher jezt so ziemlich einig darüber, daß die äußern Schichten der mineralischen Rinde unsers Erdballs, die kein krystallinisches Gefüge zeigen, aber fast immer und überall Reste untergegangener organischer Körper in sich schließen, aus Wasser, und namentlich aus Meerwasser niedergeschlagene Gebilde sind. Der Name Flötz schließt schon gleichsam Alles in sich, was wir über diese Schichten der Erdrinde wissen, und erweckt so natürlich den Begriff von wagerechter Lagerung, daß sich gewiß Anfangs jeder gewundert hat, wenn er, wie wohl der Fall ist, von Flötzschichten sprechen hörte, die senkrecht oder doch sehr schief laufen. Zwar mußten Schichten, die sich im Wasser niederschlugen, die oft starken Unebenheiten des Grundes, den sie bedeckten, annehmen; indessen sieht man leicht ein, daß sie ein für allemal, nach dem allgemeinen Gesetz der Schwere, wagerecht werden mußten, wie wir ja sehen, daß der Boden eines ausgetrockneten Sumpfes, eines trocken gelegten Flußes, und bei der Ebbe die Lager von Sand, Schlamm und andern Materien, welche das Meer an das Land wirft, im Allgemein horizontal sind. Man kann sich leicht denken, daß, wenn das Meer bei der Ebbe, statt ein Paar Fuß, ein Paar hundert Klafter zurückwiche, die Ablagerungen, die auf dem Grunde zum Vorschein kämen, verhältnißmäßig nicht stärker geneigt wären, als das angeschwemmte Erdreich, das die See in den unbedeutenden Schwingungen von Ebbe und Fluth bald bedeckt, bald trocken läßt.

Diese horizontale Lage springt bei den Massen, welche Produkte organischer Wesen sind, fast noch deutlicher in die Augen, als bei blos mechanischen Niederschlägen aus dem Meere. Es ist bekannt, daß die Austern- und Madreporenbänke, ob sie gleich oft in Meeresgegenden vorkommen, wo der Grund sehr uneben ist, ziemlich wagerecht streichen; so weit sie sich erstrecken, ist auf den Seekarten ihre Tiefe unter dem Wasserspiegel überall fast gleich angegeben. Dieser Umstand ist Folge eines sehr wichtigen Gesetzes der organischen Natur: jedes Seegewächs nämlich, jeder Polypenstamm, jedes Schaalthier kann seiner specifischen Organisation nach nur in einer bestimmten Meerestiefe leben, wie auf dem trockenen Erdboden, wenigstens den Gewächsen, auch eine bestimmte Zone über dem Meeresspiegel zum Wohnplatz angewiesen ist. Denken wir uns also wieder, wie oben, daß sich das Meer zurückgezogen hätte, so wären die obern und untern Grenzen der Zonen, welche jedes Pflanzen- und Thiergeschlecht bewohnt, durch mehr oder weniger deutliche horizontale Linien bezeichnet. Kurz, wagerechte Lage ist immer und überall durchgreifender Charakter aller Meeresniederschläge.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Kirchgehen in Rom.

Ich weiß recht gut, daß es vermessene Klügler gegeben hat und noch gibt, welchen der äußere Glanz des römischen Gottesdienstes herz- und seelenlos geschienen hat, und die darin nichts als einen Mechanismus, an welchem das Innere des Menschen keinen Antheil nimmt,

haben sehen wollen. Aber glücklicherweise können wir hier einen unverdächtigen Zeugen reden lassen, einen Zeugen, der für Tausende gilt, Lessingen. Lessing, den man wohl eher des zu freien, als des zu eingenommenen Geistes beschuldigen kann, sagt: „die gottesdienstlichen Feierlichkeiten während der Charwoche zu Rom seyen das Erhebendste und Erhabenste, dessen das menschliche Herz theilhaftig werden könne.“ Noch dazu nimmt er hier blos einen Theil fürs Ganze, und irrt sich obenein, freilich nur in einer Nebensache. Es gibt nämlich in der Charwoche zu Rom keine religiösen Feierlichkeiten, welche das menschliche Herz erheben könnten; der finstere Frühdienst, der Mittwoch, Donnerstag und Freitag Nachmittags in der Sixtinischen Kapelle auf dem Vatikane gefeiert wird, und dem der Pabst und die Kardinäle beiwohnen, wenn sie nicht krank sind, ist so wenig im Stande zu erheben, daß vielmehr das tödtlich langweilige Absingen im Canto Fermo von fünfzehn Psalmen und neun sogenannten Lektionen, eine Erstarrung erzeugt, aus welcher selbst das Allegrische Miserere, unverfälscht und nicht, wie in den drei lezten Jahren, mit dem Baischen verschmolzen, gesungen, nicht erwecken kann, besonders wenn man das Leiden des Pabstes und der Kardinäle, welche während desselben auf den Knieen liegen müssen, gewahr wird. Wenn Lessing der Charwoche erwähnt, so meint er wohl damit den ersten Ostertag und die große Messe, welche der Pabst an diesem Tage in der Peterskirche liest. Diese ist in der That herzerhebend, wenn man den Hopswalzer, welchen die Trompeter im Augenblicke der Vorzeigung des Kelchs, zur Anmahnung des Volks, daß es niederknieen müsse, blasen, und den Lärmen abrechnet, den die ungeheure Menschenmenge macht, welche meist von der Messe weder etwas hören noch sehen kann.

Rom ist die einzige Stadt auf der Erde, wo das Individuum gezwungen ist, es mag wollen oder nicht, an jedem Sonn- und Festtage einmal Messe zu hören. Es hieße aber das römische Volk verläumden, wollte man behaupten, die Hast, mit der es an den genannten Tagen in die Messe eilt, rühre einzig und allein von der Furcht vor Verweigerung der Absolution her. Die Eilfertigkeit, mit der hier Sonntags Alles den Kirchen zuströmt, muß indessen wirklich dem Fremden auffallen. In den protestantischen Ländern wird erst Toilette gemacht, ehe man zur Kirche geht; wer möchte bestimmen, ob es Gottes oder der Menschen wegen geschieht? Ich habe eine Frau in Norddeutschland gekannt, welche keine Kirche besuchte, wenn unglücklicherweise ihre Kerkenmütze (sie sprach plattdeutsch) nicht im gehörigen Stande war. Wie groß dort auch die Armuth eines Individuums seyn mag, so ist die Eitelkeit, ein besonderes Kleidungsstück für die Kirche zu besitzen, noch größer, und mit dem Gang zur Kirche hat es keine Eile.

Ganz anders ist es dagegen bei den Römern. Wie gesagt, müssen diese (und mit ihnen eigentlich alle römisch-katholischen Christen) an jedem Sonn- und Festtage (jedoch nur, wenn lezterer ein ganzer Festtag (Festa di precetto) ist; an den halben Festtagen (Festa di devozione) kann es jeder halten, wie er will) eine Messe hören. Man muß wenigstens der Hälfte der Messe, das heißt, von da an, wo der Priester das Evangelienbuch umwendet, beiwohnen; wer später kommt (in der hiesigen Kirchensprache: Dopo voltato il libro), muß ohne Gnade eine zweite Messe hören. Thut er es nicht, so verweigert ihm, besonders wenn es ein hoher Festtag gewesen ist, der Beichtvater die Absolution, und er muß alsdann in einer Bittschrift an den Vikarius um Vergebung der Sünde, welche er durch den Nichtbesuch der Messe begangen hat, anhalten, worauf lezterer, nach Befinden der Umstände, entweder dem Beichtvater Vollmacht zur Absolution ertheilt, oder die disciplinarische Strafe verhängt. Ein solches Gesuch ist jedoch mit Geld- und Zeitverlust verbunden, denn die Abfassung der Bittschrift kostet Geld und die Ueberreichung derselben Zeit, geschweige den Fall, wo die Kirchenstrafe verhängt wird, welche gewöhnlich in acht- oder vierzehntägigem Aufenthalte und damit verbundenen Bußübungen in einem Kloster besteht. Daher ist es kein Wunder, wenn Jedermann eilt, um zur rechten Zeit in die Messe zu kommen. Daß diese Vorschrift nicht zu drückend werde, dafür hat die Kirche gesorgt: einmal braucht, wie schon gesagt, Niemand eben mehr, als die Hälfte der Messe zu hören, eine große Erleichterung, und zweitens wird bekanntlich dreimal geläutet. Das dritte Läuten zeigt den Anfang der Messe an. Bei der Menge der Kirchen hat jeder Römer eine vor seiner Thüre; der Weg dahin kostet ihn also keine Zeit. Dabei tritt nur der Uebelstand ein, daß er nicht aufs Haar berechnen kann, wie viel Zeit vom Anfange der Messe bis zum Umwenden des Evangelienbuchs vergeht; denn der eine Priester macht es kurz (spiccia presto), der andere dehnt in die Länge (tira in lungo).

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Basel, September.

Die Schweiz, das Land der Gegensätze u. Widersprüche.

Die Verhältnisse und Bedürfnisse der hiesigen Hochschule, und mit ihnen zugleich diejenigen der höheren Bildungsanstalten der Eidgenossenschaft überhaupt, sind in einer kraftvollen Schrift sehr befriedigend geschildert und nachgewiesen worden, die der für die Universität Basel gewonnene berühmte und ausgezeichnete Lehrer, Doktor Troxler, ungefähr gleichzeitig mit dem Antritt seines Professorats erscheinen ließ. Es wird darin der Gedanke einer, der Schweizernation gemeinsamen Hochschule, wie ihn seit einem Jahrhundert manche pa-

triotische Schweizer angedeutet und empfohlen hatten, sorgsamer und gründlicher, als bisher geschehen ist, erörtert, und es werden die Hülfsmittel gewürdigt, die für dessen Realisirung in Basel bereits vorhanden sind und die Wahl des Ortes bestimmen dürften. „So wie die Schweiz, dies Wunderland der Natur, mit ihren Kontrasten in Berg- und Thalgeländ, mit Flüssen und Seen, in ihrer Verschiedenheit der Klimate, dem Wechsel der Jahrszeiten, mit dem Reichthum und der Mannigfaltigkeit ihrer Fauna und Flora eine, möcht' ich sagen, breite und reiche Basis zu Leben, Schönheit und Erhabenheit darbietet, so bietet die mit ihrer äußern Begründung stets harmonische Menschenwelt eine gleiche Basis zu geselligen Verhältnissen und geschichtlichen Entwickelungen, zu eigenen Formen und Erscheinungen des religiösen und politischen Lebens, wie Glaube und Meinung, Sitte und Recht, auch Wissenschaft, Kunst und Thätigkeit jeder Art sattsam beweisen. In Menge und Verschiedenartigkeit der Berufsarten und Bildungsstufen kommt nicht leicht ein Volk dem schweizerischen gleich, der bürgerschaftlichen Unterschiede, die sich in Gesinnung und Gesittung, in Sprache und Tracht ausdrücken, nicht zu erwähnen, und noch weniger der religiösen und nationalen, die oft so weit, als beinahe nur Himmel und Erde Menschen von Menschen scheiden können, auseinander liegen. Daß hier Kirche und Staat zur Vereinigung nichts thun, versteht sich von selbst; ja sie selbst, durch Reformation und Revolution geschieden und zerlegt, und durch Konkordate und Mediationen schwach unter sich gruppirt, wie durch Kapitulationen und Handelsverträge mit diesem oder jenem Ausland verbunden, erliegen Spaltungen und Zwisten ohne Ziel und Maaß. — Das traurigste Ereigniß in diesem Zustande ist aber, daß selbst der Geist, der doch weder katholisch, noch protestantisch, weder ultralegitim noch revolutionär ist, und der allein die alten und neuen Risse am Ende hätte heilen können, in den Zwiespalt eingegangen und dem Zerwürfniß unterlegen ist. In dem Lande des ewigen Friedens und der gesicherten Neutralität haben selbst Wissenschaft und Kunst, die sonst ja Kultur und Barbarei versöhnen, jede Berührung vermieden und fliehen sich in entgegengesezten Strebungen. Wie stehen sich nicht das aufgeklärte Genf und das lichtscheue Schwyz, wie das humanistische Zürich und das jesuitische Freiburg einander gegenüber? Ist nicht, wenn man aus dem einen Stand oder Ort in den andern kommt, als ob man vom Ganges an den Ohio versezt würde? Und in den Zwischenstufen und Mitteltiefen von Schule und Bildung, welche Gegensäze und Widersprüche von Licht, das der Finsterniß dient, und von gefärbten Schatten, die nur das Licht trüben! Da zeigt sich denn auch das Daseyn ohne Gehalt und Werth, leer von wahren Genüssen und Strebungen, das Leben ohne Würde und höhere Richtung, zerfließend in zwecklos hinbrütender Dumpfheit; denn der Geist nur knüpft die Bande, welche das Zeitliche und Ewige vermitteln, und wo diese fehlen, zersezt sich das menschliche Wesen und tritt der Tod mitten in das Leben."

Nach einer durchgeführten Vergleichung der Kulturstufen, die in vielfachem Kontraste in den Schweizerkantonen und ihren Institutionen angetroffen werden, weist Troxler auch noch auf die beziehungsweise Ueberbildung hin. „Bern und ganz besonders Zürich (sagt er) sind reiche Pflanzstädte der Wissenschaft und Kunst, und somit natürlich auch der Bildung von jeher gewesen. Schon in den Zeiten, als Basel seinen Winzli und Geiler, hatte Bern bereits auch seinen Wölflin und Manuel, Zürich seinen Ulrich Zwingli und Luzern die Ambühl und Geisbüsler als Lehrer und Meister, und von jener Zeit an erlosch weder da noch dort die heilige Flamme des Geistes und der Bildung. Ja Zürich überragte in späterer Zeit in Ruhm und Glanz der Wissenschaft und Kunst mehr als einmal Basel. In Zürich, und auch in Bern nach seinem Maaße, standen aber die Wissenschaften und Künste mehr vereinzelt im Leben, und sie wurden nicht an einem eigenen gemeinsamen Herde gepflegt, wie an der Hochschule zu Basel." —

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, Ende August.

(Beschluß.)

Italienisches Schauspiel.

Der Darstellung von Alfieri's Rosamunde im italienischen Theater habe ich nicht beigewohnt, wohl aber derjenigen des Trauerspiels Virginie. Hier sind der Personen doch mehrere, aber auch nicht mehr, als im strengsten Sinne zur Entwickelung der dramatischen Geschichte der jungen Römerin erforderlich sind. Alle Personen, die der Dichter handeln läßt, sind von der Geschichte angegeben, ausgenommen die Mutter der Virginie, die, so viel ich mich erinnere, von den Geschichtschreibern nicht erwähnt wird. Der Schauplaz bleibt das ganze Stück hindurch derselbe, nämlich das römische Forum, mit der Rednerbühne zur Linken. Der Dichter hat nichts hinzugethan; sein Trauerspiel ist, so zu sagen, rein historisch, oder eine blos dramatisirte und dialogisirte Geschichte; aber was ihm angehört, ist der kräftige, bündige Styl, der republikanische Geist, der in allen Reden der handelnden Personen herrscht, und die geschickte Gegenüberstellung des Uebermuths der römischen Patrizier und des Hasses der unterdrückten Plebejer. Die wüthenden Ausbrüche des Tribuns und der übrigen Römer wider den Tyrannen Appius wurden von den Zuschauern lebhaft beklatscht. Es war einige Wochen vor der Staatsumwälzung; Niemand ahnte damals, daß die Pariser Plebejer in wenig Tagen auch das Joch ihrer Patrizier abschütteln würden; allein an der Freude, welche die republikanischen Gesinnungen der Helden des Trauerspiels gewährten, konnte man schon abnehmen, welcher Geist die Pariser beseelte. Seitdem ist Virginie noch mehrmals aufgeführt worden, und zwar jedesmal mit Beifall. Nach dem Trauerspiele wurde ein kleines Lustspiel oder eigentlich eine Posse gegeben: „Das unbewohnte Haus," vom Grafen Giraud. Dieser Dichter hat einigen Ruf in Italien; allein was bisher von ihm in Paris gegeben worden ist, beschränkt sich auf unbedeutende Possen oder kleine Lustspiele; in dem „unbewohnten Hause" wird einem furchtsamen und armen Dichter, welcher zufälligerweise um Nachtlager bittet, arg mitgespielt, um den allgemein verbreiteten Verdacht, als ob Gespenster in der Wohnung hausten, zu bestätigen. Diesen magern Stoff muß der Schauspieler, der die Rolle des armen Poëta zu spielen hat, durch seine Späße beleben, welches denn auch der Schauspieler Taddei mit vieler Laune that. Man kann diesen Schauspieler einigermaßen mit Potier vergleichen; so wie dieser, ist er auf der Bühne ganz wie zu Hause, und unerschöpflich in seiner komischen Laune, ohne Uebertreibung und Zwang; nur hat er als Italiener etwas Possenhafteres und minder Edles als Potier, der Pariser Komiker. Bei den andern Darstellungen hat man noch andere kleine Stücke des Grafen Giraud gegeben, aber kein einziges scheint besondern Werth zu haben. Die französischen Kunstrichter haben aus diesen Darstellungen geschlossen, daß es mit der komischen Bühne in Italien jezt schlimm aussieht, und daß sich vielleicht nicht eher ein zweiter Goldoni zeigen wird, als bis manches Andere in dem so tief gesunkenen Italien sich wird verändert haben.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 99.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 232.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 28. September 1830.



Wehe, wer nicht spielend im Schoos der Kirche
Als ihr Kind ruht!

Das Kirchgehen in Rom.

(Beschluß.)

Zu spät will Niemand in die Kirche kommen, aus den oben angeführten Gründen, zu früh auch nicht, besonders die Frauen, welche an den Sonn- und Festtagmorgen, wo ein Dutzend Kinder gewaschen und gekämmt, wo Suppe gekocht und das Zimmer gereinigt werden muß, mehr als in der Woche zu thun haben. Da ihnen somit jede Minute kostbar ist, so horchen sie mit der größten Aufmerksamkeit auf das dritte Läuten und geben dann, da die kürzeste Messe gewöhnlich nicht unter einer halben Stunde dauert, noch ohngefähr eine Viertelstunde zu. Während dieser ist aber die Herzensangst groß: im Hause soll noch der lezte Junge gekämmt, in der Kirche aber das Umwenden des Evangelienbuchs nicht versäumt werden! Ist dann endlich, ihrer Meinung nach, der lezte Augenblick gekommen, so stürzen sie fort, wie sie gehen und stehen, mit fliegenden Haaren, da der Kamm, und mit herabhängenden Strümpfen, da die Strumpfbänder nicht gefunden werden können; den Rock, an welchem das Tragband fehlt, tragen sie in der einen Hand, und mit der andern halten sie das Leibchen auf der Brust zusammen, denn Nadeln führt das Haus nicht. Vielleicht ist auch der Rock zerrissen, denn im Hause sind die Römerinnen sehr ökonomisch in Kleidern. Das Alles verschlägt ihnen aber nichts, denn Eitelkeit kennen sie nicht im Gotteshause. Nur Eins suchen sie nicht zu vergessen, das Tuch, in welches sie den Kopf hüllen müssen, weil seit dem verstorbenen Pabste kein Frauenzimmer in blossen Haaren in der Kirche erscheinen darf.

Die äußere Andacht der Römerinnen — über die innere kann Gott allein richten, der in die Herzen schaut — ist exemplarisch; die lesen können (freilich unter denen, welche ich eben zum Vorbilde meiner Darstellung gewählt habe, keine einzige) heften ihren Blick ins Meßbuch, die andern auf den Boden. Freches Herumschauen nach den Männern oder nach den Frauen, um ihren Putz zu kritisiren, wie es in protestantischen Kirchen vorkommt, ist in Rom unbekannt, und in dieser Hinsicht können die Protestantinnen von den Römerinnen lernen, andächtig zu seyn. Die Rendezvous während der Messe, deren man leztere beschuldigt hat, sind reine Erfindung. Gesezt auch, es ereignete sich dann und wann, daß eine Mannsperson neben einem Frauenzimmer kniete und daß beide in Unterredung mit einander geriethen, wer weiß denn, ob sie von verbotenen Dingen reden? Angenommen selbst, ihr Gespräch hätte eine Intrigue zum Zweck, so besteht der ganze Unterschied zwischen den Römerinnen und Protestantinnen darin, daß leztern die Augensprache genügt, während erstere, als Naturkinder, nur die Zungensprache kennen. Was in den Nachmittagsstunden, wo die Kirche nur von wenigen Personen besucht ist, oder während der Vesper darin vorfällt, davon kann ich nicht urtheilen; denn in die leere Kirche gehe ich nicht.

Was ich bis jezt von der Eile der Frauen, Messe zu

hören, gesagt habe, gilt auch von den Männern, nur mit dem Unterschiede, daß leztere sie nicht so auffallend an den Tag legen, weil sie an den Festtagen keine Geschäfte haben und folglich die Sache mit mehr Muße abthun können. Ein Beispiel, mit welcher Herzlichkeit auch das männliche Geschlecht dem Besuche der Messe ergeben ist, möge diese Darstellung beschließen. Ein achtzig- und mehrjähriger Maurermeister erzählte vor einiger Zeit in meiner Gegenwart, er habe eines Morgens, seiner Gewohnheit nach, vor Anbruch des Tages Messe gehört und sich dem Schutze der Mutter Gottes empfohlen, während zwei seiner Kameraden, welche unterwegs zu ihm gestoßen, eine Branntweinschenke besucht hätten. Nachdem sie darauf alle drei die Arbeit angetreten, seyen die Bretter, auf welchen sie gestanden, gebrochen, die beiden Kameraden in die Tiefe hinabgestürzt und auf der Stelle todt geblieben, er aber habe Gelegenheit gefunden, auf einen in der Nähe befindlichen Balken zu springen und sein Leben zu retten. „Das kam daher, meine Herrn," so schloß der Greis seine Erzählung, „daß ich Messe gehört und den Schutz der Madonna angefleht hatte, während meine Kameraden ins Branntweinhaus gegangen waren."

Die Erdrevolutionen und die Entstehung der Berge.

(Fortsetzung.)

Einige weitere Bemerkungen werden die Anwendung dieses Naturgesetzes noch leichter und deutlicher machen. Geht man über eine Kiesbank, von der eben das Wasser abgeflossen ist, und wohin es, wenn es wieder kommt, neue Materien schleppt, so sieht man, daß die Kiesel nicht senkrecht auf ihrer scharfen Kante stehen, wie Eier, die auf der Spitze ständen; die Muscheln halten sich nicht auf ihrem Rande, die Blätter und andere Pflanzenstücke sind nicht aufrecht wie im Leben; alle diese Dinge liegen, dem Gesetze der Schwere gemäß; und so sieht man auch, wenn man weiter hinab gräbt, alle in dem aufgeschwemmten Lande begrabenen Körper liegen; alle sind in einer Richtung gelagert, die mit den Flächen der kleinen Schichten, aus denen die ganze Bank besteht, deutlich parallel ist.

Die Vermuthung, die sich einem nach dieser Analogie aufdrängt, daß die Schichten des Flötzgebirges sich ursprünglich wirklich wagerecht niedergeschlagen haben, wird zur Gewißheit, wenn wir sehen, daß in den Flötzschichten enthaltene Gegenstände, z. B. Muscheln, die doch unmöglich von selbst in einer Flüßigkeit unter einem starken Winkel ganz oder halb aufrecht liegen bleiben konnten, unter einander und mit den Ebenen der Schichten, die sie in sich schließen, immer parallel liegen. Die Gesetze der Schwere, deren natürliche und ganz nothwendige Folge dieser Parallelismus ist, sind ja zum mindesten so alt, als unser Planet selbst, und es wäre daher kaum nöthig, zu beweisen, daß sich die alten Niederschläge und diejenigen, die wir unter unsern Augen entstehen sehen, in allen Punkten gleichen, hätte nicht der Umstand, daß viele jener alten Flötzschichten sehr stark geneigt sind, dieß nothwendig gemacht, und zwar wegen der Schlüsse, die sich hinsichtlich der Ursache dieser Neigung daraus ziehen lassen. Sieht man, daß die Ebenen der Körper, die sich nothwendig horizontal lagern mußten, immer in derselben Richtung und unter demselben Winkel geneigt sind, wie die Schichten selbst, so führt dieß ganz unmittelbar zur Annahme, daß die Neigung dieser Schichten, sobald sie beträchtlich ist, daher rührt, daß sie verrückt worden sind. Seit Saussures Beobachtungen in Savoyen sind auch die Geologen so ziemlich einig darüber, daß Flötzgebirgsschichten, die unter sehr starken Winkeln geneigt oder senkrecht stehen, oder gar zum Theil völlig übergestürzt sind — und solche Schichten finden sich in den Gebirgen sehr häufig — sich unmöglich in dieser Lage gebildet haben können, sondern daß sie im Gegentheil durch Naturerscheinungen, die sich längere oder kürzere Zeit nach ihrer ursprünglichen Bildung begeben haben müssen, in diese Lage gewaltsam gerückt worden sind.

Nur in sehr wenigen Gegenden hat sich diese Naturerscheinung so spät begeben, daß man an den Bergen alle aus Wasser gebildeten Schichten der Erdrinde, vom ältesten Flötzgebirge bis auf das neuere sogenannte aufgeschwemmte Land, aufgehoben und verrückt findet. Im Gegentheil beobachtet man fast allen Bergketten entlang, daß die obersten, also jüngsten Schichten sich in den Thälern wagerecht bis an den Fuß der Berge erstrecken und hier plötzlich abbrechen; so mußte es sich, wie man leicht sieht, begeben, wenn diese neuen Schichten sich aus Meeren oder großen Seen niederschlugen, deren Gestade jene Berge zum Theil bildeten; tiefere, also ältere Schichten dagegen laufen schief an den Seiten der Bergen hinauf, ja erstrecken sich an manchen Stellen bis zum Kamm des Gebirgs. An jeder einzelnen Bergkette zerfällt also die Reihe der Flötzschichten in zwei scharf geschiedene Klassen: in Schichten, die wagerecht bis an den Fuß der Berge auslaufen, und in solche, die, aufgehoben, die Seiten der Berge bedecken.

Woher soll nun aber die Verrückung und Aufhebung dieser ältern Schichten anders rühren, als daher, daß die Berge sich erst nach der Bildung derselben erhoben, sie zerbrochen, aufgerichtet und zum Theil mit sich emporgerissen haben? Eben jenes Aufgehobenseyn mancher Schichten ist aber allerdings so gut als der einzige, aber dafür sehr materielle, bündige Beweis für die Annahme, daß die Berge zu verschiedenen Zeiten aus dem Schooß der Erde sich erhoben haben.

Der Mann, der durch glänzenden Witz und gewandte Darstellung mancher philosophischen Wahrheit Eingang verschafft, durch beißenden Spott die Protestation gegen manches Vorurtheil populär gemacht hat, Voltaire, machte sich schon vor langen Jahren über die geologischen Theorien lustig, welche nicht von der Annahme des spätern Emporsteigens der Berge ausgingen, sondern die Bildung der Berge in ihrer jetzigen Gestalt aus dem wiederholten Steigen und Fallen des Oceans zu erklären suchten; und diese Theorien haben sich bekanntlich zum Theil bis auf unsere Zeit gehalten. Schon vor fünfzig, sechzig Jahren spottete er der armen Gelehrten, die auf den höchsten Bergen nach Muscheln suchten und mit ihrem Fund so wichtig thaten. Er meinte, dieser Muscheln seyen gar nicht viele, und vorübergehende Pilger haben sie da wohl liegen lassen. So groß nun auch hierin seine Unwissenheit, oder vielleicht sein böser Wille ist, da schon Er wissen konnte, daß die Zinnen der Alpen Millionenmal mehr Muscheln tragen, als es je Pilger gab, so war doch im Uebrigen sein Raisonnement nach Newtonschen Grundsätzen so mathematisch scharf, daß es jene geologischen Theorien, zu denen damals der Grund gelegt wurde, in der Geburt zu ersticken drohte. Er kam immer darauf zurück, wie unmöglich es sey, sich vorzustellen, daß das Niveau des Meeres durch natürliche Ursachen bis über die höchsten Berge hinauf gestiegen sey, und man muß gestehen, manche seiner Gründe wären noch jezt ganz triftig, manche seiner Späße ganz schlagend, hätte nicht in neuester Zeit die Wissenschaft eben dadurch, daß sie annimmt, die Berge seyen erst später, nach und nach emporgestiegen, jene Schwierigkeit umgangen und dadurch Voltairen und die Vernunft auf ihre Seite bekommen. Durch die neusten Entdeckungen ist die Geognosie im Stande, allen Witz, den Voltaire gegen sie aufgeboten hat, für sich als Waffe zu gebrauchen; kurz, die Freunde der neuen Theorie können den Anhängern der alten wirklich so ziemlich Alles entgegenhalten, was in Voltaires Ausführungen nicht gegen den Catechismus der Geologie verstößt, in dem er nun freilich nicht sehr bewandert war und an den er daher auch nicht sehr glaubte.

Um wieder zu unserem Thema zurückzukehren, so sieht man leicht, daß das geologische Alter der Erdschichten, welche an dieser oder jener Bergkette aufgehoben sind, ein Mittel an die Hand gibt, das relative Alter dieser Bergkette zu bestimmen; die Reihe dieser aufgehobenen Schichten wird zu einer Art von geologischem Chronometer, mittelst welches man angeben kann, zu welcher Zeit sich dieses oder jenes Gebirg erhoben hat, wie man, bis zu einem gewissen Grad, das Alter, in dem ein Baum gefällt worden ist, an der Zahl der koncentrischen Holzringe erkennt.

Als ein Hauptpunkt ist aber nun zu bemerken, daß die Trennung jener beiden oben angegebenen Klassen von Schichten immer scharf ist, daß sich kein Mittelglied zwischen den aufgerichteten und den wagerechten Schichten findet, und daraus folgt nothwendig, daß das Aufrichten nicht langsam und allmählig, sondern in einem Zeitraum vor sich ging, der zwischen den Bildungsperioden zweier Flötzschichten (einer aufgerichteten und einer wagerechten) in der Mitte lag, in welchem Zeitpunkte sich keine regelmäßigen Schichten niedergeschlagen haben; daß, mit einem Worte, der Berg sehr rasch emporstieg.

Nun bleibt uns aber noch eine wichtige Frage zu beantworten übrig, nämlich die, ob die beiden Reihen von Ereignissen, die wir hier in ursachlichen Zusammenhang zu bringen suchen, nämlich die Perioden der Flötzbildung und die Perioden der Bildung der Gebirge, gleich viel Glieder zählen? denn ergäbe sich in dieser Hinsicht eine bedeutende Verschiedenheit, so wäre jeder Versuch, jenen ursachlichen Zusammenhang herzustellen, vergeblich. Wir müssen also untersuchen, ob etwa die Zahl der Scheidungslinien, die wir an den auseinander gelagerten Flötzgebirgsschichten bemerken, der ganzen Anzahl von Bergerhebungen ungefähr entspricht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Geheimer Inquisitionsbericht über Voltaire.

Die Revolution vom Juli hat nicht nur Projekte zu Staatsstreichen und bequemern Gesetzen, von denen wir aber noch nichts wissen, sie hat auch schon Urkunden aus den Archiven der Censur zu Tage gefördert, und diese sind bereits zum Theil im Publikum. Es ist bekannt, welche weitaussehende Plane zu einer umfassenden Bücherinquisition das Ministerium Villèle entworfen hatte, Plane, welche durch seinen Sturz nicht sowohl vereitelt, als vielmehr blos hinausgeschoben wurden. Eines der thätigsten Werkzeuge dieser Verwaltung war der Abbé Mutin; sein Geschäft war, über die neuen Erzeugnisse der Presse dem Polizeikommissär Franchet zu berichten, den Geist der Schriften zu bezeichnen und die Stellen, gegen welche etwa gerichtlich eingeschritten werden könnte, herauszuheben. Dieses Amt versah er nun treulich: Schriften aller Art und Farbe, nicht etwa blos Memoiren, Geschichtswerke, politische Flugschriften, auch Gedichte, Romane, Schauspiele, nicht blos die Schriften lebender Autoren, auch die neuaufgelegten Werke längst verstorbener wurden von ihm nach den strengsten monarchischen und ultramontanischen Grundsätzen gerichtet. Eines der besten Pariser Blätter theilt eine Anzahl dieser wirklich authentischen Berichte mit, und ich glaube, daß in der Zwischenzeit, bis vom Prozesse der Minister etwas bekannt wird, Ihr Publikum mit einigem Interesse lesen wird, wie ein im Dunkeln richtender Censor Voltairen den Prozeß macht. Einer der Berichte über politische Schriften wäre allerdings wohl pikanter gewesen; ich weiß aber, daß das Morgenblatt in der Politik strenge Neutralität beobachtet.

Oeuvres complètes de Voltaire, 1) Edit. in 18. 2) Edit. in 32.

Den 29. Septbr. 1826.

Der größte Theil der Werke Voltaire's besteht aus gottlosen und unsittlichen Schriften. Von den siebzig Bänden der Kehler Oktavausgabe dürften, meiner Rechnung nach, vernünftigerweise blos zwanzig geduldet werden; nicht als ob diese ganz rein von Gift wären, sondern weil das Gift wenigstens nicht die Substanz davon ausmacht und es aussieht, als ob dasselbe nur wie im Vorbeigehen sich eingeschlichen hätte. Was die fünfzig übrigen Bände betrifft, so läßt sich ohne Uebertreibung sagen: sie wimmeln von Spöttereien, Blasphemien, Gottlosigkeiten in jeder Gestalt und in jedem Ton, von Verfälschungen der heiligen Schrift, um sie lächerlich zu machen, von Verläumdungen des katholischen Kultus, um ihn zum Gegenstande des Hasses zu machen, und obendrein sind häufig mit den Gottlosigkeiten noch Obscönitäten gepaart, die jenen als Würze dienen und der Irreligiosität durch Sinnenkitzel den Eingang ins Gemüth bahnen sollen. Das Gesetz bestraft die Vergehen der Presse wider die Staatsreligion und die Sittlichkeit. Es nimmt dabei keine Rücksicht darauf, ob das Buch zum ersten- zweiten- oder drittenmal erscheint. Da das Vergehen just in der Bekanntmachung besteht, so ist jede neue Auflage eines verderblichen Buchs ein neues Vergehen vor dem Gesetz. Ohne allen Zweifel ist man also berechtigt, die neuen Ausgaben des Erzvaters des neumodischen Unglaubens, so oft welche erscheinen, gerichtlich zu verfolgen. Bis jezt ist dies nicht geschehen; was war die Folge davon? Wir wollen sehen:

Während unter der Regierung des Usurpators, der gewiß nie für einen frommen Mann galt, der aber einsah, wie es sein eigener Vortheil heische, die moralischen Interessen der Gesellschaft zu wahren, nur eine einzige Ausgabe von Voltaire veranstaltet wurde; während die beiden Kehler Ausgaben in 8. und in 12., die im Hôtel d'Uzes lagen, damals nur sehr langsam und in herabgeseztem Preise verkauft wurden, sahen wir seit der Wiedereinsetzung der Söhne des heiligen Ludwigs z w a n z i g neue Auflagen allein unter den Pressen der Hauptstadt hervorgehen; nämlich zwölf von 1817 bis 1824 und acht (man sieht, welche rasche Früchte die Straflosigkeit trug) acht allein in den Jahren 1825 und 26. Nach den Bücherverzeichnissen gaben diese zwanzig Ausgaben eine Masse von 52,900 Exemplaren und diese eine Masse von 2,857,600 Bänden. Dabei rechne ich den Voltaire in Einem Band blos für Einen, den Voltaire in zwei Bänden blos für zwei Bände, obgleich die erstere Ausgabe siebzig, die zweite sechszig Lieferungen hat.

Ist da nicht Gift genug, um nicht Frankreich allein, nein, um die ganze Welt zu verderben? Nicht zum erstenmal mache ich heute auf die Gefahr dieser neuen Auflagen aufmerksam; ich thue es seit bald sieben Jahren, aber immer vergeblich. Sonst hieß es: die Erfahrung der Väter ist für die Kinder verloren; jezt heißt es anders: die Erfahrung der Väter ist für Väter und Kinder miteinander verloren. Was für eine Generation steht noch jezt an der Spitze der bürgerlichen Gesellschaft, und bekleidet jezt noch der großen Mehrzahl nach die verschiedenen Aemter? Ist es nicht eben die Generation, welche die Revolution selbst erlebt hat? Also durch die Lässigkeit, ja ich möchte sagen unter den Auspizien der Männer, welche die unseligen Früchte von Voltaire's Schriften gesehen haben, wird das Publikum aufs Neue damit überschwemmt, und zwar in einem Uebermaaß überschwemmt, daß keine frühere Periode darin mit der unsern entfernt in Vergleich kommt. Also auch für sie, welche die Erfahrung durchgemacht haben, ist sie jezt verloren; und nun mögen sie sich noch wundern, wenn sie für ihre Söhne verloren ist, die vom Hörensagen nur mangelhafte Eindrücke davon haben.

(Der Beschluß folgt.)

Basel, September.

(Fortsetzung.)

Die Hochschule zu Basel den Züricher und Berner Akademien gegenüber.

„Es scheint jedoch (fährt Troxler fort), daß wie die Hochschule in Basel zerfiel, mit ihr auch immer die Kultur sank, und dagegen, wie in Zürich und Bern die Bildung wuchs, aus ihr die Schule hervorging. Ein großer und schöner Theil der Studien beruht daher dort jezt noch auf freien Vereinen geistvoller, kenntnißreicher Männer, die keinen höhern Ruf kennen, als Wohlthäter der Jugend und Menschheit zu seyn. Was in Bern sich findet, ist mehr aus einem vorsichtigen und wohlwollenden Geist einer großartigen Regierungskunst hervorgegangen. So sind an beiden Orten, nebst mehreren andern vorzüglich guten Schulen, auch Anstalten entstanden, welche, höherer Bildung gewidmet und mehr als gewöhnliche Lyceen oder Pädagogien leistend, auch die Grundlagen von Theologie, Jurisprudenz und Medizin in sich aufnahmen. Sie nennen sich daher Akademien; es sind im Grunde höhere Mittelschulen zwischen Gymnasium und Universität, können allerdings mit unvollkommenen und unvollständigen Hochschulen verglichen werden, und bildeten gleichsam Parallelen zu Basel in der Zeit, als die Universität nicht in gehöriger Ausdehnung und Vollendung unterhalten ward. Betrachtet man aber das innere Wesen des Verhältnisses der Akademien Zürich und Bern zur Universität Basel genauer, so zeigt sich der merkwürdige Kontrast, daß wie die Universität durch eine verderbliche Herabsetzung der philosophischen Fakultät gleichsam in das Pädagogium hinabgezogen ward, so jene Akademien nichts anders sind, als das über die Lyceenhöhe hinaus getriebene philosophische Studium, mit einigen Anhängseln und Zuthaten von Theologie, Jus und Medizin. Das Eine wie das Andere zeugt von unserer unglückseligen Zerrissenheit, welche auch die schönsten Ideen in der Ausführung verstümmelt und die besten Kräfte des Vaterlandes in ihrer Abgeschiedenheit lähmt. Was jeder Ort mit bestem Willen für sich haben will, hat am Ende in gemeinsamer Verblendung keiner; was Bern und Zürich zu viel thun, vermag dann Basel zu wenig. So sind wir Eidgenossen, wir rennen sammt und sonders nach dem Höchsten, aber weil wir es einander nicht gönnen oder nicht miteinander zu Stande bringen, müssen wir dasselbe im Auslande und in der Ferne suchen, oft ohne es so gut und sicher zu finden, wie wir es in der Nähe und mitten unter uns haben könnten. Für uns sind leider auch die guten Beispiele des Auslandes verloren; von uns hat es gelernt, die Feinde schlagen, die Kunst des Krieges, wir aber noch nicht von ihm, uns selbst bilden durch die auch mitten unter uns wohnenden und in verschiedenen Lichtpunkten freudig sprossenden Künste des Friedens. Dicht an unsern Grenzmarken liegen kleine deutsche Fürstenthümer, nicht so ausgeschieden durch eigenthümliche Verfassung und Kultur von andern deutschen Stämmen und uns in keinerlei Mitteln überlegen, die uns jedoch seit Jahrhunderten durch Begründung und Unterhaltung ihrer Hochschulen beschämen.“

(Der Beschluß folgt.)

B e i l a g e: Kunstblatt Nr. 77.

Verlag der J. G. C o t t a'schen Buchhandlung.

N°. 233.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 29. September 1830.

Wenn der Mensch mit offenem Auge die Welt um sich her betrachtet, so wird die ganze Natur ein belehrendes, erinnerndes, liebendes Wort an ihn.

Schubert.

Die Erdrevolutionen und die Entstehung der Berge.

(Fortsetzung.)

Nichts unterscheidet die verschiedenen Bergketten, wenn man sie unter einander vergleicht, stärker von einander, als die Richtung, welche sie durch das Aufheben ihrer Schichten erhalten haben, eine Richtung, in welcher ganz natürlich auch der Kamm läuft, den eben diese Schichten bilden. Schon vor mehr als dreißig Jahren hat Humboldt auf Uebereinstimmungen und Verschiedenheiten in der Richtung benachbarter oder entfernter Bergketten aufmerksam gemacht, die beide gleich merkwürdig sind. Längst schon hat auch Leopold von Buch gezeigt, daß die Gebirge Deutschlands in vier Systeme zerfallen, die durch die bei jedem derselben vorherrschende Richtung streng von einander geschieden sind. Schon dieser so auffallende Unterschied führt von selbst auf den Gedanken, die verschiedenen Bergsysteme könnten in Folge von Ereignissen entstanden seyn, die ganz unabhängig von einander sind. Versteht es sich auch nicht von selbst, daß, wenn wir hier die Schichten in der Hauptrichtung von Süd nach Nord, dort in der Richtung von Ost nach West aufgehoben sehen, dieß nicht zugleich, sondern zu verschiedenen Zeiten geschah, d. h. versteht es sich auch nicht von selbst, daß von zwei Gebirgszügen, die in verschiedener Richtung streichen, der eine jünger oder älter ist als der andere, sich früher oder später als der andere erhoben hat: so kann man doch, wie schon Saussure bemerkt, sagen: der Umstand, daß die Schichten bei einem Gebirgssystem immer nach einer bestimmten Richtung aufgehoben sind, rührt höchst wahrscheinlich daher, daß in diesem ganzen Gebirgssystem die Schichten auf einmal, durch ein und dasselbe Naturereigniß aufgerückt worden sind, und schon daraus geht hervor, daß der Epochen der Gebirgsbildung nicht unendlich viele, sondern daß ihrer wahrscheinlich höchstens so viele waren, als es scharf geschiedene Richtungen der Bergketten gibt; dieß wäre aber eine Zahl, welche mit der Zahl der Umwälzungen der Erdoberfläche, die wir kennen, und der Perioden von Ruhe zwischen denselben lediglich nicht im Widerspruche stände.

Aus allem Bisherigen geht hervor, daß kein allgemeiner Grundsatz, weder der Physik, noch der Geologie, noch der Logik, den Naturforscher zum Voraus abhalten darf, sich an die, an sich zwar einfache, aber mühselige materielle Arbeit zu machen, welche allein ihm die volle Gewißheit geben kann, daß die Epochen, welchen die Störungen des Zusammenhangs in der Reihe der Flötzbildungen entsprechen, Störungen, die man als die Spuren von ebensovielen Revolutionen betrachtet, welche der Erdboden erlitten, wirklich mit den Epochen der Erschütterungen zusammenfallen, in deren Folge die Verrückungen und Aufhebungen der Schichten eintraten, die sich uns jezt als ebensoviele Gebirgssysteme darstellen; oder mit andern Worten: der Geologe muß wirklich durch Beispiele beweisen, daß jedesmal die Verrückung, Emportreibung eines gewissen Theils der äußern Erdrinde einen wesentlichen

Theil der plötzlichen Veränderungen bildete, deren Spuren der Zoologe in den verschiedenen, nach einander auftretenden und untergehenden Thier- und Pflanzenbildungen, der Geologe in den verschiedenen, jedes Mal von Neuem beginnenden Meeresniederschlägen erkennt.

Diese Arbeit hat der französische Physiker Beaumont in seinen Recherches sur quelques-unes des révolutions de la surface du Globe unternommen. Wenn er auch zuweilen im Eifer, Rapprochements zu finden, zwei Dinge zu hastig in einen Knoten schürzt, oder ein ander Mal einen von andern geschürzten Knoten lustig durchhaut, wenn auch manche Behauptungen etwas gewagt, manche Sprünge etwas kühn sind, so ist doch das Werk so reich an geistreichen Zusammenstellungen, das scheinbar Paradoxe hat häufig so viel innere, logische Wahrheit, daß Beaumonts Ansichten ein Eigenthum auch des größern Publikums zu werden verdienen. Wir wollen versuchen, ohne uns tief in die Geologie einzulassen, das Interessanteste, Schlagendste kurz und deutlich mitzutheilen. Ohnehin sollte die Unterhaltungsliteratur zu einer Zeit, wo sie sich bitter über die Invasionen der Politik beklagt, mit der sie doch weder sogleich noch offen gemeinschaftliche Sache machen kann, sich bemühen, nicht Loseres, sondern im Gegentheil Ernsteres zu bieten. Ein Interesse bleibt ja auch in bewegter Zeit, wo große Ereignisse fast alle Aufmerksamkeit verschlingen, dem Gebildeten ungeschwächt, das Interesse für Geschichte, für Menschengeschichte und Naturgeschichte. Der Nutzen und Reiz der Weltgeschichte in gegenwärtiger Zeit versteht sich von selbst, und was die Naturgeschicht betrift, so dünkt uns das Kapitel von den Erdrevolutionen jezt ganz zeitgemäß. Hat man bei den Revolutionen in den Ameisenhaufen und Bienenstöcken von Europa lange genug über Europas alte Zeit und sein künftiges Geschick nachgedacht, so denkt man zur Abwechslung auch einmal daran, wie der Erdboden, auf dem dieß Alles vorgeht, seine gegenwärtige Konstitution erhalten hat und was sein einstiges Loos seyn wird. Unser Erdboden befindet sich gegenwärtig, nach Besiegung der Titanen und Restauration der legitimen Elementarmächte, in einem Zustande des Friedens. Der Genius der Erde verkündet jedes Jahrhundert, wie die Monarchen bei Eröffnung der Parlamente, daß er in gutem Einverständnisse sey mit allen Mächten in der Höhe und der Tiefe. Erdbeben und speiende Vulkane sind nichts als diplomatische Mißverständnisse und Konsularzwiste. Das Reich, in welchem das Menschengeschlecht sein Drama abspielt, scheint auf ewig gegründet; ob aber dennoch der vernünftige Mensch, der weder ein blinder Polignac, noch ein revolutionärer Visionär ist, mit einigem Fug an einen tellurischen 29. Juli glauben darf, wird uns, nicht etwa die Erfahrung, sondern der zweite Artikel dieser Abhandlung lehren.

(Beschluß des ersten Artikels.)

Der Künstler und der Trödler.

Gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts war die Straße Della Carita zu Neapel bereits, wie der Ghetto zu Rom, das besondere Viertel der Juden, die größtentheils mit dem Gewerbe des Wucherers das des Trödlers verbanden. Jeder junge Mann von guter Familie, welchen seine Seepartien nach der Grotte des Pausilipps mit den Signorinen Catharina oder Leonore zu Grunde gerichtet hatten, jeder arme ex voto oder Madonnenmaler, der für die Rivenditori in Erwartung von Bestellungen der Fürsten oder Kardinäle arbeiten mußte, konnte einem die Straße Della Carita weisen. Unter den Buden der engen Gasse zeichnete sich die des Meisters Abraham Giudeo durch einen Ueberfluß an alten Sachen aus, die den Eingang zierten oder vielmehr versperrten. Hier sah man in buntem Wirrwarre Mailänder Harnische, Bologneser Degen, Cremoneser Geigen und neapolitanische Lauten; allein die Hauptrolle im Handel und Krame Meisters Giudeos spielten Gemälde aller Art. Niemand wußte besser als er unter einer Schichte von Rauch und Staub den Pinsel irgend eines großen Meisters zu erkennen, oder in dem Versuche eines jungen, unbekannten und hungernden Künstlers den Keim eines künftigen Talents zu entdecken; allein Niemand wußte auch besser auf die Bedürfnisse des Verkäufers zu spekulieren und mit einer Gleichgültigkeit, über welche man in Verzweiflung hätte gerathen mögen, den Werth eines Werkes herabzusetzen, dessen Verdienst er wie durch Instinkt errieth. Eines Abends trat ein junger Mann aus einem armseligen Dachkämmerchen, wo er den ganzen Tag über gearbeitet hatte, und richtete seine Schritte nach der Straße Della Carita, wobei er unter seinem abgetragenen Mantel etwas sorgfältig verbarg. Die zunehmende Dunkelheit erlaubte kaum seinen äußerst bescheidenen Anzug und seine stark ausgeprägten Züge zu erkennen, die, unter einem schwarzen und dichten Haupthaare, den Ausdruck eines fast wilden Stolzes trugen. Wenn die Weiber aus dem Volke, die unter Gesange vor den Thüren ihrer Häuser spannen, gewußt hätten, daß der Vorübergehende der Verfasser der damals so beliebten Volkslieder: „Dolce pace del cor mio,“ und Piu che penso à tuoi,“ sey, sie würden nicht gezweifelt haben, daß er, seine Guitarre unter dem Mantel, sich unter das Fenster irgend einer unerbittlichen Iris begebe. Vor Abrahams Bude blieb er stehen, trat endlich nach einigem Zaudern ein, und gelangte durch Haufen alter Waffen und Gemälde bald in eine Art Hinterstube. Hier saß das Kind Israel in einem breiten, alterthümlichen Lehnsessel, beschäftigt, die Einnahme des Tages zu zählen, als ihn die Ankunft des jungen Mannes in seiner wichtigen Arbeit störte. — „Was steht zu Euren Diensten, junger Herr? Ihr wißt, die

Zeiten sind hart; die Dukaten Neapels wandern alle zu unsern spanischen Herrn, die ihre Pistolen lieber an Buhlerinnen und an Bravi, als an arme Leute, wie ich, geben; dies unter uns gesagt und unbeschadet des Respekts, den man dem Repräsentanten seiner allerkatholischsten Majestät schuldig ist.“ Dabei zog er seine breite Mütze ab. „Habt Ihr daher,“ fuhr er fort, „bei Eurem Besuche den Zweck, den ich vermuthe, so habt Ihr klug gethan, irgend ein gutes und werthvolles Pfand, wie das, welches Ihr unter dem Mantel da habt, mitzubringen.“ — „Ihr irrt Euch,“ versezte der Unbekannte, indem er eine Tafel, etwa vier Palmen hoch, zeigte; „ich komme nicht um zu leihen, sondern um zu verkaufen.“ — „Ach!“ das ist etwas anderes!“ rief der alte Trödler, nahm eine Linse und betrachtete aufmerksam das Gemälde, welches der junge Mann ihm im gehörigen Lichte vorhielt. Vergebens spähte der Künstler mit unruhigem Blicke, welchen Eindruck sein Werk auf den geübten Beobachter mache, dessen unbewegliche Züge nichts als Aufmerksamkeit aussprachen. Er glaubte das Wort nehmen zu müssen, um ihm den Gegenstand des Gemäldes zu erklären: „es ist Hagar mit ihrem Knaben in der Wüste von Bersheba.“ — „Ein Gegenstand, welchen schon der göttliche Guercino behandelt hat,“ sagte Abraham. — „Wenn Ihr sein Gemälde kennet, so werdet Ihr wissen, daß der Moment nicht derselbe ist,“ erwiederte der Maler; „und was liegt auch daran?“ fuhr er stolz fort; „es handelt sich darum, was das meinige werth seyn mag.“

(Der Beschluß folgt.)

Wanderers Herbstlied.

Welkend stehn des Waldes Bäume,
Leer der Felder weite Räume,
Schwalb' und Storch von dannen zieht;
Doch der deutsche Wandrer munter
Singt bergauf und singt bergunter
Durch den Sturm sein frohes Lied.

Freundlich Dorf und Stadt und Flecken
Ihm den Arm entgegenstrecken,
Winken liebend ihn herein;
Ueberall ihn deutsche Blicke,
Deutsche warme Händedrücke,
Deutsche Küsse ihn erfreun.

Stolz auf seinen sieben Hügeln
Mag sich Rom im Tiber spiegeln,
Und Paris sich eitel blähn,
London sich im Golde brüsten,
Und nach aller Länder Küsten,
Wie nach Raub der Adler spähn!

Ich, und könnt' auf weiter Erde
Frei ich schalten ohne Fährde,
Wählte dich nur, Vaterland,
Land der heil'gen Eichenhaine,
Wolkenberge, goldnen Weine
An des Rheins und Maines Strand.

Aber mehr als Eich' und Reben,
Mehr ist's deines Volkes Leben,
Was mit Liebe mich durchglüht;
Dieser Geist, so leicht und rege,
Jedes Guten treue Pflege,
Und das innige Gemüth.

Wie Dein Himmel, nicht zu glühend,
Doch des Nordens Kälte fliehend,
So ist deiner Kinder Sinn.
In der hohen Einfalt Gleise
Ziehen sie, vergnügt und weise,
Ihrer Pflichten Straße hin.

Drum so welkt nur, Büsch' und Bäume,
Durch der Felder öde Räume
Pfeifend zieh' der kalte Wind!
Durch den Sturm bergauf, bergunter
Singt sein Lied der Wandrer munter,
Wo nur deutsche Hütten sind!

G. Fein.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Beschluß.)

Geheimer Inquisitionsbericht über Voltaire.

Als wir in den blutigen Stürmen der Revolution (heißt es in dem Berichte Mutins über Voltaire'n weiter) litten und duldeten, ja, da fluchten wir Voltairen als ihrem Haupturheber, und die Revolutionsmänner ihrerseits priesen ihn laut als die vornehmste Triebfeder der Umwälzung. Alles erklärte ihn damals einstimmig für den Hauptursächer der Ereignisse. „Voltaire,“ sagten im Jahr 1790 seine nächsten Vertrauten, die Marmontel, Laharpe, Condorcet, „Voltaire hat nicht gesehen, was er alles geschaffen, aber er hat alles geschaffen, was wir sehen. Der erste Urheber dieser großen Umwälzung, die Europa in Staunen sezt, die die Völker mit Hoffnung erfüllt und die Herzen bang schlagen macht, ist unzweifelhaft Voltaire. Er war der Erste, der des Despotismus furchtbarstes Bollwerk, die geistliche Macht, die Priestergewalt niederriß. Hätte er nicht das Priesterjoch gebrochen, nie wäre das Tyrannenjoch gebrochen worden; beide waren in so innigem Verbande, daß, war einmal jenes abgeschüttelt, dieses nicht mehr lange liegen bleiben konnte. Der Weisen Gedanken bereiten die Revolutionen vor, des Volkes Arm führt sie aus.“ (Mercure de France. 7. August 1790.)

Wie Voltaire auf die früheren Geschlechter gewirkt hat, so wirkt er auf die jezt lebenden; das sehen wir ja alle Tage. Dieselbe Richtung, welche die Jugend damals durch ihn be-

kam, bekommt sie jezt wieder; diese, wie jene, wird durch ihn darauf hingeleitet, das Joch der Religion zu zerbrechen, und ist dieses Joch wiederum abgeschüttelt, so wird und muß auch das Joch des Königthums abgeschüttelt werden, jezt wieder, wie schon einmal. — Nicht Ich spreche hier, die Erfahrung spricht für mich. — Aber wie! die Uebelgesinnten wissen diese Erfahrung zu nüzen, um Böses zu thun, und wir sollten sie nicht nüzen können, um Gutes zu thun? Die Uebelgesinnten arbeiten ohne Unterlaß am Umsturze des Staates mit den Werkzeugen, die ihn schon einmal umgestürzt haben, und wir bemühen uns nicht ohne Unterlaß, ihnen die Werkzeuge der Zerstörung aus den Händen zu reißen? Schon oft haben wir es den Regierungen Ludwigs XV. und XVI. zum Vorwurf gemacht, daß sie sich der Verbreitung von Voltaire's Schriften nicht kräftig genug widersezten. Zu ihrer Entschuldigung ist aber nicht zu vergessen, daß sie die Gefahr, welche dem Staate von Seiten der neuen Philosophie drohte, noch nicht aus Erfahrung kannten. Wir aber, die wir diese so schmerzliche Erfahrung gemacht haben, wie wollen wir uns vor Gott und den Menschen rechtfertigen? Man wird antworten: das Uebel ist geschehen; allerdings, und ein großes Uebel, aber es geschieht noch immer fort und wird alle Tage größer. Will man es denn ins Grenzenlose wachsen lassen, da man doch gesezlich die Macht hat, ihm Einhalt zu thun? Ich weiß wohl, man hat bis jezt die neuen Auflagen von Voltaire darum geduldet, weil, wie es hieß, diese bändereichen Sammlungen nur in die Bibliotheken der Wohlhabenden kommen, und ihr Preis sie der Jugend und dem Volke unzugänglich mache. Leicht könnte ich, wie ich schon einmal gethan habe, diesen Irrthum durch Thatsachen widerlegen; was braucht es aber dieß? — hier liegen zwei neue Ausgaben in 18. und in 32. vor mir; diese zu dulden, kann wohl schwerlich ein auch nur scheinbarer Grund angeführt werden. Diese Ausgaben sind offenbar zum Verderben der zarten Jugend und des niedern Volks so veranstaltet, daß die Bücher sich in den Schulen ohne Wissen der Lehrer, in den Hütten ohne Wissen der Eltern verbreiten können. Dies ist der fluchwürdige Plan der Herausgeber, und sie sprechen ihn mit einer Schamlosigkeit, welche die Zeit des sittlichen Verfalls, in der wir leben, ganz bezeichnet, offen aus. — In dem Prospektus, den ich diesem Bericht beilege, sagt der Herausgeber des Voltaire in 18.: „Der Oktavausgaben werden immer mehrere, aber an eine Ausgabe in 18., die man unbemerkt in der Tasche trägt, die man herausziehen und wieder einstecken kann, wie es kommt, hat man bis jezt nicht gedacht, oder es sind doch nur einzelne Schriften unsers grossen, universellen Schriftstellers in diesem Format erschienen. Es ist hier eine Lücke auszufüllen und einem wahren Bedürfniß abzuhelfen.“ Der heutige Constitutionnel (vom 29. September) empfiehlt die Ausgabe in 32., und sagt mit deutlichen Worten, sie sey vorzugsweise für die Armen und Handwerker bestimmt. „Voltaire's Schriften,“ heißt es, „predigen Vernunft und Philosophie, und diese sollen auch in die Hütten dringen und durch die Liebe zur Wahrheit die Vorurtheile daraus verjagen (nämlich den Katechismus und das Evangelium). Marseille läßt 2000 Exemplare von Voltaire's Werken verbrennen; als Antwort auf diese unschuldige Feindseligkeit druckt Paris 3000 neue, und dennoch haben wir bei weitem noch nicht Ausgaben genug, daß die gewerbfleißigen und dürftigen Stände sich damit hinreichend versehen könnten. Dazu braucht es vielleicht noch 100,000 Exemplare.“ Diese beiden Stellen sind klar; sie beweisen zu gleicher Zeit, was die Aufwiegler von der Verbreitung der Schriften Voltaire's erwarten, und was wir davon zu fürchten haben.

Das Geschick der Gesellschaft liegt in der Hand der Richter; in ihrer Macht steht es, dem reißenden Strome einen Damm zu sezen, wie sie noch nicht lange dem Wust von Schmähschriften in 32. ein Ende gemacht haben. Mögen sie wohl bedenken, daß ein Buch von Voltaire hundertfach gefährlicher ist als jedes andere Buch; daß Voltaire der verderblichste Schriftsteller ist und bleiben wird, weil er der populärste, beißendste, wizigste ist und bleibt. Von der Ausgabe in 32. ist noch keine Lieferung erschienen, in der etwas zu rügen wäre. Für den Augenblick ist also nichts zu thun.

Basel, September.

(Beschluß.)

Was den Schweizern bei Stiftung einer Hochschule Noth thut.

„Dort in Sachsen (schließt Troxler) leuchtet uns sogar das Beispiel von einer der ersten Universitäten Deutschlands, jenes lichtvolle und berühmte Jena, lange Zeit eine Art wahrer Muster- und Pflanzschule anderer deutschen Universitäten; wie entstand es und wodurch erhielt es sich? — durch nicht weniger als vier verschiedene Fundatoren und Nutritoren, deren jeder sein nicht sehr großes Scherflein beitrug, um, was keiner für sich konnte und vermochte, was Ganzes und Rechtes zu stiften, das mit Würde und Ehre und mit lebendiger Fruchtbarkeit dem Größten und Besten, was die größten und besten Fürsten in ganz Deutschland geschaffen, Jahrhunderte lang zur Seite stand. Und wann wird endlich auch erkannt werden, um was es sich in dieser Sache und Angelegenheit handelt? Um Geld? Nein, um etwas mehr, um Geist! Um eine Hochschule? Auch um dies nicht bloß, sondern um Nationalbildung, auf der die ganze Zukunft unsers Vaterlandes und das Wohl und Heil all unserer Nachkommen ruht. Und habt ihr Größeres, Wichtigeres und Dringenderes, Heiligeres als dieses? Wisset ihr von etwas, das euch Alle, von Genf bis Chur, und von Lugano bis Basel, näher und gemeinsamer angeht, und was die geistlichen und weltlichen Vorsteher eurer Sprengel und Gaue, ohne Unterschied von Kirchthum und Staatsthum, was euch Schweizer, Hohe und Niedere, alle gleich und ganz als Christen, Menschen und Bürger zu Theilnahme und Mitwirkung erregen und aufwecken muß?“

Kräftige Einladungen zu allseitiger Mitwirkung machen den Schluß der Schrift; sie sind zunächst und am dringendsten an Basel selbst gerichtet; denn mehr als alles Uebrige entscheidet in dieser Sache Basel mit seinem neu erwachten Hochsinn; und dieser Hochsinn vermag selbst auch mehr als Basels äussere Schäze, mit welchen auf diesem Gebiete sich nichts dingen und nichts kaufen läßt. Mehr aber, als Basel und die Schweiz, entscheidet und vermag der Geist jener hohen Freundschaft und lebendigen Liebe, der die ersten und größten Universitäten mitten in scholastischer und hierarchisch feodaler Barbarei schuf, der auch jezt noch gebildete Männer zu ähnlichen großen Werken verbindet und die nach Licht und höherer Erkenntniß gierige Jugend ruft. Geistesbildung ist eine Pflanze, die mehr von Licht und Aether, als von Boden und Erde lebt; deshalb ist gezeigt worden, daß, wie einst die Universität Basel durch Erschlaffung der ersten geistigen Eidgenossenschaft, durch Intoleranz und Engherzigkeit sank, sie nun durch neue Emporhaltung des Reiches und der Herrschaft der Ideen, durch gesicherte Unabhängigkeit der Geister und durch freie Vereinigung der Gemüther wieder aufblühen müsse. Man nähre nur die Wurzel, den Wuchs aber überlasse man der Pflanze unter freiem Himmel.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 30.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 234.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 30. September 1830.

Aus Trümmern, Gräbern redet in unartikulirten Tönen, wie man sich die aus dem Geisterreich denkt, eine unbekannte Vorwelt zu uns herab.

Johannes Müller.

Egyptische Alterthümer.

Ausbeute der französischen Expedition für Chronologie und Geschichte.

Die wissenschaftliche Expedition unter Champollion verspricht, wenn sie auch kein großes und neues Licht in die alte Nacht Egyptens wirft, doch über manchen historischen Punkt interessante Aufschlüsse. Aus den vielen Zeichnungen wird vielleicht eine eigentliche Iconographie der Herrscher Egyptens gewonnen, die, troß Lücken und Unrichtigkeiten, merkwürdig werden dürfte. Ganz besonders auffallend sind auf diesen Abbildungen die verschiedenen Raçen der Könige; so haben die äthiopischen Könige, wie z. B. Saraca, völlig den Gesichtswinkel der Neger; andere haben so abschreckende Gesichter, daß man sieht, der Künstler durfte sie nicht schöner machen. Die Egypter wußten aber auf ganz andere Art zu schmeicheln: statt Menschen götterähnlich zu machen, gab man den Göttern die Züge der Könige; so haben alle Gottheiten in einem Tempel, den Möris oder Sesostris gebaut hat, das Profil von Möris oder Sesostris.

Bekanntlich beginnt es erst mit der achtzehnten Dynastie der Könige etwas Licht in der egyptischen Geschichte zu werden, ums Jahr 1822 vor unserer Zeitrechnung. Der Einfall des barbarischen Volks, das unter dem Namen der Schäfer oder Hirten aufgeführt wird, trennt gleich einem undurchdringlichen Gewölke diese Dynastie von den vorhergehenden; und bereits unter diesen wurden ganz bestimmt die Pyramiden von Memphis und viele andere Gräber in Ober- und Unteregypten erbaut, auf denen man zwar Königsnamen aus frühern Dynastien als die achtzehnte, aber nie ein Bildniß fand. Die Expedition hat dagegen die Bildnisse sämmtlicher siebzehn Könige der achtzehnten Dynastie und ihrer Weiber und Kinder zusammengebracht. — Diese achtzehnte Dynastie ist die wichtigste von allen, sowohl für die Volks-, als für die Kunstgeschichte. Ihr Stifter ist der Amenothph, der die Hirtenkönige vertrieb und das Land wieder unabhängig machte. Die berühmtesten Herrscher dieser Dynastie sind: Amenothph III., von den Griechen Memnon genennt; Orus, der eigentlich Menephtha heißt; sein Sohn war Rhamses der Große, den Champollion für den bekannten Sesostris hält; die Denkmale scheinen aber doch nicht ganz dafür zu sprechen. Auf die Pharaonen dieser Dynastie, Menephtha, Rhamses den Großen, Rhamses-Majamun und einige andere beziehen sich die großen geschichtlichen Basreliefs von Ibsambul in Nubien und von Theben, welche von den großen Eroberungen dieser Könige in Asien, Afrika, ja in Europa, nämlich in Griechenland, Zeugniß geben. Europa wird sich wundern, zu welchem Grade der Vollkommenheit die zeichnenden Künste in jener fernen Zeit bereits gelangt waren.

Auch von den folgenden Dynastien bis zu der zwei- und dreißigsten welche die der Lagiden oder Ptolemäer ist,

hat man sehr viele Bildnisse und Inschriften gesammelt; leztere bestätigen im Allgemeinen so ziemlich, was wir aus Manethos Chronologie wissen; hie und da füllen sie auch Lücken in derselben aus. Namentlich hat man die Inschrift und das Bildniß des Stifters der zwei-und-zwanzigsten Dynastie, des bekannten Sesuchis, des Sesaks der Bibel, gefunden. Ein Theil des Pallastes von Karnak liefert sehr merkwürdige Notizen über ihn, die mit den Angaben der heiligen Schrift übereinstimmen. Unter andern kommt eine Reihe von Hieroglyphen vor, in der vom Königreiche Juda die Rede ist und wo die eroberten festen Plätze, übereinstimmend mit den Angaben im eilften Kapitel des zweiten Buchs der Chronik und im vierzehnten Kapitel des zweiten Buchs der Könige, namentlich aufgeführt sind.

Was die Lagiden oder Ptolomäer betrift, so finden sich alle ihre Namen auf den Denkmalen im Ueberfluß, und die Ordnung ihrer Thronfolge wird dadurch bestätigt, wie die Geschichte sie angibt. Nur Alexanders des Großen Inschrift kann man nicht völlig bestimmt angeben; die Inschrift, wo man den Namen Alexander liest, scheint eher dem Sohne des Eroberers anzugehören. Sonst finden sich die Namen aller Ptolemäer und aller ihrer Weiber bis auf Ptolemäus Cäsar, genannt Cäsarion. Was aber die Bildnisse betrift, so ist man just bei dieser Dynastie am meisten in Ungewißheit. Die Bildhauerkunst war damals schon wieder so tief gesunken, daß es den Künstlern schwer fallen mußte, die Natur nachzuahmen; daher kommt es auch, daß verschiedene Bildnisse desselben Individuums sich unter einander nicht gleichen; ferner gleichen die Gesichter auf den Bildwerken den Gesichtern auf den Münzen nicht; namentlich ist das Profil der berühmten Cleopatra, wie man es von ihren Münzen her kennt, ganz anders als das, das sich an den Denkmalen findet; dasselbe gilt von Berenice und Arsinoe.

Auch ist zu bemerken, daß alle von den Ptolemäern herrührenden Bauwerke, wovon es in Nubien von Philoe bis Dakke wimmelt, nur restaurirte oder vielmehr wieder-aufgebaute Tempel der ältern Könige sind, die von den Persern zerstört worden waren; sie legen ein ehrendes Zeugniß dafür ab, welche Mühe sich diese Fürsten gaben, das Wohlwollen des Volks zu gewinnen. Daß dem wirklich so ist, geht augenscheinlich theils aus den Trümmern der alten Tempel, die wieder zum Bau der neuen verwandt wurden, theils aus den hieroglyphischen oder griechischen Inschriften auf den Tempeln hervor. Die römischen Kaiser folgten diesem Beispiel, und man findet ihre Namen von August an bis auf Caracalla und Geta, aber keine Bildnisse von ihnen. Der römischen Periode gehören verschiedene Bauwerke und Restaurationen an, z. B. die Ausbesserung des Tempels von Denderah, der Bogen der Arsinoe und manches andere. In der sonst vollständigen Kaiserreihe fehlen blos Vitellius, Pertinax und Albinus.

Dieß sind mit wenigen Worten die hauptsächlichsten chronologischen Resultate der Unternehmung; wir lernen daraus den wahren Zeitpunkt gewisser Begebenheiten, die Succession von Königen und Manches kennen, was bisher in Dunkel gehüllt war. Und nicht allein die Inschriften von Tempeln und Pallästen haben diese Ausbeute geliefert; auch die Grüfte von Privatpersonen zeigen häufig Inschriften, worin z. B. Beamte vorkommen, die unter zwei, drei aufeinanderfolgenden Herrschern Dienste geleistet haben, und dieß bildet eine sehr gute Kontrolle für die Angaben in den Tempeln und Gräbern der Könige.

Was die Ausbeute für politische Geschichte betrift, so möchte sie vielleicht weder der Masse, noch der Bedeutsamkeit nach die Erwartungen des gelehrten Europas ganz erfüllen. Die Siege von drei oder vier berühmten Eroberern, Rhamses des Großen, seines Vaters und Rhamses-Majamun, sind in ihren Gräbern in Bildwerk dargestellt, und die Namen der besiegten Völker, der eroberten Länder sind zu lesen. Es sind dieß allerdings kostbare Denkmale für Geschichte und alte Erdbeschreibung; aber abgesehen davon, daß ihrer im Verhältniß zu einer so langen Reihe von Jahrhunderten zu wenig sind, gleichen sich diese Darstellungen in der Ausführung so sehr, daß man nothwendig auf die Vermuthung geführt werden muß, die Thaten des ersten seyen zum Vorbild bei der Darstellung der Thaten des zweiten, dritten u. s. f. genommen worden. Da ist immer derselbe Kriegswagen, dieselben Verzierungen, dieselben Pferde und Federbüsche; der König hat immer die nämliche Stellung, die Beine sind immer auf dieselbe Art gesezt, Hals und Kopf haben dieselbe Haltung; Bewaffnete tummeln sich umher, hier wie dort, das Kriegsvolk ist aufgestellt, hier wie dort, beim Triumph kommt einmal vor was das andere Mal. Den König sieht man immer auf dem nämlichen Throne sitzen, umgeben von den nämlichen Offizieren, unter dem Schutze derselben Gottheiten, die immer gleich gekleidet sind; die Schreiber daneben verzeichnen, wie viele Feinde erschlagen worden sind, immer und überall mit denselben einzelnen Umständen. Diese vollkommene Aehnlichkeit macht diese Darstellungen so eintönig, daß das Vergnügen und die Aufmerksamkeit des Beschauers gleichviel dadurch leiden.

Champollion nennt dieses monotone Wesen monumentalen Styl; es verdiente aber wohl eher den Namen Handwerksmechanismus und Armuth an Erfindung; denn sieht man ab vom Kolossalen, Wundervollen der Massen, was die Einbildungskraft überrascht, erdrückt, so findet sich, daß alle architektonischen Formen auf drei oder vier hinauslaufen, die sich ewig wiederholen.

Noch ist etwas zu erwähnen, wovon man den Grund nicht recht einsieht und das sich mit der Geschichte gar nicht reimen läßt. Auf allen von den Ptolemäern wiederhergestellten Denkmalen nämlich sieht man dieselbe Darstellung, wie der König in kriegerischer Stellung immer denselben Trupp von Feinden mit der linken Hand an den Haaren packt, während er ihnen mit der rechten Hand drohend eine Keule vorhält. Ferner sieht man zum Ueberdruß oft einen König, der in der linken Hand einen zum spitzen Winkel aufgezogenen Bogen und einen mit Pfeilen gefüllten Köcher trägt. Diese beiden Vorstellungen paßten nun wohl auf Ptolemäus Evergetes I., den einzigen Eroberer in dieser Dynastie; man begreift aber nicht, warum sie sich auf den Denkmalen der friedfertigsten, ja der durchaus sorglosen Ptolemäer finden; dieser Anstrich von Schmeichelei thut natürlich der Glaubwürdigkeit der Geschichte auch hinsichtlich derjenigen Könige Eintrag, die mit Recht in kriegerischer Haltung dargestellt sind.

Der Künstler und der Trödler.

(Beschluß.)

„Das ist kühn gesprochen, junger Raphael," sagte der Alte mit einem ironischen Lächeln; „Signor Spagnuoletto und Cavaliere Lanfranco könnten sich nicht besser ausdrücken; aber ich glaube nicht, daß Ihr Eure Arbeiten schon so theuer verkauft." Dabei warf er einen bedeutsamen Blick auf die abgetragenen Kleider des jungen Malers. — „Was wollt Ihr mir denn für dieses Gemälde geben?" rief dieser ungeduldig aus. — „Hum!... ich würde eine Hölle, ein Fegefeuer oder einen Märtyrer vorziehen; man will gegenwärtig keine andern Sachen mehr; und dann sieht man hier auch keine Spur von einer der Schulen, die dermalen in Mode sind, weder die des Caravaggio, noch die des Ribera.... Nach welcher Schule habt Ihr denn gearbeitet?" — „Nach keiner." — „Aber wer ist denn Euer Meister, und wo habt Ihr gelernt?" — „Mein Meister ist die Natur, meine Schule das Unglück." — Damit wollte er das Gemälde zurücknehmen, welches der Jude noch immer betrachtete. — „Sachte!... Wenn man Euch dafür sechs Dukaten böte..." — „Für diese ist es Euer." — „Das wäre mehr, als es werth ist; aber vier, zum Beispiel, das dünkt mir ein annehmlicher Preis." — Einen Augenblick funkelten die Züge des jungen Mannes, als er sah, wie der verschlagene Händler mit seiner Noth spielte, die er zu sehr hatte merken lassen; seine schwarzen Augenbraunen näherten sich einander und seine Hand griff nach einem Dolche, den er im Gürtel trug. Allein er wurde sogleich wieder ruhiger und seine Züge nahmen ihren gewöhnlichen Ausdruck finsterer Entsagung wieder an. „Machen wir ein Ende," sagte er, „behaltet dieses Gemälde und gebt mir die vier Dukaten." — „Der Jude zählte sie ihm einen nach dem andern auf, als ob er sich ungern von ihnen trennte, und der junge Maler rief, als er wieder in seiner niedrigen Wohnung stand: „Gott sey gedankt! nun kann ich mir Leinwand und Brod kaufen!"

Einige Tage darauf hielt ein glänzender Wagen vor der Bude Meister Abrahams. Es war der berühmte Kavaliere Lanfranco, der von der Kirche Del Gesú zurückkam, wo er an den Malereien arbeitete, die man noch bewundert. Der Künstler hieß den alten Abraham, der eilig an den Schlag gekommen war, ihm ein Gemälde reichen, das an der Thüre unter vielen andern hing; es war das des Unbekannten. Der alte Jude nahm es mit geschäftiger Miene, wischte mit seinem Aermel den Staub davon ab und überreichte es Lanfranco. „Eine gute Arbeit, Signor Cavaliere, und Eure Herrlichkeit wußte dieß ja sogleich zu erkennen. Bewundern Sie das wilde Kolorit dieser Wüste, diese sonneverbrannten Bäume, diesen glühenden Himmel." — „Von wem ist dieses Gemälde?" — „Ich weiß es nicht; es wurde mir von einem jungen Menschen verkauft, der es für seine Arbeit ausgab." Der Maler suchte unten am Gemälde, und las in einer Ecke den unbekannten Namen Salvatoriello. Das Werk wurde um den Preis gekauft, welchen der Jude dafür forderte; allein es verfloß noch manches Jahr, bis der unbekannte Salvatoriello, der um geringen Lohn für die Revenditori Neapels arbeitete, der berühmte Salvator Rosa wurde, welchen ganz Europa bewunderte, und bis die Fürsten Italiens sich um die Ehre stritten, seine unsterblichen Werke mit Gold aufwiegen zu dürfen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, September.

Vom Laster der übertriebenen Reinlichkeit.

Im Begriffe, die Schweiz zu verlassen, in der mir nicht nur die Natur, sondern auch die häuslichen Cirkel der Einwohner unvergeßliche Stunden bereitet haben, berichte ich Ihnen nicht über die Wunder der Gebirge, sondern über eine Eigenheit, die mir sehr aufgefallen ist, über das Uebermaaß einer weiblichen Tugend, die eben dadurch in einen Fehler umzuschlagen droht; ich lobe nicht, wie hübsch, wie patriotisch, wie haushälterisch die Helvetierinnen sind, sondern ich beklage mich, daß manche von ihnen — zu reinlich sind.

Die Reinlichkeit, durch welche der größte Theil von Holland sich auszeichnet, ist allgemein bekannt, und Jedermann weiß, daß diese Reinlichkeit nicht selten lächerlich wird und bisweilen in Unreinlichkeit übergeht; aber nicht allgemein ist

es bekannt, daß auch in der Schweiz vollendete Seitenstücke zu alle diesem gefunden werden. Unstreitig zeichnet ein großer Theil der protestantischen Schweiz sich durch einen hohen Grad von Reinlichkeit auf eine vortheilhafte Weise aus, und diese fällt selbst auf dem Lande, namentlich im Kanton Bern, dem Reisenden in die Augen. Das Innere der Wohnungen und auch die nächsten Umgebungen derselben sind in dieser Hinsicht in den Städten Zürich und Basel vornämlich lobenswerth; aber in diesen beiden Städten trifft man auch bei manchen Familien jene Uebertreibung der an sich sehr löblichen Sitte. In diesen Häusern wird nicht nur an bestimmten Tagen oder Stunden gescheuert, gefegt und ausgekehrt, sondern diese Geschäfte dauern ununterbrochen fort. Immer sind einige Personen beschäftigt, vom Dachboden bis auf die Hausflur jedes Sonnenstäubchen, das sich irgendwo möchte angesezt haben, und jede Spur, die der Fußtritt eines Eintretenden zurückließ, wegzuschaffen, jedes Thürenschloß rein zu reiben, an welches eine Hand sich gelegt hatte. Nach wenigen Stunden werden die Treppengeländer, die Seitenwände, die Fenster wieder gereinigt, und in jedem verschlossenen Zimmer wiederholt sich das leise, gespensterähnliche Säuseln des Scheuerlappens, der sich von außen her über die Thüre hinbewegt. Alle Mobilien der bewohnten Zimmer sind ein steter Gegenstand dieser Thätigkeit, und selbst an den der unbewohnten übt sie sich täglich. Jede freie Bewegung ist in einem solchen Hause verpönt, und selbst der frohe Sinn der Kinder unterliegt dem strengsten Gebote; denn ihr Herumspringen könnte Staub erregen, ein Anflug desselben an irgend einer Stelle sichtbar werden, und unglücklicherweise ein unerwarteter Besuch eintreffen, dem diese schreckliche Erscheinung in die Augen fiele. Unablässig sind die unglücklichen Hausfrauen, deren sich diese unselige Leidenschaft des Scheuerns bemächtigt hat, mit der Festhaltung ihres Systems beschäftigt, so daß ihnen für nichts anders Sinn oder Zeit übrig bleibt. Selbst die häusliche Geselligkeit und die Aufsicht über die Kinder leidet darunter, und die Kinderstube wird beinahe nur dann von der unglücklichen Mutter besucht, wenn sie besorgt, es möchte wieder etwas in derselben aufzuräumen seyn. Stürzt das Kind einer solchen Mutter zu Boden, blutet es aus dem Näschen, so eilt, troz der unverkennbaren mütterlichen Zärtlichkeit, doch der Schrecken über den Fleck, der auf dem Fußboden entstehen könnte, dem über das Mißgeschick des geliebten Kindes voran. Jeder angekündigte Besuch verursacht eine neue allgemeine Bewegung. Die ganze Dienerschaft ist von der Straße bis über den Punkt hinaus, der muthmaßlich dem Blicke des Besuchenden offen stehen könnte, in der größten Thätigkeit. Keine Ecke einer Fensterscheibe entgeht der genauesten Prüfung und Reinigung. Gewöhnlich geht diese Aengstlichkeit so weit, daß wenn auch nur die Mutter, die Schwester oder die Muhme erwartet wird, Vorbereitungen eintreten, als wie wenn kleine Mysterien gefeiert werden sollten.

Jede nützliche Thätigkeit ist in einem solchen Hause verschwunden, denn weil gegen einen Feind gekämpft wird, der sich wie die Köpfe der Hydra immer wieder erneuert, so bleibt keine Zeit für irgend etwas anderes übrig. Jeden Augenblick werden die Bedienten, auch wenn sie etwas Besseres zu thun beginnen, davon abgerufen, und von der umgehenden Gebieterin bald oben, bald unten in das Haus zum Reinigen beordert. Allmählig bildet sich bei denjenigen Personen, die diesem Reinlichkeitssystem sich hingeben, ein wirklicher Haß gegen jede andere Thätigkeit. Sezt jemand von ihren Untergebenen sich nur auf wenige Minuten zu einem nützlichen Geschäfte hin, so wird dies in ihren Augen Bequemlichkeit und Trägheit, Müßiggang in dem, was sie für das Wichtigste halten, ist es auf jeden Fall, denn sizend kann ja Niemand scheuern oder fegen, und der Urbegriff der Sedulitas, die bei den Römern eine Tugend war, wird in gewissen Häusern Helvetiens zum Verbrechen. Ueber alle häuslichen Verhältnisse, selbst über die Tafel, dehnt dieses System seinen eisernen Arm aus, denn nur diejenigen Speisen dürfen zubereitet werden, die wenig Zeit erfordern, gleichviel, ob sie kostbar seyen oder nicht, damit die Küchenbeamten so bald als möglich die Ordnung wieder herstellen können und jede Geräthschaft gereinigt und geordnet erscheine.

Aus dieser übergroßen Reinlichkeit und Ordnungsliebe, oder vielmehr aus dem Ueberdrusse gegen alles Andere entsteht am Ende bei denjenigen Personen, die sich diesem Système déplorable hingegeben haben, ein solcher fieberhafter Zustand, daß nach kurzen Zwischenräumen alle Schränke, Schubladen, Schachteln einer Untersuchung unterworfen, jeder noch so kleine Gegenstand herausgehoben, gelüftet, ausgestäubt, gesonnt, abgewischt, polirt und dadurch unvermeidlich hin und wieder eine andere Störung der Reinlichkeit veranlaßt wird. Oft herrscht in diesem Artikel eine solche Emsigkeit, daß Gegenstände, die jahrelang ohne Schaden an ihrer Stelle hätten bleiben können, nach kurzer Zeit wieder hervorgezogen und einer strengen Heerschau unterworfen werden. Nicht nur die Vorsäle, sondern ganze Zimmer sind oft so mit Geräthschaften bedeckt und belegt, daß wenn Jemand sich meldet, man um ihn nicht glauben zu machen, es sey hier bis zur Auktion gekommen, kaum noch einen Raum auffindet, wo man ihn hineinführen kann. Hier wird aus der Leidenschaft zur Ordnung in dem nämlichen Maße Unordnung erzeugt, wie man etwa in Holland mitten in der größten Reinlichkeit durch das Quispidorchen, das mitten auf die gedeckte Tafel gestellt wird, seinen Magen in Bewegung gesezt fühlt.

Karrikaturscenen und tragische Erscheinungen sind in stetem Wechsel. Man erzählt sich, daß eine solche Frau das Bett ihres sterbenden Gatten glänzend reiben ließ, und auf seine Bitte, man möchte ihn schonen, antwortete: „Gib dich, mein Lieber, es kann in Gottes Namen nicht anders seyn.“ Andern bleibt über ihren ununterbrochenen Abwäschungen keine Zeit mehr übrig, um Besuche zu empfangen oder zu geben, etwas zu lesen oder wichtigen Hausgeschäften ihre Zeit zu widmen; andere überfluthen wöchentlich und noch häufiger alle Fußboden so, daß nicht nur durch die entstehende Feuchtigkeit das Balkenwerk angesteckt, sondern auch auf die Gesundheit der Bewohner sehr nachtheilig eingewirkt wird.

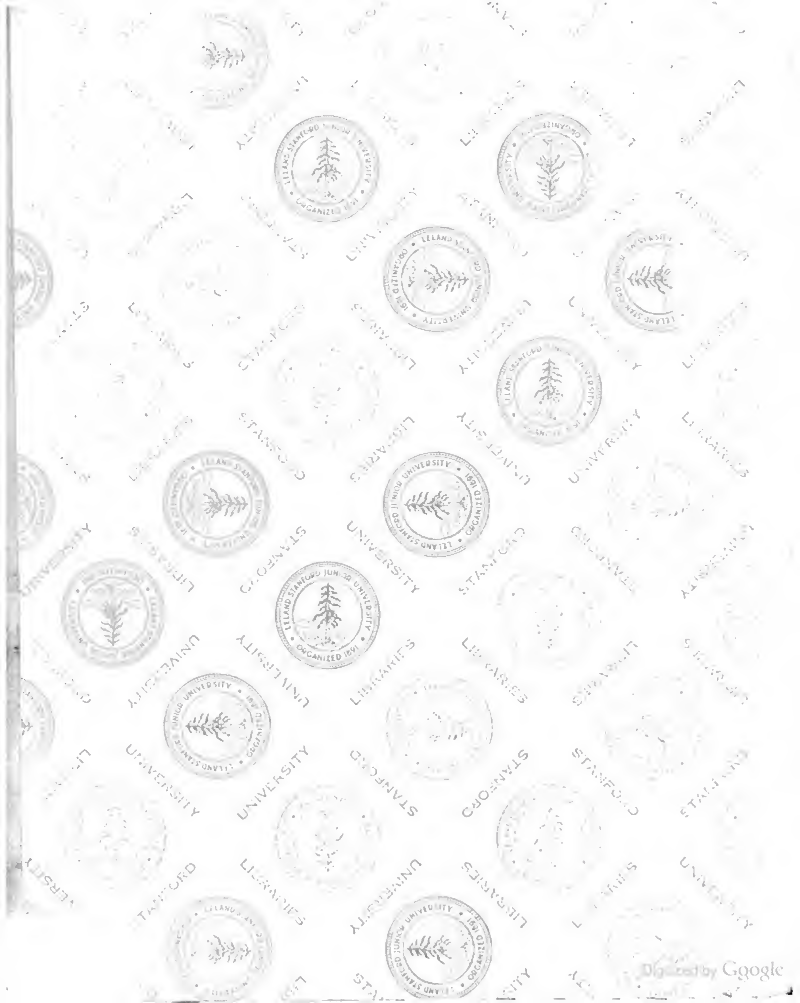
Glücklicherweise vermindert sich diese unselige, tief in die Oekonomie eingreifende Liebhaberei. Sie ist zum Gegenstande des Spottes der Menge und des Mitleidens der feiner Fühlenden geworden, und sie wäre schon ganz verschwunden, wenn nicht die aller Orten vorhandenen Basen, Gevatterinnen und ihre Zunftgenossen die unglückliche Geistesrichtung durch Lobsprüche ermunterten und unterhielten.

Auflösung des Räthsels in Nro. 230.:

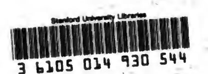
Das Holz.

Beilagen: Kunstblatt Nr. 78. u. Monatsreg. September.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.




LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY
ORGANIZED 1891
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES


3 6105 014 930 544